Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band

auf das Jahr 1824.



Göttingen,

gedruckt bey J. C. Baier.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.
Den 3. May 1824.

Wien und London.

Die Deutsche Uebersetzung von Sinclair's Code of agriculture, auf Veranstaltung der Wiener Landwirthschaftsgesellschaft durch den Ritter v. Schreibers bearbeitet, ist in dem 40. Stück des vorigen Jahrganges dieser Anzeigen von einem anderen, seitdem verstorbenen Mitarbeiter angezeigt worden. Inzwischen ist eine Zweyte, wie es auf dem Titel heißt, "wohlfeile Ausgabe auf gewöhnlichem Druckpapier" mit der Jahrszahl 1823, sonst ganz unverändert, erschienen, was man für nützlich halten muß, da nun der mäßige Preis von 3 Rthl. bey dem noch ganz anständigen Aeußeren die Verbreitung dieses höchst bedeutenden Werkes in Deutschland erleichtert.

Der Uebersetzung liegt die 1. Ausg. des Originals vom J. 1817 zu Grunde, die Zusätze der zweyten (1818) wurden zum Theile im Anhange beygefügt. Unterdessen ist auch eine dritte Ausg. zu Stande gekommen, von welcher Rec., so wie überhaupt von dem Original in Vergleich mit der Verdeutschung, Einiges nachträglich anmerken will,

Der vollständige Titel ist: The code of agriculture; including observations on gardens, orchards, woods and plantations. By the right hon. Sir John Sinclair, Bart. founder of the board of agriculture. . . (Motto aus Cic. offic. 1, 42.). . . Third edition, enriched by the remarks, of a number of the ablest practical farmers, in England, Scotland and Ireland. London, Sherwood etc. . . . 1821. XV und 593 S. in Octav, nebst 153 S. Appendix, Register und Kupfererklärung, 9 Kupfertaf. und des Bildniß des Verf. — Preis 1 Pf. 4 Sh.

Der berühmte Verf. denkt sich unter dem "Codean system of Knowledge" die Sammlung aller allgemeinen Grundsätze irgend eines besondern Zweiges der Litteratur, in einem Bande (in one Code, or Volume), so daß dieselben kurz zusammengedrängt erscheinen und später mit geringen Kosten verbessert wieder abgedruckt werden können, wenn wesentliche Bereicherungen der Kenntnisse eine neue Herausgabe nöthig machen. Diese Methode möchte nur auf Erfahrungskenntnisse, besonders auf die Anwendungen der Naturwissenschaften vollkommen anwendbar seyn, bey diesen ist auch ihr Nutzen nicht zu bezweifeln. Die Masse zuverlässiger Erfahrungen bildet einen festen Stamm, an dem man bey jedem Wechsel der Ansichten, und Hypothesen zu aller Zeit so wohl für die Ausübung als für die Fortbildung der Theorie die sicherste Stütze findet.

Soll aber ein solches Werk seine Bestimmung erfüllen, so muß es bey dem Thatsachlichen stehen bleiben, oder doch alle theoretischen Erklärungen genau von jenem trennen; es darf nicht selbst ein System enthalten, aber die Entwicklung eines solchen erleichtern. Nur wird, wenn das öftere Auflegen des ganzen Buches als wesentlich für das "Codean system" gelten sollte, der daraus für di

Käufer entspringende Aufwand in Betracht kommen müssen, was bey Nachträgen vermieden wird. Der Verf. ist überall bemüht, durch Hinweisen auf die Reports, auf andere Druckschriften und auf Privatmittheilungen einzelner nahmhaft gemachter Landwirthe sich selbst in den Hintergrund zu stellen; allgemeinere Behauptungen führt er mit den Formeln it is contended, it is objected etc. an, und ist, wie sich gebührt, in dem Aussprechen von Resultaten überaus vorsichtig. Die Uebersetzung gibt diese Züge nicht wieder, enthält auch fast gar keine Citate, wodurch unstreitig die Eigenthümlichkeit des Buches minder kenntlich wird. —

In der Vorrede zur 3. Aufl. macht der Verf. Hoffnung, daß wir von ihm noch ein Werk "on the minutiae of farming" erhalten werden, dessen Herausgabe er übrigens lieber durch eine Gesellschaft bewerkstelliget sehen möchte. Rec. begreift nicht recht, wie dieß Werk nur etwa gleichen Umfang wie das gegenwärtige erhalten könnte, da es die nämlichen Gegenstände und von jedem Alles aufs ausführlichste umfassen müßte. Gegen den Einwurf, daß man dieses leichter aus der Anschauung und Uebung erlernet, als aus der besten Beschreibung, würde er wohl mit gutem Grunde erwidern können, die Vollendung der Gewerbskunst erfordere, daß alles bis auf den Handgriff herab durchdacht und nach wissenschaftlichen Gründen vorgenommen werde. Inzwischen stehen große Schwierigkeiten der Aufstellung allgemeingültiger Regeln im Wege.

Die 3. Ausg. enthält viele kleine Zusätze sowohl im Texte als in den Noten, worunter Manches interessant ist. S. 19 Erfahrungen über den Nutzen kleiner Steine im Boden, selbst auf nicht sandigem Grunde. — S. 41. Die größeren Landgüter vermehren sich, weil bey dem Steigen der Rente und der Wirthschaftskosten die kleineren kei-

nen hinreichenden Unterhalt mehr für eine Famil
abwerfen. — (Auf dem festen Lande geht die Ve
kleinerung der Güter immer weiter, man mu
also jene Erfahrung aus den eigenthümlichen Ve
hältnissen Englands erklären, wo die zunehmen
Volksmenge mehr auf die Gewerbe hin dräng
die Landwirthschaft aber mit einer Fülle von C
pital, mit freyer Speculation getrieben wird). -
S. 584 über den Nutzen landwirthschaftlicher Vo
träge auf Universitäten; das Beyspiel Deutschlan
sey bis jetzt nur in Edinburg nachgeahmt worde
— Die meisten Vermehrungen finden sich im A
pendix, wo die Nummern XVII. u. XX — XX
neu hinzugekommen sind, auch fehlen im Deutsch
mehrere Zusätze, welche bereits der 2. Ausg. ei
verleibt wurden. Die Mehlconsumtion von Lo
don wird wöchentlich auf 15,000 Säcke angegebe
wozu jährlich 728,000 Quarter Waitzen u
242,666 Acres Land erforderlich sind. Aus d
S. 61 angegebenen Zahlen folgt, daß die Bran
weinschlempe von 1 Quart. Gerste 7 Pf. Fleis
zuwachs des Mastviehes bewirkt. In 20 Woch
kamen in einer sehr großen Wirthschaft 31¾ Q
auf den Ochsen, also täglich die Schlempe v
beinahe 1⅕ Preuß. Scheff. Thaer rechnet tägl
nur ⅝ Scheff. (Rat. Landw. IV, 367). — B
den Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit d
Drillens (Nr. XVI u. XIX.) vermißt man d
Unterscheidung der beiden Verrichtungen, die nic
nothwendig in Verbindung stehen müssen, d
Reihensaat und des Behackens. Uebrigens ist i
Texte S. 323 ff. die Lehre vom Drillen des G
treides sehr umgearbeitet und mehr zu Gunst
dieses Verfahrens dargestellt. Mehrere der früh
geäußerten Einwürfe sind weggelassen, von andere
wird bemerkt, daß sie durch Verbesserungen i
Verfahren gehoben werden; z. B. der wichti
Umstand, daß die gedrillten Früchte auf gute

Boden zu sehr ins Stroh wachsen, rührte nur von dem unzweckmäßigen Behäufen der Reihen her, welches die Holkhamische Schule verwirft. Dagegen sind viele Vorzüge neu angeführt, z. B. daß man weniger Dünger brauche, weil derselbe sich unmittelbar an den Pflanzen befindet, und der Boden weniger erschöpft wird, wegen der Reinheit von Unkraut. John Brodie, in East-Lothian, vielleicht der größte Pächter in Europa, da er gegen 7000 L. Pachtzins bezahlt, fand den Ertrag des gedrillten Getreides gegen das breitwürfig gesäete nach dem Gewichte = 41:34; das letztere war bey gleichem Volumen etwas schwerer. Dieß widerspricht der gewöhnlichen Meinung, nach welcher gedrillte Früchte schwerer ins Gewicht fallen sollen; es hängt vermuthlich mit dem Grundsatze jener Schule (der Anhänger von Coke) zusammen, sehr dicht zu säen. Coke säet vier bushel Weitzen per acre was 28 Preuß. Metzen auf den Morgen macht, wenn, wie es scheint, der statute acre gemeint ist, und beym Schottischen acre noch 21 Metzen auf den Morgen während in England 2½ bushel (17½ M. per Morg.) in der Regel genommen werden. Unter andern soll dadurch ein gleichzeitiges Reifen aller Aehren bewirkt werden. Rec. zweifelt an der Wirthschaftlichkeit dieser Methode, bis ihn ganz glaubwürdige vergleichende Versuche eines bessern überzeugen. — Die Beobachtungen über die grüne Düngung (Nro. XVII.) helfen, weil genaue Zahlenangaben fehlen, wenig. — Unter den verschiedenen Mitteln, die weißen Rüben vor dem Erdfloh zu schützen, wird für das beste erklärt, kurz vor der Aussaat Stoppeln, Stroh, Heide, Unkraut, Späne u. dgl. dünn ausgebreitet auf dem Boden zu verbrennen. — Merkwürdig ist Nro. XVI. die Vergleichung der Ochsen und Pferde. Wie oft auch in Deutschland dieser Gegenstand zur Sprache gekommen ist, so bleibt doch immer Vieles zur Nachlese übrig, auch kommt man bey genauer Untersuchung

nothwendig dahin, statt eines ganz allgemeinen Resultates mit unserm Verf. verschiedene Fälle zu unterscheiden. Für unsere Bauerwirthschaften wird den Ochsen schwerlich der Vorzug streitig gemacht werden können; der Verf. zieht für rationell betriebene Wirthschaften, bey hohem Grade von Eifer und Aufsicht, die Pferde vor, wie auch Thaer neuerlich gethan hat. Es gibt indeß auch in Großbritannien eifrige Vertheidiger der Ochsen, wie Lord Sommerville war; selbst Georg III. entschloß sich nach langer Erfahrung, auf seinem Gute bey Windsor alle Pferde abzuschaffen und die sämmtliche Arbeit mit 107 Ochsen zu bestreiten. Der Verf. hält Ochsen für nützlich in einer beträchtlichen Entfernung vom Markte, wo man keinen Mist kaufen kann, und wo grünes Futter, Rüben rc. niedrig im Preise stehen; da soll man Statt 20 Pferde lieber nur sechszehen und dazu acht Ochsen halten. Für kleine Güter würde er ohne Zweifel ein anderes Ergebniß gefunden haben, wie ungefähr im Handwerksbetriebe kostbarere Maschienen sich nicht so gut bezahlen als in der Fabrik. Aus dem General Report of Scotland ist die Bemerkung aufgenommen, mit Rücksicht auf die Zeit der Aufzucht erhalte man von gleicher Bodenfläche durch Ernährung von Pferden eine größere Menge von Arbeitskraft, als durch Ochsen, hauptsächlich weil diese nur 3-4 Jahre, jene aber 10-12 Jahre zur Arbeit gebraucht werden und doch beide in der Jugend gleich lange müssig gefüttert werden müssen. Rec. hat dieß schon im 15. Band des Farmer's Magazine durch ausführliche Berechnung erläutert gelesen. Der Widerstreit des Privatvortheils und des allgemeinen Besten ist jedoch nur scheinbar, weil die Ochsen desto mehr menschliche Nahrung geben. Auch das drey Bogen starke Register gehört unter die Vorzüge des Originals. K. H. Rau.

Paris.

Barrois l'ainé: Dictionnaire des ouvrages ano-

nymes et pseudonymes composés, traduits ou publiés en français et en latin, avec les noms des auteurs, traducteurs et éditeurs, accompagné de notes historiques et critiques. Par M. Barbier. Seconde édition, revue, corrigé et considérablement augmentée. T. I. (A.—E.) 1822. XLVIII u. 504 S. T. II. (F. — O.) 1823. 548 S. In Octav.

Ueber Plan und Einrichtung dieses nützlichen Werkes ist bereits auf Veranlassung der ersten Ausgabe in diesen Blättern (J. 1808. St. 81. J. 1811. St. 38) berichtet worden. Seitdem haben den Verf. theils fortgesetzte eigne Forschungen, theils die Beyträge anderer gelehrten Freunde, insbesondere aber die ihm mitgetheilten vieljährigen Sammlungen des Herrn van Thol über dieselbe Materie in den Stand gesetzt, seinem Werke eben so beträchtliche als zahlreiche Verbesserungen zu ertheilen. Die Einrichtung ist dieselbe geblieben, aber durch einen ökonomischern Druck, welcher das Werk auch im Aeußern zu einem Pendant zu Brunet's Manuel du libraire macht, so viel Raum gewonnen worden, daß auch jetzt wieder vier Bände das Ganze fassen werden. Die bey der alphabetischen Anordnung befolgten Grundsätze muß der deutsche Leser vor dem Gebrauch des Buchs einüben, da die Titel nicht wie bey uns, nach den Hauptworten, sondern (mit Ausnahme des Artikels) durchgängig nach dem ersten Worte eingetragen sind, so daß man z. B. deux livres de S. Augustin de la grâce de Jésus Christ unter Deux zu suchen hat. In Hinsicht der Vornamen, welche er entweder gar nicht oder mit den bloßen Anfangsbuchstaben angibt, wäre mehrere Genauigkeit zu erwarten und zu wünschen gewesen, da die neuern französischen Bibliographen auch in diesem Stücke jetzt pünctlicher geworden sind, als es früher der Fall war. Die zum Theil sehr interessanten Noten, welche einzelnen Artikeln beygefügt werden, sind beträchtlich vermehrt; vielleicht aber hätten manche dersel-

den anderwärts eine bequemere Stelle gefunden. Da ein dictionnaire des ouvrages anonymes kein Werk ist, welches man nach der Reihe fort lieset, so sollte der Verf. nur solche Noten aufgenommen haben, welche wirklich in den Plan gehören und die man bey dem absichtlichen Nachschlagen zu finden erwartet. Wer wird aber die Nachrichten von den Ausgaben und Uebersetzungen des Aristänetus (II, 290), von den Uebersetzungen des Heliodorus (II, 58) und so manchem Andern suchen? Ohnedieß hatte er die letztern in seinem examen critique des dictionnaires historiques T. I. S. 60. gegeben. Auch in den Noten, welche in den Plan des Werkes gehören, hätte er sich oft kürzer und bündiger fassen sollen, z. B. II, 159. bey dem Kempis de imitatione Christi, wo er fast nur wiederholt, was er bereits früher in der angeführten Schrift des Herrn Gence bemerkt hatte. In bibliographischen Werken sollte man sich dergleichen müssige Wiederholungen um so weniger gestatten, je unübersehbarer der zu verarbeitende Stoff schon an sich ist. Auch den Fleiß, welchen Herr B. seit einigen Jahren auf die Aufsuchung französischer Uebersetzungen alter Classiker wendet, wünschen wir lieber einem besondern Werke aufgespart, als hier einzeln und oft am unrechten Orte verstreut. Es wäre sehr zu wünschen, daß die reiche französische Uebersetzungslitteratur auch ihren Paitoni fände, da Goujets Sammlungen weder vollständig noch genau genug sind, und seitdem so viel Neues für das Fach geschehen ist. Dagegen können wir von der neuen vermehrten Ausgabe von Langlet's bibliothèque des romans, welche der Verf. in der Vorrede zu versprechen scheint, keine großen Erwartungen hegen. Jenes Buch ist so fehlerhaft und so unvollständig, daß es keine Grundlage zu einer genügenden Arbeit geben kann, und es setzt so viel Bekanntschaft mit der ältesten Bibliographie und mit Handschriften voraus, daß wir zweifeln, ob Hr. Barbier, dessen eigentliches Fach die neuere Bibliographie ist, den Bedürfnissen entsprechen würde, welche bey der jetzigen mehrseitigen Anregung dieses Gegenstandes zu beachten sind. Mit inniger Theilnahme haben wir übrigens die dankbaren Aeußerungen über seine günstige amtliche Lage gelesen, mit welcher der thätige u. verdiente Gelehrte seine Vorrede schließt. Leider sind sie auf seine jetzigen Verhältnisse nicht mehr anwendbar, da er nach mannichfaltigen Anfechtungen endlich doch wieder in den Privatstand zurückzutreten genöthigt gewesen ist. Das stille Reich des Bibliothekars sollte vor den Stürmen des Tages gesicherter seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 6. May 1824.

Königsberg.

Im Verlage der Gebrüder Bornträger, 1824. Die althochdeutschen Präpositionen. Ein Beytrag zur deutschen Sprachkunde, und Vorläufer eines althochdeutschen Sprachschatzes nach den Quellen des achten bis elften Jahrhunderts von E. G. Graff. Für Lehrer der deutschen Sprache und Herausgeber altdeutscher Werke. XX und 300 Seiten in Octav.

Von dem Unternehmen des Hrn. Regier. Rath Graff, und von den Erwartungen, wozu die gründlichen Kenntnisse und der verständige Eifer dieses Gelehrten berechtigen, ist in unsern Blättern schon früher (Jahrg. 1822. S. 1879) die Rede gewesen. Die Schrift, die wir jetzt anzuzeigen haben, ist nicht nur an sich ein wichtiger Beytrag zur deutschen Sprachkunde, sondern eignet sich auch sehr gut zu einer Probe des 'deutschen Sprachschatzes', an welchem Hr. G. schon seit mehrern Jahren arbeitet. Die vertraute Bekanntschaft mit der althochdeutschen so wohl als mit den verwandten Sprachen, der Reichthum des gesammelten Vorrathes, die stren-

ge und klare Anordnung desselben bewährt sich in dieser Probe so vollkommen, daß nur Ein Wunsch übrig bleibt, der Wunsch, das Ganze glücklich vollendet zu sehen. Und auch dieser, hoffen wir, wird nicht unerfüllt bleiben. 'Mein Unternehmen' sagt Hr. Graff in einem voran stehenden an Hn. Bibliothekar Grimm gerichteten Schreiben, bedarf von vielen Seiten Unterstützung. Die größte hat mir schon der Staat, dem anzugehören ich das Glück habe, durch die Gewährung der hiezu erforderlichen unbeschränkten Muße zu Theil werden lassen, und seine, die Bewunderung und Verehrung aller Zeiten auf sich ziehende Pflege und Beförderung der Wissenschaft läßt mich mit frohem Vertrauen hoffen, daß er mir diese Muße auch ferner gestatten wird.' — Dieß ist für jeden, der echte und nützliche Wissenschaft zu schätzen weiß, eine höchst erfreuliche Botschaft. — Die Ausarbeitung und Vollendung eines Werkes wie dasjenige ist, das Hr. G. unternommen hat, erfordert mehrere Jahre freyer Muße, die zum Theil auf gelehrte Reisen zur Untersuchung der vorzüglich in St. Gallen, Wien, und München befindlichen Handschriften verwendet werden muß. So dringend auch das Bedürfniß eines Sprachschatzes ist, wie ihn schon Leibnitz wünschte und nannte, nicht nur für die deutsche Sprache selbst, sondern für die historischen Grundlagen so mancher andern Wissenschaft; so kann doch ein solches Werk niemahls eine Entschädigung der darauf verwandten Mühe und Kosten von der kleinen Anzahl derjenigen erwarten, die den Werth desselben zu würdigen wissen. Es ist nicht für die Mitwelt allein, es ist für die Nachwelt bestimmt. Es ist eine öffentliche Unternehmung, und verdient, als solche, öffentliche Unterstützung. Wenn Männer, deren höchstes Ziel ist, das was sie gelernt haben anzuwenden, mit Recht sichere, oft reiche Belohnung finden, wie weit mehr gebührt öffentliche Unterstützung

demjenigen, der neue Quellen der Wissenschaft öffnet, oder zugänglich macht! Und wo ließe sich eine solche öffentliche Unterstützung zuversichtlicher hoffen, als in einem Staate, der durch die edle Freygebigkeit, mit welcher er die Wissenschaften, und unter diesen ins besondere die Sprachwissenschaft, pflegt und fördert, so ruhmvoll sich auszeichnet? Ein verhältnißmäßig kleiner Theil der Beyhülfe, welche die Preußische Regierung dem Sanscrit angedeihen läßt, wird der vaterländischen Sprache genügen, und zwey in uralter Zeit verschwisterte Töchter Einer Mutter werden durch gemeinschaftliche Dankespflicht aufs neue vereint werden. Der innere Beruf, der Hrn. G. zu seiner Arbeit begeistert, liegt vor Augen; der *äußere* wird und kann nicht fehlen; und so dürfen wir dann getrost auf das ersprießlichste Gelingen derselben hoffen.

Wie mangelhaft, unzuverlässig, planlos und verwirrt das Schiltersche Glossar ist, weiß jeder, der es ernstlich zu brauchen versucht hat. Das Licht, das Jacob Grimm für die deutsche Grammatik angezündet hat, macht die Finsterniß, die jenes Chaos bedeckt, noch weit schwärzer erscheinen, dient aber auch zu gleicher Zeit dazu, sie aufzuhellen und zu verscheuchen. So lange eine fest begründete Grammatik fehlte, war ein Wörterbuch unmöglich; unmöglich in Hinsicht auf sein Fachwerk, und unmöglich in Hinsicht auf dasjenige, was mit Sicherheit in die Fächer niederzulegen ist. Jetzt erst können die alten Sprachdenkmahle, gedruckte so wohl als ungedruckte, mit Erfolge durchforscht, die Fehler berichtiget, die einzelnen Glossen so wohl als die in zusammen hangender Rede fortlaufenden Ueberreste, jene durch Vergleichung unter einander, und durch Aufsuchen der Stelle zu der sie gehören, diese ihrem Sprachgebrauche und Zusammenhange gemäß, erläutert werden. Wie viel Hr. Graff für alles dieses schon vorgearbeitet hat, zeigt diese Abhand-

lung der Präpositionen. Schon hier finden sich gelegentlich gegebene Berichtigungen, die sich auf verglichene Handschriften, oder einen geübten critischen Blick gründen. So steht z. B. bey Pez die völlig unverständliche Glosse 'granum, in petro cherno in drupin'; Hr. G. lehrt uns lesen 'granum in petro (botro), cherno in drûpin; der Glosse 'in hintri, in cadavere', weiset er ihre Stelle Deuteron. 28, 13 an, und bessert dem gemäß, 'in caudam'; die, als zwey Glossen gedruckten, sinnlosen Wörter 'nevum, flechomi tdiu; mangaporan, wirdit' lernen wir lesen 'nevum, flecho mit diu man gaporan wirdit'; das aus Unverstand entstellte und der Sprache aufgedrungene Wort 'Sündfluth' erscheint in seiner echten Gestalt 'sinvluot' oder 'sintvluot' (das richtige Wort, dessen erste Hälfte eine Verstärkung des Begriffes 'vluot' ist, dergleichen sich auch in 'sinwel' und dem noch gebräuchlichen 'singrün' findet, erhielt sich bis in die Mitte des 14. Jahrh.). — Diese wenigen Beyspiele mögen hinreichen, um Lesern, die mit dem Gegenstande, von dem hier die Rede ist, weniger vertraut sind, dasjenige verständlich zu machen, was nur kurz und im Allgemeinen berührt werden konnte, wie Viel nämlich zur Ausarbeitung eines althochdeutschen Wörterbuches erfordert wird, und wie gerüstet Hr. G. hervortritt und den Bogen aufnimmt.

Zu einem Vorläufer seines 'Sprachschatzes' konnte Hr. G. schwerlich eine passendere Classe von Wörtern wählen als die Präpositionen. Sie bieten der Untersuchung eine genau bezeichnete Grenze dar, sind bis jetzt mehr als vernachlässigt, und dienen dazu, eben so gut den Fleiß des Sammlers als das richtige Urtheil des Erklärers zu bewähren. Ihre Bedeutungen aus einem klaren sinnlichen Begriffe zu entwickeln, wie ihn das Verbum oder das Nomen darbietet, wird immer eine schwere Aufgabe

bleiben, und wir halten es daher für eine lobenswerthe Mäßigung, daß etymologische Vermuthungen fast ganz bey Seite gesetzt worden sind. An ihnen mag Scharfsinn und Witz sich üben, wenn das, was die Sprache in ihrer ältesten Gestalt darbietet, erst vollständig gegeben ist. 'Da, sagt Hr. G., der althochdeutschen Sprache eine ältere Stammsprache zum Grunde liegt, von welcher sie, wie schon ihre (wenigstens als Schriftsprachen) ältern Schwestersprachen, z. B. die griechische, gothische, ihre ältesten Präpositionen erhalten hat: so gehört die Frage, ob dieser Redetheil ursprünglich oder von Adverbien hergeleitet, und vielleicht auch zum Theil von abgesprungenen Casus-Zeichen entstanden ist, nicht in diese, nur das Althochdeutsche betreffende Abhandlung. Nur die einzige Präposition vona, die der deutschen Sprache eigenthümlich zu seyn scheint, darf hier, da sie nur als Präposition, nicht aber als Adverb vorkommt, als ursprünglich aufgeführt werden. Was die später in der althochdeutschen Sprache entstandenen, neben gleichbedeutenden und gleichlautenden Adverbien vorkommenden Präpositionen betrifft, so sind diese als jünger, und die ihnen entsprechenden Adverbien als älter anzunehmen. Das Adverbium samant (simul) hat schon Isidor; aber erst bey Notker zeigt sich die Präposition samant (cum). Die den Präpositionen ûzs, êr, sîd entsprechenden ut, air, seithu sind dem Gothen nur noch Adverbia.' — Die Präposition als einen ursprünglichen Redetheil anzunehmen, scheint überall unstatthaft zu seyn. Da sich später immer mehrere dieser dunkeln Wörtchen zeigen — wie neu ist, wenigstens im Deutschen, unser 'wegen' —, so darf man vielleicht rückwärts schließen, daß anfänglich gar nichts der Art vorhanden war. Auch der Casus, den die Präposition jetzt regiert, kann wohl nur aus einer frühern vollständigern Gestalt des Ausdruckes begriffen werden, die allmählich verkürzt

und verdunkelt wurde; und selbst in den Fällen, wo die Präposition auf ein Adverbium zurück weiset, wird sie, durch dieses hindurch, weiter zu führen seyn. — Die Verhältnisse, die durch die Präpositionen bezeichnet werden, sind, wie Hr. G. sehr richtig bemerkt, ursprünglich Raumverhältnisse; und die Ausnahme, welche ἄνω, ἔρ, σὶδ zu machen scheinen, ist in der That nur scheinbar. Die Beziehung auf Raum wurde nachher auch auf Zeit, Ursache, Mittel u. s. w. übertragen. Uebrigens liegen sich die Verhältnisse, welche durch Präpositionen bezeichnet werden, nicht nur selbst einander oft sehr nahe, sondern eine beynahe unmerkliche Veränderung des Standpunctes, aus dem das Verhältniß angesehen wird, verändert auch die Gestalt in der es erscheint. Daraus erklärt sich, wie zur Bezeichnung von Verhältnissen, die auf den ersten Blick dieselben zu seyn scheinen, nicht nur in verschiedenen Sprachen, sondern auch in verschiedenen Perioden einer und derselben Sprache, verschiedene Präpositionen gebraucht werden, und wie eben so die Casus, scheinbar, verwechselt werden.

So viel von diesem ausgezeichnet gründlichen Buche für unsere Leser. Dem Hrn. Reg. R. Graff wünschen wir, daß er unter günstigen Sternen und mit frohem Muthe das Ziel der Laufbahn erreiche, die er so siegeswerth betreten hat.

Paris.

Chez A. Belin: Essai sur le vol des insectes, et observations sur quelques parties de la mécanique de mouvemens progressifs de l'homme et des animaux vertebrés; accompagnés de 13 planches relatives aux organes du vol des insectes; suivis d'un mémoire contenant des idées nouvelles sur le système solaire. Par M. le Chevalier J. Chabrier, ancien Officier etc. 1822. IV. 328 u. 64 S. in Quart.

Auch diese Reihe von Abhandlungen, mit Ausnahme einer einzigen, sind bereits in den Mémoires des Museums für Naturgeschichte mitgetheilt worden, und wir können sie somit als zum Theil bekannt voraussetzen. Der Verf. liefert zunächst eine genaue Beschreibung des Flugapparats der Insekten, namentlich des Maykäfers, der Hummel, der großen Libelle, der Schmeißfliege und Wanderheuschrecke, als Repräsentanten der übrigen, mehr oder weniger verwandten Gattungen. Er hält sich jedoch mehr bey den weichen, muskulösen und sehnigen Theilen auf, als bey dem äußern Gerüste, woran sie haften, und dieses scheint Ref. ein wesentlicher Fehlgriff und Mangel, der unvermeidlich eine gewisse Dunkelheit in der Darstellung zurückläßt. Die Beschreibung der einzelnen Theile ist keines Auszugs fähig und würde, ohne die Kupfer, unverständlich seyn. Wir heben daher nur einige einzelne Bemerkungen des Verf. hinsichtlich des Flugs der Insekten heraus. Die Insekten blähen sich vor dem Aufflug auf eine ähnliche Weise, wie die Vögel, auf, saugen aber die dazu erforderliche Luft nicht durch die Stigmata an der Seite ihres Körpers ein, sondern durch die Mundöffnung. Diese Stigmata dienen vielmehr zur Exspiration, und wahrscheinlich entsteht durch die Entweichung der sehr condensirten Luft durch dieselben das Sumsen und die andern verschiedenen Töne, welche die Insekten, besonders bey dem Fluge hören lassen. Das hat nun allerdings viel Wahrscheinlichkeit; allein der Verf. irrt, wenn er alle von Insekten hervorgebrachten Töne auf diese Weise entstehen läßt. Denn namentlich bringt die Sphinx Atropos ihren quikenden Laut durch Reibung ihrer Zunge auf der glatten, hornartigen Zunge, und der Scarabaeus fullo Lin. einen ähnlichen Ton durch Reibung des Brustschildes an dem Rückenschilde hervor. — Bey den Schmetterlingen hat er das sehr kurze, dritte Flügelpaar, das gewisser Maa-

ken ein Rudiment von Flügeldecken ist, verkannt, bey den Dipteren aber hält er die sogenannten balancie[rs] unterhalb der Flügel für Andeutungen des zweyten Fl[ü]gelpaars, oder gleichsam verkümmerte Hinterflügel.— D[ie] Flugkraft der Insekten liegt in der Elasticität ihrer hor[n]artigen Bedeckung begründet. Die Bemerkungen üb[er] die fortschreitenden Bewegungen des Menschen und d[er] mit einem Rückgrat versehenen Thiere enthalten wen[ig] Neues. Die thierische Wärme hält der Verf. für das Pr[o]duct der Bewegung der elastischen Theile, gesteht jedo[ch] selbst, daß der Proceß des Athmens und der Verdauu[ng] auch mitwirke. — Auf die Neuheit seiner Ideen über d[as] Sonnensystem scheint sich der Verf. besonders viel zu G[u]te zu thun. Er nimmt keine gegenseitige Gravitation d[er] Weltkörper an, sondern eine von der Sonne ausgehend[e,] sich dem ganzen Planetensystem mittheilende Bewegun[g.] Die Sonne ist ein Feuer, oder doch ein in einer feurig[en] Atmosphäre schwimmender Körper, das seine Nahru[ng] immer durch das aus dem liquide sidéral auf dieselb[e] herabsinkende gas oxygène erhält. Jenes hypothetisc[he] liquide sidéral ist das gas azote und erfüllt wenigste[ns] den ganzen Weltraum des Sonnengebietes, und d[ie] sämmtlichen Himmelskörper schwimmen in ihm. Ein[en] leeren Raum gibt es nicht. Wärme und Licht entwicke[ln] fortwährend das gas oxygène, das zufolge seiner rela[ti]ven Schwere sich auf die verschiedenen Himmelskörper he[r]absenkt und in ihrer Nähe, wo es die dichtesten Schicht[en] bildet, dann entweder ihren Verbrennungsproceß unte[r]hält, oder Verbindungen mit dem Himmelskörper u[nd] seinen Theilen eingeht und so ihre Masse immer me[hr] vergrößert. Alle Planeten sind also im Wachsen begr[if]fen und haben früherhin alle geleuchtet und gebrann[t.] Nach und nach sind sie von den Polen her erkaltet u[nd] bewohnbar geworden. Wir brechen jedoch ab, weil [es] nicht nöthig ist auch nur eine oberflächliche Uebersic[ht] des Neuen und Unerhörten in dieser Schrift zu gebe[n.] Denn des Verfassers Hypothese erklärt Alles, selbst d[ie] Nordlichter und Erdbeben, und läßt sich mit Alle[m,] namentlich auch mit der Schöpfungsurkunde in der G[e]nesis vereinigen, wie der Verfasser gelegentlich in ein[er] Note bemerkt. — Es steht nun dahin, ob diese neu[en] Ideen sich Bahn machen und die alten, bisherigen Vo[r]stellungen verdrängen werden, wozu sie freylich noch ti[e]ferer Begründung bedürfen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. Stück.

Den 8. May 1824.

Berlin.

Eratosthenica composuit Godofredus Bernhardy. Berolini. 1822. Impensis Ge. Reimeri. XVI und 272 Seiten in Octav.

Ein junger Philolog, der zum ersten Mahl in der gelehrten Welt mit einer bedeutendern Leistung auftritt, stellt als Frucht seiner Humanitäts-Studien die Behauptung auf, daß Alles, was die Gelehrten bisher über den Eratosthenes gesagt und geschrieben haben, so über die Maßen einfältig sey, daß er kein ähnlich jammervolles Gewäsch über einen alten Dichter oder Prosaiker kenne. Dieß Urtheil trifft Meursius, J. Vossius, Galeus, Jonsius und viele andere; dem Fabricius werden jedoch noch einige Funken gesunden Menschenverstandes zugestanden. Da wir Streitigkeiten über den Ton der Einkleidung nicht lieben, so lassen wir diese Urtheile unbeachtet an uns vorübergehen, um uns zu der Sache selbst zu wenden; Suidas im Leben des Eratosthenes soll sechs Fehler begangen haben. Eratosthenes wurde, wie viele alte Schriftsteller berichten, das Βῆτα genannt, weil er in vielen Wissen-

schaften die zweyte Rolle spielte, und Meursius hat aus zuverlässigen Vergleichungen im Suidas jenes βῆτα für das sinnlose βήματα hergestellt. Durch Hrn. Bernhardy aber lernen wir nun, daß diese Benennung überhaupt und also auch jene Verbesserung unstatthaft ist; leider hat es ihm aber nicht gefallen, uns etwas Besseres und Richtigeres dafür zu geben. Ferner soll Eratosthenes nach Suidas ἱστορίας geschrieben haben, aber hoc falsum est! und da Stephanus Byzantinus unter dem Wort Κυρήνη dasselbe erzählt, so heißt es von ihm, mendacii in societatem venit! So apodictische Beweise vermag freylich Rec. nicht zu widerlegen. Auch die grammatischen Schriften des Eratosthenes werden demselben ohne weiteres abgesprochen, denn grammaticam Eratosthenes tanquam singularem doctrinam neque exposuerat, neque quo erat ingenio potuit! (?) Das Zeugniß des Clemens Alexandrinus, welcher strom. I. S. 309 A. zwey Bücher grammatica des Eratosthenes erwähnt, ist also erlogen. Ohne Zweifel müssen also auch Lucian. Macrob. 27. und Strabo XVII, S. 838. gelogen haben, da sie in jenes Zeugniß einstimmen. Fast möchte man auf den Herausgeber anwenden, was er über fremde Forschungen geäußert hat: Cetera hic enumerare, quae si expenderentur, rimarum plena, huc illuc perpluerent, longum est. Die wissenschaftliche Erklärung der Fragmente ist fast ganz leer ausgegangen, und es steht mit der anderwärts entfalteten Denkungsart des Herausgebers nicht recht im Einklang, wenn er diesen sichtbaren Mangel mit seiner Jugend und Unerfahrenheit entschuldigt, und so der Einfalt anderer Gelehrten einen neuen Spielraum verstattet. Dieses Alles soll uns indessen keineswegs blind machen gegen die wirklichen Verdienste des Werkes, die wir vielmehr mit gebührender Achtung anerkennen. Sie bestehen in dem mühsamen Aufsuchen und Finden

der Fragmente, welche in beynahe hundert Schriftstellern und Werken zerstreut lagen, in der Aussonderung des Wahren von dem, was als unechtes Einschiebsel zu gelten scheint, in der Aufspürung aller der Wendungen, in welche ein Gedanke oder Lehrsatz des Eratosthenes von dessen Bewunderern, Tadlern und Bearbeitern aller Zeiten gefügt worden ist, in manchen neuen Resultaten, welche sich aus der jetzt gebildeten Zusammenstellung von selbst ergeben, und so strahlt, wenn man gewisse Vorurtheile des Herausgebers ausscheidet, aus diesem Allem von vielen Seiten auf den Eratosthenes ein Licht zurück, in welchem man denselben bis jetzt nicht zu sehen gewohnt war. Noch klarer würden diese Strahlen leuchten, wenn ihrem Urheber eine leichte und gefällige Darstellungsgabe eigen wäre, wiewohl nicht zu leugnen ist, daß in der zerrissenen Lage solcher Fragmente selbst ein Grund vorhanden ist, warum der Weg der Erkenntniß durch dieselben nicht überall eben und gebahnt erscheinen kann.

Nach den oben angegebenen Beschränkungen werden die übrig bleibenden Werke des Eratosthenes, von denen noch Fragmente vorhanden sind, in sieben Klassen eingetheilt, aus denen wir die wichtigsten Resultate, mit einigen Bemerkungen begleitet, hier mittheilen.

I. Geographica, mit 127 Fragmenten. Nach Anführung allgemeiner Zeugnisse werden die Tadler und Widersacher des Geographen vom Polemo und Hipparchus bis zum Marcianus Heracleota herab, darauf die Quellen desselben, Pytheas, Patrokles, Timosthenes, Dicäarchus, Deimachus, Megasthenes, Anaximander, Hecatäus, Xanthus gemustert, und das Verdienst des Mannes als des ersten Begründers der wissenschaftlichen Geographie in Verbindung mit Mathematik gewürdigt. Die neueren Bearbeiter werden ungünstig dabey beurtheilt, denn Gosselin nicht zu gedenken, der mit Gallischem

Leichtsinn den Eratosthenes beschuldigte, ältere Urkunden absichtlich verfälscht und vernichtet zu haben, um sich die Ehre der ersten Entdeckung anzumaßen, soll auch Seidel unvollständig, unklar und unsicher im Urtheil seyn. Mannert und Voß kommen noch ohne Tadel weg, und auf Ukert ist keine Rücksicht genommen, vielleicht weil sich bey ihm kein Stoff des Tadels fand. Der Titel des Werkes war γεωγραφικῶν libri III. nicht γεωγραφούμενα oder γεωγραφία wie es zuweilen nachlässig citirt wird. Aus Strabo XVII. S. 802. wird geschlossen, daß das erste Buch dieser Geographie noch vor dem Ende des ersten Punischen Krieges abgefaßt sey, als die Karthaginienser noch im Besitz von Sardinien waren. Zu den vom Strabo oft verkannten Verdiensten des Eratosthenes gehört außer seinen mathematischen Entdeckungen auch das, daß er dem Homer wenig Ansehen in der Geographie zugestand, mehr schon dem Hesiodus, welcher zuerst den Nil, Sicilien, Italien, den Aetna, die Insel Ortygia, die Tyrrhener und Ligyer kennt oder mit ihren eigentlichen Namen benennt. — Außer der Geographie werden an vier Stellen des Stephanus Byzantinus noch Galatica des Eratosthenes erwähnt, und daraus das 2te, 4te, 7te und 33ste Buch citirt. So wahrscheinlich es nun ist, daß die letzte Zahl verdorben ist, da dieser Stoff nicht einmal der ausführlichsten Forschung zu so viel Büchern möchte hingereicht haben, so sind doch die Gründe, mit denen der Herausgeber das Werk dem Eratosthenes abspricht, neu und unerhört. Er kann es nämlich nicht geschrieben haben: 1. weil es der Richtung seines Geistes gänzlich widerstrebt; 2. weil das große geographische Werk nur aus drey Büchern bestand; 3. weil er zu so ausführlicher Darstellung nicht die Gallier gewählt haben würde; 4. weil die Auctorität des Stephanus in solchen Dingen wenig gilt. — Solcherley Gründe könnte man wohl

noch mehr hinzufügen, wenn diese Art zu schliessen überhaupt Beyfall und Empfehlung verdiente.

II. Mercurius (Hermes), ein Gedicht, welches eine poetische Erzählung von den Thaten des Hermes oder vielmehr des Aegyptischen Thot und von der ihm beygelegten Anordnung der Sternbilder enthielt, so daß die mathematische Demonstration durch mythische Einkleidung gemildert wurde. Die Namen *κατάλογοι* und *καταμερισμός* (ein Wort, welches unsern Wörterbüchern unbekannt ist) sollen später hinzugefügte Titel desselben Werkes seyn. Die besonders citirte Erigone soll nur ein Theil dieses Ganzen gewesen seyn, wobey jedoch es höchlich auffallen muß, daß die aus derselben citirten Verse in wechselnden Herametern und Pentametern bestehen, während die übrigen Fragmente des Hermes nur Herameter enthalten. Das unter dem Namen Catasterismi vorhandene Werk des Eratosthenes, was man bis jetzt meist für einen eilfertigen Auszug aus einem alten wirklich Eratosthenischen Werke hielt, wird von dem Herausgeber für völlig untergeschoben erklärt. Die Gründe sind dieselben, mit welchen Hr. Bernhardy allerwärts bey der Hand ist, nämlich, daß es dem Geist des Eratosthenes widerstreite, daß dieser sich würde geschämt haben, kindische Lügen von den Sternen in Prosa vorzutragen, u. s. w. Rec. liebt die Räsonnements nicht, deren Vorwitz nach Jahrtausenden den geistigen Regungen und Bewegungen eines Alten willkührliche Schranken zu setzen sich vermißt, und findet deshalb in allem von Hrn. Bernhardy Verworfenen nichts dem Geiste des Eratosthenes Widerstrebendes. Indessen hier hat sich doch der Herausgeber wenigstens einmal die Mühe genommen, solch allgemeines Absprechen mit anderweitigen Gründen zu unterstützen. Es sind nämlich eine Menge Sprachfehler zusammengestellt, welche in den Katasterismen vorkommen. Aber auch diese können wenig

oder nichts beweisen, da man ja in jedem einzelnen Fall irgend eine beliebige Verfälschung oder Interpolation eben so gut als Hypothese aufstellen kann, und, was noch weit mehr sagen will, weil über die meisten vermeintlichen Fehler der Art der Richterspruch der Grammatik und des Sprachgebrauchs bey genauer Erforschung weit milder und vorsichtiger ausfallen wird. Es findet sich namentlich vieles darin, was Rec hierjedoch nicht im Einzelnen verfolgen kann, was durch den Sprachgebrauch der Scholiasten, des Strabon, ja sogar des Platon und Thucydides vollkommen gerechtfertigt wird. Hrn. Bernhardy's eigne Meinung ist die, daß die Katasterismen ein Auszug aus Hyginus seyen, und zu diesem Endzwecke hat er selbst eine durchgehende Vergleichung zwischen beiden angestellt, welche oft Aehnlichkeiten bis in den Gebrauch und die Stellung einzelner Worte nachweiset. Allein wer bürgt uns dafür, daß nicht die Katasterismen das Original, Hyginus die Nachbildung sey? und wo bleibt überhaupt bey dieser Vergleichung die größere Zahl derjenigen Partien, welche in beiden Werken gar keine Aehnlichkeit darbieten? — Ehe wir weiter gehen, müssen wir noch bemerken, daß vom Hermes 58 Fragmente gesammelt sind, und bey der großen Mühseligkeit des Sammler-Geschäfts wollen wir es dem Sammler selbst nirgends zum Vorwurf machen, wenn manches dabey übersehen worden ist. So würde sich zum Hermes eine Nachlese machen lassen aus Athenaeus VII. S. 284 D. XI, S. 501. E. Etym. magn. S. 472. 26. Plutarch. vol. V. S. 561. ed. Wytt. maj. Schol. Apoll. Rhod. II, 43. Stobaeus ecl. phys. S. 156. ed. Heer. u. s. w.

III. Mathematische Werke. Nicht mehr als zehn mathematische Fragmente sind vom Herausgeber gefunden worden, und die besonderen Titel der Werke, aus welchen sie herrühren, sind nicht angegeben. Nur ein einziges Buch, Platonicus genannt, macht

hiervon eine Ausnahme. Hr. B. glaubt aber, dieser sogenannte Platonicus sey nichts als die Vorrede gewesen zu einem größeren mathematischen Werke über Arithmetik und Musik, und habe eine durch das Zeugniß des Platon bekräftigte Empfehlung dieser Studien erhalten.; Von den übrigen mathematischen Werken getrennt erscheint

IV. De cubi duplicatione, ein Brief an den König Ptolemäus mit einem Epigramm, aus Eutoc. ad Archimed. sphaer. et cylindr. entlehnt, handelt von der arithmetischen und mathematischen Auflösung des angegebenen Problems, zu dessen Verdeutlichung die Zeichnung nöthig gewesen wäre, auf welche sich die Buchstaben des Textes beziehen. — Der Commentar zu Aratus Phaenomena ist hier auf die Auctorität des Fabricius ganz weggelassen, der ihn dem Eratosthenes sowohl als dem Hipparchus abgesprochen hat.

V. Philosophische Werke mit 15 Fragmenten, an deren erstes sich eine Digression über Ariston von Chios anschließt, der von Eratosthenes zu den berühmtesten Philosophen seines Zeitalters gerechnet wird, und dessen Schüler er heißt. Einzelne Titel philosophischer Werke kommen mehrere vor, z. B. περὶ ἀγαθῶν καὶ κακῶν, περὶ πλούτου καὶ πενίας, περὶ τῶν κατὰ φιλοσοφίαν αἱρεσέων, περὶ ἀλυπίας, διαλόγοι, μελέται, Αρσινόη, u. s. w.; aber im Einzelnen kann hier nichts genauer bestimmt werden.

VI. Περὶ τῆς ἀρχαίας κωμῳδίας scheint Alles umfaßt zu haben, was zur Erklärung und Beurtheilung der alten Komödie gehörte, wahrscheinlich in 12 Büchern. Der Ἀρχιτεκτονικός oder Σκευογραφικός, scheint der besondere Titel des ersten Buches daraus zu seyn. Fragmente sind 52 gesammelt, größtentheils aus den Scholien zum Aristophanes.

VII. De Chronographiis mit einen Anhang über die Olympischen Sieger, ein chronologisches Werk, welches die Zeiten der wichtigsten Weltbegebenheiten und

der Schicksale einzelner Gelehrten bestimmte, bald χρονογραφία bald περὶ χρονογραφιῶν genannt, eine Hauptquelle des Apollodorus über die Zeitrechnung. Die Fragmente beziehen sich theils auf Griechische theils auf Aegyptische Geschichten. In jenen wird (nach den Lesearten des Clemens Alexandrinus) gerechnet von Trojas Zerstörung bis zur Rückkehr der Herakliden, 80 Jahre, von da bis zur Colonisirung von Jonien 60, bis Lykurg 159, bis zum Anfang der Olympiaden 108, bis auf den Zug des Xerxes 297, bis zum Anfang des Peloponnesischen Krieges 48, bis zur Unterwerfung von Athen 27, bis zur Schlacht bey Leuktra 34, bis zum Tode des Philippus von Macedonien 35, bis zum Tod Alexanders des Großen 12 Jahre. Man sieht, daß diese Zeitrechnung im Ganzen die Grundlage unsrer jetzt üblichen Chronologie bildet, und die Differenzen im Einzelnen auszugleichen, ist nicht dieses Ortes. — Heeren in seiner Untersuchung über die Quellen des Plutarch S. 90. hatte die Vermuthung aufgestellt, daß unter den sexcentis commentariis des Eratosthenes auch wohl eine Schrift über den Demosthenes möchte befindlich gewesen seyn. Sollte auch, wie Hr. Bernhardy behauptet, diese vermeintliche Schrift nie existirt, sondern die betreffende Stelle aus der großen Chronographie genommen seyn; so möchte man doch beynahe auf die Vermuthung gerathen, daß er die Bedeutung des Wortes sexenti nicht gekannt hätte, wenn er sich mit vielen Umständen bemüht zu erweisen, daß sexcenti libri dem Eratosthenes nicht zugeschrieben werden könnten. Derselbe Fall findet statt bey einem Werke über Alexander den Großen, was von St. Croix und Schmieder dem Eratosthenes beygelegt worden ist, und in der That scheinen dem Rec. diese Männer nicht unrecht gehabt zu haben, denn die daraus angeführten speciellen Nachrichten von Kleidertracht u. dgl. passen doch dem Anschein nach besser in ein historisches als ein bloß chronologisches Werk. — Die Fragmente, welche Aegypten betreffen, aus Syncellus genommen, liefern die Reihenfolge von 38 Thebanischen Königen. — Zuletzt folgt noch als Anhang ein Werk de Octaëteride, über dessen Echtheit jedoch schon die Alten in Zweifel gewesen sind. — Da Eratosthenes mit seiner umfassenden Bildung als Gelehrter auch in seinen Fragmenten für die Sachkenntniß des Alterthums von der entscheidensten Wichtigkeit ist, so möchte er doch auch, nachdem nun die Schwierigkeiten des Sammelns und Sichtens überwunden sind, einen in allen Theilen gleich kenntnißreichen Sacherklärer finden. Für unsere Lexica gibt es hin und wieder auch noch einige Ausbeute, deren Aufzählung jedoch Rec. unterläßt, um nicht zu weitläuftig zu werden. K. O.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 8. May 1824.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Erster Bericht von der Göttingischen Bibelgesellschaft seit ihrer Stiftung am 4. Jun. 1818 bis dahin 1819. Erstattet Namens des engeren Ausschusses derselben: 1819. 72 S. Zweyter Bericht 1819 = 20. 55 S. Dritter Bericht 1820 = 21. 48 S. Vierter Bericht 1821 = 22. 47 S. Fünfter Bericht 1822 = 23. 22 S. In jedem Berichte kommt eine Rede vor, die am Stiftungstage, zugleich dem Geburtstage des frommen Königs Georgs III. gehalten wurde. Die beiden ersten Reden sind von dem Cons. Rath Pott, als damaligem Secretair der Gesellschaft, die übrigen von dem jedesmaligen Präsidenten, Cons. R. Stäudlin, dem Superint. Ruperti und Trefurt. Jedem Berichte ist ein Verzeichniß der Mitglieder und Wohlthäter, und eine Rechnung über Einnahmen und Ausgaben beygefügt. In jeder ist irgend eine die Sache betreffende Materie abgehandelt. Es sind auch Briefe, welche die Gesellschaft empfangen hat, und Nachrichten von ih-

ren Hülfsgesellschaften und Verbindungen mit andern Bibelgesellschaften, von Geschenken und Unterstützungen, die sie besonders aus England und Rußland, empfangen hat, eingerückt. Und so mögen dann auch diese Berichte als Urkunden in der höchst wichtigen Geschichte der Bibelgesellschaften gelten und in einem größeren Publicum bekannt werden!

London.

Bey John Murray 1820: Memoir of the early campaigns of the Duke of Wellington, in Portugal and Spain. By an Officer employed in his army. 234 Seiten. 4.

Es fehlt nicht an Geschichten der merkwürdigen Feldzüge des Herzogs von Wellington, in der spanischen Halb-Insel, größtentheils Compilationen aus den gleichzeitigen Tagesblättern, oder magere Tagebücher. Das vorliegende Werk zeichnet sich dadurch vortheilhaft aus, daß der Verf., nicht bloß die Ereignisse, sondern auch die Veranlassungen, zwar gedrängt, aber mit Umsicht und Klarheit, berücksichtigt. Die Vermuthung drängt sich uns auf, daß der Verf. zu dem Staabe des Herzogs gehöret, oder das Archiv desselben zu benutzen Gelegenheit gehabt hatte; außerdem möchten ihm mehrere Thatsachen unbekannt geblieben seyn. Der Hauptzweck des Verf. scheint zu seyn, den Tadel, den einige Unternehmungen Wellingtons auf sich gezogen haben, durch eine Auseinandersetzung der wahren Beschaffenheit zu beseitigen, oder doch zu entkräften. Indem wir unsere Leser nicht mit einer Wiederholung der längst bekannten Ereignisse ermüden wollen, werden wir uns auf die Anzeige des zuletzt bemerkten Theils des Memoir vorzüglich beschränken.

Sehr weitläuftig verbreitet sich der Verf. über

die Nachtheile die daraus entstanden, daß Sir H. Barrard, (älter im Dienste als Wellington) Wellington nicht nur verhinderte seinen gleich bey seiner Landung in Portugall entworfenen Operations=Plan auszuführen, sondern auch die Franzosen, nach dem bey Vimiera erfochtenen Sieg, zu verfolgen. General Sir H. Barrard war nur etwa 36 Stunden Befehlshaber der Armee (denn nach dieser kurzen Zeit langte schon Sir Hew Dalrymple, der zum Oberbefehlshaber bestimmt war, von Gibraltar an); in diesem kurzen Zeitraume traf Barrard keine weiteren Verfügungen als alle Offensiv=Operationen einzustellen, bis Sir John Moore mit einen Corps von 10,000 M., der stündlich erwartet ward, angelangt seyn würde, und doch bedurfte es nichts mehr als dieses, den durch langjährige Dienste erworbenen Ruhm, wenn nicht zu zerstören, doch zu beflecken; dem Sir Hew Dalrymple ging es nicht besser. Kaum hatte er den Oberbefehl übernommen, und er unterzeichnete den berüchtigten Tractat von Cintra, wodurch die französische Armee in Portugal für sich freyen Abzug stipulirte; ein Tractat, der eben so sehr in Portugal als in England gemißbilligt ward. Und zu diesem Tractat war Wellington das Haupt=Instrument gewesen. Seine Meinung hatte vorzüglich Sir Hew Dalrymple geleitet. Schon war Wellington durch seine Siege in Ostindien und Portugal der Liebling der Engländer geworden, allein die Cintra=Capitulation verwickelte auch ihn in die Ungnade seiner Collegen. Alle drey von der Armee zurückberufen, mußte der mit Sieg gekrönete Held, Wellington, sich gleichsam in England hinein stehlen, um sich nicht den Beschimpfungen des am Ufer auf ihn wartenden misvergnügten englischen Pöbels auszusetzen. So mißlich ist das Schicksal eines Feldherrn, und doch streben die Menschen mit so vieler Begierde nach dem Commandostab! Wellington,

sagt der Verf. sah die Befreyung von Spanien, als den Hauptzweck der Politik Englands und des Gebrauchs seiner Kriegsmacht an. Er hielt es demnach für wichtiger, sich durch einen Tractat, ohne Schwertschlag in den Besitz von ganz Portugal zu setzen, und dann die ganze englische und portugiesische Macht zu Offensiv-Operationen in Spanien zu verwenden, als die Zeit zu verlieren, die französische Armee, die vor Lissabon stand, zur Niederlegung der Waffen zu zwingen, und sich der von den Franzosen besetzten portugiesischen Festungen zu besetzen. Allein Wellington, mißkannte die Lage der Franzosen; er wußte nicht, daß sie sich in der Nothwendigkeit befanden, ohne weitere Vertheidigung zu capituliren, und daß die in ihrem Besitze befindlichen zwey portugiesischen Festungen, Almeyda und Elvas, schlecht besetzt, und nicht zur Vertheidigung ausgerüstet waren; er berechnete nicht die moralische Wirkung, die die Gefangennehmung einer ganzen französischen Armee in Europa hervorbringen würde, und war zu wenig mit dem Geiste der Spanier bekannt, um vorauszusehen, daß der Augenblick für Offensiv-Operationen in Spanien noch sehr fern sey. — Was vollends dazu beytrug, die Convention von Cintra in einem gehässigen Lichte darzustellen, war der unglückliche Ausgang der Offensiv-Operation, die Sir John Moore, in Gefolge derselben, in Spanien wirklich ausführte, und zu deren Vereitelung, die Armee von Junot, die man ohne Noth von Lissabon hatte abziehen lassen, nicht wenig beytrug. Aus dem, was bey Eröffnung des Feldzugs in Portugal vorging, ergaben sich die nachtheiligen Folgen, das Anciennitäts-System, das bey stehenden Heeren im Frieden nicht vermieden werden kann, auch bey der Wahl des Anführers einer Armee im Kriege, zum Grunde legen zu wollen. Wie ganz anders würde der Erfolg gewesen seyn, wenn der, der sich unter allen brittischen Generälen am

besten dazu eignete, Wellington, das ihm anfangs anvertrauete Commando der englischen Truppen in Portugal behalten hätte! Das Mißgeschick seines Nebenbuhlers im Ruhme, des Sir John Moore, rief Wellington wieder auf den Kampfplatz, und kaum hier als Oberbefehlshaber erschienen, vertrieb er Soult auf eine sehr glänzende Art aus dem nördlichen Portugal und ward zum zweytenmal der Befreyer dieses Königreichs. Hoch ertönete sein Lob, aber höher noch, als er nicht lange nachher in Spanien eindrang und in einer blutigen Schlacht [bey Talavera] die vereinigte, ihm sehr überlegene französische Macht, befehligt von mehreren berühmten französischen Marschällen, und König Joseph an der Spitze, zurückschlug. Schon wähnte das englische Volk, seinen Helden bald in den Thoren von Madrid einziehen zu sehen; da erschallte die Hiobspost: Wellington habe sich mit Zurücklassung seines Hospitals, als ein Flüchtender, nach Portugal zurückziehen müssen. Und nun begann die tausendzüngige Kritik ihr Spiel? Warum ging Wellington ins Innere von Spanien vor, wenn selbst ein glänzender Sieg ihn vor einem nachtheiligen Rückzug nicht sichern konnte? hätte Sir John Moore's Schicksal ihn nicht eines Bessern belehren müssen?

Der Verf. verbreitet sich umständlich über die Veranlassung zu diesem Zuge nach Spanien und die Ursachen seines Mißlingens. Nachdem Wellington, Soult aus dem nördlichen Portugal vertrieben hatte, war die Befreyung von Madrid sein Ziel. Er schlug den Spaniern vor, die spanischen Armeen, welche Cuesta und Vanegas befehligten, mit der seinigen zu vereinigen. Diese vereinigte Macht, die 90,000 Mann ausgemacht haben würde, sollte gegen die französischen Corps, unter König Joseph, Victor und Sebastiani, deren Stärke etwa 50,000 Mann betrug, agiren. General Beresford und der Herzog del Parque, welche portugiesische und spa-

nische Corps befehligten, sollten Soult, der bey Ciudad Rodrigo stand, und Romana mit seinen aus Dänemark hergeführten Spaniern, den Marschall Ney in Gallicien, beobachten. Gegen diesen Plan läßt sich einwenden: 1. daß auf die spanischen Truppen am Tage der Schlacht nicht zu rechnen stand, und Wellington allein, dessen Engländer etwa 21,000 Mann ausmachten, gegen die 51,000 Franzosen unter Joseph keine Offensiv-Operationen unternehmen konnte; daß 2. Beresford zu schwach war, Soult zu verhindern, Wellington in den Rücken zu gehen. Einer großen Schwierigkeit, Lebensmittel für die englische Armee zu finden, versprach die Central-Junta abzuhelfen; daß sie nicht Wort halten würde, war nach den bereits gemachten Erfahrungen voraus zu sehen. Wellington hatte außer den Franzosen, mit vielen andern Feinden zu kämpfen. Zuerst mit der Eifersucht des spanischen Generals Cuesta, der in allen Vorschlägen, die der englische General ihm machte, nur die Absicht die spanischen Truppen zu theilen, und das Commando derselben an sich zu reißen, erblickte. Dann die eben so große Eifersucht der Central-Junta gegen Cuesta, dessen Erscheinung in Madrid mehrere Mitglieder derselben nicht wünschten, weil sie ihm die Absicht unterlegten, er wolle die Junta aufheben, und mit der Militär Gewalt, auch die Civil-Autorität verbinden. Als der spanische General Vanegas, im Gefolge von Wellingtons Operations-Plan, die Weisung erhielt, aus seiner Position in La Mancha auf Ocana zu marschiren, und am 22. Julius den Tagus zu passiren, (den nämlichen Tag, an welchem Wellington und Cuesta Victor bey Talaveyra angreifen wollten,) erhielt er von der Central-Junta einen Gegenbefehl, weßhalb er in seiner Stellung blieb. In der Schlacht bey Talaveyra schlug Wellington die wiederholten Angriffe von 47,000 Franzosen, mit 20,000 Engländern zurück. Es war eine glänzende Waffen-

that, aber kein entscheidender Sieg. Wellington befand sich ungefähr nach der Schlacht in der nämlichen Lage, als der Herzog Ferdinand nach seinem Siege bey Vellinghausen im siebenjährigen Kriege. Der Feind blieb ihm fortdauernd sehr überlegen. Nachdem Wellington erfahren hatte, daß Soult über Placentia, in seinem Rücken operire, schlug er Cuesta vor, mit den Spaniern in der Stellung von Talaveyra stehen zu bleiben, während er mit den Engländern, Soult entgegen gehen wollte. Cuesta willigte ein, verspricht jene Position aufs hartnäckigste zu vertheidigen, und dadurch den Rücken der Engländer zu decken. Daß Wellington den Versicherungen Cuestas nicht trauen dürfe, konnte er er wissen, denn er mußte nachgerade seinen Mann, und überhaupt die Spanier kennen gelernt haben; allein was blieb dem brittischen Feldherrn übrig, wenn er nicht gleich den Rückzug antreten wollte? Er marschirte auf Oropesa. Hier erfuhr er, daß die französische Macht in seinem Rücken, unter Soult und Mortier über 55,000 Mann stark sey. Doch glaubte er sich mit ihr messen zu müssen, als Cuesta, bey der bloßen Erscheinung eines französischen Corps unter Victor, plötzlich seine Stellung bey Talaveyra verließ, und zu Wellingtons Armee bey Oropesa stieß. Wellington war nun gezwungen, alle errungenen Vortheile aufzugeben und nach Portugal zurückzukehren. Die englische Armee marschirte nach Badajos. Cuesta erlitt bey Arzobispo eine gänzliche Niederlage. Der Hauptgrund der Operation der Armee Wellingtons, die Befreyung von Madrid, war verfehlt; allein sie bewirkte, daß die Franzosen die wichtige Provinz Gallicien räumten; ein Ereigniß, das für die Folge wichtiger war, als wenn die Engländer temporaire Besitzer der offenen Hauptstadt Spaniens geworden wären. — Die Central-Junta hatte ihr Versprechen, die englische Armee mit Lebensmitteln zu versehen, schlecht erfüllt. Ihre

Eifersucht auf die Engländer veranlaßte sie nun, die spanischen Truppen ganz von ihnen zu entfernen. Der Rest von Cuesta's Armee, war mit der gleichfalls geschlagenen Armee des Vanegas in der Sierra Morena, unter dem Befehl des Eguija vereinigt. Die Spanier, die ohne die Engländer nichts zu leisten vermochten, waren nun freylich ihrem Commando entzogen, aber nun desto gewisser, ewigen Niederlagen entgegen geführt zu werden. Traurige Wirkung eines irre geleiteten Nationalstolzes! Alle spanische Armeen waren gleichsam wie verschwunden; ganz Andalusien, bis auf Cadix, wohin sich die Central-Junta geflüchtet hatte, in französischen Händen. Eine zahlreiche französische Armee versammelte sich an den Gränzen Portugals, um auch dieses Königreich zu erobern.

Bis jetzt haben wir den brittischen Feldherrn nur als unternehmend in Offensiv-Operationen kennen lernen; ein schweres Probestück stand ihm bevor. Er sollte der Welt zeigen, daß er und seine Armee auch zur Defensive sich eigneten; eine Aufgabe deren sich wenige vor ihm auf eine so meisterhafte Art entledigt haben. Wellington kannte jetzt den Geist, der die Gewalt-Inhaber in Spanien beseelte; er wußte, daß kein regelmäßiger Widerstand zu erwarten war; allein er hatte sich auch von der allgemein herrschenden Abneigung des spanischen und portugiesischen Volks gegen die Franzosen überzeugt, und rechnete auf einen endlichen glücklichen Ausgang, wenn es ihm gelänge, den Krieg in die Länge zu ziehen. Dies System war es, das er von nun an den Alliirten empfahl, und selbst befolgte. Er marschirte von Bajadoz nach dem Tagus, und legte seine Armee von Coimbra nach Pinhal in die Winterquartiere. Zu Visca nahm er sein Hauptquartier. Hill blieb mit einem Corps zu Abrantes zurück. Schon gegen das Ende von 1809 hatte Wellington vorausgesehen, daß es ihm unmöglich seyn

würde, der vereinigten französischen Armee, im freyen Felde, die Spitze zu bieten. Er sah sich nach einem sicheren Rückzugspuncte um, und seine Blicke fielen auf die Höhen von Sobral und Torres-Vedras. Mit einem sehr großen Aufwande von Geld und Arbeiten ließ Wellington eine befestigte Linie aufwerfen, die sich vom Tagus bis nach Alhandra, und von der See bis nach der Mündung der Zizandra, erstreckte. Die Vortheile, die das Terrain zur Vertheidigung darbot, wurden durch die Kunst möglichst verstärkt; die erste Linie ward vollendet, und bald erhob sich hinter selbiger eine zweyte. Das weitläuftige Lissabon, erhielt auch eine besondere Vertheidigungslinie. Die französische Armee, mit welcher Massena an die portugiesische Gränze vorrückte war 100,000 Mann stark, welcher Wellington 54,000 Mann regulaire englische und portugiesische Truppen, nebst 10,000 portugiesischer Miliz und 12,000 Spaniern, in allen 76,000 Mann entgegenstellen konnte. Der Unterschied der Streitkräfte würde, so sehr groß nicht gewesen seyn, wenn Wellington sich auf die Portugiesen und Spanier hätte verlassen können; allein die ersteren waren erst kurz vorher formirt, und die Spanier nur an Niederlagen gewöhnt. Wellington wollte seine Macht bis zu dem entscheidenden Augenblick aufsparen. Ein zweyter Fabius, der Zauderer, blieb er ein ruhiger Zuschauer, als die Franzosen erst Astorga, und dann Ciudad Rodrigo belagerten und einnahmen. Massena griff nun Almeida an, das Auffliegen eines Pulvermagazins brachte diese Festung bald in seine Hände. Wellington zog mit vieler Geschicklichkeit und Schnelligkeit, seine Macht bey Busaco zusammen. Massena griff ihn hier an, ward aber mit bedeutendem Verluste zurückgeschlagen. Es scheint, daß die Absicht Wellingtons, indem er sich bey Busaco schlug, war: den Einwohnern der rückwärts liegenden Provinzen Zeit zu geben, sich auf Lissabon zu ziehen.

Die ganze Bevölkerung des Kriegstheaters floh vor der französischen Armee, nahm von ihrem Eigenthum mit, was möglich war, und zerstörte was sie nicht fortbringen konnte. Seit Montmorencys merkwürdigem Rückzuge vor Kaiser Carl V. in der Provence, hatte man nichts Aehnliches gesehen. Massena fieng schon nach der Schlacht von Busaco an, das Mißliche seiner Lager einzusehen. Zwar zog sich Wellington vor ihm zurück an seine befestigte Linien, aber so wie der französische Feldherr weiter vorrückte, eben so sehr vermehrten sich die Schwierigkeiten, seine Truppen mit Lebensmitteln zu versorgen. Als Wellington seine Linien erreicht hatte, trat ein lang anhaltendes Regenwetter ein, das den Franzosen sehr beschwerlich fiel. Die Wege wurden so schlecht, daß sie ihre Artillerie nicht fortbringen konnten. — Die englischen Linien hatten eine Ausdehnung von 25 englischen Meilen, die Hauptzugänge in der Fronte waren durch Forts gedeckt, es blieben aber dessen unerachtet viele Angriffspuncte übrig. Die Werke in den Linien hatten zwar in der Ferne einen imposanten Anblick; sie waren aber zum Theil hinten noch nicht geschlossen, als Massena vor ihnen erschien. Ein großer Nachtheil war: daß Wellington nicht Zeit genug gehabt hatte, die Communicationswege, der sie besetzenden Truppen, in Stand zu setzen; mehrere Corps waren daher gleichsam isolirt, und konnten nur durch Umwege Unterstützung erhalten. Vorzüglich war von dem Orte Sombrel aus, der Angriff leicht. Massena versuchte auf einigen Puncten anzugreifen, ward aber zurückgeschlagen; indessen scheinen diese Angriffe nur Recognoscierungen zum Zweck gehabt zu haben. Die Verschanzung von Tores Videas war gleichsam ein optisches Blendwerk; aber sie war es nicht allein, die dem weiteren Vorgehen der Franzosen ein Ziel setzte. Der Hauptumstand der in Betracht gezogen werden muß, ist: Wellington hatte seine Armee in

willkommenem gutem Zustande in eine Position gebracht, die mit allem versehen war, was zur Vertheidigung dienen konnte; er befand sich an der Quelle seiner Hülfsmittel. Seine Truppen, gut gekleidet, genährt und sich ihrer physischen und moralischen Ueberlegenheit bewußt, erwarteten mit Ungeduld den Augenblick des Angriffs. Nicht so war Massenas Lage. Er war mit etwa 72,000 Mann von Almeyda aufgebrochen. Das Gefecht von Busaco hatte ihn gelehrt, mit welchem Feinde er zu streiten habe. Er glaubte alle seine Streitkräfte zusammenhalten zu müssen, und ließ weder Garnisons noch detachirte Corps zur Deckung seiner langen Communicationslinie zurück. Bald wurde diese von spanischen und portugiesischen Guerillas wirklich unterbrochen. Das große französische Hospital, das etwa 5000 Kranke enthielt, fiel in die Hände der portugiesischen Militz, welche Wellington, um im Rücken von Massena Diversionen zu machen, in Oporto zurückgelassen hatte. In dem Rücken der französischen Armee ward es bald so unsicher, daß sie nur auf dem Fleck, den sie wirklich in Besitz hatte, gebieten konnte, und hier waren in kurzer Zeit alle Lebensmittel aufgezehrt. Hunger, Mangel aller Art, Fatiguen und Muthlosigkeit rafften die Franzosen bey Tausenden hin. — Während dies der Zustand der Franzosen war, verbesserte sich der der Wellingtonschen Armee, zu der noch Romana mit 12000 Spaniern stieß, täglich. Nicht nur der Soldat, sondern die Bewohner von Lissabon, und die zahllose Menge von Portugiesen, die vor den Franzosen geflüchtet, sich zwischen der Linie und der Hauptstadt aufhielten, ertrugen alles Ungemach mit bewunderungswürdiger Geduld, und rechneten mit Zuversicht, der Sieg werde sie für alle Aufopferungen entschädigen. Nie war das Vertrauen zu dem brittischen Feldherrn größer, als in diesem kritischen Augenblick. Schon dachte Wellington darauf, Massena

anzugreifen, als dieser plötzlich seinen Rückzug antrat. Massena, einst von Buonaparte das verdorbene Glückskind genannt, verlor nun freylich seine Ansprüche auf diese Benennung. Sein Rückzug aber bewies, daß er, obwohl jetzt alt und beynahe blind, doch zu den besten Generalen aus der neuern französischen Schule gehöre; er war meisterhaft. Massena leistete bey Fuentis d'Honor einen Widerstand, der den Ausgang des Gefechts wenigstens in die Klasse der zweifelhaften setzte, und hatte bey Purco Velho einige Vortheile. Ruhmvoll war das Betragen des französischen General Bernier, der sich aus Almeyda — gleich Hammerstein mit den Hannoveranern aus Menin, — durch das englische Belagerungs-Corps schlug.

Mit diesem denkwürdigen Feldzuge, schließt das Memoir. Wir halten ihn für einen der merkwürdigsten in der neueren Kriegs-Geschichte, der Wellingtons Namen bis auf die späteste Nachwelt bringen wird. Wenn die Kritik in der Art, wie Wellington, den französischen Feldherrn verfolgte, Angriffs-Puncte gefunden haben will, so muß man erwägen, daß der Britte, getreu der Rolle des Fabius, nichts aufs Spiel setzen wollte, um vielleicht auf eine noch glänzendere, aber nicht so sichere Art, das vorgesetzte Ziel zu erreichen. Aber soll die Geschichte nur zur Unterhaltung dienen? Schon ist im tiefen Norden Wellingtons Beyspiel mit Erfolg nachgeahmt. In Portugal bezahlte Massena die zu weit getriebene Ausdehnung der modernen Strategie; in Rußlands Wüsteneyen gieng sein Herr und Meister, aus den nämlichen Ursachen, zu Grunde. Was in den öden Gegenden Portugals und Rußlands möglich war, kann in fruchtbaren und stark bebauten Ländern nicht in gleicher Maaße Anwendung finden. Der portugiesische und russische Bauer zerstört leicht seine ärmliche Wohnung und gibt sein Eigenthum Preis; die erstere wird ohne große Mühe

wieder erbauet, und als Eigenthum hat er wenig zu verlieren. Gänzlich verheeren kann man, bey der Annäherung eines überlegenen Feindes, die fruchtbaren Provinzen nicht; er wird immer noch Obdach, Lebensmittel und Einwohner finden, die ihm nützliche Dienste leisten. Aber der unsterbliche Prinz von Oranien zog sich in seine Wasser-Linie vor Amsterdam zurück, Hunderte von blühenden Städten hinter sich lassend, und machte dadurch die stolzen Eroberungspläne des allmächtigen Ludewig XIV. zu Schanden! So vertheidigte Massena Ober-Italien vor Genua und die Polen 1794 ihr Land, vor Warschau, gegen Russen und Preußen. Allein, sollen solche Pläne in Ländern von geringen Streitkräften ausgeführt werden, so muß man schon im Frieden, die erforderlichen Vorbereitungs-Mittel treffen. Wir klagen die Portugiesen an, daß sie die berühmten Linien von Tores Vedeas, an deren Vervollkommnung später so viele Arbeit und so vieles Geld verwandt ward, verfallen ließen. Aber machen es andere Staaten, die sich größerer Einsicht rühmen, besser? Was hilft es, mit großen Kosten im Frieden eine große Zahl von Soldaten zu unterhalten und in den Waffen zu üben, während es einen Zusammenfluß von günstigen Verhältnissen voraussetzt, sich ihrer bey einem wirklichen feindlichen Angriffe bedienen zu können? Viel vermag die Kunst, wenn sie zweckmäßig und in Zeiten angewandt wird. Aber Vorurtheile, Hang zur Trägheit, Unbereitwilligkeit Aufopferungen zu machen, Unwissenheit und der schläfrig machende Gedanke: es wird so schlimm nicht werden, — der in die Türkey zu Hause gehört —, halten die Menschen am Gängelbande; die Stunde der Gefahr schlägt; nun ist es zu spät! Dahin ist die Selbstständigkeit!

Paris.

Musée des protestants célèbres, ou portraits et notices biographiques et littéraires des per-

sonnages les plus éminens dans l'histoire de la réformation et du protestantisme. Redigé par une société des gens de lettres. Et publié par Mr. G. T. Doin. Tome I. premiere Partie. 1821. 216 S. seconde Partie. 1822. 197 S. T. II. prem. Part. 198 S. sec. Part. 228 S. 1822. T. III. prem. Part. 217 S. sec. P. 235 S. 1822. T. IV. prem. Part. 1823. 168 S. Deuxieme P. 1823. 232 S. in 8.

Das Land, wo dieses Werk erscheint und die Art und Weise seiner bisherigen Ausführung sind allerdings von Bedeutung und verdienen alle Aufmerksamkeit. Es werden Lebensbeschreibungen von Personen, die sich in der Geschichte der Reformation und des Protestantismus ausgezeichnet haben, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit des Landes, des Standes, des Geschlechts und der besonderen Confession mit schönen, nach Originalen copirten, lithographischen Abbildungen, geliefert. Sie folgen in chronologischer Ordnung auf einander. Das Ganze soll in sechs bis sieben Bänden bestehen und jeder Band zwey Theile enthalten. Eine Gesellschaft von Gelehrten hat sich zu diesem Werke vereiniget, deren Stand und Aufenthaltsort übrigens nicht näher bezeichnet ist, die man jedoch zum Theil auch schon im Auslande kennt. Außer dem Redacteur Doin, der auf dem Titelblatte steht, nennen sich Willm, Boissard, Monod, Jung, Coqueret, Guizot, Hess, Matter, Göpp. Einige Mitarbeiter sind nur mit Buchstaben, und andere gar nicht bezeichnet. Quellen und Hülfsmittel sind zwar fleißig gebraucht, jedoch nicht sehr zahlreich angegeben, kritische und gelehrte Untersuchungen werden nicht angestellt, die litterarischen Nachrichten sind kürzer und seltener, als die biographischen, das Ganze ist für ein größeres, gebildetes Publicum eingerichtet. Die meisten Darstellungen sind lehrreich und

interessant, enthalten auch manches Eigenthümliche und heben die bedeutenderen Züge aus, ohne sich mit dem Geringfügigen und mit langen psychologischen Reflexionen abzugeben. Vorzüglichen Werth haben diejenige Artikel, welche von Personen aus Frankreich, wozu wir auch die Französische Schweiz rechnen, die in der Geschichte der Reformation und des Protestantismus berühmt geworden sind, handeln. Hier wußten die Verfasser besonders guten Bescheid und gebrauchten Hülfsmittel, die anderswo nicht so bekannt sind. Diese Artikel verdienten auch ins Deutsche, etwa in einem kirchenhistorischen Archive, übersetzt zu werden, namentlich: Berquin, le Fevre d'Etaples, Favel, Viret, Margaretha von Valois, Marot, Renata, Herzogin von Ferrara, Du Bourg, Calvin. Von dem Ganzen, da es von grosser Ausdehnung und sehr kostbar ist, wird wohl kaum eine Uebersetzung zu erwarten seyn. Die Einleitung, deren Verfasser Willm ist, handelt von den Ursachen und Folgen der Reformation und ist mit viel Uebersicht abgefaßt. Alsdann treten die Vorläufer der Reformation auf: Arnold von Brescia, Waldus, Dante, Petrarcha, Boccaz, Tauler, Thomas von Kempen, Wiklef, Huß, Hieronymus von Prag, Ziska. Außerdem kommen in dem ersten Bande noch vor: Luther, Ulrich von Hutten, Friedrich der Weise, Bucer, Zwingli, Philipp von Hessen, Melanchthon, Johann der Beständige, Sleidan, Moriz von Sachsen. Von Waldus findet sich weit weniger, als man erwartet und wünscht. Uebrigens werden schon vor ihm Waldenser angenommen. Die Lebensbeschreibung von Luther ist mittelmäßig und die von ihm gegebene Abbildung matt. In beiden Rücksichten ist Ulrich von Hutten besser gezeichnet. Die Nachricht von Sleidan ist eine freye Uebersetzung aus einer deutschen Handschrift von Hn. Jung zu Strasburg, und desto schätzbarer, da bisher von den Le-

bensumständen dieses Mannes wenig bekannt wa Sonst zeichnen sich in diesem Bande die Artike Fridrich der Weise, Zwingli, Philipp der Großm thige, Melanchthon und Moriz vorzüglich aus. D zweyte Band begreift außer den schon genannte Personen aus Frankreich: Gustav Wasa (vortref lich) Oekolampad, Bullinger, Heinrich VIII. Jo hanna Gray. Von der letzten sind ein paar herr liche Briefe in Lateinischer Sprache an Bullingern, die aus der auf der öffentlichen Bibliothek zu Zü rich aufbewahrten Sammlung genommen sind, ab gedruckt. Stapfer, welcher bey dieser Gelegenheit als einer von den Mitarbeitern an dem Museum genannt wird, hat sie mitgetheilt. Der dritte Band enthält: Cranmer, Knox, Valla, Savonarola, Ochin, Lupetino, Flacius, Vergier, Läl. Socinus, Christian III. von Dänemark, Diaz und einige andere pro testantische Spanier, Wilhelm von Nassau, Prinz von Oranien, Brederode und Barneveld. In dem ersten Theile des vierten Bandes kommen vor: Mar nix von St. Aldegonde, Arminius, Grotius, Men non, Franz Baco und die Königin Elisabeth von England.

Druckfehler.

S. 403. Z. 17. v. o. statt Gedichte lies: Geschichte.
S. 404. Z. 16. v. v. st. hinter "über Saxo" einzurücken: angestellt.
S. 408. Z. 16. v. o. st. schuldlos l. spurlos.
S. 516. Z. 18. v. o. st es l. er
S. — Z. 2. v. u. st. sette l. settr.
S. 603. Z. 11. v. u. fehlt die Aufschrift des beurtheilten Gedichtes: Die Büßende.
S. 604. Z. 11. st Hymnen l. Hymne.
S. 605. Z. 6. st. Bände l. Brüder.
S. 606. Z. 14. v. u. st. ähnlichern l. ähnlichen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 10. May 1824.

Gravenhage und Amsterdam.

Bey den Gebrüdern van Cleef: Verhandeling over de droogmaking van de Haarlemmer-Meer door F. G. Baron van Lynden van Hemmen. Met 4 Kaarten en eene plat. 1821. 324 S. in 8.

Diesen fast seit zwey Jahrhunderten vielfältig erörterten Gegenstand, nämlich die Austrocknung des Haarlemmer Meeres, bringt der Verf. von neuem in Anregung, setzt mit einer Gründlichkeit, die von langer Erfahrung zeugt, und mit Berücksichtigung der früheren Verhandlungen die Gründe für und gegen dieses große Unternehmen, welches Ländereyen liefern soll, die größtentheils 12 bis 13 Fuß Rheinl. unter der Meeresfläche tief sind, aus einander, und theilt zugleich einen vollständigen Plan mit, der sich nur auf Erfahrung und nicht auf unerprobte Projecte stützt. Berechnungen und theoretische Untersuchungen sind mehr aus sachkundigen Schriftstellern entlehnt, als vom Verf. selbst angestellt. Die vorzüglichsten Gründe für dies Project sind kürzlich: die verbesserte Abwässerung der Provinz Rynland; die Ersparung der ausgedehn-

ten kostbaren Uferwerke, die durch die immer zunehmende Abspühlung der Ufer dieses Landsees noch beständig vermehrt werden; und dann die Benutzung dieser ungefähr 20000 Morgen großen Fläche zu bebaueten Ländereyen, woraus der Verf. einen solchen Vortheil erwartet, daß dadurch die beträchtlichen Kosten der Austrocknung gedeckt werden sollten. Die von den Bewohnern Rynlands dagegen aufgeworfenen Hauptbedenklichkeiten sind: die Furcht, daß die Entwässerung ihrer Länderyen durch die Verkleinerung des Recipienten (boezem), worauf ihre Schöpfmühlen mahlen, leiden möchte, und dann, daß die Austrocknung eines so großen Sees in der Umgegend epidemische Krankheiten verursachen könnte. Die Einwendung, daß das Haarl. Meer zur Aufnahme des Wassers beybehalten werden müßte, wenn dies über den sogenannten Slaperdeich liefe, fällt weg, seitdem dieser mit den übrigen Deichen von gleicher Höhe gemacht, und dadurch Rynland von jener lästigen Servitut befreyet ist. Der Verf. beginnt mit einer historischen Erzählung von den Bedeichungen und Austrocknungen der holländischen Seen und Sümpfe, so wie auch der verschiedenen Projecte und Vorschläge zur Austrocknung des Haarl. Meeres, und geht sodann, nach Anleitung einer von der Haarlemschen Societät der Wissenschaften 1819 aufgegebenen Preisfrage über diesen Gegenstand, die verschiedenen Puncte dieser Austrocknung durch. Nachdem er also zufolge des ersten Artikels derselben darüber seine Meinung ausgesprochen, welche von den angränzenden Seen mit auszutrocknen wären, und welche nicht, auch wie der den See einschließende Canal und Deich (ringvaart en ringdijk) einzurichten, bey welchem letztern sehr zu Statten kommt, daß schon an der südöstlichen Seite des Haarl. Meeres ein 4200 Ruthen langer Deich, der nur etwas erhöht zu werden braucht,

vorhanden ist; kommt er auf die zweckmäßigsten Maschienen zur Ausmahlung des Wassers. Da die Windmühlen bislang fast zu allen Austrocknungen dieser Art gebraucht worden, so können dieselben als durch vielfältige Erfahrung erprobt angesehen werden. Indessen ist der Verf. der Meinung, daß jetzt in Holland der Wind bey weitem nicht mehr so stark und anhaltend wehe, wie vor ungefähr 200 Jahren, welches zwar auffallend, aber nicht unmöglich sey. Er schließt dies daraus, daß zufolge der Urkunden über die Austrocknungen der holländischen Seen und Sümpfe die früheren in weit kürzerer Zeit vollendet sind, wie die späteren z. B. der Beemster Polder, 7794 Morgen groß, sey von 1608 bis 1612, in 4 Jahren entwässert, dagegen der Nieuwkoopsche Polder, der nur 5034 Morgen enthält, mit der verhältnißmäßigen Anzahl Mühlen von 1797 bis 1809, 12 Jahre erfordert habe. Da nun zufolge der S. 73 mitgetheilten Tafel vom J. 1743 bis 1818 im Durchschnitt in den spätern Jahren weniger Regen gefallen ist, wie in den früheren, so bleibe zur Erklärung dieser Verschiedenheit nichts übrig, als anzunehmen, daß der Wind schwächer geworden sey. Daß in späteren Zeiten eine höhere Aufmahlung nöthig gewesen, als früher, gibt er zwar zu, glaubt aber nicht, daß dies allein hinreichender Grund seyn könne; worüber sich auch nichts bestimmen läßt, da die nähern Angaben fehlen. Indessen da die Zeit der Ausmahlung sowohl durch eine größere Tiefe des auszumahlenden Wassers, als auch durch einen größern Unterschied der Wasserspiegel verlängert wird, und es zu denken ist, daß man die höheren und untieferen Seen zuerst ausgetrocknet hat, so könnte nach des Ref. Urtheil doch der Grund vielleicht hierin liegen, oder auch darin etwa, daß man die schwächeren Winde, wobey die Mühlen zwar weniger, aber doch immer etwas

Wasser geben, früher mehr mit benutzt, später aber vielleicht bey größeren Schöpfrädern und höherer Aufmahlung nicht hat anwenden können, welches doch in einem Jahre schon viel betragen kann. Die mehr oder minder poröse Beschaffenheit des Erdreichs, so wie auch die Nachbarschaft anderer Seen, ist gleichfalls sehr zu berücksichtigen, indem es sich gar leicht ereignen könnte, daß so wie das Wasser ausgemahlen wird, durch das Erdreich anderes von außen her wieder hinein gedrängt würde. Diese vermeinte Abnahme der Kraft des Windes, so wie auch dessen Unbeständigkeit, bewegt jedoch den Verf. die Windmühlen zu verwerfen, und statt deren Dampfmaschinen vorzuschlagen, wobey sich die Zeit der Ausmahlung besser bestimmen läßt. Die bisher in Holland bekannten Dampfmaschinen sind alle Pumpenwerke; indessen da 1. diese gleich so tief angelegt werden müssen, wie das am tiefsten auszumahlende Wasser erfordert, also bey dem höher stehenden unnöthige Kraft aufgewandt werden muß; und mehrere Röhren von verschiedener Höhe anzulegen, bey einem solchen Werke, welches Jahre lang beständig gehen muß, viele Schwierigkeiten hat; 2. Pumpenwerke ein starkes und kostbares Grundwerk erfordern; 3. wenn so viele Pumpen, wie hier nöthig sind, dicht bey einander stehen, diese leicht eine zu starke Erschütterung der nebenstehenden Gebäude veranlassen könnten: so hält der Verf. dafür, daß es besser seyn werde, eine von den in Holland durch die lange Erfahrung erprobten Maschinen durch Dampf treiben zu lassen. Nach einer genauen und durch Zeichnung erläuterten Beschreibung dieser Maschinen und Erörterung der damit angestellten Versuche, erklärt er das durch die Gebrüder Eckhardt 1770 erfundene, schräg liegende Schöpfrad (het hellend scheprad), für das beste. Sein Vorschlag in Betreff des Haarl. Meeres ist demnach, durch

Dampfmaschinen verschiedene schräge Schöpfräder zu treiben, von denen man nach Maaßgabe des vielen oder wenigen Wassers eins oder mehrere arbeiten oder still stehen lassen kann. Auch sollen einige Archimedische Schnecken oder Tonnenschrauben mit dieser Maschine verbunden werden, weil diese keine Fundirung über ihre ganze Länge erfordern, auch nach der Höhe des Wassers gestellt werden können. Den Platz dieser Maschine bestimmt er bey Zwanenburg, auf halbem Wege zwischen Amsterdam und Haarlem. Die Steinkohlen sollen aus dem südlichen Theile der Niederlande bezogen werden. Wegen der Schifffahrt auf den Canälen durch das ausgetrocknete Meer sollen 6 Schleusen in dem Ringdeiche angelegt werden.

Was nun die Vertheilung der durch die Ausmahlung gewonnenen Ländereyen betrifft, so sollen sie in Parcelen von 10 Morgen getheilt werden. Damit jedoch die Preise wegen der Vielheit nicht zu geringe ausfallen, sollen jährlich nur 100 Parcelen, und zwar, nach dem selbige mit verschiedenen Gewächsen besäet sind, verkauft werden. Die Hälfte der Früchte soll vor dem Verkauf eingeerndet werden, wodurch nach der Rechnung des Vf. die Kosten der Bearbeitung des Landes und der Aussaat gedeckt werden, und die andere Hälfte dazu dienen, die Käufer mehr anzulocken und einen höheren Kaufpreis zu erlangen. Um den Käufern die Sache noch mehr zu erleichtern, soll ein Theil der Kaufsumme auf den Ländereyen für Zinsen haften bleiben. Ueberdies sollen auch noch besondere Canäle angelegt werden, um die Ländereyen nach der in den Annalen des Ackerbaues von Thaer 1805 beschriebenen Ueberrieselungsmethode zu bewässern, wodurch die Fruchtbarkeit verdoppelt werde.

Die Kosten der Austrocknung belaufen sich zufolge eines specificirten Kostenanschlages auf 7,000,000 holländ. Gulden, wozu die Bewohner von Rynland, welche dadurch die Unterhaltung von ungefähr

30000 Gulden jährlich ersparen, auch einen Theil beytragen sollen. Dagegen schlägt der Verf. den künftigen Werth der erhaltenen Ländereyen nach vielen genauen Untersuchungen des Grundes, von welchen am Ende des Buches auch eine tabellarische Uebersicht mitgetheilt ist, und nach Vergleichung mit andern Poldern auf 12,400,000 Gulden an, welches die Kosten der Austrocknung also weit übertreffen würde. Die Zeit der Austrocknung setzt der Verf. auf 4 Jahre, nämlich im 4ten Jahre können nach seiner Berechnung die ersten bebaueten Parcelen verkauft werden.

Nachdem nun auf diese Weise ein vollständiger Plan entworfen ist, geht der Verf. zur Widerlegung des Einwurfs über, daß die Abwässerung von Rynland durch diese Austrocknung leiden würde, und zeigt aus den Berichten verschiedener Sachkundigen, daß die größte Erhöhung des Haarl. Meeres von den Winden herrühre und dagegen die Aufmahlung der Rynländischen Mühlen, deren Anzahl nach der allgemeinen Meinung 400, zufolge einem vom Verf. mitgetheilten Verzeichniß aber nur 268 beträgt, nur unbedeutend sey. Auch werde die Entwässerung des Meeres durch Verwandlung desselben in Land und Gräben besser von Statten gehen, wie jetzt, weil eine große Wasserfläche mehr Regen auffange, als eine kleine, also jetzt mehr Wasser abzuführen sey; eine durch Wind verursachte Erhöhung des Wassers sey gleichfalls bey dem verkleinerten Busen nicht so erheblich. Zuletzt beweiset er noch, daß die Verfasser eines Gutachtens (verbaal) von 1767, nemlich Engelmann, Brünings, Bolstra und Hania, welche die Bedeichung des Haarl. Meeres für schädlich für Rynland erklärten, vorzüglich weil sie die jetzt ausgeführte Abwässerung desselben bey Katwyk für unthunlich hielten, wenn sie jetzt lebten, dafür seyn würden. Das 13te Capitel enthält Aeußerun-

gen und Gutachten verschiedener Gelehrten und Sachkenner über das in Rede stehende Project, welche größtentheils günstig lauten; und im 14ten erörtert der Verf. die Frage, ob die Austrocknung des Meeres auch durch schädliche Ausdünstungen Krankheiten verursachen könne, so wie solches bey den Austrocknungen des Bleiswyckschen Polders in den Jahren 1779 bis 1781 der Fall gewesen ist. Man müsse wohl unterscheiden, ob die Krankheiten mehrere Jahre nach der Austrocknung entstehen, in welchem Falle sie Wirkung der niedrigen Ländereyen sind, oder ob sie sich während der Austrocknung zeigen, also durch die entwickelten bösen Dünste veranlaßt werden. Vom ersten Falle hat man auch Beyspiele und der Verf. läßt es dahingestellt seyn, ob es wirklich dieser Ursache zuzuschreiben sey, oder vielleicht der unpassenden Lage der Häuser am Fuß der Deiche. Was den zweyten Fall betrifft, so ist der Verf., nachdem er verschiedene Stellen aus medicinischen Schriften angeführt hat, der Meinung, daß die erwähnten ansteckenden Krankheiten im Bleiswyckschen Polder nicht sowohl der feuchten Moorluft, welche gerade antiseptisch sey, sondern mehr dem Umstande zuzuschreiben wären, daß die vielen bey der Austrocknung angestellten Arbeiter in den Hütten der Anwohner eben nicht in dem reinlichsten Zustande zusammengedrängt, durch häufigen Genuß von faulendem Wasser sich und den Einwohnern Hospitalfieber und ähnliche Krankheiten zugezogen hätten. Am Schlusse folgen noch einige allgemeine Anmerkungen und Zusätze.

Hiergegen ist eine Flugschrift erschienen unter dem Titel: Vrije gedachten van een ingeland van Rynland over de verhandeling van droogmaking des Harlemmer Meers, Leyden 1821, wovon der ungenannte Vf. zwar die Verdienste des Hrn van Lynden anerkennt, aber mit vielen Citationen und Wehklagen über das Unglück, welches Rynland treffen würde, wenn der Plan zur Ausführung käme, die Sache gänz-

sich verwirft. Die Hauptgründe dagegen sind erstens, daß nach der Meinung des Vf. dadurch ganz Rynland der Gefahr ausgesetzt würde, überschwemmt, und in einen Sumpf verwandelt zu werden, auch das Y bey Haarlem alsdann in ein todtes Wasser verwandelt, der Strom daselbst gänzlich aufhören und aller Moder und Schlick sich davor anhäufen würde. Das letztere wird doch geschehen, wenn das Y beym Pampus abgedämmt wird, wie solches kürzlich vom Könige genehmigt worden ist; auch bezieht sich jene Aeußerung der Stadt Haarlem nur auf die damals projectirte, jetzt ausgeführte Entwässerung bey Katwyck. Der zweyte Einwurf scheint mehr gegründet zu seyn, nämlich die Erfahrung lehre, daß alle ausgetrockneten Seen und Sümpfe nach der Austrocknung etwa 2/3 der Austrocknungskosten wieder eingebracht hätten, also für die Uebernehmer immer nur Schaden dabey wäre. Hierauf geht der Verf. die verschiedenen Puncte des Hrn. van Lynden durch. Die Fahrt auf den künftigen Canälen mit Pferden werde viel kostbarer seyn, als die jetzige auf dem freyen See. Gegen die Dampfmaschinen erinnert er, daß deren Unterhaltung schwierig seyn werde, weil im Lande keine Mechaniker wären, die sie repariren könnten. Endlich bezeugt er zwar aus eigner langer Erfahrung, daß die ausgetrockneten Ländereyen für die Gesundheit der Bewohner sehr nachtheilig seyen, hält dies indessen für keinen hinreichenden Einwurf, weil der Fehler sich mit der Zeit verbessere, und die Vermehrung der Ländereyen für das allgemeine Beste sehr wünschenswerth sey. Er schlägt also statt des Haarl. Meers verschiedene kleinere Landseen zum Austrocknen, und die Haide und Möre in Friesland zum Urbarmachen vor, um Thätigkeit und Indüstrie zu befördern. Diese Einwürfe sind bald darauf durch den Hrn. Baron van Lynden van Hemmen in einer kleinen Schrift beantwortet, die Einwürfe des Ungenannten nach der Reihe widerlegt, und besonders dessen Vorurtheil, welches viele Rynländer noch hegen, als wenn die Austrocknung des Haarlemer Meeres den Untergang Rynlands unausbleiblich zur Folge haben werde, vollkommen beseitigt. Der Einwurf wegen des künftigen Werthes der Ländereyen scheint jedoch dem Ref. noch nicht völlig gehoben zu seyn, daß nämlich derselbe eben so gut geringer, als höher, wie die Kosten der Austrocknung ausfallen könnte. Uebrigens ist diese letztere Schrift in einem ruhigen bescheidenen Tone abgefaßt, der sich sehr von den absprechenden heftigen Ausdrücken des Ungenannten unterscheidet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.
Den 13. May 1824.

Heidelberg.

Einer lateinischen Abhandlung des jetzigen Herrn Hofraths beym Land-Gerichte zu Wolfenbüttel, Duroi, erinnern sich gewiß noch mehrere unserer Leser, wenn gleich wenige sich dessen, was im Jahrgang 1813. S. 145 u. ff. darüber gesagt, oder auch nur daß sie da sehr empfohlen war, erinnern. Als ein Nachtrag zu jenen Observationen, aber freylich wie ein Mann von Kopf und Kenntnissen nach zwölf Jahren, wenn er Diese gleich größten Theils, dem Geschäftsleben gewidmet hat, wo aber in der Zwischenzeit Gajus entdeckt und von dem Einen, wie er sagt, vollständig, von Andern nach besten Kräften benutzt worden ist, und wo seitdem ein berühmter Schriftsteller den Verf. mit dem Begriffe von in rem actio hat widerlegen wollen, wie ein solcher Mann unter solchen Umständen einen Nachtrag liefert, nahmentlich noch ein Mahl so groß, sind nun anzusehen: Noch einige Bemerkungen über actio in rem und actio in personam (beide Ausdrücke lieber umgekehrt), jus in re und obligatio. Die Vergleichung beider Aufsätze hat

auch darum große Schwierigkeit, weil der Verf. sich selbst so wenig, wie seine Vorgänger oder auch, was die lateinische Abhandlung betrifft, seine Nachfolger anders, als ganz im Allgemeinen, anführt, ein Verfahren, das in litterärischer Rücksicht große Unbequemlichkeiten für den Leser hat, aber freylich auch aus Beweggründen herkommen kann, die der Denkungsart eines Schriftstellers Ehre machen. Man glaube doch ja nicht, es ergebe sich von selbst, daß Wer Etwas behauptet, was einem andern Satze zu widersprechen scheint, Diesen auch wirklich zurücknimmt, wenn er ihn vorher aufgestellt hatte. In welchem Kopfe sind nicht Ansichten, besonders neue und Ueberbleibsel von alten, neben einander, die sich eigentlich auf den Tod bekämpfen müßten, wenn sie sich begegneten oder wenn sie dann gerade zum Kampfe gerüstet wären? Zum Beweise, wie wenig Dieß ein Hieb auf das Buch, bey Gelegenheit von welchem Unterzeichneter es sagt, seyn soll, setzt er gleich hinzu, Derjenige, bey welchem ihm Dieß schon am häufigsten vorgekommen sey, nahmentlich auch bey Gelegenheit dieses Buches, und an welchem es ihn am Meisten geärgert habe, sey — er selbst, ohne daß er jedoch glaube, so Etwas begegne ihm allein, oder ihm doch mehr, als andern Menschen. Auch unser Verf. findet in seiner ältern Abhandlung Wahres und Falsches so durch einander gemischt, daß er überall in der neuen Etwas aus jener aufgenommen hat und doch nirgends auch nur auf eine halbe Seite Derselben geradezu hätte verweisen können. Sein Hauptsatz ist jetzt der, von welchem er ehemahls keine Ahnung hatte und wobey man die Aufmerksamkeit der Leute vom Fache auf alle Weise aufrufen möchte, der im §. 20. zusammengestellte: In rem actio ist kein Gattungsbegriff, sondern bloß die Klage über das Eigenthum einer körperlichen Sache und die Ausdehnungen dieser Klage. Das jetzt bey den gewöhnlichen Neuern, man könnte hier-

len und bey so manchem Andern z. B. gleich an die neulich erwähnten Klagen und Einreden von Schmidt denken, so beliebte rei vindicatio ist kein Kunstwort für die Klage aus dem Eigenthum einer körperlichen Sache allein, sondern ganz einerley mit vindicatio schlechtweg (weswegen denn auch rei noch öfter dahinter steht, als davor, wieder eine Kleinlichkeit, die sich hier nicht ein Mahl ausführen läßt, von Jenem sind drey, von diesem zwey Beyspiele aufgefunden) oder mit in rem actio. Es ist einer von den vielen Fällen, wo die sonst gar nicht zu verachtenden, den ursprünglichen Randschriften nachgeahmten Ueberschriften in den Compilationen Unheil angerichtet haben. Im Gregorianischen und im Theodosischen Codex, wenigstens nach dem Westgothischen Auszuge, in den Digesten und im Justinianischen Constitutionen-Codex steht eine Ueberschrift de rei vindicatione, aber im Texte selbst heißt es unter diesen Titeln und in beiden Institutionen nicht ein einziges Mahl so. (Da werden sie wieder sagen, Nettelbladt und Daries hätten ihre Schüler nicht gelehrt, zu zählen, wie oft ein Wort vorkomme!) Dieß sagt §. 2. von der eigentlichen in rem actio, die Ausdehnungen aber sind folgende, die sich sehr verschieden zählen lassen, aber bey dem erwähnten §. 20. leicht in der Zählung verwirrt werden, schon darum, weil die ursprüngliche in rem actio ein Mahl nicht gerechnet ist, wohl aber das andre Mahl: jura (Servituten) und hereditas Beides (wenigstens im spätern Rechte) als unkörperliche Sachen, ferner die alte und die neue Publiciana in rem actio, die utilis actio des superficiarius und Desjenigen, der fundum fruendum conduxit a municipibus, einige utiles actiones, woraus das dominium utile absolutum der Glossatoren geworden ist, und die utiles actiones, welche auf jura und auf hereditas gehen, wenn die di-

pacta nicht paßt, drittens die in rem actio aus fremdem Eigenthume nähmlich die hypothecaria und Pauliana, und endlich die in rem actio auf Personen, die man im jus hat, ohne Eigenthümer von ihnen zu seyn. Eine vortreffliche Bemerkung ist die, daß die Römer nicht wie wir das Recht selbst, woraus eine actio entsteht, d. h. nicht seine Natur und seine Verschiedenheit, sondern die actio daraus bey ihrem Vortrage zum Grunde gelegt haben; aber sie verdient eine genauere Erklärung, um nicht mißverstanden zu werden. In den Institutionen kommen die Personen und die Sachen selbst, sogar ohne die Actionen, die daraus entstehen vor, aber eigentlich nur die Verschiedenheiten der Personen und der Sachen und die Entstehung einer jeden Art, also z. B. wie wird man liber, wie wird man alieno juri subjectus, und wie hört man auf, es zu seyn, wie kommt man unter tutela oder curatio von Jemand und auch wieder bis wie lange, ferner wie wird eine Sache die in dem Eigenthume von Jemand befindliche u. s. w. Bey den Digesten ist es nur zu bekannt, daß sie nach den actiones gehen, daß diese der Faden sind, an welchen sich die Lehren reihen; es ist zu bekannt, denn eigentlich ist es nur bey der zweyten und dritten pars wahr, die man zusammen mit der ersten, etwa das erste Drittheil des Ganzen nennen kann, zwar mehr als ein Drittheil, der Zahl der partes und der Bücher nach, aber etwas weniger, nach den Seiten, die damit angefüllt sind. Aber das zweyte Drittheil, die vier Lehren der libri singulares und Was man in unsern Digesten, die beide Mahle von ihren Mustern abweichen, beym Anfang dazu rechnen kann, der Anti Papinian, und Was am Ende, die zwey Bücher von der bonorum possessio und der legitima hereditas, geht nicht nach den Actionen, von welchen kaum hier und da eine bey der Ehe und der Vormundschaft einen eigenen Titel ausmacht,

und eben so ist es beym letzten Drittheil, dessen Zusammenstellung zu einem eigenen Ganzen noch am Wenigsten versucht worden ist. Die Klagen aus der hereditas stehen in der zweyten pars, die hereditas selbst in der fünften und dem Anfange der sechsten; die Klagen aus dem Eigenthum stehen gleichfalls in der zweyten pars, aber die Erwerbung des Eigenthums in der sechsten. Selbst die personales actiones stehen zwar alle in der dritten pars; aber viele Entstehungsarten der obligatio stehen da nicht, sondern erst in der siebenten.

Eine Stelle in den Institutionen: praejudiciales actiones in rem esse videntur, vielleicht die, welche der Unterzeichnete schon am Meisten gebraucht hat, da nichts Aehnliches sonst irgendwo vorkommt, verschwindet ihm unter den Händen, da wir nun aus Gajus noch viel bestimmter, als bisher aus Theophilus, den man aber auch so wenig benutzte, wissen, die in den Institutionen angeführten Beyspiele von praejudicia, beträfen blos zufällig alle den status, und der Zusatz, den die Neuern erfunden haben: praejudiciales de statu sey eigentlich richtiger, als sie selbst wußten, denn es gebe praejudiciales actiones, die auf den status gehen, aber es gebe auch andere, an die man Jahrhunderte lang bey diesem Nahmen gar nicht dachte. Davon führt der Verf. außer der in Gajus (p. 161. l. 9.) genannten an ex ea lege praedictum sit (eigentlich in fidejussione) auch eine aus fr. 30. D. 42. 5. an, ob bona venierint. (Wer weiß, ob, wenigstens ursprünglich, die inofficiosi querela nicht auch ein praejudicium war, selbst in diesem Sinne?) Herr HR. D. glaubt nun, die Stelle in den Institutionen beruhe bloß darauf, daß man den Begriff von einer actio, nähmlich einer formula mit condemnatio, zu Justinian's Zeit verloren hatte, und nun etwas der Eintheilung in in rem und personales Aehnliches anbringen wollte. Videntur ist

aber wohl keine Unterstützung dieser Ansicht und man könnte eher sagen, diese Stelle sey aus einem andern Verfasser von Institutionen, als aus Gajus, wie es so oft der Fall ist, und man nicht alles, was nicht aus Gajus ist, interpolirt nennen darf. Im §. 23. bemüht sich der Verf. Das, was von den Interdicten im fr. 1. §. 3. D. 43, 1. gesagt ist, auch wenn sie in rem videantur concepta, so seyen sie doch vi ipsa persönlich, so zu erklären, daß sein Satz, nur wahre actiones ließen sich so eintheilen, keine Noth leide.

Eine Untersuchung, die durch einen großen Theil des Aufsatzes durchläuft, und bey welcher man Die beneiden möchte, die sich in der Geschichte des Römischen Rechts die Frage: Wie bald? und Wie lange? ersparen, ist Die, ob zu Cicero's Zeit die legis actiones noch (nicht zuweilen, denn Dieß war ja noch bey Gajus, sondern regelmäßig, so wie vor der lex Aebutia) im Gange waren. Der Verf. glaubt Dieß §. 2. Anm. 26., und folgert daraus, formulae seyen auch bey der legis actio gewesen, wie nachher, oder mit andern Worten per formulas heiße nicht: mit Formeln, sondern: bloß mit Formeln, ohne legis actio. Daß eine Zeit lang beide Arten des Verfahrens neben einander waren und daß vielleicht erst nach Jahrhunderten das Verfahren ohne wahre legis actio (wie der Verf. es versteht, mit einer nur für geschehen angenommenen legis actio) das ältere ganz verdrängte, ist wohl ausgemacht; aber die genauen Grenzen sind bey Dingen dieser Art und vollends aus unvollständigen Quellen, schwer zu ziehen.

Wie gern möchte Unterzeichneter noch länger bey dieser Abhandlung verweilen, über die er im Stande ist, eine ihm mitgetheilte Uebersicht des Neuen zu geben, wie er sie selbst nicht herausgebracht hätte. Aber es ist nur noch ein Umstand zu bemerken, ohne welchen für viele Leser diese Anzeige

und die Aufforderung, die Bemerkungen des Verf. ja nicht bloß flüchtig zu lesen, ein wahres Räthsel wäre, nämlich daß der Aufsatz im dritten Bande des Archivs für die civilistische Praxis als XIV im zweyten Hefte und als XIX (nicht XVIII.) im dritten Hefte des sechsten Bandes steht. Wenn nun der Unterzeichnete sagt, er bedaure Dieses, so wird hoffentlich Niemand glauben, es sey böser Wille gegen eine Zeitschrift, in welcher er freylich, und zwar in denselben Heften, sehr unfreundliche Aeußerungen gegen sich gefunden, aus welcher er aber auch schon Manches gelernt hat, das er gern unsern Lesern empfehlen möchte, z. B. gleich einen Aufsatz X von Herrn D. Fritz in Gießen, wenn nicht zum Theil sehr zufällige Umstände, nahmentlich daß ein änderer damahliger Mitarbeiter ihm bey den ersten Heften zuvorgekommen ist, ihn davon abgehalten hätten. Ein Hauptgrund, weswegen der Aufsatz da nicht stehen sollte, ist seine Länge; 115 Seiten scheinen für ein eigenes Buch nicht zu wenig und für eine Zeitschrift, von welcher ein einzelnes Heft nicht viel größer ist, sind sie zu viel, wie der Unterzeichnete ja auch bey Bluhmens Aufsatze über Ordnung der Stellen gewünscht hätte, er wäre einzeln erschienen und nicht in der Zeitschrift, die doch, um ihn nicht zu zerstücken, ein Doppelheft darauf wandte, und bey welcher gewiß Niemand glauben wird, der Wunsch komme daher, weil den Herausgebern oder einem derselben so Etwas nicht gegönnt worden sey. Ein besonderer Abdruck leidet allerley Erleichterungen für den Leser, Columnen-Titel, die hier ganz fehlen, gewöhnlich aber in einer Sammlung ganz allgemein sind, Inhalts-Angaben wohl gar auch Register, bey diesem Aufsatze wohl von Nutzen, davon nicht zu reden, daß die Druckfehler dabey eher vermieden, wenigstens eher und nicht so oft mit neuen Unrichtigkeiten, wie hier im dritten Hefte in Ansehung der er-

ten Hälfte geschehen ist, berichtigt werden. Einen Nachtrag zu dieser Berichtigung gibt, daß es S. 302. N. 16. Z. 4. statt nur heißen muß nun, eine wahre Kleinigkeit für den Setzer und den Corrector, für den Sinn aber sehr wichtig, und Dieser verdiente gerade jetzt, wo eine entgegengesetzte Ansicht unter einem großen Nahmen bekannt wird, noch ausgehoben zu werden. Quorum bonorum hat auch Der, dem die bonorum possessio als ein bloßes Factum, als Besitz (sine re), die possessoria hereditatis petitio nur Der, dem sie (hier ist nur ganz falsch) als ein Recht, als Succession, (cum re) ertheilt worden ist. Hugo.

Halle.

In der Gebauerischen Buchhandlung: Institutiones theologiae Christianae dogmaticae. Scholis scripsit, addita singulorum dogmatum historia et censura, Jul. Aug. Lud. Wegscheider, Phil. et Theol. D. hujusque P. P. O. in Acad. Fridericiana. Γνώσεσθε τὴν ἀλήθειαν, ἡ ἀλήθεια ἐλευθερώσει ὑμᾶς. Jo. 8, 32. Editio quarta emendata et aucta. 1825. XXII. u. 592 S. gr. 8. (2 Rthlr. 6 Ggr.)

Da der Inhalt dieses Werks allgemein bekannt, auch bereits bey Erscheinung der frühern Ausgaben in diesen Blättern ausführlich mitgetheilt ist, so begnügen wir uns, die Anzeige dieser neuen, fast um sechs Bogen erweiterten, Auflage nur mit der Bemerkung zu begleiten, daß der Vf. seinen früher aufgestellten Grundsätzen auch hier durchaus treu geblieben und besonders die Theorie des Rationalismus sehr erweitert und gegen Einwürfe vertheidigt hat. Fast auf jeder Seite findet man überdieß Spuren der nachbessernden Hand des Vf's; auch ist die Litteratur bis auf die neueste Zeit sehr reichhaltig nachgetragen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. Stück.

Den 15. May 1824.

Leipzig.

Bey C. H. F. Hartmann. 1823: Parallele der französischen und deutschen Chirurgie. Nach Resultaten einer in den Jahren 1821 und 1822 gemachten Reise, von Dr. Friedr. Aug. Ammon, practischem Arzte in Dresden. VIII und 4,3 S. 8.

Referent entledigt sich des ihm gewordenen Auftrages, eine Anzeige des vorliegenden Buches für diese Blätter zu liefern, nicht ohne einige Besorgniß. Wenn eine besondere Theilnahme an dem Gegenstande ihm jenes Geschäft in einem hohen Grade erleichterte, so fühlte er sich durch ein freundlich bindendes Verhältniß, in welchem er zu dem Verf. steht, eben so sehr beengt. Wie durfte er es diesem, dem angehenden, für seine Kunst und die Kunst seines Vaterlandes begeisterten Wundarzte verargen, wenn in der darstellenden Parallele die Lichtseite der deutschen Chirurgie hier und dort auf Kosten der französischen zu sehr hervortrat? aber wie gern hätte er auch ein nachsichtigeres Urtheil über den, seine Kunst trefflich fördernden Roux vernommen, dem bey einer Parallele der französischen und

englischen Chirurgie (Paris 1816) ein Aehnliches rücksichtlich der Leistungen seiner Nation in Vergleich mit denen der gegenüberstehenden widerfuhr! Der Verf. sieht in jenem Irrthume des Pariser Wundarztes einen verhaßten Nationaldünkel; warum mußte er sich bey solchem Ausspruche der Gefahr einer gleichen Härte aussetzen? Hanc veniam damus petimusque vicissim. Doch erfährt der Deutsche so selten, wie auch er eine Kunst habe, die das Eigenthum seines Vaterlandes sey, daß wir um so weniger mit dem Verf., dessen Begeisterung sie uns geschmückt vorführt, rechten wollen; nur möchten wir daran erinnern, daß die chirurgische Schule zu Paris nicht wohl eigentlich die französische Chirurgie darstelle, da die zu Strasburg und vorzüglich zu Montpellier (Delpech), keineswegs immer mit der Pariser übereinstimmend, gewiß ebenfalls ihren Wirkungskreis finden, und daher der Pariser Wundarzt nicht mit vollem Rechte, obgleich allerdings mit größerm als irgend einer von einer einzelnen deutschen Schule, als Repräsentant aller übrigen seiner Nation angesehen werden könne. Der Verf. denke nur daran, wie selbst zu Paris sich die Chirurgen auf ihren Aushängeschildern ausdrücklich als Chirurgien de la faculté de Montpellier oder de Paris unterscheiden. So aber ist in der Parallele eigentlich nur Paris dem gesammten Deutschland zur Seite gesetzt, und da wäre es freylich schlimm, wenn die Sachen nur al pari ständen. — Völliger Ernst ist es dem Verf. wohl nicht, wenn er in der Nachgiebigkeit des guten Paré, der mit anerkannter Dexterität seinem Könige den Bart schor, und in der leidigen Nachahmungssucht der Deutschen den ersten Grund der Vermengung jenes Toilettendienstes mit den übrigen chirurgischen Leistungen findet, ja, von daher den Ursprung des Handwerksgeistes und der Bildung von Zünften und Gilden ableitet, da lange vor Paré, nachdem der Clerus der

Ausübung der Heilkunst entsagt hatte, diese den Badern und Bartscherern anheim fiel und somit zünftig würde. Der Chirurg sank in Deutschland nicht zum Bartscherer herab, sondern dieser erhob sich zum Chirurgen, und trat dann freylich leider nicht immer sogleich aus der Gilde. — Daß der Dienst in den Pariser Hospitälern, so wie wahrscheinlich überall in Frankreich und Deutschland, am Morgen versehen wird, billigt Ref. mit dem Verf. aus voller Ueberzeugung, nur sollte der Morgenbesuch nicht zu einem nächtlichen werden, wie dieses im Winter 1820—21 beynahe der Fall war, wo man Dupuytren, von Kerzen umgeben, schon um fünf Uhr in den Krankensälen des Hôtel-Dieu fand. So mancher Kranke war aber dann erst eben, nachdem sich die Heftigkeit der Nachteracerbation gebrochen hatte, in einen erquickenden Schlaf versunken, und wurde nun entweder aufgerüttelt oder übergangen, um den Arzt früheſtens am Abend zu sehen; daß eine beschäftigte Privatpraxis, welche ebenfalls vor Mittag noch versehen seyn wollte, dem Hospitalarzte als Staatsdiener nicht zur Entschuldigung gereichen konnte, ist einleuchtend genug. — In Frankreich ist die Anwendung des Feuers als Heilmittel gebräuchlicher als in Deutschland, doch bedient man sich dort häufiger der Moxa als des Glüheisens, während bey uns das umgekehrte Verhältniß Statt finden möchte; der Verf. hält mit Recht Larrey's Erwartungen von der Heilkraft der Moxa für überspannt, doch sind allerdings Curen vermittelst derselben gelungen, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen. Larrey versuchte die Application derselben in der Gegend der basis cranii mit Glück bey chronischen Entzündungen und Anhäufungen von Flüssigkeiten im Gehirne, und Regnault will durch das Setzen einer eigenen Art der Moxa (Moxa tempéré) auf die Pfeilnath und Kranznath den Wasserkopf der Kinder geheilt haben. Ref. sah die Application dersel-

ben hinter dem Processes mastoideus bey einem Soldaten, welcher beym Beobachten der Sonnenfinsterniß 1820 mit unbeschützten Augen am rechten Auge erblindet war, von Erfolg begleitet, während Larrey zugleich als guter Cartesianer erläuterte, wie die molecules caloriques ins Hirn drängen und seine Fibern zur verstärkten Thätigkeit anregten. Gegen Herzklopfen auf die linke Seite der Brust gesetzt, schien sie in zwey Fällen ihren Zweck nicht zu verfehlen, wohl aber bey einem inveterirten Gesichtsschmerze. Auch des Glüheisens bediente sich Larry bey Krankheiten des Hüftgelenkes, indem mehrere Striche um den Trochanter major gezogen wurden; merkwürdig war ein Fall, wo der kranke Schenkel, den man vorher mit dem andern genau verglichen hatte, nicht allein nicht mehr länger blieb, sondern augenblicklich um einen Zoll kürzer als der andere geworden war. Wenn der Verf. sagt, die Moxa sey eine Gradation des Vesicators, das Glüheisen die verstärkte Wirkung des ätzenden Kali, so weiß sich Ref. die Meinung desselben nicht wohl zu deuten, und gegentheils glaubt er eine große Analogie in der Wirkungsart der Moxa und des Aetz-Kali zu finden, worauf die feste Borkenbildung beider Mittel, mit welcher nicht selten da, wo die Moxa oder das Kali schwächer einwirkt, eine Blasenbildung verbunden ist, hinzudeuten scheint. Von dem Gebrauche des Glüheisens bey Blasen-Mastdarmfisteln sah der Verf. immer nur geringen, vorübergehenden Nutzen; Ref. erinnert sich eines Knabens, dem in Folge eines erlittenen Steinschnittes eine Fistel im Mastdarm und Mittelfleische zurückgeblieben war, mit welcher er sieben Jahre verlebte, indem der Harn sich auf drey Wegen ergoß und glücklich genug keine Kothmassen vom Mastdarme aus in die Blase drangen. Die Fistel im Mittelfleische wurde ihm im Hôtel-Dieu (wo übrigens nicht jener Steinschnitt verrichtet war) geheilt, worauf er das Hospital zufrieden verließ. Später kehrte er zurück, um auch von seiner

zweyten Fistel befreyt zu werden, indem er sich der höchst schmerzhaften Application des Glüheisens, zu deren Behuf ein eigenes Speculum ani angefertigt wurde, unterwarf, welche ihn indessen nicht allein durch die Entflammung einer gefährlichen Unterleibsentzündung in große Lebensgefahr versetzte, sondern deren Endresultat auch keineswegs eine radicale Heilung war. — Mit Recht rühmt der Verf. an Dupuytren die meisterhafte Benutzung eines alle Muskeln relaxirenden, eigenthümlichen Mittels bey der Einrichtung von Luxationen: des Schreckens, wovon auch wir auffallende und wahrhaft komische Beyspiele sahen. — Gefährliche, schwer zu stillende Blutungen aus Blutegelstichen stillt man in Frankreich, indem man ein kleines, gefaltetes Stück Leinwand auf die blutende Stelle legt, eine stählerne Sonde bis zum höchst möglichen Grade warm macht, ohne daß dieselbe jedoch die Gegenstände, welche sie berührt, verbrennt, und sie auf die den Blutegelstich bedeckende Leinwand hält. Die sich entwickelnde Wärme soll das hervorrieselnde Blut coaguliren und die Blutung stocken lassen. Ref. stillte eine höchst gefährliche, alle angewandten Mittel verspottende Blutung aus zwey Blutegelstichen in der Schläfengegend eines am hydrocephalischen Fieber leidenden, zarten Kindes durch das Touchiren der Stellen mit Höllenstein; andern hat das Einbringen eines Charpiefadens in die Stichwunde unter ähnlichen Umständen erwünschte Dienste geleistet. — Auf einige Obductionen gestützt, hält der Verf. es für unwahrscheinlich, daß der Krebs der Gebärmutter sich allemal aus einer scirrhosen Induration dieses Organes entwickele, worüber wir gänzlich mit ihm einverstanden sind, da jene scirrhose Verhärtung nur in vorzugsweise drüsigen Theilen dem Krebse immer vorherzugehen scheint. Merkwürdig sind jene Sectionen insofern, als sie wieder das gleichzeitige Vorkommen anderer Afterproductionen zugleich mit der Krebsbildung darthun. — Wenn es S. 264 heißt,

Recamier's Scheidenspiegel habe bis jetzt weder in der deutschen Chirurgie noch in der deutschen Geburtshülfe das Bürgerrecht erlangt, so weiß Ref. freylich nicht, was zu Erlangung dieses Rechtes erforderlich ist, kann übrigens den Verf. versichern, daß das genannte Instrument schon im Gebrauche bey manchen Aerzten Niedersachsens und namentlich Hannovers, sich vorfindet. — Ueber den Nutzen der Reservligatur bey der Operation des Aneurysma sind die Meinungen getheilt in Frankreich wie in Deutschland, vorzüglich ist Dupuytren ein erklärter Gegner derselben, doch legte er sie vor einigen Jahren, wie es schien, um ihre Nutzlosigkeit zu beweisen, in einem Falle an, der seiner Absicht wirklich ein volles Genüge leistete, indem sie bey nachher eintretenden bedeutenden Blutungen, besonders aus dem unter der Geschwulst sich befindenden Theile der Schenkelarterie, von dem umgebenden Zellgewebe umwachsen, alle Hülfe versagte. — Fast unglaublich ist desselben Arztes, S. 378 mitgetheilte Heilung einer Hypospadie der schlimmsten Art, wo er nämlich nicht allein die im Mittelfleische befindliche Oeffnung der Harnblase mit dem Penis in Verbindung zu setzen wußte, sondern auch durch die longitudinelle Perforation des Gliedes mittelst eines glühenden, spitzigen Drathes, durch Einbringen von elastischen Sonden, Injectionen und dergl. eine Urethra will gebildet haben! — Rücksichtlich der Augenheilkunde in Frankreich hört man die alten Klagen; eine besondere Anstalt für die wissenschaftliche Cultur derselben, ein besonderes Local für Augenkranke sucht man vergebens; das kleine Zimmer mit den wenigen Betten, welches Guillié in der Blindenanstalt, deren Vorsteher er war, für Augenkranke und besonders für Operirte einrichtete, beurtheilt der Verf. vielleicht noch zu günstig, indem Ref. über die hochgelben Tapeten der Wände und die gleichge-

färbten Bettumhänge, die dem Zimmer vielmehr das Ansehen eines Prunkgmaches gaben, vor einigen Jahren seine Verwunderung äußern mußte. Daß den Verheerungen der Augenentzündung noch manches Auge zum Opfer fallen wird, so lange als man glaubt, alle Formen derselben mit einem durchgehenden, oft nicht einmal zweckmäßig geleitetem antiphlogistischen Apparate bekämpfen zu können, wird der deutsche Augenarzt voraussehen; der Ophthalmie der Neugebornen, im Findelhause nur zu gut bekannt, ist noch keine besondere Beschreibung gewidmet, doch macht Ref. auf eine merkwürdige epidemische Augenentzündung aufmerksam, die im J. 1818 im Hôpital des enfans malades, einem der am günstigsten gelegenen Hospitäler von Paris, von Jadelot beobachtet, behandelt und im Annuaire médico-chirurgical. Paris 1819. beschrieben wurde. Die Erfahrung zeigte bald, daß alle gegen heftige Augenentzündungen gewöhnlich gebrauchten Mittel gegen diese unzureichend waren. Die verschiedenen innern und äußern Revulsiva, erweichende Kollyrien, säuerliche Getränke, Blutegel in die Schläfen gesetzt und selbst allgemeine Aderlässe am Arme oder Fuße brachen alle die Heftigkeit der Symptome nicht merklich, wenn man nicht zu dem einzigen wirksamen Mittel, zur Oeffnung der vena jugularis seine Zuflucht nahm. — Guillié erinnerte in neuerer Zeit wieder an die Existenz der Cataracta nigra, d. h. einer eigenthümlichen, schwarzen Verdunkelung der Linse, welche zur Verwechselung mit der Amaurose Veranlassung geben könnte. Es sey ein Verdienst der Extraction, auf diese wichtige Art der Cataracte die Aufmerksamkeit der Aerzte gelenkt zu haben; der Verf. zählt S. 418 die Unterscheidungszeichen dieser Linsenverdunkelung vom Glaucom und von der Amaurose auf. Ref. hörte von Dupuytren das Geständniß, daß er binnen 15 Jahren wenigstens 500 Staaroperationen gemacht habe, aber niemals auf eine schwarze Cataracte gestoßen sey; dahingegen zeigt Guillié zwey, wie dunkles Horn gefärbte Linsen, welche er, so gefärbt, extrahirt zu haben versichert. Nach ihm findet man indessen die

schwarzen Cataracte häufiger im Süden als im Norden. Von den Krankheiten der tunica humoris aquei hörte der Verf. in Frankreich niemals sprechen, obgleich Bichat die Existenz jener Haut, an welcher schon frühere französische Anatomen nicht gezweifelt hatten, bestätigte. Allerdings kamen die Krankheiten indessen in Guillié's ophthalmologischer Klinik vor; Ref. fand außerhalb Frankreich Gelegenheit, die Entzündung jener Haut zu beobachten, und möchte vermuthen, daß bey dem geringen Grade der durch dieselbe im Auge erzeugten Verdunkelung und der bedeutenden Abnahme der Sehfähigkeit früher vielleicht mancher Fall dieser Art für Glaucom oder amaurotische Amblyopie dürfte gehalten seyn. Gilt das nicht von einigen angeblichen Amaurosen, welche den Nutzen des Quecksilbers so auffallend bewährten? — Einblasen von Pulver in die Augen bey Leiden derselben richtet in Paris noch häufigen Schaden an; die Hornhautflecke behandelt man meistens durch Einblasen des Collyre sec de Lagueau, welches aus gleichen Theilen Kandiszucker und Zincum oxydatum oder Kali nitricum besteht, S. 459; Ref., dem einige Zeit die Besorgung der Guilliéschen Klinik oblag, war in seiner Behandlung von Hornhautflecken einzig auf Opiumtinctur und pulverisirtes Kochsalz beschränkt, welche Mittel er nach Maaßgabe des Felles getrennt oder vermischt den Kranken zweymal wöchentlich mit einem Pinsel in die Augen strich. S. 462 theilt der Verf. die Addresse eines Verfertigers künstlicher Augen mit (Hazard-Mirault, rue Sainte Apolline Nr. 2.), der zugleich Herausgeber eines traité de l'oeil artificiel, Paris 1818 ist; Ref. hörte häufiger von einem Mr. Desjardins, artiste de la faculté de médecine sprechen, der in der rue Traversière St Honoré Nr. 20. wohnt. Somit schließt Ref. die Anzeige eines Buches, welches ihm ein vielseitiges Interesse erregt hat; er möchte noch den Wunsch aussprechen, daß es dem Verf. gefiele, sich bey einer leicht erkennbaren, nicht gewöhnlichen schriftstellerischen Gewandtheit vor einer gewissen rhetorischen Declamation zu hüthen, deren wissenschaftliche, wohlbegründete Arbeiten niemals bedürfen; einige Stellen des Buches, wie z. B. auf S. 82., sind ihm unverständlich geblieben, und er suchte im Druckfehlerverzeichniß vergebens nach einer Aufklärung; gern hätte er auch dort Wortbildungen wie Pseudonagel und dergleichen notirt gefunden. S — n.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.
Den 15. May 1824.

Leipzig.

Bey J. A. Barth: Die Christliche Lehre vom heiligen Abendmahl nach dem Grundtexte des Neuen Testaments. Ein Versuch von D. Dav. Schulz, ordentl. Professor der Theologie zu Breslau und Cons. Rath im Kön. Cons. für Schlesien. 1824. 329 S. in 8.

In der Einleitung beschäftiget sich der Verf. mit einigen allgemeinen Betrachtungen über den Gegensatz und das Verhältniß zwischen Geist und Materie, über das Christenthum als Religion des Geistes und des Herzens, über die Harmonie zwischen Vernunft und Offenbarung, über den Streit zwischen Rationalismus und Supranaturalismus, über die Wichtigkeit und den Werth der geschichtlichen Offenbarung Gottes, und zwar deswegen, um für seine Hauptuntersuchung eine Grundlage zu gewinnen, indem es bey der Würdigung der christlichen Sakramente höchst wichtig ist, das Geistige vom Leiblichen, die Idee vom Symbole zu unterscheiden. Er macht es sich zur Hauptaufgabe: ob die Worte Christi: "Das ist mein Leib, das ist mein Blut"

als die bedeutungsvollsten Einsegnungsworte des h. Abendmahls eigentlich und buchstäblich, oder uneigentlich, symbolisch zu verstehen seyen. Er schreibt unabhängig von anderen älteren und neueren Schriften über diesen Gegenstand, legt allein das N. T. zum Grunde und glaubt, bey aller Uebereinstimmung mit anderen Schriften, doch noch Eigenthümlichkeit genug behauptet zu haben. Dabey hält er auch die Rechte der gesunden Vernunft, wie es der Geist des Christenthums mit sich bringt, heilig. Die Untersuchung selbst theilt er in folgende Abschnitte ab: I. Ueber symbolische und parabolische Darstellung in den heiligen Schriften im Allgemeinen. II. An und für sich ist es unwahrscheinlich, daß Christus seinen Jüngern sein Fleisch und sein Blut zum Genuß dargeboten habe. III. Vorläufige Erklärung einiger für die Abendmahlslehre wichtigen Ausdrücke: Σωμα, σαρξ, αἱμα, τουτο ἐστι. IV. Johannes gedenkt des Abendmahls in keiner Stelle. V. Ueber die Abschnitte des N. T. welche vom Abendmahle handeln und zwar in der Ordnung: Paulus, Lucas, Marcus, Matthäus. V. Zusammenhang und Ergebniß. Man sieht schon hieraus, wie verständig und sorgfältig er seine Abhandlung eintheilt und ordnet, vom Allgemeinen zum Besonderen fortschreitet und von diesem wieder zu jenem zurückgeht.

Im Wesentlichen ist Rec. mit ihm einverstanden, er wird daher nur theils das Eigenthümliche dieser Arbeit auszeichnen, theils aber die einzelnen Puncte angeben, worin er nicht mit ihm einstimmen kann und zugleich die Gründe seiner Abweichung anführen.

Ein besonderer Vorzug dieser Schrift ist der, daß in derselben alles genau und pünctlich exegetisch, ohne alle andere Rücksichten, mit Scheidung des nicht Zusammengehörigen, untersucht ist, daß dabey bis ins Kleinste eingegangen wird, daß nicht nur die Bedeutungen der Hauptwörter und Ausdrücke, worauf es in dieser Lehre ankömmt, sondern auch

der verwandten, sie berührenden oder erklärenden, und der entgegengesetzten, sorgfältig angegeben werden, daß auf den eigenthümlichen Sprachgebrauch der Schriftsteller, welche hier in Betracht kommen, Rücksicht genommen, und auch wohl gezählt wird, wie oft gewisse Wörter bey einem N. T. Schriftsteller und in welcher Verbindung sie vorkommen, daß auch andere Stellen der Bibel und die Kritik fleißig zu Hülfe genommen werden.

In der Einleitung heißt es S. 13 f. Der leidige, auf argen Mißverständnissen ruhende Streit über den sogenannten Rationalismus und Supernaturalismus gehe in seinen Endpuncten auf nichts sonst als auf die Entgegensetzung und Getrenntheit der Vernunft und Offenbarung zurück. S. 23 f. Ungeachtet der Unentbehrlichkeit der Vernunft und ihres Ansehens in der Religion, können wir doch eben so wenig der äußeren, geschichtlichen Offenbarung Gottes entsagen, noch derselben entrathen. Durch die Thatsachen des Christenthums und dessen heilige Urkunden finden wir die höchsten Ideale menschlicher Gedanken und Bestrebungen verwirklicht, verbürgt und bewährt. Der wirklich erschienene Christus ist uns geworden und gegeben von Gott zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlösung 1 Kor. 1, 30. Somit gilt uns das historische Christenthum allerdings als die größte Wohlthat Gottes für das Menschengeschlecht, auf welches die vorchristliche Zeit sehnsuchtsvoll hoffte und harrte, welches, als die Zeit erfüllet war, wirklich erschien und auf dessen ursprüngliche, frische Lebensgestalt wir mit gleicher Sehnsucht zurückschauen, woran aber alle insgesammt auf gleiche Weise ihr eigenes religiöses Leben und Streben erwerben, stärken und sichern. — Ueber alles menschliche Denken, Forschen und Erkennen führte die Offenbarung durch Christum mit Schnelligkeit und Sicherheit hinaus, aber darum durfte sie weder übervernünftig noch wider-

natürlich seyn. — Das denkende Vermögen und die Offenbarung besteht, ohne wesentlich getrennt zu seyn, freylich mit und neben einander, bestätigt, ergänzt, erläutert sich wechselseitig und muß auf dem rechten Standpuncte der Betrachtung zur vollkommenen Einheit verschlungen erscheinen. — S. 28-51. Eine Grenzlinie zwischen dem Natürlichen und Uebernatürlichen, zwischen mittelbarem und unmittelbarem Wirken Gottes in der Natur sowohl als im Menschen, eine Scheidung zwischen der Offenbarung, die dem Menschen innerlich zu Theil wird und der auf dem Wege der Ueberlieferung ihm zugekommenen, vermögen wir auf keine Weise zu bestimmen, sintemal uns die Urkräfte und Urgesetze in der Schöpfung Gottes durchaus verborgen sind. Alle Philosophie und Theologie muß hier ihre unbestreitbare Grenze finden und anerkennen. Wer aber diese Grenzen anerkennt, für den kann es auch keine eigentlichen Religionsstreitigkeiten geben, indem solche jedenfalls auf Geheimnisse, Offenbarungen und Wunder sich beziehen werden. Hier finden wir abermals in den neutestamentlichen Urkunden keine Trennung, noch weniger eine Entgegensetzung zwischen dem innern und äußeren, dem mittelbaren und unmittelbaren Wirken Gottes, zwischen den Offenbarungen durch freye Selbsterkenntniß und die eigene Denkkraft, und der außerordentlichen göttlichen Offenbarung oder Eingebung. Nirgends bestimmen sie, was göttlich sey, ohne natürlich zu seyn, noch was natürlich, menschlich sey, und nicht göttlich. Wie es wirklich ist, so erscheint hier beides stets und mit einander verschmolzen. Alles Gute von oben, aber doch darf es an der selbstthätigen Geistesregung von Seiten des Menschen niemals fehlen. Die göttlichen Offenbarungen können doch immer nur in die Seelen der Menschen geschehen, nicht in den Leib. Ihr Inneres wird berührt, bewegt, angeregt durch die Gottheit, wenn auch das Mittel der Anregung

eine äußerliche Erscheinung seyn kann. — Von Supranaturalismus und Rationalismus weiß also das N. T. nichts; geschweige von einem Gegensatze derselben oder der einseitigen Richtung des einen oder andern. — Auf dem Standorte der Reflexion und des vernünftigen Nachdenkens fühlen wir uns allzeit geneigt, die Ursachen der Erscheinungen aufzusuchen, beide mit einander auf eine verständliche Art zu verknüpfen und auch da, wo jene unsern Blicken verborgen sind, sie vorauszusetzen. Dagegen überspringt die religiöse Betrachtungsweise der Dinge gern die Mittelursachen. — Daß die Verfechter beider entgegengesetzter Ansichten sich gleicherweise auf die h. Schrift berufen können, ist nach der Lage der Sache sehr natürlich. Zahlreiche Stellen lassen sich für die eine wie für die andere leicht nachweisen. Aber eben dieses hätte auch die Streitenden zu der Ueberzeugung führen sollen, daß sie in einer Einseitigkeit befangen, durch einen Irrthum verblendet wären und daß ein Gegensatz hier überall nicht anzunehmen sey. Unmöglich könne sie doch Jesum und seine Apostel mit einander oder gar mit sich selbst in Widerstreit, betreffend die wesentlichen Grundvorstellungen des Christenthums, ja aller Religion, setzen wollen. Aber jeder Streiter macht wohl die Stellen geltend, welche für seine Meinung Zeugniß enthalten oder zu enthalten scheinen, läßt aber diejenigen unbeachtet, aus denen das Gegentheil hervorgeht." Wir bemerken hierüber in der Kürze nur Folgendes: 1. Der Streit über Rationalismus und Supranaturalismus beruht nicht bloß auf Mißverständnissen und geht nicht bloß auf die Getrenntheit und Entgegensetzung der Vernunft und Offenbarung zurück. Gar viele von beiden Parteyen verstehen sich vollkommen, wissen von Allem, worauf es hier ankömmt, vollständigen Bescheid und fühlen besonders die Wichtigkeit dieses Streits in Rücksicht auf das Christenthum. Der Streit geht auch gar

nicht immer auf Entgegensetzung und Getrenntheit der Vernunft und Offenbarung. Es gibt einen hier nothwendig zu berücksichtigenden rationalen Supranaturalismus, der die Harmonie und den Zusammenhang beider behauptet und darthut, und der schon von vielen Kirchenvätern und Scholastikern, von den Unitariern, von vielen alten und neuen Philosophen und Theologen, welchen es wahrlich nicht an Vernunft, Geist und Einsichten fehlte, trefflich vertheidiget worden ist, noch vertheidiget wird und es wahrscheinlich immer werden wird. Wir können freylich im Allgemeinen die Grenzlinie zwischen dem Natürlichen und Uebernatürlichen nicht bestimmen, es kann vieles natürlich seyn, was uns übernatürlich scheint, der religiöse Betrachter kann die Mittelursachen der Dinge überspringen und sich dieselben als unmittelbar göttlich denken. Allein es kann Erscheinungen und Begebenheiten geben, welche nicht nur aus allen bekannten Kräften und Gesetzen der Natur unerklärbar sind, sondern durch welche auch ausgemachte Natur-Kräfte und Natur-Gesetze aufgehoben oder abgeändert werden und bey welchen man eine eigentlich übernatürliche Ursache und Wirkung zu glauben, vernünftige Gründe haben kann. Hier zeigt sich dem Glaubigen allerdings eine Grenzlinie zwischen dem Natürlichen und Uebernatürlichen. Was den Umstand betrifft, daß die Anerkennung der Unmöglichkeit beides zu unterscheiden, allen Religionsstreitigkeiten ein Ende machen würde, so ist dieß eine eitle Hoffnung. Diese Streitigkeiten werden gar nicht bloß über eigentliche Wunder, übernatürliche Offenbarungen und Geheimnisse geführt, sondern auch über Lehren der Vernunft- und Naturreligion, die zudem auch ihre Geheimnisse und Offenbarungen haben, sie sind von jeher geführt worden und werden nie ein Ende nehmen. 2. Im N. T. wird freylich keine eigentliche Trennung und Entgegensetzung der natürlichen

Offenbarung angenommen, beide werden als ein harmonisches, zum Heile der Menschen abzweckendes Ganzes dargestellt, aber doch unterschieden. Allerdings wird daselbst zuweilen das Natürliche als göttlich beschrieben, doch wird keineswegs beides als durchaus verschmolzen betrachtet, es ist auch gar oft von Natürlichem, was ungöttlich ist, die Rede und der Unterschied zwischen Natur und Gnade ist schon in den heiligen Büchern gegründet. Und es finden sich auch Stellen genug, wo wirklich der Unterschied zwischen dem Natürlichen und Uebernatürlichen sehr deutlich gemacht. Dahin gehören alle Stellen, wo von den Wundern Jesu und seiner Auferstehung die Rede ist und welche unter den strengsten Wunder begriff gehören. Und Röm. 2, 12-14. Gal. 1, 12. 1 Kor. 2, 7-13. 2 Petr. 1, 21. 1 Petr. 1, 10. 12. läßt sich diese Unterscheidung nicht verkennen. Das N. T. weiß allerdings von Supranaturalismus und Rationalismus, so fern es beide unterscheidet und doch vereiniget, aber freylich nicht in so fern, als es sie trennt und entgegensetzt oder den einen mit Zerstörung des andern aufstellt. Es enthält nicht nur zwey verschiedene Betrachtungsweisen der Dinge, die natürliche und religiöse, sondern zwey verschiedene Quellen der Religionserkenntniß, Natur und übernatürliche Offenbarung. Christus und die Apostel gerathen dadurch nicht in Widerspruch mit sich selbst oder mit einander. 3. Der Verf. gibt zu, daß wir neben der Vernunftreligion doch der geschichtlichen Offenbarung durchaus nicht entbehren können, daß durch die Thatsachen des Christenthums die höchsten Ideale menschlicher Gedanken und Bestrebungen realisirt und verbürgt worden seyen, daß Christus uns zur Weisheit, Gerechtigkeit, Heilung und Erlösung gegeben sey, daß die christliche Offenbarung über alles menschliche Denken und Erkennen rasch und sicher hinausführte, daß es das, was die Vernunft von göttlichen Dingen lehrt, nicht nur

bestätigte, sondern ergänzte — sollte dieß Alles mit seinen Voraussetzungen bestehen können, daß die eigentliche Quelle der wahren Religion nur in dem denkenden Vermögen und der Vernunft liege und daß Vernunft- und christliche Offenbarungsreligion Eins seyen? Sollte es nicht besser mit jenen Behauptungen übereinstimmen, wenn man annimmt, daß das Christenthum so wie es in seinen ersten glaubwürdigen Urkunden dargestellt wird, ein vereinigter Rationalismus und Supranaturalismus sey? Nach S. 63 f. hat Gott uns das Beginnen des irdischen Lebens Jesu und seinen Austritt daraus verhüllt und es ist nach den Urkunden beides bedenklich, bejahende und verneinende Bestimmungen auszusprechen. Doch wird S. 64 f die Himmelfahrt bestimmt genug verneint. Es wird besonders darauf gedrungen, daß nur Lucas sie erzähle, und daß ανελήφθη εις τον ουρανον Marc. 16, 19. noch keine eigentliche Himmelfahrt anzeige. Das letzte kann jedoch nicht angenommen werden, da die Worte unmittelbar nach μετα το λαλησαι αυτοις folgen und daher von einer sichtbaren vor den Augen der Apostel vorgehenden Entrückung verstanden werden müssen. Auch ist nicht bemerkt, daß die Apostel in mehreren Stellen geradezu voraussetzen, der auferstandene Jesus sey keinem Tode mehr unterworfen gewesen und habe doch die Erde verlassen Gesch. 2, 33. 3, 21. Röm. 8, 34. Phil. 3, 21. 2 Kor. 15, 47 f. 1 Tim. 3, 16. Der Auferstandene war πρωτοτοκος εκ των νεκρων, der nämlich nachher nicht wieder starb. Nach der Apostel Ueberzeugung konnte er nur durch eine wunderbare Entrückung in die andere Welt versetzt werden und zwar so, daß zugleich mit seinem Körper eine Verwandlung und Verherrlichung vorgieng Phil. 3, 21.

Von σωμα wird behauptet, es beziehe sich gar nicht auf das Materielle der Bestandtheile des Körpers, auf Fleisch, Blut, Haut, Knochen, es werde

nie zur Bezeichnung derselben gebraucht, es drücke vielmehr die Totalität und Gemeinschaft dieser Theile aus, es werden ihm keine Triebe, kein Streben, Wollen, Begehren, Handeln, nichts Sündhaftes, wie dem Fleische, zugeschrieben, vielmehr sey er in Rücksicht auf das Sittliche indifferent, nur er soll auferstehen, nicht aber das Fleisch S. 87. 92. f. Daraus wird in Beziehung auf das h. Abendmahl geschlossen, Jesus rede weder vom Essen und Trinken seines Fleisches und Bluts, denn er brauche das Wort σωμα, noch auch vom Essen seines ganzen Leibs nach allen seinen Theilen, welches gar nicht möglich sey, sondern φαγετε müsse auf τον αρτον und πιετε auf ποτηριον bezogen werden. Das Letzte wird niemand bezweifeln, aber daß Christus in einem gewissen Sinne zugleich auch seinen Leib und sein Blut zu genießen geben wolle, kann eben so wenig geleugnet werden und wird nachher im Grunde von dem Verf. selbst in der Erklärung der Bedeutung des Abendmahls angenommen. Was aber überhaupt den dem Worte σωμα zugeschriebenen Sinn betrifft, so wollen wir zwar nicht in Abrede seyn, daß es diesen Sinn gewöhnlich habe, aber wir müssen leugnen, daß er ihm ausschließend zukomme. So wie überhaupt in alten und neuen Sprachen oft ein Ganzes für einen Theil und ein Theil für das Ganze gesetzt wird, so kann es auch hier der Fall seyn. Σωμα kann für σαρξ und dies für σωμα gesetzt werden. Col. 1, 22. Röm. 1, 3. 9, 5. Col. 2, 11. 1 Petr. 3, 18. 1 Tim. 3, 16. Joh. 1, 14. 1 Joh. 4, 2. rechnen wir dahin. Und wenn σωμα das Ganze des Leibs und die Verbindung seiner Theile anzeigt, so wird ja dadurch die Beziehung dieses Worts auf das Materielle der Bestandtheile des Leibs gar nicht ausgeschlossen, es wird nicht bloß auf die Verbindung dieser Theile beschränkt. Daß auch dem σωμα Triebe, Begehrungen, Handlungen, Sünd-

haftes, zugeschrieben werden, kann gar nicht geleugnet werden Röm. 6, 6. ἱνα καταργηθῃ το σωμα της ἁμαρτιας 12. μη ουν βασιλευετω η ἁμαρτια εν τῳ θνητῳ ὑμων σωματι 8, 13. ει δε πνευματι τας πραξεις του σωματος θανατουτε. —

Ueber τουτο εστι wird eine solche Menge erläuternder Beyspiele angeführt, wie wir sonst nirgends angetroffen haben.

Die Verschiedenheiten zwischen dem Johanneischen und den übrigen Evangelien werden S. 139-146 angegeben. Es wird aber zugleich zu verstehen gegeben, daß Widersprüche zwischen ihnen in Ansehung der Vorstellungen von der Person und Bestimmung Jesu statt finden. Dieß haben wir niemals entdecken können, sondern immer gefunden, daß das, was Johannes darüber sagt vollkommen mit demjenigen vereinbar ist, was wir bey der übrigen Evangelisten lesen, ja zum Theil dasselbige ist. Wir wollen nur an die Worte erinnern: Mir ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden — und an die Art, wie Jesus in allen Evangelien von seinen Wundern spricht. Wahre Widersprüche in diesem Puncte haben wir noch nirgends nachgewiesen gefunden. Stillschweigen und Darstellungen von verschiedenen Seiten begründen noch keine Widersprüche.

Die Abschnitte des N. T. vom Abendmahle werden in Rücksicht auf Altertum, innern Gehalt und Glaubwürdigkeit so geordnet: Paulus, Lucas, Marcus, Mathäus. Die Echtheit des Evangeliums von dem Letzten wird in einer Beylage bestritten. Ueber den Grund und Werth jener Anordnung uns zu erklären, ist hier kein Raum mehr.

Dem bekannten Κοινωνια bey Paulus werden auf einmal mehrere Bedeutungen zugeschrieben, die es zwar an sich, aber nicht zugleich in Einer Stelle haben kann, und eine andere Bedeutung

wird ihm abgesprochen, die es unstreitig zuweilen hat. Um von den Letzten anzufangen, so heißt es S. 189. "Mittheilung, die Handlung des Gebens, Ertheilens kann der Ausdruck in keinem Falle bezeichnen". Und doch heißt Röm. 15, 26 Κοινωνια εις τους πτωχους eine Mittheilung oder Gabe an die Armen? 2. Kor. 9, 13. ἁπλοτης της Κοινωνιας die Herzlichkeit der Wohlthätigkeit Ebr. 13, 16 wird es mit ευποιια zusammengesetzt. Demnach könnte Paulus allerdings sagen wollen, daß mit dem Brote und Weine zugleich Leib und Blut Jesu mitgetheilt werden, und dies könnte selbst mit der Ansicht des Vf. vom Abendmahle gar wohl bestehen. Sonst äußert er sich über das Wort so: die Idee des Gemeinsamen und der Gemeinschaft mehrerer Personen oder Dinge an einer Sache, einem Werke, einem Genusse rc. liegt zum Grunde. Doch ist nicht immer ein materielles, sondern auch zuweilen eine geistige gemeinschaftliche Theilnehmung zu verstehen. Ueberhaupt also Antheil haben, Mittheilnehmen an etwas, Gemeinschaft womit kann Κοινωνια zufolge seiner Etymologie sowohl, als nach dem Zusammenhange in allen Stellen, wo es vorkommt, allein bedeuten S. 190. die Worte Pauli aber: το ποτηριον — οὐχι κοινωνια του αἱματος του χριστου εστι; τον αρτον, ὁν κλωμεν, οὐχι κοινωνια του σωματος χριστου εστιν; werden S. 193 von einer Gemeinschaft zwischen dem Kelche und dem Blute Christi erklärt, und S. 194 werden sie so erläutert: "Hat der Becher — nichts zu schaffen und nichts gemein mit dem vergossenen Blute Christi, findet etwa keine Gemeinschaft Statt zwischen ihm und dem Aufopferungstode Christi zur Besiegelung der neuen Stiftung, sprechen wir nicht gerade damit unsere Mittheilnahme an der welterlösenden Lebensaufopferung desselben aus, stellt nicht eben der Kelch, den wir trinken, unsere Gemeinschaft damit dar?

— Hat das Brot, welches wir brechen, nichts gemein mit dem Leibe Christi oder bezeichnet es nicht auch und stellt dar unsere Gemeinschaft, Mittheilnahme, Mitgliedschaft an seinem Leibe?" Das wäre nun zwar möglich, daß die κοινωνια im Abendmahle immer nicht nur eine Theilnehmung, sondern eine gemeinschaftliche mehrerer ausdrückte, also diese zwey Bedeutungen zugleich vereinigte, aber alsdann kann nicht zugleich dadurch ausgedrückt werden, daß Brot und Wein mit dem Leibe und Blute Jesu etwas zu schaffen oder gemein haben. Und wenn vom Verf. selbst gesagt wird, daß κοινωνια allein oder immer nur ein Mittheilnehmen bedeute, so wird es nicht zugleich jenes Gemeinhaben bezeichnen können, wiewohl wir dies deswegen nicht leugnen wollen.

Das παρελαβον απο κυριου bey Paulus wird S. 216 - 221 sehr gründlich so erklärt: Ich habe es überhaupt vom Herrn her, oder, es ist eine von ihm selbst ausgegangene Anordnung.

Die Worte bey Matthäus: εἰς ἄφεσιν ἁμαρτιῶν werden für einen Zusatz zu der ursprünglichen Einsetzung ausgegeben, weil sie auf eine den drey andern Evangelisten fremde Vorstellung einer Sündensühne durch das Blut Jesu anspielen, und weil sie sonst gar nicht in seinem Evangelienbuche vorkommen. S. 273 f. Das beweiset aber nichts. Auch bey Lucas und Marcus wird der Wein auf das Blut des neuen Bunds bezogen, welches für die Menschen vergossen werden soll und das kann gar nichts anders anzeigen, als zur Vergebung ihrer Sünden oder zu ihrer Versöhnung, um sie davon zu versichern. Das ist die wichtige Versöhnungslehre, von welcher der Vf. selbst S. 276 redet und ihr eine Beziehung auf den Opfertod Jesu zuschreibt. Und es ist gar nicht einzusehen, warum Matthäus nicht einen Ausdruck nur einmal sollte gebraucht haben können, um so weniger, da er hier Jesum sprechen läßt.

Die Vorstellung des Vf. von dem Wesentlichen und immer Gültigen der Abendmahlslehre läuft darauf hinaus: Dies Mahl ist, so wie die Taufe, Eine von Christus verordnete, mit sinnvoller Rede begleitete symbolische Handlung, wodurch sein naher Tod, als freye Aufopferung aus Liebe für die Seinige und die geistige Gemeinschaft der Gläubigen mit ihm und untereinander veranschaulicht, das Andenken an ihn tief eingedrückt und erneuert, auf das Jüdische Passah Rücksicht genommen und zugleich ein Fest des Danks und der Lobpreisung für die Erlösung aus Elend und Sünde und für den Besitz hoher Güter und Gnadengeschenke gefeyert werden sollte. S. 278 ff. Dabey wird ausdrücklich erinnert S. 289. "Es steht nichts entgegen, dem ἐστι die Bedeutung: es ist — zu lassen, nur so, daß man es gleich fern hält, auf der einen Seite von der ausbeugenden, entkräftenden oder gar zu matten Fassung: es bedeutet — oder: läßt sich vergleichen — andererseits von der harten materialistischen Vorstellung, daß ein Verwandeltwerden oder ein verstecktes, gleichwohl reelles Enthaltenseyn des Fleisches und Blutes Christi in dem Brode und Weine Statt finde", und S. 295 - 300 das Abendmahl sey nicht bloß ein mnemonischer Ritus oder eine bloße Bundesmahlzeit, sondern weit mehr, die Gegenwart Christi bey demselben sey nicht zu bezweifeln, nur nicht die leibliche, sondern die unsichtbare, reingeistige, welche überall eintrete, wo die Seelen gläubiger Christen sich andächtig zu Gott und dem göttlichen Mittler erheben; da aber die christlichen Urkunden nirgends etwas Näheres über die Art und Weise der Gegenwart und der Einwirkung Christi und des göttlichen Geists auf die Seelen der glaubigen Communicanten festsetzen, so müsse dieser Gegenstand, als etwas seiner Natur nach Geheimnißvolles keinen klügelnden und spitzfündigen Erklärungs-

versuchen unterworfen werden, sondern gänzlich dem freyen Glauben jedes Christen überlassen bleiben. Das Alles ist zwar nicht neu, aber es ist in dieser Schrift mit vielen neuen Gründen unterstützt.

Die Gründe wider die Echtheit des Evangeliums Matthäi in der Beylage haben uns nicht überzeugt. Der äußeren Gründe dafür wird gar nicht gedacht, sondern nur der entgegenstehenden. Die inneren Gründe dawider aber scheinen uns gar nichts zu beweisen. Sie laufen darauf hinaus, daß man nirgends den Augenzeugen und Theilhaber an den erzählten Begebenheiten spüre, sondern vielmehr ein Entferntstehen von ihnen, auch von solchen, wo die Apostel gegenwärtig oder thätig waren, daß Alles dieselbige traditionelle Gestalt an sich trage, daß Verwechslungen, Vermischungen, Vervielfältigungen von Thatsachen und wirkliche Irrungen vorkommen, daß das Besondere, Einzelne und genau Bestimmte fast nirgends, sondern meist nur das Allgemeine und Unbestimmte erzählt wird, daß vieles auch Wichtige fehle, was in den andern Evangelien vorkommt, daß durch Vergleichung mit diesen die höhere Glaubwürdigkeit derselben in die Augen leuchte. Es ist hier kein Raum zu einer näheren Untersuchung.

Wir bemerken also nur, daß sich von einem gemeinen, übrigens religiös hochgebildeten und von dem Herrn des Apostelamts würdig erfundenen Manne, wie Matthäus, gerade eine solche schlichte, unbestimmte, nicht genaue und vollständige Erzählung erwarten lasse, daß in vielen Erzählungen dennoch Anschaulichkeit, welche nicht gerade von Bestimmtheit und dem Eingehen in das Einzelne abhängt, liege, daß der Vf. auf den besondern Plan dieses Evangeliums zu wenig Rücksicht nimmt, und oft bey seinen Gründen schon die größere Richtigkeit der andern Evangelien voraussetzt.

Hannover.

In Commission der Helwingschen Hofbuchhandlung: Statistisches Handbuch des Königreichs Hannover. Von C. P. C. F. Jansen. 1824. S. XIII. Einleitung oder topographische Uebersicht von den einzelnen Bestandtheilen des Königreichs Hannover S. 138. Register dazu S. XXXI. Verzeichniß sämmtlicher Städte, Flecken, Dörfer, adlicher Güter, einstelliger Höfe, Vorwerke, Mühlen u. s. w. Nach alphabetischer Ordnung. S. 695. Nachtrag dazu S. 699 bis 741. Anhang: Verzeichniß sämmtlicher im Königreiche Hannover befindlichen adlichen Güter und deren Besitzer; nach alphabetischer Ordnung. S. 38. Ueberſicht der während des Drucks sich ereigneten Veränderungen, so wie auch der sich eingeschlichenen Druckfehler und einiger nöthig gewordenen Berichtigungen. S. 12. In Octav.

Ref. freut sich, schon nach Verlauf weniger Monathe auch dieses zweyte statistische Handbuch über das Königreich Hannover, wie er bey der Anzeige des Ubbelohdeschen Werks die Hoffnung aussprach, anzeigen zu können. Er hält es für das zweckmäßigste, auch bey dem vorliegenden Werke, gleich wie er es zu seiner Zeit mit dem Ubbelohdeschen statistischen Repertorium gethan (Gött. gel. Anz. 1823. S. 1793 fgd.), genau die Einrichtung desselben anzugeben und vorzüglich die Puncte herauszuheben, worin sich beide so höchst verdienstlichen Werke von einander unterscheiden. Als Einleitung gibt Herr Jansen zuerst eine topographische Nachricht der einzelnen Bestandtheile des Königreichs nach Landdrosteien und Provinzen, Aemtern, Gerichten und Städten, bey den letzteren jedesmahl mit Angabe der Zahl der Feuerstellen, wobey jedoch nur die Reihehäuser, nicht die Nebengebäude gezählt sind, weswegen denn auch die Zahl der Feuerstellen hier zum Theil kleiner erscheint, als bey Herrn Ubbelohde;

die Totalsumme der Feuerstellen jeder einzelnen Provinz, wie sie das Ubbelohdesche Repertorium in der vorausgeschickten Uebersicht der Regiminal-Verfassung gibt, wird hier vermißt, eben so auch die Einwohnerzahl, die zwar in dem der Uebersicht angehängten Register angeführt ist, allein auch hier ohne Totalsummen, wodurch die Uebersicht erschwert wird. Darauf folgt ein Verzeichniß sämmtlicher Städte, Flecken, Dörfer u. s. w. in alphabetischer Ordnung, nebst einem Nachtrage zu demselben. Ref. betrachtet es als einen Vorzug des Jansenschen Werks, daß hier ein jeder Ort, unter den verschiedenen Benennungen, unter denen er vielleicht vorkommt, aufgeführt ist; was hierdurch an Raum verloren gegangen, wird gewiß durch die größere Bequemlichkeit beym Gebrauch mehr als ersetzt. Die Einwohnerzahl ist jedoch auch hier bey den einzelnen Ortschaften nicht angeführt, eben so wenig die Provinz und die Postbehörde, welche Angaben sämmtlich das Ubbelohdesche Repertorium enthält, dagegen findet man hier, was dort nicht aufgeführt worden, jedesmahl die Justizkanzley, die Steuerdirection, den Steuerkreis und die Steuerreceptur angegeben, wozu die einzelnen Ortschaften gehören. Durch den dem Ortsverzeichnisse angehängten Nachtrag, hat dasselbe übrigens eine große Vollständigkeit erhalten; Ref. wenigstens hat bey wiederholtem Gebrauche, darin keinen Ort vergebens gesucht. Ein besonderer Anhang gibt endlich noch ein alphabetisches Verzeichniß sämmtlicher im Königreiche befindlichen adlichen Güter und deren Besitzer, wogegen die in dem Ubbelohdeschen Repertorium enthaltenen besonderen Uebersichten der Militär-, Steuer-, Gerichts- und Kirchenverfassung hier vermißt werden. Durch diese Zusammenstellung der jedem der beiden Werke eigenthümlichen Vorzüge wünscht Ref. vor allem dazu beyzutragen, daß die Freunde der vaterländischen Statistik sich von der Unentbehrlichkeit beider einander vervollständigenden und ergänzenden Werke überzeugen mögen! F. S.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 17. May 1824.

Paris.

Bey Bachelier: Connaissance des tems ou des mouvemens célestes à l'usage des astronomes et des navigateurs pour l'an 1826. Publiée par le bureau des longitudes. 1823. Die stehenden Artikel 216 S., die Zusätze 110 S. gr. 8.

Die Zusätze zu diesem Jahrgange bestehen in folgenden Artikeln. Uebersicht der astronomischen Beobachtungen die in den Jahren 1820 - 1822 auf der Marseiller Sternwarte angestellt sind von Gambart d. J. Die Marseiller Sternwarte ist bisher mit wenigen und mittelmäßigen Instrumenten versehen gewesen, und Hr. Gambart hat sich daher mit Recht auf solche Beobachtungen beschränkt, die diesem Umstande angemessen sind. Der fast immer heitere Himmel von Marseille ist besonders einladend zum Aufsuchen neuer Kometen, und das Glück, welches dabey früher den dadurch berühmt gewordenen Pons so sehr begünstigt hat, scheint auch Gambart treu zu bleiben, der von den drey Kometen des Jahrs 1822 einen ganz zuerst, und einen wenigstens ohne von der frühern Entdeckung in Marlia zu wissen,

selbst entdeckt hat. Gambarts schätzbare Beobachtungen dieser beiden Kometen sind hier mit aller Ausführlichkeit, die man wünschen konnte, abgedruckt. Auch an dem zweyten Kometen des Jahrs 1822 hat Gambart zwey Beobachtungen gemacht, die um so schätzbarer sind, da dieser Komet übrigens nur noch von Caturegli in Bologna beobachtet ist. Die übrigen Beobachtungen bestehen in Verfinsterungen von Jupiterstrabanten, Sternbedeckungen und der Mondsfinsterniß vom 2. August 1822. — Ueber die Vertheilung der Wärme in einem homogenen Ringe, dessen Dicke überall dieselbe ist, und der sich in einem Raume befindet, in dessen verschiedenen Punkten ungleiche Temperatur Statt hat. Obgleich dieser schöne Aufsatz, wegen der feinen mathematischen Behandlung, hauptsächlich den Geometer interessirt, so ist er doch auch nicht ohne Interesse für die praktische Astronomie, in so fern Kreis-Instrumente sich beym Beobachten nicht selten in solchen Umständen befinden, wie hier zum Grunde gelegt sind, und es wünschenswerth ist, von der daraus entstehenden Defiguration der Instrumente bestimmte Vorstellungen zu erhalten. — Ueber die Geschwindigkeit des Schalles von Ebendemselben; eine eben so gründliche als lichtvolle Darstellung der durch Laplace zuerst vollendeten Theorie dieses Gegenstandes: die Benutzung des Verhältnisses der specifischen Wärme der Luft bey gleichbleibendem Druck zu der specifischen Wärme bey gleichbleibendem Volumen, wie solches aus dem interessanten Versuche von Clement und Delorme hervorgeht, bringt die Theorie der Geschwindigkeit des Schalles mit den Resultaten der Erfahrung in beynahe vollkommene Uebereinstimmung. — Beobachtungen des ersten und dritten Kometen vom Jahr 1822 auf der Pariser Sternwarte, der letztere war von Hrn. Bouvard selbst, obwohl einige Tage später als von Pons und Gambart, entdeckt. — Resultate aus Beobachtungen mit unveränderlichen

Pendeln berechnet von Hrn. Mathieu. Der Schiffslieutenant Duperrey, welcher in den Jahren 1822 und 1823 mit der Corvette Lacoquille eine Reise um die Welt machte, führte zwey unveränderliche Pendel mit sich, deren Schwingungen vor der Abreise in Paris, und von Hrn. Duperrey bey einer Landung auf den Malouinen beobachtet wurden. Da die südliche Breite der letztern nur 2°41′ größer ist, als die nördliche Breite von Paris, so läßt sich aus diesen Versuchen, die übrigens mit vieler Sorgfalt discutirt sind, eigentlich nur das folgern, daß sie mit einer Abplattung von $\frac{1}{302}$ nicht im Widerspruch sind. Wichtiger sind die hier gleichfalls berechneten Versuche mit einem unveränderlichen Pendel, welche Brisbane und Rümker zuerst in London und nachher in Paramatta auf Neuholland angestellt haben, und aus denen hier die Abplattung $\frac{1}{276}$ berechnet wird. — Ueber die Wirkung des Mondes auf die Atmosphäre, von Hrn. Delaplace. Seit dem Jahr 1815 wird auf der Pariser Sternwarte die Barometerhöhe täglich viermal, nämlich Vormittags um 9 Uhr, Mittags, Nachmittags 3 Uhr und 9 Uhr beobachtet. Die tägliche Variation des Barometerstandes tritt aus den zufälligen Schwankungen doch so bestimmt hervor, daß der Unterschied zwischen dem Stande Vormittags 9 Uhr und Nachmittags 3 Uhr, nach seinem Mittelwerthe für jeden einzelnen Monat während sechsjähriger Beobachtungen auch nicht ein einzigesmal sein Zeichen geändert hat (im Mittel ist dieser Unterschied 0,801 Millimeter, und zwar die vormittägige Höhe die größere). Dies veranlaßte den Versuch, aus einer zweckmäßigen Auswahl dieser Beobachtungen auch den Einfluß des Mondes auf den Barometerstand auszumitteln. Es wurden, zu diesem Zwecke, die Beobachtungen in der Nähe der Syzygien mit denen in der Nähe der Quadraturen verglichen; das Resultat dieser Vergleichung war eine kleine periodische

Ungleichheit, deren Periode ein halber Mondstag ist, und deren Maximum nur 0,0272 Millimeter beträgt, und am Tage der Syzygien um 3ᵘ 18′36″ Statt findet. Da in den numerischen Theil dieser Untersuchung einige Unrichtigkeiten eingeschlichen zu seyn scheinen, so wurde Ref. hiedurch und durch das Interesse des Gegenstandes veranlaßt, diese Rechnungen theils schärfer, theils nach andern Methoden zu wiederholen. Das Resultat ist aber fast dasselbe, wie das von Laplace erhaltene; Ref. findet nämlich das Maximum 0,0269 Millimeter, dessen Zeit 3ᵘ 11′49″, und den mittlern bey der ersten Bestimmung zu befürchtenden Fehler 0,0264 Millimeter. — Den Beschluß dieses Jahrganges macht ein kleiner Aufsatz von Hrn. Puissant über die Berechnung der mit einem Repetitions-Theodoliten gemessenen Azimuthe. Das hier vorgeschlagene Verfahren ist nicht neu, sondern im wesentlichen ganz einerley mit dem, welches Hr. Soldner in den Denkschriften der Münchner Akademie für 1813 abgehandelt hat, und worüber auch unsre Blätter Jahrg. 1815 S. 449 ff. nachgesehen werden können.

Ohne Angabe des Druckorts.

(Hannover, Nienburg?)

Gedruckt und verlegt von E. Berenberg: Staats- und Adreß-Kalender für das Königreich Hannover auf das Jahr 1824. Außer dem eigentlichen Kalender, XIV u. 460 S., dann sieben und ein halber Bogen Register und ein Anhang von LXXIV S. in Octav.

Im J. 1790 gab der damahlige Mecklenburg-Schwerin. Legationsrath und erste geheime Secretair, Friedr. Aug. Rudloff, einen Staats-Calender dieses Herzogthums heraus, der vielen Andern, wegen seiner größern Brauchbarkeit und allmählichen

Vervollkommnung zum Vorbilde diente, und zur Kenntniß des neuesten Zustandes dieses Landes unentbehrlich ward. Sein Neffe, der Hr. geheime Legationsrath Rudloff zu Hannover, liefert den ersten Versuch ähnlicher Art für das Hannöversche; seit der veränderten Verwaltungsweise im vorigen Jahre war das Bedürfniß immer lebhafter gefühlt worden. Daß Unvollkommenheiten bey jedem ersten Versuche dieser Art unvermeidlich sind, wird Jeder zugeben, um so mehr, wenn von einem Lande die Rede ist, das in der Entwickelung einer neuen Verwaltung sich befindet, in welchem viele Nachrichten noch gar nicht zu haben sind, womit die Herausgeber ähnlicher Werke die ihrigen zu zieren pflegen. Hier wird mehr geleistet, als von einem Privat-Unternehmen, wofür es ausgegeben wird, unter solchen Umständen zu erwarten stand, doch bemerkt man, daß dem Herausgeber der Zutritt zu den vorhandenen amtlichen Nachrichten nicht abging, und schwerlich würde ein Anderer gefunden werden, der so viele Hoffnung gibt, das Unternehmen mit der Zeit der Vollkommenheit entgegen zu führen.

Die bessernde Hand erkennt man leicht, wenn man die Zahlen der Aemter, Feuerstellen und Einwohner mit dem früher erschienenen Ubbelohdeschen Werke vergleicht; die häufigen und bedeutenden Abweichungen sind (Vorwort S. VII.) theils in neuen Verordnungen, theils in mitgetheilten Berichtigungen durch die Behörden gegründet. Erinnert man sich der Aeußerungen des Hrn. Canz. R. Ubbelohde über seine Angaben, so kann man sich darüber nicht wundern. Sehr nützlich werden die Leser die kurzen geschichtlichen Anmerkungen über den Ursprung und die Fortbildung der in Rede stehenden Anstalten finden, so wie den Auszug aus den Verordnungen, um den beabsichtigten Zusammenhang der Behörden daraus zu erkennen; beide sind kurz, wie es sich hier ziemte, durch Verweisung ist für Die gesorgt, welche sich weiter unterrichten wollen. Das

vollständige Nahmen-Register ist eine sehr brauchbare Zugabe. Ueber die gewählte Folge der Behörden rechtfertigt sich der Verf. damit, daß nicht von einem schulgerechtem Systeme, über welches man ohnehin noch nicht einverstanden sey, sondern von dem Gegebenen habe ausgegangen werden müssen, und daß die gewählte Ordnung, als von einem Privat-Manne herstammend, für Niemanden nachtheilig seyn könne. Der Anhang enthält Nachrichten, die man in einem Buche dieser Art gern sieht, auch diese sind nicht unberichtigt geblieben; man vergleiche z. B. das Verzeichniß der Rittergüter, oder das der regierenden Häuser in Europa; die Mediatisirten sind nicht aufgenommen worden.

Vergleicht man dieses Buch mit den Staats-Calendern anderer neu gebildeten Deutschen Länder, so wird man in dem vorliegenden weniger Zusammenhang und wenigere Zahlen angegeben, dagegen mehr geschichtliche Anmerkungen finden. Der Grund liegt in der verschiedenen Bildung der Länder, dort geschah sie, durch Umstände geboten, zufolge allgemeiner Ideen schöpferisch aus Einem Guß, hier auf geschichtlichem Wege, indem man das Neue an das Alte anfügte. Eine Vergleichung des dießjährigen Staats-Calenders mit den frühern Jahrgängen, würde vielleicht nicht ohne Theilnahme bleiben, aber in einem allgemeinen gelehrten Blatte fehlt der Raum, doch wird das Wenige, was folgt, hoffentlich Entschuldigung finden.

Die frühern Jahrgänge zeigen, wie sich hier zu Lande länger als in andern Deutschen Gauen, das Patrimonial- und patriarchalische Regiment erhielt, und wie die großen Umwälzungen und die neuen Begriffe über Staat und Staatsgewalt einen langsamen und mäßigen Einfluß übten. Vom Jahre 1737 an erhielt sich unverändert an der Spitze die Landesregierung und das Geheimde Raths-Collegium, daneben, aber nicht untergeordnet, die Cammer und Kriegscanzley; im J. 1794 ward jene

Benennung in Staats-Ministerium und Landes-Regierung verändert, und im J. 1803 in Staats- und Cabinets-Ministerium, die geheimden wirklichen Secretarien aber wurden in geheime Cabinets-Räthe umgewandelt; die Unterordnung der Cammer und Kriegscanzley erfolgte erst im vorigen Jahre. Die Behörden nahmen im J. 1738 vier Bogen, jetzt über neun und zwanzig, unsere Universität damahls Eine Seite, jetzt nebst der Gesellschaft der Wissenschaften ein und zwanzig Seiten ein. Der erste Herausgeber im J. 1737, Nicolaus Rohlfs, Astronom und bestallter Arithmet. der Schulen zu Burtehude, in der Hamburgischen Kunstlieb- und übenden Societät der Ringende, setzte mit einem etwas abgekürzten Titel das Werk bis zum J. 1751 fort, und Matth. Rohlfs (dessen Sohn?) bis zum J. 1785; dann haben Andere, ohne Nennung ihres Nahmens, für die noch beybehaltene Buchdruckerey die Herausgabe besorgt. Jeder Monath des eigentlichen Calenders war bis zu dem J. 1792 mit in Verse gebrachten moralischen Gedanken geziert, die aber immer hölzerner und prosaischer wurden, so daß sie von da an hinwegfielen. Die Aspecten über die Weltläuffte aber, die der alte Nicolaus als Astrolog jedem Vierteljahre hinzufügte, scheinen ihm bey der Verwirrung durch Türken und Tatarn und durch christliche Religionsverfolgungen so dunkel geworden zu seyn, daß er sie bereits im J. 1749 aufgab, und sie wurden um so entbehrlicher da seitdem Jeder sein eigner Sterndeuter, Prophet und politischer Kannengießer ward.

So ist Manches mit der Zeit versunken, da es nicht weiter zu halten stand, anderes Alterthümliche auch in der Sprache hat sich bis jetzt erhalten. Das eigentliche Arcanum dieses Landes, um einen Ausdruck des Ministers Canning beyzubehalten, lag nicht in einer raschen neuen Gestaltung, vielmehr herrschte eine zaudernde Besonnenheit, Achtung für erworbenes Recht, ein freyerer Spielraum für die

Gerichte, keine Staatsraths-Justiz kam auf, keine Polizey, die aus Gründen des allgemeinen Besten alle wahre Freyheit zerstört; man änderte nie allein nach allgemeinen Begriffen. Daß Manches sonst sehr Wünschenswerthe dabey nicht ins Leben treten wollte, ist gewiß, aber nach manchen schnöden Vorwürfen, die man über das Kleben am Alten und das Versteinern hat vernehmen müssen, scheint doch nun auch im Auslande immer mehr anerkannt zu werden, wie sehr diese Ansicht und dieser rechtliche Sinn der wahren Freyheit des Landes ersprießlich gewesen sey. Der Verf. dieser Anzeige glaubt sie nicht besser schließen zu können, als mit den Aspecten des sel. N. Rohlfs zum Herbste des J. 1738: "In Welthändeln zeigt dieses Quar-"tal auf einige neue Verdrießlichkeiten und Reli-"gionsbeschwerden; insonderheit auch auf Verände-"rungen unter hohen Staats-Bedienten, und Zank "unter den Gelehrten. Gott weiß es aber am be-"sten, der wende aller Menschen Hertzen zur Ein-"tracht und guten Harmonie. Wir wollen ihm "walten lassen." G. S.

Hildburghausen.

De Amaltheae Etymo et de cornutis Deorum imaginibus Jovisque Cretensis natalibus. Programma quo Sol. nat. Friderici Pr. Ser. — indicit Dr. J. C. L. Sickler. Cum imaguncularum tabula in lapidem incisa ex officina Gadowiana. Hilpertohusae. 1821. — Eine Erklärung der Worte κέρας, αἴξ, Ἀμάλθεια und einer Menge anderer in den Mythus von dieser Säugamme des Zeus eingreifender Namen in der bekannten — eine Zeitlang durften wir sagen, beliebten — Manier des Verf., in der wir nicht Witz und Gelehrsamkeit, sondern nur methodischen Zusammenhang vermissen, welcher in der That fordert, die in mythischen und localen Namen erhaltenen Reste altgriechischer Sprachbildung zusammen und im Ganzen zu behandeln, und nicht was in sich organisch lebt, durch Herausreißung des Einzelnen zu zerstören.

C. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

Den 20. May 1824.

Göttingen.

Bey Vandenhoeck und Ruprecht: Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Selbstmorde. Von D. Carl Friedr. Stäudlin. XVIII. und 148 S. kl. 8.

Diese Schrift führt ihren Titel von der Hauptsache, welche in derselben vorkommt, ohne jedoch das Verwandte, die bloße Selbstentleibung und die Aufopferung des Lebens, mit Stillschweigen zu übergehen. Die Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom eigentlichen groben Selbstmorde ist ihr Hauptgegenstand. Sie zeigt vorzüglich, wie in verschiedenen Gegenden und Zeiten von den Quellen des Selbstmords, von seiner Sittlichkeit, von seiner Beziehung auf die Pflichten gegen uns selbst, gegen Gott und gegen andere Menschen geurtheilt worden sey. Sie betrachtet ihn theils als Handlung einzelner Menschen, theils als Hang und Sitte ganzer Gesellschaften, Secten und Völker; Sie beschränkt sich nicht nur auf Urtheile und Untersuchungen der Philosophen und Theologen, sondern dehnt sich auch auf die Bestimmungen und Anordnungen der Religionsstifter nnd Gesetzgeber über diesen Gegenstand aus. Sie beschreibt den Ursprung, das Steigen und Fallen, den Kampf und Sieg der verschiedenen Grundsätze und Ur-

theile über den Selbstmord, zeigt, wie sich nach und nach eine vielseitigere und vollständigere Theorie über den Selbstmord und dessen Sittlichkeit ausbildete, wie er abwechselnd bestritten und vertheidiget wurde. Der Gegenstand greift tief in die Moral und Religion, die Anthropologie, die Geschichte der Menschheit ein, er berührt die Heilkunde, die Gesetzgebung und das Recht. Er führt also ein großes und mannigfaltiges Interesse mit sich, um so mehr, da der Selbstmord in Deutschland häufiger geworden ist, als sonst der Fall war. Der Verf. hat diese Schrift um so mehr unternommen, da es einen früheren Versuch dieser Art in der Litteratur nicht gibt, und da, wie in der Vorrede gezeigt ist, eine solche Geschichte auch der Lehre selbst mehr Licht geben kann.

Eine genau zusammenhängende und weit umfassende Geschichte konnte hier der Natur der Sache nach nicht geliefert werden. Es mußten gewisse Massen aus dem Ganzen der Geschichte ausgehoben und zweckmäßig gebildet und geordnet werden. Nichts desto weniger kommt wohl so ziemlich alles vor, was über diese Materie überall gedacht, geurtheilt und gesagt werden kann. Auch die Litteratur ist, mit Ausnahme des Unbedeutenden, vollständig angeführt. Wir fügen noch einen Abriß des Ganzen bey. I. Ebräer. Beyspiele des Selbstmords aus dem A. T. mit und ohne Urtheil. Lehre darüber im Buche Hiob. Veranlassungen zum Selbstmorde unter den Juden. Erzählungen des Josephus und seine philosophische Rede über den Selbstmord, so wie seine Nachricht von der Behandlung der Selbstmörder und einem in Beziehuug auf sie gegebenen Gesetze. Philo's von Alexandrien Urtheil. II. Griechen. Gesetz wegen der Selbstmörder. Der Tod des Sokrates, seine Gründe wider den Selbstmord und wider die Flucht, wenn man zum Tode verurtheilt ist. Plato. Attische Gesetze den Selbstmord betreffend. Neuplatoniker: Plotinus, Porphyrius. — Hegesias, Ari-

stoteles. Epikur. Denkart griechischer Völker in Rücksicht auf den S. Griechische Stoiker, Gründe und Zusammenhang ihrer Lehren über diesen Gegenstand. III. Römer. Ihre Denkart vom S. überhaupt. Cicero. Lucretius. Seneca. Marcus Aurelius. Der ältere Plinius. Virgil. Merkwürdige Erzählungen von Selbstmorden mit Urtheilen und Schlüsse daraus. Römische Gesetze. Denkart des Alterthums überhaupt in Beziehung auf den Selbstmord. VI. Vom Ursprunge des Christenthums bis auf unsere Zeiten. Einfluß des Christenthums auf diese Lehre überhaupt. Allgemeine Lehren desselben, die auf die Sündlichkeit des S. leiten. Aussprüche Jesu und der Apostel. Beyspiel des Judas. Pflichtmäßige Aufopferung des Lebens nach der Lehre Jesu. Lehren der Kirchenväter. Wie die Christen dazu gekommen seyen, den S. in gewissen Fällen für erlaubt und pflichtmäßig zu halten. Die Donatisten und Circumcellionen. Bestimmungen der Synoden. Das Mönchsleben in Beziehung auf freywillige Abkürzungen des Lebens. Scholastiker. Reformation. Engländer: Die ausführlichste Vertheidigung des S. von Donne, Widerlegung, Gildon. Hume, Watts etc. Niederländer: Lipsius, Grotius, Spinoza — Deutsche: Wolf, Crusius, Robeck, Mendelssohn, von Bar, Leß und Miller, Joh. Dav. Michaelis, Garve, Göthe, Engel, Aufgabe der theologischen Facultät zu Göttingen, Kant, Schmid, Fichte, Schleiermacher, Fries. Neuere Untersuchungen über die Ursachen und Veranlassungen des Selbstmordes. Osiander. Der S. als Gegenstand der gerichtlichen Medicin und Physiologie betrachtet. Gall. Jesuiten. Passerani. Frankreich: Montagne, Montesquieu, das System der Natur. Rousseau. — Die Raskolniken. Von Völkern, Gegenden und Zeitaltern, wo der S. vorzüglich herrschend war oder ist. Von der Beziehung, in welche man ihn zur Religion gesetzt hat; Von dem Urtheile daß die Selbsttödtung etwas an sich Gleichgültiges sey.

Ebendaselbst.

In der Dietrichschen Buchhandlung: Geschichte der Vorstellungen und Lehren vom Eide von D. Carl Friedrich Stäudlin, 1824. 168. S. gr. 8.

Nicht die Geschichte des Eides selbst, der damit verknüpften Gebräuche und der darüber gegebenen Gesetze wollte der Verfasser dieser Schrift schreiben, aber er hat allerdings auch diese Gegenstände sorgfältig beachtet, sofern sie sich auf seinen Hauptzweck beziehen, welcher darin besteht, die Vorstellungen ganzer Völker und Secten, die Lehren der Philosophen, Theologen, Rechtsgelehrten vom Eide und von seiner Beziehung auf Sittlichkeit, Religion und Gesellschaft zu ergründen und darzustellen. Ein Buch von gleichem Inhalte, Umfange und Zwecke war bisher nicht da; die einzelnen Beiträge dazu aber sind hier angeführt, beurtheilt und benutzt. Den Anfang machen die Ebräer und hier wird die Geschichte auf einmal bis in das Zeitalter Jesu und der Apostel fortgeführt, deren Lehre vom Eide genau erklärt und nach ihren verschiedenen Seiten beleuchtet wird. Nachdem einiger anderer, hier minder bedeutender Völker in der Kürze gedacht ist, wird der Uebergang zu den Griechen gemacht. Hier wird unter Anderem vorzüglich der herrliche Eid, welchen der große Hippokrates seine Schüler schwören ließ, angeführt, in der Uebersetzung gegeben, und beurtheilt, auch die Echtheit desselben vertheidiget. Bey den Römern wird die besondere Wichtigkeit dieses Volks in der Geschichte der Lehre vom Eide hervorgehoben, die Lehren des Cicero und der Stoiker davon werden vorzüglicher Aufmerksamkeit gewürdiget, die Perioden der Republik, der monarchischen Verfassung und der Einführung des Christenthums werden unterschieden, die Grundbegriffe vom Eide unter diesem Volke erforscht und die hohe Heiligkeit die ihm von dem-

selben lange beygelegt wurde, geschildert und durch Beyspiele erläutert. Darauf wird der Einfluß des Christenthums auf die Vorstellungen, Lehrsätze, Gebräuche und Gesetze, welche den Eid betreffen, dargestellt. Hier kommt vorzüglich in Betracht, wie die ersten Christen eine große Abneigung gegen den Eid hatten und ihn doch nicht selten ablegten, welche Begriffe vom Eide durch die christliche Religion emporkamen, wie die Kirchenväter darüber dachten, wie es zugieng, daß der Eidschwur unter den Christen herrschende Sitte wurde, wie aber doch unter ihnen der Grundsatz sich nie verlor, daß die gänzliche Enthaltung von demselben eine höhere Vollkommenheit sey, wie das Christenthum auf die Art zu schwören und die Heiligkeit des Eids einwirkte, und in welcher Beziehung das kanonische Recht zu demselben steht. Nun wird der Uebergang zu den Deutschen gemacht, es wird gezeigt, warum sie hier besondere Aufmerksamkeit verdienen und welche Veränderungen das Christenthum in Rücksicht auf den Eid unter ihner hervorbrachte. Nach diesem werden die Scholastiker, und dann die Katharer und Waldenser aufgeführt. Die Geschichte von der Reformation bis auf unsere Zeiten ist in Eine Periode zusammengefaßt. In derselben kommen vorzüglich vor: die Streitigkeiten zwischen Katholiken und Protestanten über die Eidesformeln, die Gebräuche bey Eidablegungen, die Abänderungen in der Gerichtsbarkeit in Rücksicht auf den Eid, die Geschichte des Religionseides und die darüber geführten Streitigkeiten, die Lehren der Reformirten, Anabaptisten, Quäker, Jesuiten, der Philosophen und Moraltheologen im 18. und 19. Jahrhundert, der Streit über die Frage: ob Atheisten zum Eide zuzulassen seyen und die neueren Vorschläge zur Verbesserung der Gesetzgebung und des gerichtlichen Gebrauchs in Ansehung des Eides. Zuletzt wird noch von den Vorstellungen und Sitten gewisser einzelner Völker und Secten in Rücksicht auf den

Eidschwur, der späteren Juden, der Slaven, Chinesen, der Muhammedaner, Philipponen und Duchoborzen gehandelt. Der ganze Gegenstand dieses Buchs und das Geschichtliche desselben trägt sein Interesse von selbst mit sich und bedarf keiner Empfehlung.

Wien.

Bey Friedrich Volke: Handbuch der speciellen medicinischen Pathologie und Therapie, für academische Vorlesungen bearbeitet von Johann Nep. Raimann, Director des allgemeinen Kranken- und des Findelhauses ꝛc. zu Wien. Erster Band XII. 506 zweiter Band X 707. 1823. 8. zweite vermehrte und verbesserte Auflage.

Von der ersten Auflage dieses trefflichen Handbuchs erschien der erste Band im Jahr 1816, der zweyte im J. 1817. Die vorliegende ist verbessert und vervollständigt. Die Krankheiten sind nach dem Inbegriffe der hervorstehenden Symptome in 7 Classen, nemlich in Fieber, Entzündungen, Hautausschläge, Cacherien, Ab- und Aussonderungskrankheiten, Nervenkrankheiten und Krankheiten der Organisation (für welche noch ein Band zu erwarten steht), und diese wieder in Ordnungen, Gattungen und Arten eingetheilt. Einer jeden Klasse, und wo es erforderlich schien, den Ordnungen und Gattungen, sind allgemeine Bemerkungen über die Erkennung, Würdigung und Behandlung vorausgeschickt. Bey den einzelnen Krankheiten kommen vor: die gebräuchlichsten Benennungen, die Festsetzung des Wortbegriffs, die Beschreibung der Krankheit durch ihren ganzen regelmäßigen und unregelmäßigen Verlauf, mit den wichtigsten Modificationen bis zu ihren günstigen und ungünstigen Ausgängen, die Unterscheidung von ähnlichen Krankheitsformen, die ursächlichen Momente mit Bemerkung ihrer Wirkungsart zur Erzeugung dieser Krankheitsform, Folgerungen für die Bestimmung ihrer

Natur oder der sogenannten nächsten Ursache, empirische und rationelle Prognose, und die Auseinandersetzung der Behandlung nach den Statt findenden Anzeigen durch den ganzen Verlauf der Krankheit. Ref. hätte gewünscht, daß bey dieser sorgfältigen Betrachtungsweise auch folgende Rücksichten noch mehr hervorgehoben worden wären: Worauf die Diagnose, einzeln betrachtet, beruhe; der Verlauf der Krankheiten nach den climatischen Verschiedenheiten; die Reconvalescenz, die Complicationen; worauf die individuelle Prognose beruhe; die Naturheilung oder die Heilbarkeit der Krankheit an sich; die Therapeutik für einzelne Hauptsymptome und die Euthanasie. Die Grundlage und Folgerichtigkeit der Eintheilung ist mit sorgfältiger Benutzung der neuesten Entdeckungen in der Heilkunde ausgearbeitet. Bey einigen Krankheiten jedoch möchte nicht jeder die Ansicht des Verfassers theilen. So stellt er z. B. unter die rothfleckigen acuten Hautausschläge, wozu er den ansteckenden Typhus rechnet, die Werlhof'sche Blutfleckenkrankheit. Die Gicht handelt er unter den Zurückhaltungen von Ausleerungsstoffen ab. Der Verfasser hat bey der Darstellung den Mittelweg zwischen aphoristischer Kürze und erklärender Weitläufigkeit gewählt, und sich bloß auf das für die Ausübung Unentbehrliche beschränkt. Die allgemeinen therapeutischen Regeln sind größentheils vortrefflich, und Ref. erklärt dieses Buch wiederholt für vorzüglich. Bey einer neuen Auflage würde er nur wünschen, daß die neuesten Resultate aus der pathologischen Anatomie noch mehr benutzt, und bey der Literatur weniger die Handbücher, als vielmehr die anerkannt guten Monographieen, sowie die zerstreuten mitunter klassischen Abhandlungen in den Observatoren angegeben würden. Vielleicht wäre es auch zweckmäßig bey den Hautkrankheiten einzeln auf die treuen Abbildungen zu verweisen.

M . . . .

Paris.

Bey l'Huillier: De la Féodalité, des Institutions de St. Louis et de l'Influence de la législation de ce Prince. Avec des Notes et l'indication des Pièces justificatives; par F. A. Mignet, Avocat. Ouvrage couronné en 1821, par l'Académie royale des Inscriptions et Belles-Lettres. 1822. 255 S. in Octav.

Die Königliche Academie zu Paris hatte folgende Preisaufgabe aufgestellt: Examiner quel était, à l'avénement de saint Louis au trône, l'état du gouvernement et de la législation en France, et montrer quels étaient, à la fin de son règne les effets des institutions de ce prince. Unter den eingelaufenen Beantwortungen wurde vorliegende Schrift des Preises würdig erkannt, und ist, mit einigen Bereicherungen und Zusätzen unter obigem, nur den Worten, nicht dem Sinne nach, veränderten Titel erschienen. Sie zerfällt in zwey Abtheilungen, von denen die erste über den Ursprung und den Bestand des Lehenwesens, als die Basis der damaligen französischen Verfassung in eilf Capiteln handelt, und durch die gewonnenen Resultate, im zwölften Capitel, das Bild der Verfassung und des rechtlichen Zustandes in Frankreich vor der Thronbesteigung des heil. Ludwigs darstellt; die zweyte dagegen alle Verbesserungen und Reformen, die dieser weise und gerechte König herbeyführte, und die sich in seinen bekannten Etablissemens aufbewahrt finden, in achtzehn Capiteln abhandelt. Das Detail des vorliegenden Buchs gehört freylich nicht in die enge Begränzung dieser Blätter; unstreitig aber sind die Untersuchungen des Verf. — einzelne unwesentliche Irrthümer abgerechnet —, ganz dazu geeignet, um dem Geschichtsforscher ein hohes Interesse einzuflößen, und ganz vorzüglich eine hohe Achtung für den großen und guten König zu erwecken, der auf immer in der Geschichte Frankreichs Epoche machen wird.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. Stück.
Den 22. May 1824.

Leipzig.

Von der im vorigen Jahrgang S. 1761. angezeigten Serbischen Volksliedersammlung ist 1823 bereits der zweyte Theil, welcher die ältesten Heldenlieder enthält (knjiga druga, u kojoj su pjesme junatschke najstarije) auf 306; und nunmehr 1824 auch der (vorläufig letzte) erste Theil, verschiedene Weiberlieder umfassend (knjiga prva, u kojoj su razlitschne zhenske pjesme) auf 316 nebst LXII. Seiten Vorrede erschienen; jener dem russischen Canzler Grafen Rumjantzoff, dieser der Erbgroßherzogin von Weimar Kais. Hoheit (in einer russisch geschriebenen Zueignung) gewidmet.

Beide Theile übertreffen noch den dritten. Der erste enthält 406 sogenannte Weiber- oder Frauenlieder, d. h. die zwar gewöhnlich von Jungfrauen gesungen werden, aber auch von Jünglingen, wie denn einzelne, z. B. Num. 214. 216. 283. dem momak (Junggesell) und junak (Heldenjüngling) selbst in den Mund gelegt sind. Ihren eigentlichen Unterschied von den Heldenliedern zeigt die

Vorrede S. XVII. XVIII. Letztere sind länger, erzählen, werden von der Geige einförmig begleitet. und halten immer ein gleiches Metrum; Bey den fräulichen Liedern überwiegt Gesang und Weise, daher ihr Metrum wechselt (Vorrede S LIII-LXI). Es sind meistens Liebeslieder, alle voll Glut und Unschuld, begabt mit der Gewalt und Schönheit des einfachsten Ausdrucks. Auf der Gränze des Morgen- und Abendlandes entsprungen, vereinigen sie Vortheile orientalischer und occidentalischer Lyrik. Die Gedanken sind heftiger, farbiger als in den Volkspoesien des übrigen Europas, und doch ist gar nichts da von dem Schwulst und Ueberreiz arabischer und persischer Dichtkunst. Ihr lieblicher Duft betäubt nicht. Sie haben den Geruch der Rose, keines Rosenöls. Ihr Wesen, wenn uns Abendländer ohne die Grundlage der Natur und Einfalt auf die Länge hin nichts entzücken kann, ist darum ganz europäisch, und nur in der Feinheit und Reichheit der Verbindungen, dem helleren Ton der Gleichnisse erinnern sie, ungefähr wie die spanische Poesie, an den Orient. Vieles Andere haben sie und die besten deutschen Lieder gemein, z. B. das Anheben mit der Schilderung einer Naturscene, so daß sie wie in einem landschaftlichen Vorgrund die Leidenschaft des Menschen oder das Ereigniß, das besungen werden soll, auftreten lassen, Num. 105. garitza listom listala, u njojzi bratatz i seja: der Berg laubte sich mit Laub, auf ihm (gehen) Bruder und Schwester; Num. 12. oblak se vije po vedrom nebu, i lepi Ranko po belom dvoru: eine Wolke schwebt am hellen Himmel und schön Ranko auf dem weißen Hof; Num. 108. suntze zadje metchu dve planine, momak sede metchu dve devojke: die Sonne hängt zwischen zwey Gebirgen, der Jüngling sitzt zwischen zwey Mädchen. Nicht nur fällt damit auf den Gegenstand des Gesangs

eine eigne, anmuthige Beleuchtung, sondern es scheint auch daß die Lebhaftigkeit des lyrischen Gefühls wohlthätig dadurch besänftigt und gemildert werde. Wie unmittelbar nah liegt der Eingang vom Nachtigallenschlag, Num. 283. slavuj ptitza mala svakom pokoj dala, a meni junaku tri tuga zadala: Nachtigall der kleine Vogel gab jedem Friede, aber mir Jüngling brachte er drey Leide; oder mit anderm Anfang zu dem nämlichen Liede: mrak na zemlju pade, svakom pokoj dade etc. Dunkel fiel über die Erde, gab allen Ruhe ꝛc. Zuweilen treten die Nebenbilder in den Refrain, und ziehen, als ein kleiner Chor, mit durchs ganze Lied. Bey nordischen Volksliedern der gewöhnliche Fall. Zuweilen greift aber auch das Naturbild in den Inhalt ein, wie in folgendem sarajewischen Liede Num. 118:

snijeg pade o djurdjevu danu,
ne mozhe ga titza preletjeti,
djevojka ga bosa pregazila,
za njom bratatz paputschitze nosi:
jel' ti, sejo, po nogama zima? —
nije meni po nogama zima,
vetch je meni po mom srtzu zima;
al mi nije sa snijega zima,
vetch je meni s moje majke zima,
koja me je za nedraga dala.

d. i. Schnee fiel auf Georgi-Tag, nicht kann ihn der Vogel überfliegen, aber das Mädchen hat ihn barfuß überwatet, hinter ihr trägt der Bruder die Schuhe: ist dir, Schwester, an den Füßen kalt? es ist mir nicht an den Füßen kalt, aber es ist mir an meinem Herzen kalt, und nicht ist mir kalt von dem Schnee, sondern von meiner Mutter, die mich dem Ungeliebten gab. — In Num. 137, die bekannte schöne Idee von Pflanzen, die aus den Gräbern der Liebenden sprossend sich in einander schlingen; Von Num. 224. hier nur die

Uebersetzung: ich gieng durch den Wald, durch den andern und den dritten, als ich in den vierten Tannenwald kam, stand in dem Wald eine grüne, laubichte Tanne, unter der Tanne war ein weiches Lager, auf dem Lager schlief meine Geliebte; ich konnte sie vor Leid nicht wecken, noch sie vor Freude küssen, sondern ich hub an den hohen Gott zu bitten: gib mir, Gott, einen Wehwind vom Meere, daß er ein Blatt von der Tanne schlage, und es meiner Geliebten aufs Antlitz falle. Gott gab mir einen Wehwind vom Meere, und es fiel ein Blatt von der Tanne ab und fiel meiner Geliebten aufs Antlitz. Da erwachte meine Liebe und Theure, wir küßten und halsten uns bis zur Morgenröthe, weder wußte es meine Mutter noch ihre, nur der helle Himmel über uns und das weiche Lager unter uns.

Dieses Geistes, dieser Lieblichkeit, so weit sich durch das getrübte Medium der Uebersetzung erkennen läßt, sind sie alle. Was unsern Sitten und unsrer Bildung in einzelnen zu frey scheint, müssen wir nach dem Maaßstab messen, den uns die Minnelieder der eigenen Vorzeit und die schuldlos verwegnen Gebräuche des Hirtenvolks in Tyrol, der Schweiz und im nördlichen Schweden an Hand geben. Die eigentlichen, innigsten Liebeslieder (pjesme ljubavne) sind von Num. 97. an zu suchen., vorher gehen Gesänge auf verschiedene, feyerliche Anlässe: (svatovske) Hochzeitslieder), kraljitschke (Pfingstkönigslieder), zhetelatsche (Schnitterlieder), dodolske (Regenbittlieder), uz tschasni post (für die heil. Faste) und svetscharske (für Heiligenfeste); [wir vermissen Leichen-Klaglieder, deren es nach Fortis bey den Morlachen genug gibt.] Aus allen diesen ist viel von den, sicher alten, Gewohnheiten des serbischen Volks zu lernen und zu vergleichen mit ähnlichem, das bey andern Völkern fortlebt oder verloren gegangen ist.

Das Hälmlein fassen (vatanje slamaka*) Num. 84. gemahnt an das Halmmessen des deutschen Mittelalters, eine Anmerkung zu S. 47. beschreibt das Verfahren. Die heiterste, zierlichste Laune herrscht in den Pfingstliedern (Wörterbuch S. 335. 336.) Auch zu den Regenliedern Num. 86. 87. 88. muß man den Artikel dodole (Jungfrauen, die Sommers bey anhaltender Dürre im Dorfe von Haus zu Haus ziehen und Regen ersingen) nachlesen. Es sind die vor Zeiten allgemeiner, im katholischen Deutschland noch hin und wieder üblichen Rogationen; ein Ueberrest des Heidenthums. Ueberhaupt liefern die serbischen Lieder noch andere Spuren altslavischen Glaubens, merkwürdiger als von späteren Chronisten entstellte Götzennamen, d. h. bisher fast das einzige, was man von slavischer Mythologie weiß. Lado die Göttin wird in der dem Volke längst unverständlich gewordnen Interjection lado, oj lado angerufen (Num. 99. 114. 120) etwa wie der altdeutsche Gott Irmin im Hildebrandslied übrig ist, oder pol, aede pol, hercle von den Römern, als man sich lange nichts mehr dabey dachte, fortgebraucht wurde. Wer weiß wie viel andre dunkle Interjectionen in allen Sprachen aus alten Götternamen zu deuten sind. Deutlich und noch in Fabel und Sage eingreifend tritt in vielen serbischen Liedern die Bergfrau Vila auf (Num. 75. 158) Ganz heidnischer Sinn ist auch in einem jener Ladolieder Num. 120, eher dem Paradies (raj) als sündhaftem Küssen zu entsagen: schto tche mene raj pomotchi na jesenje dugenotchi? was soll mir das Paradies helfen in der langen Herbstnacht? ungefähr wie Radbod der Friesenkönig, einen Fuß, den er schon ins Taufbecken gestellt hatte, als er hörte, daß seine heidnische Vorfahren nicht im Paradies seyn könnten, zurückzog, und lieber unter ihnen in der Hölle sitzen wollte.

---

*) Das slav. slama, verkleinert slamka ist genau unser Halm und das lat. calamus [slm, hlm, clm; für h, wie sonst genug, ein s gesetzt.]

Die vierzehn letzten Lieder des ersten Theils bilden den Uebergang zu den längeren Männerliedern (Vorr. S. XIX.) Das Lied Num. 405. behandelt ein verbreitetes altes Mährchen, die im Mittelalter bekannte Fabel von der unschuldigen Crescentia, hier aber mit neuer, überraschender Schlußwendung. Von hoher Schönheit ist 406; die Beschreibung des prächtigen Anzugs der Hajkuna scheint anfangs zu weit ausgesponnen, aber im Verfolg des Liedes, als der wartende, ängstliche Jüngling Nachts im Garten die Kleider des Mädchens rauschen hört, gewinnt sie wahre poetische Bedeutung. So einnehmend und zart gedacht die serbischen Frauenlieder sind, muß doch den Heldenliedern, den 38 ältesten des zweyten Theils zumahl, der Preis zuerkannt werden. Wir wüßten sie höchstens den spanischen Heldenliedern zu vergleichen *), setzen sie aber noch darüber. Seitdem Rec. nun auch Katschitchs (Cagich's) in unsern Gegenden höchst seltne Sammlung (razgovor ugodni naroda slovinskoga, anmuthige Unterhaltung des slavischen Volks) in der Venediger Ausg. von 1801. 263 Seiten in Quart selbst besitzt, hat er recht einsehen lernen, wie tief dieser Vorgänger in jedem Betracht unter Herrn Wuk steht. Die meisten seiner Lieder sind bloß dürre Erfindungen im Volksliederton. Selbst die besseren Stücke, z. B. die bey Herder offenbar nach Katschitchs Text übersetzten Lieder von Radoslav, von Miloschund Wuk Brankowitch (dem Ganelon der serbischen Sage), oder das bey Fortis ausgezogne von Janko von Hermannstadt (vgl. hier Vorrede S. XXXVIII.) haben ihr rechtes, poeti-

*) Was sich nicht bloß am Tone des Ganzen, sondern bis in Einzelnes bewähren würde, z. B. die epische Formel bey Gefangenschaft der Helden voda do koljena II, 53. II, 105. III, 99. ist die spanische el agua hasta la cintura (Silva 112. 214); das Verfluchen der Geburt, des Brots und Weins (maldiciendo yva el vino, maldiciendo yva el pan, Silva 16. 222) steht dichterischer gefaßt im Serbischen II, 165.

sches Element eingebüßt. Bloß für einzelne epische Formeln, oder als Leitfaden, welchen verlornen Gesängen noch nachgespürt werden muß, wird die Sammlung des Mönchs zu gebrauchen seyn. Vorangestellt hat unser Herausgeber vier Heiligenlieder, aber nicht legendenmäßig, sondern im frischen, freyen Volksstyl; sie zeigen, wie der vom Heidenthum bekehrte neue Christ die Heiligen der Kirche aufnahm und mit seinen alten Ideen verknüpfte; Elias (vermuthlich des Wagens wegen, auf dem er gen Himmel gefahren) erscheint als wirklicher Donnergott (gromovnik) vgl. das Schnitterlied Num. 77. Auf Num. 4 hätte unmittelbar Num 7. und 37. folgen sollen; zwey abweichende, eigenthümlich schöne Behandlungen desselben Stoffs, nämlich der Säge vom Fündling Simeon (naod Simeun), in der latein. Legende Gregor vom Stein geheißen. Obgleich der heil. Sabas († 1236) Nemans Sohn war und in Num. 37 zum Pflegvater Simeons gemacht wird; so eröffnet doch eigentlich die Reihe der köstlichen Lieder, welche der serbischen Sagengeschichte angehören, N. 6. die Erbauung von Skadar (Scutari; zidanje Skadra) einer der rührendsten Gesänge aller Völker und Zeiten. [In diesem Liede Mrljavtschevitch und Num. 17. Mrnjavtschevitch; bey Engel 3, 320 heißt der Stammherr Mrnava; die serbische Mundart zieht auch sonst das l dem n vor, vgl. mlogo st. mnogo.] Wir können die folgenden Lieder nicht einzeln angeben. Mittelpunct der schönsten, wiewohl noch lange nicht alle auf das tragische Ereigniß bezügliche Lieder wieder gefunden sind, (Num. 20. entreißt nur Bruchstücke, komadi, der Vergessenheit) ist die Schlacht von Kossowo im Jahr 1389. Offenbar haben sich weit ältere Sagen und Mythen darunter gemischt, wie die größten Heldenthaten auf das Haupt des Marko Kraljevitch versammelt werden, der in einigen Liedern ganz übermenschlich fabelhaft erscheint. Vor ihm treten alle andern, der stari Jug, selbst Milosch und Lazar zurück. Wahrscheinlich gibt oder gab

es noch manche andere Sagen und Lieder von Marko, die in der Wukischen Sammlung fehlen; so z. B. vermissen wir das, woraus einige Zeilen im Wörterbuch S. 724. angeführt werden in Bezug auf das Sprichwort: seitwärts gehen, wie Markos Pflug, des Helden, der nicht Berg und Thal ackert, sondern die Heerstraßen. Am großartigsten ist Marko in dem Liede von seinem Tod, Num. 30. Ueber anderthalbhundert Jahre alt geworden reitet eines frühen Morgens der Held auf dem treuen Scharatz, als das Roß zum erstenmahl in seinem Leben strauchelt und Thränen vergießt. Marko weiß sich das nicht zu deuten, da ruft vom Berg herunter die Stimme der Vila, daß es seinen Tod anzeige, er solle auf den Gipfel reiten und in den Brunnen zwischen den Tannen schauen. Merkwürdig ist des Todes hier wieder als eines heidnischen Gottes gedacht (Zeile 42 od starog krvnika, von dem alten Blutvergießer). Marko gehorsamt, schaut in den Brunnen und erkennt, daß sein Ende nahe (er hat sein hochbejahrtes Antlitz selbst gesehen). Nun bereitet er sich zum Sterben, enthauptet sein treues Pferd und zerstört alle seine Waffen, daß nichts in der Türken Hände falle. Dann legt er sich unter die Tanne ins Gras, drückt die Hände auf die Augen und steht nicht wieder auf. Das ganze Lied in Anlage und Ausführung ist die baarste Poesie. Und Engel, der serbische Geschichtschreiber [im Jahr 1801], erwähnt des Helden mit folgenden Worten 3, 329: "so viel kommt aus den Liedern hervor, daß er ein eben so großer Wagehals im Kriege, als ein Säufer und Ausschweifer in andern Sachen gewesen". Hat je so den Cid oder den Roland seines Volks ein spanischer, fränkischer Geschichtschreiber mishandelt? Es ist Beleidigung für die Sage, wenn man sie historisch nimmt, noch ärgerer Fehlgriff aber, sie durch Ausscheidung alles Dichterischen und Vergröberung dessen, was übrig bleibt, geschichtlich machen zu wollen.

(Der Schluß im folgenden Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.
Den 22. May 1826.

Leipzig.

Fortsetzung der Anzeige der Serbischen Volksliedersammlung.

Mit Rücksicht auf den Rec., der ihm dafür öffentlich dankt, hat der Herausgeber in der Vorr. S. XXXIX. ff. treffliche längere Fragmente einiger alten Lieder (kürzere vorher schon S. XXI-XXIX) eingerückt. Das erste derselben ist mährchenhaft und stimmt in den Hauptzügen zu der fünften Fabel des zweyten Tags im Pentamerone, zu dem was die asiatic res. T. IX. S. 147 aus einem indischen Mythus berichten und zu gangbaren deutschen Mährchen. Aber die Erzählung im Metrum der serb. Heldenlieder, die Neuheit der Nebenumstände und die edle tragische Haltung des Ganzen (die Königin wirft des schlafenden Jünglings Schlangenhaut ins lebendige Feuer, na tu vatru zhivu, und beraubt ihn dadurch des Lebens; mit der Klage der Witwe schließt das Lied) verleihen dieser Dichtung höheren Werth; sicher sind die letzten Zeilen (od nas pesma, a od Boga zdravlje, nas lagali, mi polagujemo) bloßer Zusatz des spätern

Nachsängers, der die Unwahrscheinlichkeit der Fabel glaubte entschuldigen zu müssen. Wir wünschen nicht bloß die Ergänzung dieses Lieds sondern die Aufzeichnung aller ähnlichen. Auch das Bruchstück vom alten Janjo aus Sirmien ist der Vervollständigung höchst würdig; vom Pascha, den er zur Loslassung seiner Söhne und Leute bewegen wollte, nach seinem Alter gefragt, antwortet der Held ganz nestorisch:

znam jedan put u vijeku mome
pade snijeg o Mitrovu danu,
ne okopnje do Djurdjeva dana;
drugi pade o danu Djurdjevu,
ne okopnje do Petrova dana:
pogubismo i koze i ovtze,
pogubismo krave i teotze,
pogubismo konje i volove,
basch volove, nasche ranitelje;
i to, pascho, Srjem ne raseli,
a ti tchesch ga, pascho, raseliti;
ali ne tchesch, pascho, ako Bog da!

d. i. einmahl in meiner Lebenszeit, erinnere ich mich, fiel Schnee auf Demetriustag und schmolz nicht bis zu Georgitag; Der zweyte fiel auf Georgitag und schmolz nicht bis zu Petritag; wir büßten ein Ziegen und Schafe, büßten ein Kühe und Kälber, büßten ein Pferde und Rinder, gerade die Rinder unsre Ernährer; und das, o Pascha verödete Sirmien nicht, du willst es veröden, aber du wirst es nicht, wenn es Gott nicht zugibt. Darauf erzählt ihm Janjo von einer großen Dürre, die Sirmien dennoch nicht zu Grund gerichtet habe; von schwerer Steuer, die ein böser Pascha auf das Land geschlagen, er aber sey nach Tzarigrad (Constantinopel) gegangen und habe einen Katil-Ferman (Todesbefehl) ausgewirkt, ebenso werde er auch jetzt einen auswirken. Betroffen von der kühnen Antwort, welche die gleichgültige Frage so geschickt für-

die Hauptsache nutzt, läßt der Pascha die Gefangnen los. — Das dritte Bruchstück eines Liedes, das den Krieg zwischen den Türken und Deutschen besingt (S. L - LII) scheint uns geringer.

Seite XXXVII. berührt der Herausgeber die Frage nach dem Alter der Lieder. Manche unter den Weiberliedern, namentlich die, welche mit der uralten heidnischen Volkssitte zusammen hängen, die Hochzeits, Ernte, Regenlieder, scheinen freilich die ältesten; wogegen keine der in den Heldenliedern besungenen Begebenheiten über das dreyzehnte, vierzehnte Jahrhundert reicht. Indessen muß man hier beiden Arten weder zu viel noch zu wenig einräumen, beiderley Lieder sind jungalt, wie alle Volkslieder. Dem Buchstaben nach und von einzelnen Formeln abgesehen, braucht man auch dem lyrischen Lied kein besonderes Alter zu zugestehen; Inhalt und Wendung mag leicht aus der heidnischen Zeit rühren. Aber eben solche uralte Formeln und weit über das 13. Jahrh. gehende Spuren hat nicht weniger das epische Lied; wir haben vorhin den gromovnik und krvnik (Opferpriester) ausgehoben, die Vila (deren geisterhafte Stimme dem Schreien des Spechts gleich benannt wird, vgl. Wörterbuch unter kliktati) schreit auch in den Heldenliedern (z. B. Th. 2. Num. 5. 30. Vorr. S. XXXIX. LI.) ja in vielen Liedern bey Katschitsch. Und wenn in Num. 38. Sekula (dessen Augen die Schwestern beim Abschied zu sehen begehren, um sie auf ihre Tücher zu sticken und daran die Sehnsucht zu stillen) willkürlich die Gestalt eines Drachen, der türkische Kaiser die eines Falken annimmt; so sind das weit ältere Züge, die auf das spätere Ereigniß angewandt werden. Das Mährchen von dem König zu Buda und der Königstochter von Prizren ist in der ganzen Anlage und in einzelnen Zügen sehr alterthümlich und viel-

leicht schon aus der Zeit, wo Pannonien noch von keinen Ungarn wußte.

Die Bogen der Vorrede mögen nicht ganz unter Herrn Wuks Augen gedruckt worden seyn, sie zeigen mehr Druckfehler, als die drey Bände sonst, z. B. S. XLII, 11 kann ne neokvasi schon metrisch nicht recht seyn, man lese ne orosi, wie XLIII 7. steht; XLII, 17, 18 l. man: ode ſpravo preko (st. prako) polja ravna, kako zvezda preko vedra (st. verda) neba, d. i. er ging gerade über das ebne Feld, wie ein Stern über den hellen Himmel. XLIV, 7 v. u. ändere man roleno in koleno. — Das Studium der serbischen Poesie und Sprache zu erleichtern ist kürzlich auch zu

Leipzig und Berlin

Bey G. Reimer, 1824: Wuk's Stephanowitsch kleine Serbische Grammatik verdeutscht und mit einer Vorrede von Jacob Grimm; nebst Bemerkungen über die neueste Auffassung langer Heldenlieder aus dem Munde des Serbischen Volks und der Uebersicht des merkwürdigsten jener Lieder von Johann Severin Vater, auf LXXII und 104 Seiten in Octav herausgekommen. Ein Werk für den ersten Anlauf, nicht einmahl vollständige Darstellung der serbischen Formenlehre, aber aus ungetrübter Quelle geschöpft. Auf den Grund ihrer Erscheinungen führt durch sich selbst selten eine der jetzt lebenden slavischen Sprachen, dazu müssen sie theils alle untereinander verglichen, theils auf das Altslavische zurückbezogen werden. Dann wird sich das Verworrene zu ordnen anfangen. Der Verf. konnte z. B. die Uebergänge des Kehllauts in den Zischlaut bloß da angeben, wo sie sich im Serbischen ereignen, nicht ihre Ursache entwickeln. Diese merkwürdige dem Wohllaut und der freyen Abwechselung zuträgliche Eigenheit der slavischen Sprache läßt sich etwa nur der Verwandlung einiger lateinischen Gutturalen in romanische Sibilanten oder

einer noch beschränkteren Aussprache des friesischen und schwedischen k vergleichen; ist aber weit fester, feiner und durchgreifender entfaltet. Die Regel hat zwey Stufen und scheint so zu lauten*): 1. wurzelhaftes k, g, ch, wandelt sich in tsch, zh, sch sobald ein organisches e der Flexion daran stößt; 2. wurzelhaftes k, g, ch wandelt sich in tz, z, s, sobald ein organisches i (oder ja, je) der Flexion daran stößt, woraus sich zugleich erklärt, warum die Kehllaute kein Jer hinter sich leiden. Organisches e und i sagen wir deshalb, weil, nachdem sich allmählig die Flexionsvocale verwirrten, unorganisches e und i durchaus nicht jene Wirkung äußern (so wenig als z. B. unorganische i im Altnordischen Vocalumlaut zeugen). Schon im Altslavischen zeigen sich einzelne Irregularitäten, z. B. die Neutra oko (oculus) oucho (auris) bilden völlig richtig den Pl. otschesa, ouschesa, aber der Dualis Fem. otschi, ouschi verletzt die Regel. Da nun otzi, ousi unerhört sind, hat man vielmehr anzunehmen, daß jene für otsche, ousche stehen? Ableitungen haben nicht selten den Umlaut vor a, z. B. duscha (anima) wo ein ausgefallnes e, oder a für e vorauszusetzen ist? Unter den heutigen slav. Dialecten hat der russische die Regel am meisten verwischt, weniger der polnische, noch weniger der böhmische. Der serbische, von dem hier allein die Rede ist, beobachtet sie sehr deutlich in der Substantivdeclination, bey Comparativen und in der zweyten Conjugation, vgl. bog (deus) Vocativ bozhe, Nom. Pl. bozi; snijeg (nix) snijezi (nives); ruka (manus) Dat. rutzi; mua (musca) Dat. musi; petschem (pinso) peko (pinsui) petsche (pinsuit) petzi (pinse); lazhem (mentior) lagu (mentiuntur) lazi (mentire) lazite (mentimini) und so

---

(* in Ermangelung der Typen drückt Rec. Slovo mit s; Zemlja mit z; Tzi mit tz; Scha mit sch; Zhiviete mit zh; Tscherv mit tsch aus.

leicht schon aus der Zeit, wo Pannonien noch von keinen Ungarn wußte.

Die Bogen der Vorrede mögen nicht ganz unter Herrn Wuks Augen gedruckt worden seyn, sie zeigen mehr Druckfehler, als die drey Bände sonst, z. B. S. XLII, 11 kann ne neokvasi schon metrisch nicht recht seyn, man lese ne orosi, wie XLIII 7. steht; XLII, 17, 18 l. man: ode ſpravo preko (st. prako) polja ravna, kako zvezda preko vedra (st. verda) neba, d. i. er ging gerade über das ebne Feld, wie ein Stern über den hellen Himmel. XLIV, 7 v. u. ändere man roleno in koleno. — Das Studium der serbischen Poesie und Sprache zu erleichtern ist kürzlich auch zu

Leipzig und Berlin

Bey G. Reimer, 1824: Wuk's Stephanowitsch kleine Serbische Grammatik verdeutscht und mit einer Vorrede von Jacob Grimm; nebst Bemerkungen über die neueste Auffassung langer Heldenlieder aus dem Munde des Serbischen Volks und der Uebersicht des merkwürdigsten jener Lieder von Johann Severin Vater, auf LXXII und 104 Seiten in Octav herausgekommen. Ein Werk für den ersten Anlauf, nicht einmahl vollständige Darstellung der serbischen Formenlehre, aber aus ungetrübter Quelle geschöpft. Auf den Grund ihrer Erscheinungen führt durch sich selbst selten eine der jetzt lebenden slavischen Sprachen, dazu müssen sie theils alle untereinander verglichen, theils auf das Altslavische zurückbezogen werden. Dann wird sich das Verworrene zu ordnen anfangen. Der Verf. konnte z. B. die Uebergänge des Kehllauts in den Zischlaut bloß da angeben, wo sie sich im Serbischen ereignen, nicht ihre Ursache entwickeln. Diese merkwürdige dem Wohllaut und der freyen Abwechselung zuträgliche Eigenheit der slavischen Sprache läßt sich etwa nur der Verwandlung einiger lateinischen Gutturalen in romanische Sibilanten oder

einer noch beschränkteren Aussprache des friesischen und schwedischen k vergleichen; ist aber weit fester, feiner und durchgreifender entfaltet. Die Regel hat zwey Stufen und scheint so zu lauten*): 1. wurzelhaftes k, g, ch, wandelt sich in tsch, zh, sch sobald ein organisches e der Flexion daran stößt; 2. wurzelhaftes k, g, ch wandelt sich in tz, z, s, sobald ein organisches i (oder ja, je) der Flexion daran stößt, woraus sich zugleich erklärt, warum die Kehllaute kein Jer hinter sich leiden. Organisches e und i sagen wir deshalb, weil, nachdem sich allmählig die Flexionsvocale verwirrten, unorganisches e und i durchaus nicht jene Wirkung äußern (so wenig als z. B. unorganische i im Altnordischen Vocalumlaut zeugen). Schon im Altslavischen zeigen sich einzelne Irregularitäten, z. B. die Neutra oko (oculus) oucho (auris) bilden völlig richtig den Pl. otschesa, ouschesa, aber der Dualis Fem. otschi, ouschi verletzt die Regel. Da nun otzi, ousi unerhört sind, hat man vielmehr anzunehmen, daß jene für otsche, ousche stehen? Ableitungen haben nicht selten den Umlaut vor a, z. B. duscha (anima) wo ein ausgefallnes e, oder a für e vorauszusetzen ist? Unter den heutigen slav. Dialecten hat der russische die Regel am meisten verwischt, weniger der polnische, noch weniger der böhmische. Der serbische, von dem hier allein die Rede ist, beobachtet sie sehr deutlich in der Substantivdeclination, bey Comparativen und in der zweyten Conjugation, vgl. bog (deus) Vocativ bozhe, Nom. Pl. bozi; snijeg (nix) snijezi (nives); ruka (manus) Dat. rutzi; mua (musca) Dat. musi; petschem (pinso) peko (pinsui) petsche (pinsuit) petzi (pinse); lazhem (mentior) lagu (mentiuntur) lazi (mentire) lazite (mentimini) und so

---

(* In Ermangelung der Typen drückt Rec. Slovo mit s; Zemlja mit z; Tzi mit tz; Scha mit sch; Zhiviete mit zh; Tschew mit tsch aus.

in zahllosen Anwendungen. Gleichwohl stellt die serbische Grammatik diese Consonantumlaute nicht als allgemeines Lautgesetz auf sondern begnügt sich, die Erscheinungen bey dem einzelnen Casus oder Tempus, wo sie statt finden, anzuzeigen. Einmahl haben die serbischen Flexionen viele unorganische e und i, die den Gutturallaut der Wurzel unangetastet lassen, z. B. der Nom. Pl. von ruka, noga lautet ruke nicht rutsche; noge nicht nozhe; der Acc. Pl. Masc. roge (cornua) nicht rozhe; der Nom Masc. des bestimmten Adj dragi, jaki und nicht drazi, jatzi. Zweitens tritt der Umlaut in manchen Ableitungen vor a ein z. B. dizati (tollere) snjezhan (nivatus) striza (segmentum) duscha (anima) wo eine Entstellung der Flexion vorauszusetzen ist. Drittens fehlt der Umlaut zuweilen, obschon die organische Flexion ihn fordert, wohin wir hauptsächlich den Nom. Plur. Masc. der Adjective zählen. Aus des Verf. Stillschweigen schließen wir, daß der Serbe mlogi (multi) mlaki (tepidi) etc. nicht mehr mlozi (altsl. mnozi) mlatzi sage, vgl in der Liedersamml I, 35 majstorski, II, 48 namastirski. Oder hegen einige serbische Mundarten hier noch den Umlaut? wie (nach S. XXIX der Vorrede) die ressawische sogar den Acc. Pl. männlicher Subst. umlautet, und damit den organischen Unterschied vom Nom. stört (vgl. Institut. S. 471).

Aus der Reihe der serbischen Buchstaben hat vielleicht Herr Wu das h, welches illyrische Grammatiker beybehalten, zu voreilig ausgestoßen. Muß er es doch in den Interjectionen ah! oh! und in fremden Wörtern dulden. Die Aussprache ist die des deutschen h in nah, Reh. Durch das h wird nicht nur die Flexion des Gen. Pl. und des Imperfects hervorgehoben, sondern auch, der erleichterten Etymologien zu geschweigen, jener altslavische Umlaut des ch in s und sch für die Formenlehre aufgeklärt. So gut nämlich ora (nux) den Voc. orasche Pl. orasi macht, muß auch jati (equo vehi) das Präs. jaschem (equito) den Imperativ jasi bilden? oder

jai daneben? wie S. 32 spai neben snasi. Ebenso fordert vrschem (trituro) den Imp. vrsi; maschem (agito) masi etc. Die Grammatik belehrt nicht darüber. — Wir sind mit dem Vf. einverstanden, daß in einer guten Schreibung ein Buchstabe, der die wirkliche Aussprache beeinträchtigt, der Herleitung zu Liebe nicht eigensinnig auf dem Papier behauptet zu werden brauche; meinen aber auch, wenn er, wie das h, etymologisch begründet, schon im gewöhnlichen Lesen fördernd sey, und die richtige Aussprache nicht verletze, daß er alsdann aufrecht erhalten zu bleiben verdiene.

Bey der Adj. Declination S. 41, 42. vermissen wir die Angabe des dem Nom. gleichen Acc. Sing. Masc. unbelebter Dinge. Die Lieder bieten ihn genug dar, I, XLIX tschudan zeman; I, 42 sitan vezak; I, 150 jedan listak; III, 199 tschudan san; und ebenso in der bestimmten Form auf i: I, 313 mrtvi san; II, 150 kamen studeni u. s. w.

Die S. 49. 50 entwickelte Meinung, daß zu den Cardinalien der Zwey-, Drey- und Vierzahl das männliche und neutrale Subst. in den Gen. Sing. gesetzt werde, hält schwerlich nähere Prüfung aus. Es wäre eine seltsame Construction, die weder durch die übrigen slavischen Dialecte, noch durch andere Sprachen bestätigt wird. Allerdings haben die Subst. brda, rasta etc. den Schein des Gen. Sing. der aber doch verschwindet, sobald man wahrnimmt, daß auch Adjectiva und Participia mit derselben Endung a dazu gesetzt werden, z. B. I, 94 dva se draga u selu gledala; I, 196 dva tzvijeta u bostanu rasla; II, 10 grad gradila tri brata rodjena und so überall; hier kann unmöglich draga, rodjena, tzvijeta, rasla, gledala, gradila ein Gen. Sing. seyn. Was sind sie aber denn? Nominative, wie sie die Construction verlangt und entweder alte übrig gebliebene Dualformen (gegen

das, was S. 25 und XXII. der Gramm. behauptet wird) die auch auf die Drey- und Vierzahl erstreckt wurden; oder pluralische Neutralformen, die hier nach einer Analogie der altdeutschen Sprachen angewendet werden. Wir erinnern nur an das gothische ba framaldra Luc. 1, 7. und versparen die umständliche Auseinandersetzung dieser wichtigen Materie auf eine andere Gelegenheit. Die verhärtete Form wurde allmählig auch für andere Casus als den Nom. gebraucht. —

S. 56 Anmerkung, hätte doch auf Dobrowskys Institutionen S. 491. §. 15. gewiesen, überhaupt öfter dieses vortreffliche Werk angeführt werden sollen. In der Vorrede zu den Liedern S. XLVI. stehet der S. 56 nicht angegebene, seltnere Acc. Sing. Fem. ju (eam): pa ju turi na tu vatru zhivu (dann warf ich sie, die koschulju, in das lebendige Feuer) gewöhnlicher heißt er je, doch ju ist dem tu analog. Daß dem Dat. Fem. njoj in den Liedern häufig ein zi angehängt werde (I, 65. 111. II. 204. 206. 254) finden wir unerwähnt; dies njojzi gleicht dem tizi für ti (S. 60 Note). Die Vermengung des ursprünglich demonstrativen on, ona, ono (= deutsch: jener, jene, jenes; litth. anas, ana) mit dem Pron. der dritten Person erinnert an ähnliche Erscheinungen in den deutschen Sprachen; es bedarf aber historischer Ausmittelung, ob das n in njega, njemu etc. rein prosthetischer Natur sey, oder aus dem n in on herrühre. —

Bemerkungen über die Conjugation finden hier keinen Raum.

Die Vorrede geht von dem allgemeineren Gesichtspunct aus, und versicht die noch von einigen Abgünstigen geleugnete Standschaft der serbischen Zunge. Ueber das S. II. kaum berührte Verhältniß slavischer mit deutschen Sprachen wird es mit der Zeit zu ergiebigen, besonderen Abhand-

lungen kommen; es ist dabey zweyerley genau zu unterscheiden, das beyderseits unmittelbar entlehnte von dem urgemeinschaftlichen. Letzteres liegt zuweilen offen vor, zuweilen durch dem Geiste jeder Sprache eigenthümliche Buchstabenübergänge sehr versteckt. Hat man z. B. schon das slav. bog (Gott) mit dem altnord. pûki (daemon) und dem engl. puck (Kobold) zusammengehalten? sie sind ein und dasselbe Wort, wenn nicht alle Regeln täuschen. Auch du (d. i. duh, duch, spiritus) Pl. dusi erinnert an die brittischen dusii des heil. Augustins, schwerlich an die nordischen Thursen. Bey noch problematischer Vergleichung des goth. sipôneis mit slav. zhupan ist etwan an das serb. junak zu denken, das Held ohne den ursprünglichen Nebenbegriff der Jugend bedeutet; in gothischen Liedern des dritten, vierten Jahrh. konnte sipônjôs leicht auch von Helden, edlen Jünglingen gebraucht worden seyn, und Ulfilas keinen angemessenern Ausdruck wissen für die heiligen μαϑηταί. Den Bemerkungen von S. XXXI-LIV steht ohne Zweifel mancher Widerspruch, der sie läutern oder vernichten wird, bevor. Für die erste derselben, daß die südlichen Dialecte den Consonantismus, die nördlichen den Vocalismus der Vorzeit treuer bewahren, läßt sich weiter anführen, daß jener vorhingedachte Umlaut der Kehllauter im Serbischen ungleich feiner beachtet ist, als im Russischen. Auf der andern Seite hat sich der im Russ. und Poln. fortlebende richtige Unterschied zwischen den Vocalen Izhe und Ierij im Serbischen und Krainischen verwischt, vgl. S. 16 dieser Gramm. Darum fallen z. B. serbisch ti (tu) und ti (tibi) zusammen; darum erregen alle serbische Flexions i, die ursprüngliche Ierij sind, keinen Umlaut der Gutturale. — Auf die vierte Bemerkung wird durch Vergleichung der übrigen Casus helleres Licht fallen. Sichtbar scheint

zumahl der Dat. Pl. dafür zu zeugen. In der deutschen Sprache steht nämlich fest, daß dieser Casus in der starken Form bey allen Geschlechtern gleichlautet, (goth. áim, ahd. êm) in der schwachen aber substantivisch verschieden (Masc. -am Fem. -ôm, Neutr. am). Dieser Analogie gemäß scheint nun auch im Altslav. der Dat. Pl. welcher dem Masc. -om, dem Fem. am, dem Neutr. -om gibt, der abgeschnittenen (schwachen) Form gehörig, hingegen der, welcher die drey Geschlechter auf einen Fuß setzt, der ganzen (starken). Im Serbischen haben sich die Vocale dieser Dativflexion ziemlich verwirrt, das Adj. beider Formen zeigt einförmiges -ima, das Subst. im Masc. -ima (zuweilen noch -om S. 26 Note) Fem. -ama, Neutr. -ima. Der Krainer gibt allen Subst. -am, allen Adj. -im. Besser hat die alten Substantiv-Flexionen der Böhme behauptet. S. XLII. Zeile 6 v. u. scheint schief ausgedrückt; man sollte meinen velii (magnus) sey ein Comparativ; es ist Positiv, aber seine S. 488 der Inst. angeführten Formen beweisen allerdings mit für die analogen der Comparative, deren Paradigma S. 503 vielleicht nicht organisch richtig aufgestellt worden ist. —

Von S. LV. - LXXII. wird man in einer Zugabe des Herrn Prof. Vater die Zergliederung eines der schönsten serbischen Heldenlieder und zwar des größten unter allen (es enthält mehr als 1200 Zeilen) mit Vergnügen lesen. Das bloße Daseyn dieser Lieder, ihre epische Variation stößt einen Haufen Vorurtheile um, in denen man über das Wesen und die Auffassung der Volkspoesie geschwebt hat, wo sie nicht schon durch andere ähnliche vielleicht weniger einleuchtende Erscheinungen längst umgestoßen sind.

Die Verlagshandlung der Grammatik hat auch Exemplare der Lieder und des Wörterbuchs, an sich gebracht.

Carlsruhe und Baden.

Bey D. R. Marx: Origines Contagii. Scrip. sit C. F. H. Marx, Dr. XX. 153. 8.

Es muß auffallen von werthvollen Schriftstellern, selbst auch in unsern Tagen, die Behauptung zu lesen: die Alten hätten den Begriff der Ansteckung durch unmittelbare Berührung nicht gekannt. Hieronymus Mercurialis, dieser gelehrte Alterthumskenner und Commentator des Hippocrates konnte nur die Ansteckung durch die Luft auffinden; Maclean spricht den Alten alle Kenntniß vom Contagium ab, und Brera vertheidigt ihnen kaum etwas mehr als den Namen davon. Diejenigen, welche der entgegengesetzten Meinung sind, wie Fabius Paulinus, Diemerbroeck, Webster, Yeats rc. sind theils in ihrer Annahme sehr unbestimmt, theils haben sie für ihre Meinung zu wenige Stellen, und selbst diese großentheils nur in Uebersetzungen, aus dem Zusammenhang herausgerissen, und in unsichern Citaten. Um zu einer gewissen Ueberzeugung zu gelangen, faßte daher der Verfasser vorliegender Abhandlung den Entschluß; sowohl die alten Aerzte, als auch die Geschichtschreiber, Dichter, Kirchenväter rc. selbst nachzuschlagen, und, wo möglich, die Acten über diese Untersuchung zu schließen. War ihm gleich in der Mitte der Arbeit die Ansicht schon fest, daß Wenige selbst geforscht, sondern daß die Meisten durch Auctoritäten bestimmt, für die eine oder andere Seite sich erklärt hatten, so bemühte er sich dennoch fortwährend ohne eine vorgefaßte Meinung zu bleiben, und das Endresultat aus dem Ergebniß der Quellen selbst zu erwarten. Dieses sprach sich endlich zu seiner nicht geringen Ueberraschung dahin aus: daß fast unsere ganze Lehre der Ansteckung in den Alten enthalten ist. Zur Bewahrheitung dieses Satzes wird folgende Uebersicht hinreichen: I. Die ansteckenden Krankheiten sind größtentheils übernatürlichen Ursprungs und von den Göttern verhängt (Agathias, Dionysius); und entstehen ent=

weder aus Fäulniß der Luft (die meisten Alten) besonders wenn Menschen und Thiere in einen engen Raum zusammengedrängt werden (Diodorus, Livius, Plutarchus, Thucydides), zumal bey Mitwirkung eines Gestanks von unbeerdigten Leichnamen (Diodorus); oder aus verdorbenen Feldfrüchten und anderen Nahrungsmitteln, (Galenus, J. Obsequens); oder aus Hungersnoth (Curtius, Justinus); oder sie kehren in gewissen Perioden wieder (Agathias, Josephus); oder aus andern Welttheilen werden die Keime der Ansteckungsstoffe auf unsere Erde geworfen (Plutarchus) oder sie entstehen nach großen Erdbeben und andern ungewöhnlichen Naturerscheinungen (J. Obsequens, Seneca, Manilius u. a.). II. Das Contagium wird aufgenommen aus der Luft (Ammianus, Avicenna, Rhazes); durch Umgang und Verkehr mit andern schon angesteckten, durch die Berührung (Columella, Dionysius v. Hal., Evagrius, Isidorus, Lucretius, Vegetius); durch einen Ansteckungsstoff (Aristoteles, Galenus); durch den Athem (Galenus); zumal wenn der Wind von den angesteckten zu den gesunden bläst (Avicenna, Rhazes); durch den Speichel (Aretäus, Galenus); durch Küsse (Plinius); durch Kleider (Cäl. Aurelianus, Cedrenus); durch Felle (Virgilius); durch das Lager (Moses); durch Bedienung (Diodorus, Eusebius, Horapollo, Livius, Lucretius, Ovidius, Thucydides) durch Nadeln mit Gift bestrichen (Dio Cassius); selbst durch den bloßen Anblick (Avicenna, Cedrenus, Plutarchus). Von demselben Contagium wird der Mensch nicht leicht zum zweitenmahl befallen (Cedrenus, Thucydides); aber es kann jemand, ohne selbst angesteckt zu seyn, die Ansteckung andern bringen (Evagrius). III. die Natur des Contagium besteht hauptsächlich in faulenden Säften (die meisten Alten); daher haben diese Krankheiten größentheils einen eigenthümlichen Geruch (Galenus): und ihre wunderbare Kraft, so viele durch die kleinste Quantität anzustecken, wird zum Theil eingesehen aus einer Vergleichung mit den Giften (Aretäus);

oder aus den magnetischen und elektrischen Wirkungen (Galenus); oder durch einen gewissen allgemeinen Naturconsensus (Aristoteles, Galenus, Juvenalis, Plutarchus). Nah verwandt sind mit ihnen die Erscheinungen der erblichen Krankheiten (Cäl. Aurelianus, Avicenna, Plutarchus), und der sympathischen (Aristoteles, Plinius). IV. die Zahl der ansteckenden Krankheiten kann nicht genau bestimmt werden. Ueber 15 sind im Buche aus den Alten angeführt. Auch bey diesen war über die Ansteckungsfähigkeit eine Meinungs-Verschiedenheit (Gregorius von Nyßa, Procopius). Die Contagien können von Menschen zu Thieren und von diesen zu jenen übergehen (Livius, Thucydides.) Gewissen Contagien sind einige Thiere besonders ausgesetzt (Columella, die Geoponica, Juvenalis, Ovidius, Vegetius, Virgilius); und fühlen die pestartigen Krankheiten voraus (Aelianus, Aetius, Homerus, Philo, Philostratus, Plutarchus). V. das sicherste Mittel gegen einige von diesen Krankheiten ist die Flucht der Gesunden (Appianus, Eusebius, Herodotus, Justinianus, Rhazes); oder die Trennung der Kranken (Aretäus, Ctesias. Columella, Gregorius v. Nyßa, Moses, Paulus von Aegina). Angestecktes Rindvieh soll getödtet werden (Virgilius); Leichname von gefallenen Thieren soll man weit vom Ort tief unter die Erde verscharren (Vegetius). Oefters jedoch helfen diätetische Mittel (die meisten Alten); Flammenfeuer (Apollodorus, Diogenes von Laerta, Plinius); Theriak (Galenus) Rauchwerk (Avicenna); Salben (Herodianus); Essig und Wein (Lucianus, Rhazes); Amulete und andere abergläubische Mittel (Plutarchus und fast das ganze Alterthum).

Die Einrichtung des Buchs ist folgende: In der Vorrede werden die Gründe auseinandergesetzt, warum die Arbeit unternommen wurde. Dann folgt eine genaue Aufzählung derjenigen Schriftsteller, welche über das Contagium im allgemeinen, und über die Vorbauung gegen ansteckende Krankheiten geschrie-

ben haben. Die Schriften über specielle Contagien so wie die Pestordnungen wurden absichtlich nicht aufgenommen. Das gegebene Verzeichniß ist das vollständigste, das wir bis jetzt besitzen. Hierauf folgt die erste Abtheilung, eine Skizze einer Pathologie und Therapie der ansteckenden Krankheiten enthaltend. Es wurde diese darum vorhergeschickt, um den jetzigen Standpunkt dieser Lehre mit derjenigen des Alterthums leichter vergleichen zu können. Die vorzüglichsten Schriften wurden dafür benutzt; Nichts Wesentliches blieb unberührt.

Die zweyte Abtheil. enthält die Stellen der Alten. Zuerst die ältesten Spuren der Lehre vom Contagium bey den Aegyptiern. Ueber diese sind Horapollo, Plutarchus, Justinus und Cicero die einzigen aufgefundenen Quellen. Ueber die Juden Moses. Ueber die Perser die Zend-Avesta, Herodotus und Ctesias. Ueber die ältesten Griechen Hesiodus, Apollodorus, Plinius, Diogenes Laertius, Plutarchus, Homerus und dazu Eustathius. Ueber die späteren Griechen Hippocrates, Thucydides, Sophocles, Aristoteles, Dionysius von Hal., Diodorus von Sic., Plutarchus, Appianus, Aretäus, Galenus, Paulus von Aeg., Aetius, Dio Cassius, Eusebius, Gregorius von Nyßa, Evagrius, Procopius und Cedrenus. Ueber die ältesten Römer Tacitus, Servius, Cicero und Plautus. Ueber die spätern Lucretius, Virgilius, Ovidius, Livius, Columella, Vegetius, Seneca, Juvenalis, Curtius, Plinius, Ammianus Marcellinus, Cael. Aurelianus, Justinianus und Isidorus. Ueber die Araber Rhazes, Avicenna und Abimeron Abynzoahar. Alle Stellen sind genau aus dem Urtext abgedruckt, und wo es nöthig schien, erläutert. Auch hier erscheint Galenus als der wichtigste Schriftsteller der alten Aerzte. Beym Seneca hätte noch die Stelle genannt werden können (de ira 1. 2. 15), die sich nach der Vermuthung von P. Camper auf die Viehseuche bezieht: morbidis pecoribus, ne gregem polluant,

ferrum dimittimus. Die dritte Abtheilung handelt von den Meinungen der Alten hinsichtlich der Ursachen und der Hülfsmittel gegen ansteckende Krankheiten. Die Frage: warum bey der im Alterthum so verbreiteten Ansicht des Contagiums die einzelnen Schriftsteller so wenig darüber enthalten, verdiente eine sorgfältige aus dem Geiste der Zeit geschöpfte Beantwortung. Die alten Aerzte bemerken nicht so sehr die Ursachen als die Zeichen der Krankheiten; berühren und erklären sie jene, so halten sie sich an die Annahmen, die gerade das herrschende System liefert. Die aufgestellten Säfte bilden die Rubriken; was in diese nicht paßt, wird übergangen. Die epidemischen und endemischen Krankheiten unterschieden sie nicht genug von den pestilenzialischen. Zudem waren sie mehr darauf bedacht Mittel vorzuschlagen, als die Natur der Krankheit zu ergründen. Ein Hinderniß bot die allgemein angenommene Ansicht dar, daß bösartige Krankheiten eine Strafe der Götter seyen. Diese letztere Annahme so wie die, daß die Luft jene Krankheiten erzeuge, wurde noch lange von den Bischöfen benutzt, und dadurch bis gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts jeder bessere Vorschlag der Aerzte unterdrückt gehalten. Diejenigen, welche der kirchlichen Annahme nicht huldigten, wurden des Atheismus angeklagt. Die Luft mußte besonders auch beym ersten Erscheinen der Lustseuche alle Schuld tragen, denn wie anders als durch sie konnte die höhere Geistlichkeit, so wie die Mönche und Nonnen, die sehr arg von der neuen Krankheit geplagt wurden, ergriffen werden? Um den Zorn der Götter zu versöhnen wandten die Alten Sühnopfer an, sie hielten Dankfeste, gelobten neue Tempel und Altäre, befragten die sibyllinischen Bücher, die Orakel und die Träume, wandten Beschwörungen und abergläubische Mittel an u. s. w. In einigen Ländern war das beste Vorbauungsmittel, die

ben haben. Die Schriften über specielle Contagien so- wie die Pestordnungen wurden absichtlich nicht aufge- nommen. Das gegebene Verzeichniß ist das vollstän- digste, das wir bis jetzt besitzen. Hierauf folgt die er- ste Abtheilung, eine Skizze einer Pathologie und Therapie der ansteckenden Krankheiten enthaltend. Es wurde diese darum vorhergeschickt, um den jetzi- gen Standpunkt dieser Lehre mit derjenigen des Al- terthums leichter vergleichen zu können. Die vorzüg- lichsten Schriften wurden dafür benutzt; Nichts We- sentliches blieb unberührt.

Die zweyte Abtheil. enthält die Stellen der Alten. Zuerst die ältesten Spuren der Lehre vom Contagium bey den Aegyptiern. Ueber diese sind Horapollo, Plu- tarchus, Justinus und Cicero die einzigen aufgefunde- nen Quellen. Ueber die Juden Moses. Ueber die Per- ser die Zend-Avesta, Herodotus und Ctesias. Ueber die ältesten Griechen Hesiodus, Apollodorus, Plinius, Diogenes Laertius, Plutarchus, Homerus und dazu Eustathius. Ueber die späteren Griechen Hippocrates, Thucydides, Sophocles, Aristoteles, Dionysius von Hal., Diodorus von Sic., Plutarchus, Appianus, Are- täus, Galenus, Paulus von Aeg., Aetius, Dio Cas- sius, Eusebius, Gregorius von Nyßa, Evagrius, Pro- copius und Cedrenus. Ueber die ältesten Römer Ta- citus, Servius, Cicero und Plautus. Ueber die spätern Lucretius, Virgilius, Ovidius, Livius, Columella, Vegetius, Seneca, Juvenalis, Curtius, Plinius, Am- mianus Marcellinus, Cael. Aurelianus, Justinianus und Isidorus. Ueber die Araber Rhazes, Avi- cenna und Abimeron Abynzoahar. Alle Stellen sind genau aus dem Urtext abgedruckt, und wo es nöthig schien, erläutert. Auch hier erscheint Gale- nus als der wichtigste Schriftsteller der alten Aerzte. Beym Seneca hätte noch die Stelle genannt wer- den können (de ira 1. 2. 15), die sich nach der Ver- muthung von P. Camper auf die Viehseuche be- zieht: morbidis pecoribus, ne gregem polluant,

ferrum dimittimus. Die dritte Abtheilung handelt von den Meinungen der Alten hinsichtlich der Ursachen und der Hülfsmittel gegen ansteckende Krankheiten. Die Frage: warum bey der im Alterthum so verbreiteten Ansicht des Contagiums die einzelnen Schriftsteller so wenig darüber enthalten, verdiente eine sorgfältige aus dem Geiste der Zeit geschöpfte Beantwortung. Die alten Aerzte bemerken nicht so sehr die Ursachen als die Zeichen der Krankheiten; berühren und erklären sie jene, so halten sie sich an die Annahmen, die gerade das herrschende System liefert. Die aufgestellten Säfte bilden die Rubriken; was in diese nicht paßt, wird übergangen. Die epidemischen und endemischen Krankheiten unterschieden sie nicht genug von den pestilenzialischen. Zudem waren sie mehr darauf bedacht Mittel vorzuschlagen, als die Natur der Krankheit zu ergründen. Ein Hinderniß bot die allgemein angenommene Ansicht dar, daß bösartige Krankheiten eine Strafe der Götter seyen. Diese letztere Annahme so wie die, daß die Luft jene Krankheiten erzeuge, wurde noch lange von den Bischöfen benutzt, und dadurch bis gegen die Mitte des 15ten Jahrhunderts jeder bessere Vorschlag der Aerzte unterdrückt gehalten. Diejenigen, welche der kirchlichen Annahme nicht huldigten, wurden des Atheismus angeklagt. Die Luft mußte besonders auch beym ersten Erscheinen der Lustseuche alle Schuld tragen, denn wie anders als durch sie konnte die höhere Geistlichkeit, so wie die Mönche und Nonnen, die sehr arg von der neuen Krankheit geplagt wurden, ergriffen werden? Um den Zorn der Götter zu versöhnen wandten die Alten Sühnopfer an, sie hielten Dankfeste, gelobten neue Tempel und Altäre, befragten die sibyllinischen Bücher, die Orakel und die Träume, wandten Beschwörungen und abergläubische Mittel an u. s. w. In einigen Ländern war das beste Vorbauungsmittel, die

Absonderung der Angesteckten von den Gesunden, Gesetz; allein da, wo dieses nicht der Fall war, wagten es die Aerzte nicht leicht die öffentliche Freyheit so sehr zu beschränken. Aberglaube und Furcht, wohl auch Humanität hielt sie von ihrem offnen Bekenntniß ab. Cälius Aurelianus sagt von denen, die anrathen den Angesteckten fortzuschicken und ihn zu verlassen: hi aegrotantem destituendum magis imperant, quam curandum, quod a se alienum humanitatis approbat medicinae.

Die vierte Abtheilung enthält die Ausdrücke, welche die Griechen und Römer gebrauchten, um ihre Begriffe von Ansteckung und ansteckenden Krankheiten auszudrücken. Schon aus dieser grossen Anzahl von Wörtern wird die verbreitete Kenntniß von dieser Sache erhellen. Die metaphorischen Ausdrücke wurden nur zuweilen aufgenommen, um das Verzeichniß nicht zu sehr zu häufen. Bey polluere kann noch Ammianus Marcellinus und Seneca aufgeführt werden, purgare gebraucht Tacitus, serpere Severus Sanctus und Virgilius. Unter den aufgeführten griechischen Zeitwörtern kommt ἀναπιμπλάναι am häufigsten für anstecken vor. Die ansteckende Colik des Avicenna erinnert an die cholera morbus. Bey dem Malleus des Vegetius hätte auch die Vermuthung wegen der Rindviehseuche erwähnt werden können. Ein Schriftsteller-Verzeichniß ist angehängt. Das Papier ist schön, der Druck gut und sorgfältig. Man lese S. XVII. Z. 8 statt Columella: Vegetius. S. 15 Z. 6 causae S. 24. Z. 11 devorabantur S. 50 Z. 16. ἀπρόσιτος. S. 54. Z. 23. νοσερῶν S. 58. Z. 28 perspirationem S. 123 Z. 19. ἀιθιώμενος. S. 133. Z. 7 fällt das Citat weg; nach 134 Z. 2 kommt 1) rc. rc. S. 143 Z. 4 v. u. pestilentia.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 24. May 1824.

Straßburg.

Auf Kosten des Verfassers, in Commission bey Treuttel und Würtz, und andern Straßburger Buchhändlern, 1823: Der Ritter von Stauffenberg, ein altdeutsches Gedicht, herausgegeben nach der Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Straßburg; nebst Bemerkungen zur Geschichte, Litteratur, und Archäologie des Mittelalters, auch mit Beziehung auf mehrere andere Handschriften derselben Bibliothek, vorzüglich des Spiegels menschlichen Heils. Von Christian Moriz Engelhardt. Mit 26 lithographischen Platten. XII. u. 152 Seiten in Octav.

Dieses Buch schließt sich in Hinsicht auf seine Einrichtung an den Hortus deliciarum der Aebtissin Herrad an, den Hr. Engelhardt vor einigen Jahren herausgegeben hat, und den wir bey dieser Gelegenheit in unsern Blättern wenigstens, mit dem ihm gebührenden Beyfalle, erwähnen wollen, da eine ausführliche Anzeige, die früher durch zu-

fällige Umstände versäumt wurde, jetzt zu spät kommen würde. — Das Gedicht, dessen der Titel zuerst erwähnt, nimmt in 1192 Reimzeilen nur 31 Seiten ein; der größte Theil des Buches besteht aus gelegentlichen Bemerkungen, deren Hauptinhalt wir hier angeben wollen, um den Leser auf dasjenige aufmerksam zu machen, was er hier zu suchen hat.

I. historischer, litterarischer und archäologischer Ueberblick. 1. die Sage vom Ritter von Staufenberg, nach dem alten Gedichte. — Der Ritter von St. reitet an einem Pfingsttage nach Nußbach, um die Messe zu hören. Unterweges sieht er eine wunderschöne Frau auf einem Felsen sitzen, die, wie er von ihr erfährt, schon lange seine Beschützerin gewesen war. Es wird zwischen beiden ein Liebesbündniß geschlossen: sie verspricht, nicht nur, so bald er allein ist und sie zu sich wünscht, ihm zu erscheinen, und alles zu leisten, was sein Herz begehrt; sondern auch vor jedem Ungemach ihn zu bewahren, und mit jedem Glücke ihn zu erfreuen; er muß ihr dagegen geloben, nie ein Weib zur Ehe zu nehmen; jede andere Liebschaft steht ihm frey; verletzt er sein Gelübde, so ist den dritten Tag nachher, vermöge eines unwiderruflichen Verhängnisses, der Tod die Folge des gebrochenen Bundes. Alles geht glücklich, bis endlich St. bey einer Königswahl zu Frankfurt die Bewunderung des Königes auf sich zieht, und dieser ihm die Fürstinn von Kärnten zur Gemahlin anbietet. St. weigert sich sie anzunehmen, und macht sein früheres Gelübde bekannt. Die Geistlichkeit erklärt dies für Teufelswerk, und St. wird durch Gewissensangst verleitet, sich dem Willen des Königes zu fügen. So bald es Nacht wird, wünscht er nach seiner Geliebten; sie kommt, beklagt ihn, und sagt ihm zugleich, daß so bald das Hochzeitsfest anfange, zum Zeichen seines unabwendbaren Ge-

schickes ihr Bein vom Fuße bis zum Knie vor jedermanns Augen erscheinen werde. Die Fürstinn von Kärnten kommt auf der Burg an; das Fest beginnt; das Bein läßt sich durch die Decke des Saales herab, und am dritten Tage ist der Ritter todt. — 2. Oertliche Ueberlieferung. — Im Allgemeinen mit dem Gedichte einstimmig. — 3. das Schloß Staufenberg. — Topographische und historische Nachrichten über diese noch vorhandene Burg. — 4. bisher bekannte Handschriften des alten Gedichtes; alte Ausgaben; neuere Bearbeitungen. — Man kannte bis jetzt keine Handschrift; einer Nachricht des Freyherrn von Laßberg zufolge befindet sich eine zu Sargans. Der älteste Druck ist ohne Jahr und Ort, aber sicher um d. J. 1482 bey Martin Schott zu Straßburg erschienen; die spätern Ausgaben bis zum Anfange des 17. Jahrh. sind, eine einzige Magdeburger ausgenommen, alle zu Straßburg gedruckt, und mit einer poetischen Vorrede von Johann Fischart versehen. — 5. Auffindung der Handschrift des alten Gedichtes auf der öffentlichen Bibliothek zu Straßburg. — Die Handschrift befindet sich in Einem Bande mit Heinrichs von Laufenberg gereimter Uebersetzung des 'Speculum humanae salvationis' und mit Bonerius Eddelstein. In dem gedruckten Catalog ist nur das erste dieser drey Bücher erwähnt, und so kam es, daß die beiden andern bisher übersehen wurden. — 6. Heinrichs von Laufenberg gereimte Uebersetzung des Spiegels menschlichen Heiles. — Die Uebersetzung wurde 1430 geendet, und die Zahl der Reimzeilen beträgt etwa 15000. — 7. Zusammenhang der Bilder der alten Handschriften des Spiegels m. H. mit den Holzschnitten der ältesten Druckausgaben. — Heinecken, der von diesen Bildern die ausführlichsten Nachrichten gibt, kannte die Handschrift, von der

hier die Rede ist, nicht. — 8. Inhalt und gewöhnliche Beschaffenheit der Handschriften des Spiegels m. H. — 9. Laufenbergs Uebersetzung. — 10. Technik der Bilder bey Laufenberg. — 11. Heinrichs von Laufenberg Buch von den Figuren. — Heinrich war Dechant zu Freyburg. Sein Figurenbuch enthält die Geschichte des alten Testamentes, zu Ehren der h. Jungfrau betrachtet. Der Figuren sind 136. [Aus einer Anmerkung (S. 25) lernen wir, daß von den altdeutschen Handschriften der Straßburger Bibliothek nur wenige noch vermißt werden, daß aber unter die vermißten leider noch immer der h. Georg des Herrn Hartmann von der Aue gehört.] — 12. Styl der Bilder in Laufenbergs Spiegel d. H. und Figuren-Buch. — 13. Näherer Vergleich der Bilder in Laufenbergs Spiegel des Heils und Bilderbuch mit den Holzschnitten der alten Druckausgaben. — 14. die beiden lateinischen Handschriften des Speculum humanae salvationis der Straßburger Bibliothek. — 15. Handschrift von Boners Fabeln. — Diese Hs. des Edelsteins ist so wohl von der die Oberlin (Boneri gemma. 1782) beschrieben hat, als von derjenigen, die Scherz besaß, verschieden. Sie ist von 1411, und enthält 90 Fabeln; der Prolog fehlt. — 16. Nähere Beschreibung der Handschrift des Gedichtes: der Ritter von Staufenberg. — Form und Wesen des Gedichtes; Muthmaßungen über den Verfasser. — Die Hs. gibt den Verfasser nicht an. Der älteste Druck nennt in dem Epiloge einen Herrn Eckenolt, ob als Dichter oder als Herausgeber, läßt sich fürs erste nicht entscheiden. Hr. Engelhardt ist geneigt, das Gedicht Hartmannen von der Aue beyzulegen; dagegen streitet aber, unserer Meinung nach, Alles. Das Gedicht, so wie wir es jetzt haben, ist wie Sprache und Reime unwidersprechlich beweisen, volle zweyhundert Jahre jün-

ger. — 18. Bilder im Manuscript von Staufenberg. — 19. Beschreibung der ältesten Druckausgabe des Gedichtes Staufenberg. — Panzer erwähnt ihrer nicht. Der Text stimmt im Ganzen mit der Straßburger Handschrift überein; die Holzschnitte sind von den Bildern der Handschrift verschieden. — 20. Anzug. Wapnung, Geräthschaften, u. s. w. um 1430, nach den Bildern im Manuscripte von Staufenberg. — Unterrichtend. Der Rock noch immer so gemacht, daß er über den Kopf angezogen werden mußte; die Hosen in die weit heraufgehenden Strümpfe gesteckt; Gürtel und Halsketten mit Schellen; eine Laute mit drey Saiten und einem rechtwinkelig gebogenen Halse. — 21. Fernere Bemerkungen über Costume, u. s. w. in derselben Epoche, nach Laufenbergs Mscpten. — 22. Kleidung, Wapnung und Geräthschaften, u. s. w. um 1380 nach dem Mscpt. des Speculum von dieser Zeit. — 23. Costume aus dem ältesten lateinischen Mscpt.

II. Der Ritter von Staufenberg. Der Text des Gedichtes ist ziemlich richtig. Eine Vergleichung der Hs. zu Sargans würde vielleicht einige Anstöße heben, einige vermuthliche Verbesserungen bestätigen können; so z B. Z. 81, wo statt steten wohl diente zu lesen ist, Z. 110, wo das Wort prîs zu fehlen scheint, Z. 116, wo den st. die, Z. 123, wo ir st. inen Z. 180, wo wande diz daz herze mîn begert, Z. 280, wo sich st. san, Z. 288, wo brant st. bant Z. 750, wo brueder nen (nemen) st. bruedernen, zu lesen ist, und mehr dergleichen. Die untergesetzten Erklärungen sind nicht immer treffend. vil gereite Z. 16. gehört als Adverbium zu flîzent, und kann nicht bedeuten 'gefällig'; eine richtigere Interpunction macht alles klar. Z. 22. beziehen, heißt nicht 'durch Beyspiele lehren', sondern 'bekleiden' Z. 8 lese man: Jâ lât im got gelingen, und nach flie-

hen setze man ein Semicolon, so daß die folgenden Worte den Sinn geben: und Zucht . . . wird den bekleiden, der meiner Lehre folget. Die Walhen bezeichnen ein ganz anderes Volk als die Welschen. Z. 606 ist nam das Verbum, und gnôte das Adverbium, das niemahls 'bekannt' bedeutet: Z. 940 gemach heißt nie 'Vertrag, Uebereinkunft' sondern Bequemlichkeit, Annehmlichkeit. Z. 1092 ist wart weinen, fing an zu weinen.

Die 26 lithographischen Tafeln, die dem Buche beygegeben sind, und Bilder der Handschriften, Holzschnitte, Wapen, Schriftproben, u. A. darstellen, sind reinlich, fleißig und offenbar treu gearbeitet. Das aus der Pariser Handschrift der Minnesinger abgezeichnete Wapen des Dichters Hartmann von der Aue wird nicht leicht jemand ansehen, ohne mit uns den Wunsch zu theilen, daß doch die geschickte Hand des Hrn. Engelhardt alle Bilder jener Handschrift abzeichnen, und heraus geben möchte. Die Erfüllung dieses Wunsches würde Freunde alter Kunst zum aufrichtigsten Danke verpflichten.

Leipzig.

Bey G. Fleischer: M. Tullii Ciceronis Opera quae supersunt omnia ac deperditorum fragmenta recognovit — Ch. G. Schütz. Tom. XVI. S. III. (fragmentorum pars secunda). 1823. VI und 280 S. in Octav.

Dieser Band, mit welchem die Ausgabe des ganzen Cicero beendigt ist, enthält die Bruchstücke der Bücher de re publica S. 1-118 so wie der Reden in Clodium et Curionem, de aere alieno Milonis, de rege Alexandrino bis S. 130, und den alten Commentator zu mehreren andern Reden, den vermeintlichen Asconius, bis S. 212. Die Frag-

mente der Reden und die Scholien dazu sind aus der vermehrten Ausgabe von Mai (1817) abgedruckt. Die excerpta e scholiis ad Tullianum opus de inventione sind nicht aufgenommen. S. 213 folgen adnotationes zu de republica meistens aus Mai abgedruckt oder excerpirt. An der Spitze steht die prosopographia des Dialogs aus Mai wörtlich abgedruckt ohne Berichtigung so manches Falschen z. B. unter Scaevola, er habe trefflich Ball und alea gespielt. Aber die angeführte Stelle des Cicero geht auf seinen Vetter P. Mucius und der Compilator Valerius Maximus hat die Verwechselung zu verantworten. Auch war es nicht alea sondern ludus XII. scriptorum, und die Stelle im Quinctilian ist XI. 2. Zu 1. 8. 230-241. sind mehrere Kapitel aus Mai's Vorrede, worin von der Einrichtung und dem Plan der Bücher de republ. gehandelt wird, aufgenommen. Die übr. Anm. sind theils critisch, theils erklärend. Kürzere critische Bemerkungen stehen unter den Seiten, auch wird bey den meisten Lücken bemerkt, wie viele Seiten vermuthlich in der Vaticanischen Handschrift fehlen. Doch ist die Beschreibung dieser Handschrift (bey Mai), wodurch jenes erst verständlich wird, nicht wieder abgedruckt. Der Herausgeber hat die alte und meistentheils richtigere Schreibart der Handschrift an vielen Stellen in die jetzt gewöhnliche abgeändert, doch ist auch dies nicht consequent durchgeführt, sondern 1. 12. steht Laeli und 16 Junis u. s. w. Die wichtigsten Varianten sind angegeben, doch nicht ohne Irrungen und Druckfehler. So ist 1 K. 12. pertineat falsch. S. 62. nesticorum. Ueberhaupt ist der Text wie die Anmerkungen voll von Druckfehlern. Oefters fehlen Worte im Texte wie S. 18. 3. 7 die Worte: dicere possit idem.

Was die Critik der einzelnen Stellen betrifft, so stimmt der Herausgeber gewöhnlich mit Mai überein. Doch ist 1. 12. quod eorum mit Recht aufgenom-

men, und die Interpunction geändert. Scipioni darf nicht zu placitum genommen werden; es ist allgemeiner Entschluß der Versammlung nicht des Hausherrn allein. Scipioni quod — fuisset gibt den Gegenstand der kurzen Unterredung an. K. 24 darf intelligis (als Frage zu nehmen) nicht geändert werden, und K. 24 quod vgl. 30 und 35 wo der Herausgeber selbst quod beybehielt. K. 32. quorum ut ait Ennius, nimmt er quoniam in den Text. Das Pronomen ist aber richtig und auf regna zu beziehen, das wiederholte regnis ist falsch, wie man aus de Offic 1. 8. sieht. K. 37. cedo num barbarorum wird Scipio weggelassen, obgleich schon Mai in den Addendis die Unrichtigkeit dieser Vermuthung erkannt hatte; gleich vorher wird dagegen ante eingeschoben, weil es sonst keinen Sinn gebe. Der richtige Sinn ist aber binnen, in weniger als 400 Jahren, ohne ante. K. 38. illud vide si in animis und nachher si getilgt (wie Mai in den Add. Heinrich und Steinacker schrieben). Wir lesen mit Weglassung eines t ganz nach der Handschrift: illud vides in animis hominum regale si. — Einiges ist stillschweigend im Texte geändert. II. 5. divinius ist auch von anderen vermuthet. Aber divinitus scheint richtig zu seyn mit der gewöhnlichen Auslassung von tam oder magis vor quam. — Zuweilen sind Mai's Bemerkungen misverstanden wie 1. 38. Denn bey Ambrosius steht O te infelicem; (tete ist die richtige Lesart). K. 18 ist de N. D. III. 16 mit de Divin. II. 13 verwechselt. — Neben den Vatikanischen liefert der Herausgeber auch die schon früher bekannten Fragmente nach der Mai'schen Anordnung obgleich diese größtentheils schon im vorhergehenden Bande stehen. Nur der Traum des Scipio ist nicht wieder mitabgedruckt. S. 255-280 folgen Anmerkungen zu den Fragmenten der Reden. Hier hat der Herausgeber zu den Noten von Mai mehrere eigene hinzu gefügt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 27. May 1824.

Paris.

Bey A. Schubart, rue Choiseul: Asia Polyglotta von Julius Klaproth. XII. und 384 S darauf wieder S. 121 - 144. Leben des Budda nach Mongolischer Nachricht. Nun noch Inhaltsverzeichniss S. 1 - 7 in 4 Dazu endlich: Sprachatlas LIX S in Fol. und eine Charte, nach den Völkern mit verschiedenen Sprachen illuminirt.

Der Besitz einer Anzahl von Wortverzeichnissen, die der Verfasser selbst auf seinen Reisen in Sibirien und am Kaukasus gesammelt hatte, und anderer von solchen Gelehrten gesammelt, welche die Russische Regierung in frühern Zeiten in jene Länder gesendet hatte, und ungedruckt in den Bibliotheken von Petersburg aufbewahrt werden, — dieser Reichthum gab dem Verf. den Gedanken ein, ihn in eine Asia polyglotta zusammenzustellen, und, um etwas Vollständiges über ganz Asien zusammen zu bringen, noch die Worte des mittlern, östlichen und südlichen Asiens aus einheimischen Quellen, besonders aus Sinesischen auszuziehen. Wir geben vor allen weitern Bemerkungen den Inhalt des aus diesen Materialien erwachsenen Werkes an.

1. Voraus geht eine Erklärung einiger eigenen einfachen Zeichen, mit denen das lateinische Alphabet, als womit alle ausländischen Worte geschrieben werden sollten, vermehrt worden ist, um die Zweydeutigkeiten ihrer Aussprache für die Nationen zu heben, die nicht alle lateinische Buchstaben wie die Deutschen aussprechen. Darauf werden 2. die Gründe ausgeführt, warum der Verf. alle aus den Zeiten vor 3082 vor Chr. auf uns gekommene Geschichte verwirft, was niemand für zu liberal halten wird, sobald von Geschichte die Rede ist. Nun wollte der Verf. in seinem Werke die Sprachen in ante- und postdiluvische Sprachen abtheilen, und schickt daher 3. die Nachrichten von der allgemeinen Fluth voraus, welche nach der Indischen Sage 3101 J. vor Chr., und nach der Samaritanischen Zeitrechnung (in Moses) 3044 J. vor Christus, eingetreten seyn soll. Da nun nicht lange darauf, (versteht sich, nach der nicht vor gar langer Zeit glücklich überstandenen Fluth) im J. 3082 vor Chr. der Sinesische Staat anfange, so könne man diese drey Zahlen im Durchschnitt genommen zum Jahr der großen Fluth 3076 vor Christus annehmen. Die Asiatischen Sprachen hätten daher doppelte Bestandtheile, ältere, aus den Zeiten vor der Fluth, die mit den Stämmen, die sich auf Gebirge retteten, die Jahrtausende überlebt haben, und neuere, womit erst nach der noachischen Fluth die Sprachen bereichert worden: in jenen soll die allgemeine Sprachverwandtschaft, in diesen die Stammes-Verwandtschaft der Sprachen enthalten seyn. Auf diese Vorbereitungen beginnt das Hauptwerk: Die Völker Asiens nach den Sprachen geordnet. Ihnen geht voraus eine Probe von der allgemeinen Sprachverwandtschaft in Asien, oder ein Verzeichniß von Wörtern, die in einzelnen Asiatischen Sprachen als Reste der antediluvischen Sprachen vorkommen sollen; dann erst folgen die Asiatischen Stammessprachen. I. Unter den Indo-Germanen stehen, 1. Sanscrit, 2. Zigeuner, 3. Afganen, 4. Perser, 5.

Zend und 6. Pehlwi, 7. Belutschen, 8. Kurden, 9. Osseten oder Alanen und 10. Armenier. II. Semiten (deren Stämme, als bekannt und unbestritten nicht einzeln aufgeführt werden). III. Georgier: 1. Kartuli, 2. Mingrelier, 3. Suanen, 4. Lasen. IV. Kaukasier: 1. Lesghi, 2. Mizdscheghi, 3. Westkaukasier. V. Samojeden: 1. Uriangchai, 2. Motoren, 3. Koibalen, 4. Karakasch, 5. Kamaschen, 6. Karasen, 7. Turuchansk, 8. Tawgi, 9. Magaseja, 10. Laak-Ostiaken, 11. Jurazen, 12. Tomskische, 13. Ket, 14. Tym 15. Narym, 16. Obderk, 17. Pustarsk, 18. Beresow, 19. Tas, VI. Jeniseier: 1. Inbazkische, 2. Pumpokels, 3. Ariner, 4. Assanen, 5. Kotten, 6. Deng oder Hedh. VII. Finnen: 1. Germanisirte, 2. Wolgische, 3. Permier, 4. Wotiaken, 5. Syränen, 6. Ugorische Finnen, 7. Wogulen, 8. Obysche Ostiaken. VIII. Türken: 1. Uiguren, 2. Turkomannen, 3. Usbeken, 4. Nogai, 5. Basianen, 6. Kalmücken, 7. Bamkiren, 8. Karakalpaken, 9. Sibirische Türken, 10. Teleuten, 11. Jacuten, 12. Kirgisen, 13. Seldschuken, 14. Othmanen. IX. Mongolen oder Tataren. 1. eigentliche Mongolen, 2. Chalcha, 3. Burät, 4. Delöt oder Kalmüken. X. Tungusen: 1. Sibirische Tungusen, 2. Mandschu, 3. Niüdschi, 4. Kitan. XI. Kurilen, oder Anio-Tarakai XII. Jukagiren. XIII. Korjäken. XIV. Kamdschadalen. XV. Polar-Amerikaner in Asien. XVI. Japaner. Lieu-kieu. XVII. Koreaner XVIII. Tübetaner, 1. Baghalpur, 2. Garrau-Gebirge. XIX. Chinesen. XX. Annam. XXI. Siam. XXII. Awa. XXIII. Pegu. — Wortverzeichniß der chinesischen Dialekte und der Transgangetischen Sprachen, Malaien. Formosa. Leben des Budda nach Mongolischen Nachrichten.

Bey jeder Sprache, über deren Geschichte der Verf. etwas Eigenthümliches erforscht zu haben glaubte, wird dieses vorausgeschickt; dann folgt ihr Wortverzeichniß. Doch konnte der Reichthum der zusammengebrachten Wortverzeichnisse nicht vollständig in diese Hauptschrift aufgenommen werden,

und veranlaßte den Verf., sie mit einem Sprachatlas zu begleiten für die Wortverzeichnisse von den Kaukasischen, den Samojedischen, den Finnischen, den Türkischen, Tungusischen, den nordöstlichen Sprachen der Jukagiren, Korjäken, Kamdschadalen, Polar-Amerikaner; den Beschluß macht ein Wortverzeichniß von China, Annam, Tübet, Awa, Pegu und Siam.

So viel und vielerley enthält dieses Werk. Wer sollte nicht das Verdienstliche der mitgetheilten, selbst gesammelten und aus der Verborgenheit hervorgezogenen Wortverzeichnisse mit Dankbarkeit erkennen, und andere Gelehrte, welche zu solchen Forschungen Beruf haben, ermuntern, nun durch Prüfung und Sichtung dieser neuen Materialien auch ihr Scherflein zur Erforschung der Völkerverwandtschaft beyzutragen? Denn schwerlich wird sich ein Gelehrter getrauen, den ganzen Umfang des Inhalts kritisch zu erwägen, wenn es sich gleich von einem viel gereiseten und belesenen Gelehrten historisch sammeln ließ. Am wenigsten traut sich der gegenwärtige Referent den Umfang von Kenntnissen, die zu einem solchen Geschäfte erfordert würden, zu, und außer dem steht ihm kein Zugang zu Quellen offen, aus denen sich Berichtigungen und Bereicherungen der Sprachverzeichnisse schöpfen ließen. Dennoch will er zum Beweis seiner Aufmerksamkeit, mit der er dieses neue Gescheuk in diesem Fache begrüßt hat, und er es ferner zu nützen gedenkt, dasselbe mit einigen allgemeinen Betrachtungen in das Publicum begleiten.

So dankbar jeder die Wortverzeichnisse annehmen wird, so möchten sie allein doch nicht seine Wünsche erschöpfen: er wird neben denselben auch die Darstellung der Grammatik für unerläßlich halte. Da der Verf. bey seinen Forschungen den ersten Weg eingeschlagen hat, so ist es zwar ganz in seiner Ordnung, daß er den grammatischen Bau der Sprache für etwas Geringfügiges und Entbehrliches bey der Sprachvergleichung hält, wie

er sich hin und wieder unverhohlen äußert. Allein die Erfahrung könnte sie schon empfehlen. Unsre Sprachvergleichungen haben doch die Stamm- und Völker-Verwandtschaft zum letzten Zweck. Und nun lehrt die Erfahrung, daß die zu Einem Stamme Gehörigen außer in Worten und ihren Bedeutungen auch grammatisch mit einander überein kommen. Gesteht ja der Verf. selbst S. 40 zu: "wo sich eine Verwandschaft durch die Geschichte "oder durch physische Gleichförmigkeit ergibt, da "kommt auch eine bedeutende Menge von Wörtern "vor, die bey übereinstimmenden Lauten gleiche "Bedeutungen haben, wo sich dann auch in dem "grammatischen Bau der Sprache unverkennbare "Aehnlichkeiten auffinden lassen, wie im Persischen, "Indischen, Germanischen und Slavischen, und "überhaupt in allen Sprachen, welche zu diesem "Stamme gehören". Die Erfahrung ist die sicherste Lehrmeisterin. Mag Gleichheit und Aehnlichkeit der Laute bey gleichen Bedeutungen auf Verwandtschaft führen: so erfordert die Genauigkeit der Untersuchung auch die Grammatik der gleich oder ähnlich dargestellten Sprachen zu vergleichen, und damit den Beweis ihrer Verwandtschaft zu vollenden. Und wie stark fordern Unsicherheit und Unvollkommenheit, die sich bey Wortverzeichnissen kaum entfernen lassen, zu dieser Genauigkeit auf! Wie oft verlassen uns die europäischen Alphabete bey der Darstellung der Laute fremder Sprachen, zumahl der entferntesten und wenig gebildeten Völker; wie oft befindet man sich in einer wahren Unmöglichkeit, alle Laute dem Auge sichtbar zu machen; wie oft verdanken wir solche Wörterverzeichnisse bloß Reisenden, die sich die Sprache, zu der sie gehören, nicht als Selbstkenner bis zum Sprechen zugeeignet haben, die bloß nach dem Gehör aufschreiben, das die Laute nur zu oft falsch auffaßt. Müßte man daher nicht alle Mittel in Bewegung setzen, über alle Arten von Gleichheiten der mit einander zu vergleichenden Sprachen zur Ge-

wißheit zu kommen, damit ein Fehler den andern verbessere?

Auch mit der Philosophie des Verf. über den Ursprung gleicher Sprachen können wir nicht ganz einverstanden seyn. "Allgemeine Sprachverwandt-"schaft besteht ihm (nach S. 35) darinn, daß in den "Sprachen der verschiedensten Völker, bey denen "der Bau des Schädels bedeutende Abweichungen "hat, sich dennoch häufig genug Wörter finden, die "dem Laute und der Bedeutung nach mit einan-"der übereinkommen". Noch an mehreren Stellen dieses Werkes wird gleichförmiger Schädelbau für die Hauptursache gleicher Laute mit gleichen Bedeutungen in den Sprachen angesehen. Uns will es aber dünken, daß bey dieser Erscheinung in den Sprachen weniger auf den Bau des Schädels, dessen Gleichheit bey jedem Volk in seinen mehresten Gliedern wir dahin gestellt seyn lassen, als auf den Bau des Ohrs und der Redewerkzeuge, so wie auf die Gesammtheit der Sinnen und ihre Receptivität der Eindrücke ankomme. Allgemeine Sprachverwandtschaft kann nur in Wurzellauten gesucht werden. Diese entstehen entweder durch den Impuls des Gemüths auf die Sprachwerkzeuge bey äußern Eindrücken, der immer mit einem bestimmten Laut verbunden ist, oder durch die Nachahmung gehörter natürlicher Schalle. Der besondere Bau des Schädels scheint dabey weit weniger Einfluß zu haben als der Bau des Ohrs zum Vernehmen und Auffassen des Schalles, und die Bildung der Sprachwerkzeuge zur Aufnahme des Impulses und zur Nachahmung der gehörten Schalle. Gleiche Laute bey zwey Völkern in den größten Entfernungen mit gleichen Bedeutungen sind noch kein Beweis, daß sie aus der Ursprache der Menschen, oder, wie der Verf. sagt, aus einer antediluvischen Sprache abstammen, und zur allgemeinen Sprachverwandtschaft gehören: Ein anderes ist, wenn sie durch alle Sprachen durchgehen; es sind dann Wurzelworte der Ursprache. Freylich

scheint es, daß man bey diese Bestimmung nichts mehr mit einiger Gewißheit zur allgemeinen Sprachverwandtschaft zurückführen könne, weil niemand alle Sprachen des Menschengeschlechts bis zu ihrer grammatischen und etymologischen Zerlegung kennen kann, und die größere Zahl derselben nur sehr mangelhaft bekannt ist. Die Sprachforscher halten sich daher berechtiget, nur zu vermuthen, daß jedes Wurzelwort, das durch alle näher bekannten Sprachen (und deren ist doch eine schöne, wenn gleich im Ganzen die weit kleinere Zahl) hindurch geht, der allgemeinen Sprachverwandtschaft beyzuzählen sey. Der Verf. ist mit wenigerem zufrieden; er rechnet schon das zur allgemeinen Sprachverwandtschaft, was auch nur zwey, drey weit von einander entfernte Völkerstämme von verschiedenen Schädeln mit einander in gleichen Lauten und gleichen Bedeutungen gemein haben. Er leitet sie aus der antediluvischen Welt ab, und gibt nur den Stämmesprachen ein postdiluvisches Alter. Könnte aber aus der Welt vor der Fluth etwas anderes als Stämmesprachen in den postdiluvischen zu Grundlagen der gegenwärtigen Stämmesprachen gedient haben? Hat die Erde vor der Fluth mehrere tausend Jahre ihre Einwohner gehabt, könnten diese nur eine einzige, eine Allweltsprache geredet haben; müßte diese nicht bereits durch die Ursachen, die Sprachen verändern, in mehrere Stämmesprachen zerfallen gewesen seyn? Wie kann von mehreren Stämme-Sprachen eine allgemeine Sprachverwandtschaft abgeleitet werden? — Große Ueberschwemmungen haben die Erde zu verschiedenen Zeiten an verschiedenen Orten betroffen; man kann sie noch aus der Sagengeschichte einigermaßen nachweisen; sie scheinen zur Ausbildung der Erde gehört zu haben: aber eine solche Fluth, welche zu gleicher Zeit die ganze Erde betroffen, möchte schwerlich ein Physiker glauben. Der Verf. findet sie unbedenklich in der noachischen historisch verzeichnet, bey der sich in Indien, Armenien und America Menschen auf ho-

he Gebirge gerettet und von da herab ihre antediluvische Sprache in die Welt nach der Fluth getragen hätten, auf welche Grundlage sie ihre gegenwärtigen Stammessprachen, jeder Stamm in seiner eigenen Weise, gebauet haben. Da der Vf. seine große Fluth bloß braucht, um den Asiatischen Sprachen allein ihre allgemeine Unterlage zu geben, so kann unerörtert bleiben, ob dieselbe Fluth auch andere Welttheile zugleich betroffen haben könne? nicht aber die Frage unterlassen werden, woher nun die einsylbigen Sprachen kommen, die durch ein großes Gebiet im südöstlichen Asien und auf den Inseln des großen Oceans gesprochen werden? der größte Theil der von dem Verf. aufgenommenen Reste aus der antediluvischen allgemeinen Sprachverwandtschaft ist schon mehrsylbig: kann aus einer mehrsylbigen mit einzelnen einsylbigen Wörtern gemischte Sprache wieder eine reine einsylbige Sprache entstehen? kann aus etwas bereits Vollkommenem etwas rein unvollkommenes, ohne alle Spur des bereits Vollkommenern werden?

Diese und andere Umstände halten uns noch zurück, des Verf. Eintheilung in antediluvische und postdiluvische Sprachen beyzutreten. Uns scheint immer noch das, was allen Sprachen an Worten (oder besser, an Wurzelwörtern) gemein ist, am leichtesten aus der menschlichen Ursprache abgeleitet, oder für eine Folge von den zuerst eingeschlagenen und nachher fortgesetzten Versuchen, sich eine Sprache zu erfinden, angesehen zu werden. Wenn man das genau untersucht, was durch alle Sprachen (nach der oben schon davon gegebenen Erklärung) durchzugehen scheint, so löset es sich endlich in natürliche Laute, nicht bloß in gehörte, sondern auch in die durch den Impuls des Gemüthes auf den Mechanismus der Sprachwerkzeuge gebotenen auf. Alle Sprachen in der Welt sind jetzt bloße Stammessprachen, in denen noch Reste dieser Anfänge der Spracherfindung und Sprachfortbildung übrig seyn mögen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. Stück.
Den 29. May 1824.

London.

Bey John Murray: A Journey to two of the Oases of Upper Egypt, by Archibald Edmonstone, Bart. 1822. 152 S. in 8. nebst einer Charte und 12 Abbildungen von Aussichten, Grundrissen von Tempeln und Tempeltrümmern.

Unter der Voraussetzung des Vielen, was in den letzten Jahren über die beiden Aegyptischen Oasen geschrieben worden, können wir den Hauptinhalt dieser Schrift auf Weniges zurückbringen. Die kleine Oase, El Wah oder auch El Cassar genannt, ward bisher wenig besucht, weil sie außer der Carawanenstraße liegt, und ist daher erst durch Belzoni etwas bekannter geworden. Sir A. Edmonstone trat mit seiner Gesellschaft seine Reise am 9ten Febr. 1819 von Siout aus durch die Beduinen-Fläche an, und kam nach einem 64 stündigen, beschwerlichen Marsch am 16. Februar zu Bellatta, einem Dorf der sogenannten kleinen Oase, an. Bis zum 20. Febr. untersuchte er die Gegend, die mitten in einem Sandmeer durch einen Reichthum von Wasser von der Natur der Cultur fähig ge-

macht worden. Nach der Erzählung des Schechs enthält diese Oase 12 Dörfer; und so viele sind auch auf die dem Buch beygelegte Charte getragen, doch mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß für die ihnen gegebene geographische Stellung keine völlige Sicherheit durch astronomische Beobachtungen vorhanden sey. In dieser Oase traf der Verf. Trümmer einer großen Stadt an, unter denen sich die von einem Tempel, den sein Führer Daer el Hádjar, (Steinwohnung) nannte, deutlich unterscheiden ließen: Maaß und Abbildungen sind beygefügt. Westwärts von Bellatta fand er einen Felsen, der, wie aus den umhergestreuten menschlichen Reliquien hervorgieng, mit kleinen Höhlen zu Todtenwohnungen durchbrochen war: Eine Erscheinung, die bey allen bedeutenden Städten in Oberägypten angetroffen wird.. Mit allem diesen stimmt auch Belzoni überein; nur fügt letzterer noch bey, daß die Gebäude aus ungebrannten Backsteinen aufgeführt wären, und die Reste der alten Stadt und die Katakomben in ihrer Nähe hinter dem Dorfe Zabu lägen, dessen Edmonstone nicht erwähnt.

Als die Britten am 20. Februar ihre Reise von der kleinen Oase zur großen kaum angetreten hatten, so begegnete ihnen Dorvetti, der auf dem umgekehrten Weg von der großen Oase zur kleinen reisete. Schon auf der zweyten Tagereise trafen sie auf einen sehr verfallenen, scheinbar alten Tempel, von ihrem Führer "el Amour der Wüste" genannt, der kurz beschrieben wird. Am dritten Tage kamen sie (nach einem Marsch von 45 Stunden seit ihrem neuen Aufbruch) zur Hauptstadt der großen Oase, El Cargé, dem Sitz des Katchief, des türkischen Statthalters der beiden Oasen, und begannen unverzüglich ihre Untersuchungen. Anderthalb (englische) Meilen davon gegen Norden, steht ein kleiner viereckiger Tem-

pel, El Nadera genannt, auch noch in seiner verfallenen Gestalt voll Spuren hieroglyphischer Figuren nach einem griechischen Character, und darneben eine regelmäßige Nekropolis. Nicht weit davon gegen Nordwest ein großer Tempel, wie die Reisenden noch weiter keinen gesehen hatten, von ihrem Führer Cazar el Guetla genannt, von vier Abtheilungen und inwendig mit hieroglyphischen Figuren; vierzig Minuten davon ein Gebäude von ungebrannten Backsteinen, Cazar el Zian genannt, außerhalb reichlich mit Figuren verziert und mit der griechischen Inschrift versehen, die schon Valpy nach der von Hyde genommenen Abschrift im Classical Journal (Num. 46. S. 370) bekannt gemacht hat, nach welcher dieser Tempel im Jahr 140, dem dritten des Kaisers Titus, ausgebessert worden. Mit noch ältern Inschriften sind die Propyläen bedeckt, die zum Theil schon im Classical Journal (Num. 45. 46) von Hyde herausgegeben worden. Die älteste (hier in der Ordnung die letzte) sehr unleserliche und daher noch unerklärte, am östlichen Portal, ist vom 26. Apr. A. 1. des Cäsar Augustus datirt. Die zweyte, an der südöstlichen Ecke der Ostseite, enthält ein Patent, mit welchem eine Verordnung des Kaysers Tiberius vom 31. Januar A. Chr. 24 bekannt gemacht worden; die kaiserliche Verordnung selbst (gegen die Bedrückungen, über welche Klagen an den Kaiser gekommen waren) steht wohl auf der südlichen Mitte der Ostseite (hier ist es die dritte Inschrift), weil sie ohne Datum ist. Die erste (hier mitgetheilte), aber jüngste, am östlichen Ende der Propyläen endiget sich: "im 1 Jahr des unsterblichen Gottes Sulpicius Galba am 9. Jul. A. Chr. 68. In der Nähe dieses Tempels wieder eine Nekropolis von 200-300 Todtenkammern von verschiedenen Formen, mit ungebrannten Backsteinen gemauert.

Ueber Siwah, die dritte Oase, die man seit

Browne, Hornemann und Rennell von den beiden Aegyptischen Oasen unterscheidet, und für den Sitz der Heiligthümer des Jupiter Ammon ansieht, hat der Verf. nichts erforscht. Beyläufig kommt nur (S. 122) die Nachricht vor, daß Bankes Geschäftsträger die dreyfache Mauer, welcher Diodor beym Tempel des Jupiter Ammon's erwähnt, und den Widderkopf, das Unterscheidungszeichen des Gottes, zu Siwah entdeckt hätten.

(Ein Rec. sollte freylich nicht in das Innere eines Autors blicken wollen; höchstens mag es ihm als schwache Vermuthung erlaubt seyn. So wie Belzoni gerade zu die kleine Oase für Ammonium erklärt hat, so möchte uns fast nach der ganzen Art der Ausführung und einigen Stellen dünken, daß Sir Archibald Edmonstone eine große innere Versuchung gehabt habe, die große Oase dafür zu erklären, (welches, ob es gleich nicht bemerkt ist, zu Herodot trefflich passen würde; nur Rennells hohes Ansehen scheint ihn an Siwah fest gehalten zu haben.

Paris.

De la Puissance vitale considérée dans ses Fonctions physiologiques chez l'homme et tous les êtres organisés; avec de recherches sur les forces médicatrices et les moyens de prolonger l'existence, par I. I. Virey. D. M. Professeur d'Histoire Naturelle à l'Athenée royal de Paris. etc. 1823, ohne die Introduction, 507 S. in gr. Octav.

Der rüstige Verf., der schon gar Manches über die Geschichte des menschlichen Geschlechts, über Erziehung der Franzosen, Vervollkommnung des Menschen, Einfluß der Frauen auf die Litteratur, Ephemeriden des menschlichen Lebens, die Natur und Fähigkeiten des Menschen, Prüfung der magnetischen Medicin, Pharmacie, Arzeneyen, Nah-

rungsmittel, Gifte, Sitten und Instinct der Thiere schrieb, betrachtet in diesem ungemeine Gelehrsamkeit, Kenntniß der alten und neuen Litteratur und eine leichte Feder vorrathenden weitschichtigen Werke, die Lebenskraft aus allerhand Gesichts-Puncten, doch ohne daß wir eine neue oder erweiterte Ansicht des Hauptgegenstandes wahrgenommen hätten. Der Vorrede zufolge brauchten wir eine comparative Physiologie, wie es eine comparative Anatomie gibt Durchaus bemüht sich der Verf. den Satz einzuschärfen, daß man eine eigene, vom Körper unterschiedene Kraft annehmen müsse: la force vitale est indépendante du corps, cette puissance est indépendante de la matière. La vie émane de la vie et non de la matière de l'oeuf. Die dermaligen Freunde der Physik (doch wohl nur in Frankreich) werden beschuldigt, alle Speculation für lächerlich zu halten und alles bloß nach mechanischen Gesetzen erklären zu wollen, das Ton angebende Paris habe die französischen Schulen in seinen tourbillon hineingezogen: on s'est moqué plaissamment de la métaphysique. Nachdem der Verf. unter andern die gar mannigfaltigen Bedeutungen, in denen man das Wort Natur nimmt, auseinander gesetzt hat, kommt er zu dem noeud de la dispute entre les vitalistes et les mécaniciens. La vie est aussi une sorte de mouvement circulaire ou céntralisant, et de la vient qu'elle est capable de se propager. Dans le zoophyte, la plante, il y a plusieurs centres de la vie, mais dans le minéral ces centres d' activité sont encore multipliés, puispue chaque molécule y joint de son exisence propre. La vie d'un corps organisé n'est ainsi que la concentration en un seul foyer. Le plusieurs vies moléculaires, et la mort n'est que la séparation de ces mêmes vies. S. 174 bekennt der Verf.: Je ne sais, mais plus je descends dans

ce profond et mystérieux abîme; moins je conçois l'existence de la vie et la structure organique des êtres — sans ce primum movens — sans un Dieu, so wie er sich auch überall als eifrigsten Royalisten erklärt. Ueber Gall urtheilt der Verf.: il a pour ainsi dire, partagé l'âme en morceaux, dans les diverses régions du cerveau et du cervelet, und daß er irrig den Instinct ins Gehirn setze, welcher sich im Sympathischen Nerven befände, inmaßen Insecten und hirnlose Thiere den größten Instinct hätten. Die heutigen Aerzte werden beschuldigt, daß sie sich nicht mit dem homme vivant beschäftigten. S. 338 heißt es: Les bêtes ont été les premiers docteurs en médicine, n'en doutons nullement, quand l'histoire médicale ne l'attesterait pas. und S. 339.: La voix intérieure de l'organisation est si manifeste dans plusieurs maladies, chez les animaux surtout, qu'à cet égard les ours mémes nous instruiraient davantage que les gens d'esprit. Zum Schlusse nur noch eine Stelle. S. 359.: Entreprendre de démontrer dans ce siécle et dans l'état actuel des sciences physiques, l'empire de la Divinité sur l'homme, c'est s'exposer à être rangé, selon les uns, parmi les superstitieux qui admettent l'influence des démons; selon d'autres, parmi les illuminés et les enthousiastes, tels que Plotin, Porphyre etc.

Altenburg.

Im Literaturcomptoir: Staatsrecht der constitutionellen Monarchie. Ein Handbuch für Geschäftsmänner, studirende Jünglinge und gebildete Bürger. In zwey Bänden. Von Joh. Christ. Freyherrn v. Aretin, Königl. Baierschem Appellationsgerichtspräsidenten zu München. Erster Band 1824. XVI. und 275 S. in Octav.

So viele Untersuchungen über das sog. natürliche Staatsrecht im allgemeinen und über die beste Staatsverfassung im besondern angestellt worden sind, so zahlreich die Werke sind, welche dergleichen Untersuchungen enthalten; so mannigfaltig endlich, besonders in den neuern und neuesten Zeiten, man versucht hat, Grundsätze jenes Staatsrechts durch förmliche Verfassungsurkunden in das Leben treten zu lassen: eben so auffallend mußte es seyn, daß bis jetzt noch kein Werk erschienen war, welches die Ergebnisse jener Untersuchungen zusammenstellte, und nachwiese, welche aus denselben gewonnenen Sätze solchergestalt durch die verschiedenen neuern Constitutionen der europäischen Staaten, förmlich sanctionirt seyen. Erst dem Vf. des vorliegenden Werks ist das Verdienst vorbehalten worden, in so fern eine immer fühlbarer werdende Lücke in der Staatslitteratur ausgefüllt, und ein Lehrbuch eines constitutionellen Staatsrechts aufgestellt zu haben, welches, wenn es gleich seiner Natur nach, oft nur einFachwerk für künftig näher zu bestimmende Gegenstände desselben aufstellt, dennoch alle billigen Erwartungen erfüllt, und in der That, wenn auch nicht für jede der auf dem Titel genannten Classen, im allgemeinen als ein zeitgemäßes u. nützliches Unternehmen betrachtet werden muß. Es zerfällt in zwey ziemlich gleiche Hälften, von denen die erstere den Begriff und die Eintheilung des Staats, die Quellen, Erläuterungsmittel, Hülfswissenschaften, Methode und Literatur des constitutionellen Staatsrechts abhandelt, sodann die Culturgeschichte des constitutionellen Staatsrechts nach drey Perioden, (bis auf Montesquieu, bis zur französischen Revolution, bis auf unsere Zeiten) erzählt, hierauf aber die Resultate der bisherigen wissenschaftlichen Untersuchungen über dasselbe, und den gegenwärtigen Stand der Verfassungsangelegenheit angibt. Die zweyte Hälfte dagegen enthält den ersten Theil des Staatsrechts, nämlich die allgemeinen Lehren von dem Staate, dem Staatsoberhaupte und den Staatsbürgern, nach folgenden Gesichtspuncten: Land, Volk, constitutionelle Monarchie, constitutioneller Monarch,

Prärogative desselben, Thronfolger desselben, Staatsbürger und Unterthanen überhaupt, endlich Einführung und Abänderung der Repräsentativverfassung. Bey der Ausarbeitung sind von dem Vf. alle, einigermaaßen Epoche machenden wissenschaftlichen Werke über die besprochenen Gegenstände, ganz vorzüglich aber die neuern und neuesten Verfassungsurkunden der europäischen, hauptsächlich der deutschen Staaten, mit größtem Fleiße benutzt, so daß schon in dieser Hinsicht das Werk eine äußerst schätzbare Uebersicht über die in das Leben getretenen Verfassungs-Grundsätze der constitutionellen Staaten, enthält.

Stade.

Bey Pockwitz: Die Ordnung des Königlichen Hofgerichts der Herzogthümer Bremen und Verden in Stade. Von neuem herausgegeben und mit erläuternden Anmerkungen begleitet, von Ernst Wilhelm Gustav Schlüter, Königl. Großbr. Hann. Justizrath u. Hofgerichtsassessor d. R. Dr. 1823. XXXVI. u. 242 S. — Gemeine Bescheide und gerichtliche Verordnungen der königl. Justizcanzley und des Königl. Hofgerichts zu Stade, nebst Formularen der bey diesen Collegien gebräuchlichen Diensteide, u. s. w. begleitet mit einem Realindex und als Anhang zur Hofgerichtsordnung herausgegeben von — Schlüter u. s. w, 1824. XVI. u. 84. S. — beides in Quart.

Durch die neue Ausgabe dieses zuerst im Jahre 1675, und dann nie wieder abgedruckten Gesetzes, hauptsächlich aber durch die historische u. dogmatische Erläuterungen desselben, nach dem Vorbilde der von dem Hrn. Canzleydirector Hagemann besorgten Ausg. der Oberappellationsgerichtsordnung, hat sich H. JR. Schlüter, dem wir bereits die "Tabellarische Zusammenstellung" der Hannoverschen Criminalgesetzgebung verdanken, von neuem um die vaterländischen Geschäftsmänner verdient gemacht. Auch dieses neue Werk zeugt von dem unsäglichen Fleiße des Hrn. Herausgebers, indem mit größter Genauigkeit alle Notizen zusammengestellt sind, welche auf die richtige Deutung u. Anwendung jenes Processgesetzes nur irgend von Einfluß seyn können.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.
Den 29. May 1824.

Göttingen.

Zu der von dem Herrn Hofrath Schrader am letzten Stiftungstage der Königl. Societät (22. Nov. 1823) gehaltenen Vorlesung: "Illustratio Filicum a Serenissimo Principe Neowidensi in Brasilia observatarum, praemissis animadversionibus de hujus familiae structura et oeconomia" wurde der Societät von dem Verf. im vorigen Monath Sectio altera, als Nachtrag vorgelegt, von welchen beiden Sectionen wir nun den wesentlichen Inhalt mittheilen wollen. — Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das Verhältniß dieser Gewächse zu den Monocotyledonen, ihre Verbreitung u. s. w., kömmt der Verf. auf den eigenthümlichen Bau derselben zu sprechen. Die Wurzel, welche zuerst betrachtet wird, ist wie bey der ihr zunächst verwandten Familie, den Palmen, stets ausdauernd, sehr häufig faserig, doch nie zwiebel = oder knollenartig. Was man gewöhnlich Knollen zu nennen pflegt, sind die bloßen Ueberreste der abgestorbenen Strünke, unfähig Körper ihrer Art zu erzeugen und neue Triebe zu machen. Auch hat man

nicht selten den unter der Erde liegenden Caudex für Knollen angesehen, so verschieden übrigens dessen Verhalten ist. Daraus folgt, daß das Stärkmehl, wo es sich bey den Farrnkräutern als vorwaltender Bestandtheil zeigt, mehr auf Rechnung des Stocks u. Strunkes, als der Wurzel, zu setzen ist. Wie denn überhaupt die Natur und das Mischungsverhältniß der Stoffe dieser Gewächse noch eine nähere Bestimmung erwarten. In Hinsicht des Baues der Wurzelzasern stimmt Herr S. ganz Treviranus's Meinung (Vermischte Schriften Th. 4.) bey, da auch ihm, bey wiederholter Untersuchung, keine besondere Umhüllung der Spitzen vorgekommen ist. — Der kriechende Caudex ist reich an Spiralgefäßen. Ihr schneller Uebergang in Treppengänge, gleich denen des Strunks, scheint von keinen Nebenumständen abhängig, sondern gehört der eigenthümlichen Organisation dieser Gewächse an, wie die die Bündel einhüllende zarte Haut. Die Bündel selbst characterisiren sich durch ungleiche Zahl und mannichfaltige Gestalt, was besonders bey Pteris aquilina auffällt, wo beym Querdurchschnitt einer Wurzel diese Bündel oft hieroglyphenähnlich erscheinen, während sie bey einer andern halbe, auch ganze Cirkel bilden. Dieselbe Annäherung zu der Cirkelform der Dicotyledonen zeigt sich auch im Strunke, und tritt noch deutlicher in dem baumartigen Caudex hervor. — Der über der Erde sich erhebende Caudex der krautartigen Farrnkräuter verlängert sich dadurch, daß er an seiner Spitze fortwährend neue Triebe macht, welchen Zustand man gewöhnlich, obgleich nicht ganz passend, den Mittelstock (Caudex intermedius) zu nennen pflegt. Stolonen und Ranken, wo sie vorkommen, entwickeln sich, gleich dem Strunke, sprossenartig, da wahre Knospen fehlen. Doch ist jeder Trieb und jede sich bildende Seitentheilung dicht mit Warzenschuppen bedeckt, welche die Schuppen der Knospen zu ersetzen scheinen. Der

Strunk, welcher dem Blattstiel gleichzustellen ist, erscheint meistens einfach, seltner getheilt, an der Basis aber stets mit mehr oder weniger Warzenschuppen bekleidet.

Die Frons ist an keine bestimmte Form gebunden; auch hängt ihre mehr oder wenigere Theilung — wie man als Grundsatz aufgestellt hat — nicht von der Zahl der vorhandenen Fruchthäufchen ab, wie dies die fast bey allen größeren Gattungen sich wiederholenden mannichfaltigen Formen, von der einfachen bis zur vielfach getheilten Frons, beweisen. Nur bey denjenigen Farrnkräutern, wo fruchtbare und unfruchtbare Wedel zugleich vorkommen, sind letztere in der Regel weniger getheilt oder doch schmaler. Meistens häutig, ja oft sehr zart und durchscheinend, zeigt sich das Laub auch elastisch und von mehr oder weniger lederartiger Substanz; und, wo die Oberhaut nicht fehlt (Trichomanes, Hymenophyllum und einige Davallien), auf der Rückseite, ohne Hinsicht des Ueberzugs, mit Spaltöffnungen versehen. Höchst selten ist die Frons nervig (Acrostichum alcicorne), häufiger rippig, noch häufiger adrig. Bey den größeren Gattungen, wo Farrnkräuter von verschiedener Bildung zusammentreten, erscheinen die Adern in allen Modificationen; doch gibt es auch Gattungen, deren Arten ein Laub von durchgehends gleicher Vertheilung besitzen (Hemionitis, Gymnogramma etc.)

Der Ueberzug beschränkt sich nach Herrn S. im Allgemeinen auf Stacheln, Drüsen, Haare und Warzenschuppen. Erstere besitzt der baumartige Stock. Dornspitzig erscheinen nur die Einschnitte oder Theilungen bey einigen wenigen Farrnkräutern. Wahre Dornen gibt es nicht und kann es auch, der Natur des Strunkes u. Stocks nach, nicht wohl geben. Was man dafür angesehen hat, sind Stacheln; auch sind die Weichsta-

cheln hierher zu rechnen (Cyathea muricata etc.) Die Drüsen, womit meistens die Rückseite der Frons bekleidet ist, sind dem bloßen Auge kaum sichtbar, bald gestielt, bald ungestielt; welche letztere einige Pflanzenphysiologen irrig für Schuppen oder auch wohl für ausgeschwitzte Harztropfen angesehen haben. Wie die Farbe dieser Drüsen auf einen eigenthümlichen Inhalt, so läßt die Oberfläche auf ihre Function schließen. Ein überzeugendes Beyspiel hiervon geben Acrostichum calomelanos, Pteris argentea u. m. a., deren auf der Rückseite der Frons befindliche Drüsen, einen so reichlichen Stoff harziger Natur absondern, daß die ganze Fläche wie mit einem Mehl bestreut scheint. (Eben so bey den Primeln; anders verhält es sich mit dem Reif am Stengel der Himbeeren u. a., und der pulverigen Oberfläche der Chenopodien, worüber beyläufig einige Bemerkungen mitgetheilt werden). Haare, welche sich ihrer Function nach überhaupt als einsaugende, absondernde und ausdünstende Organe betrachten lassen, kommen häufiger vor. Erstere nur an den Wurzelzasern. Die beiden letztern an den über der Erde sich erhebenden Theilen, und zwar oft gesellschaftlich: die absondernden meistens als einfache, ununterbrochene Röhren; die ausdünstenden häufiger und in sehr mannichfaltiger Gestalt, doch auch bey manchen Gattungen durchgehends gleichförmig. Warzenschuppen (squamulae) bezeichnen nach dem Verf. die kleinen, vielgestalteten, trocknen, gefärbten, mehr oder weniger schildförmig einem kaum bemerkbaren Wärzchen angehefteten schuppenartigen Blättchen, welche aus einer einfachen Zellenschicht (ohne eigentliche Oberhaut und Poren) bestehen. Sind diese Warzenschuppen rundlich oder eyförmig, so nannte man sie bisher gewöhnlich Schuppen (squamae), Spreublättchen (paleae) hingegen, wenn sie größer und schmaler sind und mehr den Strunk und die jun-

gen Triebe bekleiden. Auch hat man die Oberfläche schildrig (lepidota) genannt, wenn die sie bedeckenden Warzenschuppen weniger gefärbt sind. Schuppen und Spreublättchen, welche beide an der Basis (ohne warzige Unterlage) fest sitzen, und sich außerdem durch ihre Structur auszeichnen, gibt es bey den Farrnkräutern nicht; wie denn auch bey keiner bis jetzt bekannten Art, die Oberfläche mit Schuppen der Art besetzt ist, wie man sie bey Elaeagnus u. a. Gewächsen wahrnimmt. Durch die unveränderliche Bildung dieser Warzenschuppen — in welcher Gestalt sie auch erscheinen mögen — widerlegt sich zugleich die irrige Meinung von dem Uebergange derselben in Haare, und von ihrer Entstehung durch bloße, von dem Ueberfluß der Säfte bewirkte, Verlängerung der Oberhaut. Wie denn auch das häufige Vorkommen der Warzenschuppen, besonders bey den jungen Trieben, nicht, wie einige wollen, auf Absonderung der überflüssigen Säfte — was auch schon als einfache Zellenschicht nicht wohl seyn kann — sondern auf Bedeckung und Beschützung hinzudeuten scheint.

Das Schleierchen (Indusium) hält Herr S. mit Treviranus für einen von der Oberhaut der Frons ganz verschiedenen und auf eine eigenthümliche Weise sich entwickelnden Theil, der gleich den Warzenschuppen, als ein sehr zartes, aus einer einfachen Zellenschicht zusammengesetztes Häutchen erscheint. Doch ist nicht jede Bedeckung und Umhüllung der Früchte der Farrnkräuter als ein wahres Indusium zu betrachten. So hat z. B. Pleopeltis Humb. bloße Warzenschuppen zur Bedeckung der Fruchthäufchen, und bey Trichipteris Presl. haben die Früchte eine Bedeckung von dicht in einander verwebten Haaren; weshalb auch beide Gattungen von Polypodium nicht wohl getrennt werden können. Trichomanes u. Hymenophyllum nicht zu erwähnen, welche schon der sehr einfachen Structur der Frons wegen eines wahren Indusii ganz entbehren. Daß übrigens dieses Or-

gan mit dem Befruchtungsgeschäfte in irgend einer Verbindung stehe, wie Treviranus (a. a. O.) annehmen zu können glaubt, scheint dem Verf. aus mehreren Gründen unwahrscheinlich, wahrscheinlicher hingegen, daß — da bey den Farrnkräutern bis jetzt keine wahre männliche Geschlechtstheile haben nachgewiesen werden können — überhaupt keine Befruchtung, wenigstens nach der bisherigen Ansicht, folglich auch kein wahrer Saamen angenommen werden könne. —

Was nun die Sammlung der hier beschriebenen Farrnkräuter anlangt, welche Se. Durchlaucht, der Prinz Maximilian von Neuwied, dem Hofrath Schrader, nebst einigen andern Collectionen (G g. Anz. 1821. N. 72), mitzutheilen die außerordentliche Güte und Aufmerksamkeit hatten, so enthält dieselbe, mit den später erhaltenen Nachträgen, etwa 120 Arten. Daß der erlauchte Prinz diese Farrnkräuter fast alle in den gebirgigen Wäldern der sogenannten Serra do mar entdeckte, verdient besonders bemerkt zu werden, da dieser Theil Brasiliens, obgleich durch viele eigenthümliche Phanerogamen ausgezeichnet, doch in Hinsicht dieser Familie viel Uebereinkunft mit der Flora von Westindien hat.

Wir erlauben uns, zur leichtern Uebersicht, das Bemerkungswerthe in einem gedrängten Auszuge vorzulegen. Aus der Abtheil. der spurie gyratae oder Willdenow's Schismatopteriden verdient zuerst Mertensia eine Erwähnung. Der Vf. trägt kein Bedenken, diese Gattung beyzubehalten, da die Verbindung derselben mit Gleichenia, wie von ihm schon bey einer andern Gelegenheit bemerkt worden, nicht ganz passend scheint. Mehr Beyfall möchte vielleicht die Theilung der Mertensien in zwey Gattungen verdienen, wovon die eine diejenigen Arten in sich begriffe, deren ungestielte Kapseln mit einem vollkommnen Ringe versehen sind (M. furcata, bifida etc.), die andere diejenigen, deren kurzgestielte, birnförmige

Früchte einen falschen Ring haben und meistens über 10 zusammenstehen (M. dichotoma, pectinata etc.). Jene, mit welchen ohne Zweifel die meisten Neuholländischen Gleichenien übereinkommen, könnten als Mertensia beybehalten, letztere mit Bernhardi Dicranopteris genannt werden. Zu den seltenern Arten dieser Gattung gehört: M. pubescens Willd., (stipite trichotomo superne rhachique subtus squamulosis, frondibus bis bifidis profunde pinnatifidis, laciniis lanceolatis obtusis subtus pubescenti - tomentosis ad stipitem decurrentibus); ausgezeichnet durch die großen, fast kugelförmigen, mit weißlichen Warzenschuppen dicht bedeckten knospenartigen Triebe der Astwinkel. Neu sind: M. discolor, (stipite dichotomo nudo, frondibus bifidis profunde pinnatifidis, laciniis lanceolato - linearibus obtusiusculis supra glabris subtus glaucis, costa rhachique ferrugineo - pilosis.) Vom Ansehen der dichotoma, aber außer den angeführten Merkmahlen besonders durch die Kapseln verschieden, welche, wie bey pubescens, mit einem echten Ringe versehen sind. Und: M. flexuosa, (stipite flexuoso dichotomo, frondibus bifidis profunde pinnatifidis rigidis glabris, laciniis lineari - lanceolatis obtusis margine revolutis subtus glaucescentibus — cum variet. laciniis infimis duplo majoribus pinnatifidis;) welche sich der Frucht nach an Dicranopteris schließt, sonst pectinata Langsd. et F. nicht unähnlich. Letztere ist auch in der Sammlung und entspricht ganz der t. 30. gegebenen Abbildung, aber nicht ganz der gleichnamigen von Willdenow, wie die Vff. gleichfalls bemerken. Willdenow's Herbarium wird die Zweifel hierüber am besten aufklären. — Mit Hydroglossum volubile ist zunächst verwandt: H. heptaphyllum, (caudice flexuoso scandente, frondibus conjugatis pinnatis, pinnulis lanceolatis acutiusculis subcordatis pubescentibus: sterilibus obtusis serrulatis.) Bey vo-

lubile besteht die Frons gewöhnlich nur aus 5 Fiedern, welche viel größer sind.

Anemia erhält einen sehr bedeutenden Zuwachs an folgenden Arten, welche alle zu der ersten Unterabtheilung (spicis ad basin frondis) gehören: 1. A. sorbifolia, fronde pinnata, pinnis oblongo-lanceolatis acutis obtuse denticulatis glabris basi utrinque cuneatis, paniculae divisionibus alternis, rhachi stipiteque pilosis.) Vom Ansehen der phyllitidis, nur in allen Theilen kleiner. Die Frons besteht aus 7 = 8 kurzgestielten, 2 = 2½ Zoll langen Fiedern, deren Haare, wie bey allen folgenden, gegliedert und rostbraun sind. 2. A. obliqua nennt Herr S. die phyllitidis Langsdff. et F. t. 28. und unterscheidet sie von der gleichnamigen Linnéischen folgendermaßen: fronde pinnata, pinnis oblongo-lanceolatis acutis acute denticulatis glabris basi superiori rotundatis inferiori cuneatis, paniculae divisionibus oppositis, rhachi stipiteque pilosis. Daß Plumier's t. 156. hier nicht hergehören kann, zeigt schon eine flüchtige Ansicht dieser Tafel; von der vorigen besonders durch die fast sitzenden und gegenüber, nicht abwechselnd stehenden Fiedern verschieden. Die wahre phyllitidis scheint auch Willdenow nicht gekannt zu haben. 3. A. diversifolia, (fronde pinnata, pinnis oblongo-ovatis obtuse acuminatis subrepando-crenatis glabris basi inferiori cuneatis: terminali majori cuneiformi-biloba, paniculae divisionibus alternis, rhachi stipiteque pilosis.) Etwas über einen Fuß hoch; 3 = 4 Paar Fiedern, von 2½ Zoll Länge und nur an der Mittelrippe unmerklich behaart. 4. A. abscissa, der hirta verwandt, aber durch mehrere Merkmahle abweichend, die Herr S. durch folgende Differenz genauer andeutet: fronde pinnata, pinnis lanceolatis acutis inaequaliter subinciso-serratis hirtis basi superioi subcordatis inferiori absciso-cuneatis, panicula patente, rhachi stipiteque

pilosis. 5. A. incisa, (fronde pinnata, pinnis lineari-lanceolatis acutis inaequaliter serratis glabriusculis: inferioribus inciso duplicato serratis basi saepe pinnatifidis, panicula patente, rhachi stipiteque pilosis.) Unterscheidet sich von der vorigen und der hirta durch die Fiedern und die weniger behaarte Oberfläche. 6. A. gracilis, (fronde pinnata, pinnis oblongis obtusis subinciso serratis hirtis basi superiori oblique truncatis inferiori abscisso-cuneatis, panicula coarctata glomerata, rhachi stipiteque pilosis.) Niedriger und zarter als die vorigen, und mehr mit humilis und filiformis übereinkommend, welche beide aber anders gestaltete Fiedern und eine gedrängtere (nicht unterbrochene) Rispe besitzen. 7. A. vellea, (fronde pinnata, pinnis oblongis rotundato-obtusis subserrato-crenatis supra hirtis subtus pilosis basi superiori oblique truncatis inferiori subdimidiato-cuneatis, panicula patente, rhachi stipiteque longissime lanuginosis.) Merkwürdig durch die starke langhaarige Bekleidung. Die Größe des ganzen Farrnkrauts beträgt etwa 2 Fuß. 8. A. rotundifolia, (fronde pinnata, pinnis subrotundo-obovatis obtusis subserrato-crenatis glabris, basi superiori truncatis inferiori abscisso-cuneatis, panicula patente, rhachi stipiteque pilosis. Gränzt an die vorige, ist aber etwas zarter und niedriger; der Hauptunterschied beruhet indeß auf der Form der Fiedern und der geringeren Behaarung. 9. A. vespertilio, (fronde fructificante pinnata, sterili cuneiformi biloba, lobis patenti-divergentibus, panicula coarctata glomerata, rhachi stipiteque pilosis.) Ohne Zweifel die ausgezeichentste Art dieser Gattung. 10. A. anthriscifolia, (fronde subbipinnata triangulari, pinnis utrinque hirtis: inferioribus pinnatis, pinnulis lineari-lanceolatis pinnatifido-serratis; superioribus pinnatifidis, laciniis serratis, panicula patente, rhachi stipiteque villosis.) Schließt sich zunächst an ferruginea Kunth.

Von Osmunda fand der Prinz in den Sümpfen am Mucuri einen Repräsentanten der regalis, hier palustris genannt, deren Fiedern viermahl kleiner, mehr länglich und unmerklich gesägt (nicht wie bey jener unmerklich stumpf gezähnt) sind; auch ist die Fruchtrispe gleichfalls kleiner und zarter. Die Fruchtkapsel sowohl dieser als der übrigen Arten der Osmunda haben eine netzförmig geaderte Oberfläche (keine gestreifte, wie Willdenow sagt), wodurch diese Gattung sich sehr wesentlich von den Anemien unterscheidet, deren Kapseln am obern Theile mit einem unechten Ringe versehen sind, und sich deshalb auch nur an der Seite spalten. Dieses verschiedene Verhalten rechtfertigt daher nicht wohl die Vereinigung dieser Gattungen in der Reihe der natürlichen Familien zu einer besondern Ordnung oder Abtheilung; weshalb es Hrn. S. gerathener scheint, zu den Osmundaceen, außer Osmunda, nur noch Todea und Botrychium zu rechnen, die übrigen dem Charakter der Anemia entsprechenden Gattungen hingegen (Schizaea, Hydroglossum, Angiopteris, Mohria etc.) als eine besondere Ordnung (Schizaeae) abzusondern. An diese schließen sich zunächst (und könnten auch ohne Bedenken mit denselben vereinigt werden) Gleichenia und die Mertensiae spurie gyratae (Dicranopteris); die Mertensiae verae (vergl. oben) würden in diesem Fall zu den Polypodiaceen übergehen.

Es folgen die Farrnkräuter der zweiten Abtheilung, capsulis gyratis. Von Acrostichum mehrere, bereits beschriebene Arten: repens, danaeaefolium etc.; auch trifoliatum und tomentosum, welche nun zu Gymnogramma gehören. Das bisher noch zweifelhafte A. lepidopteris Langsdff. glaubt der Vf. zu Polypodium rechnen zu können. — Meniscium sorbifolium wird mit reticulatum verglichen, und der Unterschied genauer angegeben. — Die Gattung Polypodium (von welcher Cyclophorus Desv. nicht getrennt werden kann, und wohin auch Pleopeltis Humb. und Trichipteris Presl., wie schon vorher

bemerkt worden, zu rechnen sind) ist sehr reich an seltenen und neuen Arten. Zu jenen gehören, außer mehreren der Langsdorffschen, repens, phyllitidis, crassifolium (mit länglicher und länglich-lanzettförmiger Frons), incanum (womit albidum Presl. wahrscheinlich zusammenfällt), pectinatum (dessen Frons auch unterhalb weichhaarig vorkömmt), divergens, armatum u. a. Polyp. Plumula stimmt mehr mit Kunth's Beschreibung überein; Willdenow scheint eine glatte Abart vor sich gehabt zu haben. Polyp. lycopodioides Auct. begreift mehrere Arten in sich; bestimmt ist davon verschieden, wie beyläufig bemerkt wird, lycopodioides Meyer. Esseq., das persicariaefolium genannt und so characterisirt wird: frondibus lineari - lanceolatis utrinque acuminatis integerrimis membranaceis glabris stipitatis, soris uniseratis ellipticis, caudice scandente squamuloso. Außer diesen Merkmahlen leicht dadurch zu erkennen, daß die Fruchthäufchen sich der Mittelrippe nähern. Eine verwandte Art ist: P. geminatum. (frondibus geminatis lanceolatis acutis integerrimis coriaceis glabris breve stipitatis, soris uniseriatis immersis, caudicis scandentis ramis pendulis squamulosis.) Die Aeste hängen oft 5-6 Fuß von den Bäumen herab, mit gewöhnlich zu zweyen stehenden Wedeln, welche kleiner als bey lycopodioides sind. Als neue zeichnen wir noch aus: P. tricholepis, (frondibus lineari-lanceolatis profunde pinnatifidis squamuloso-hirtis, laciniis lanceolatis obtusiusculis integerrimis basi sursum auriculatis, soris uniseriatis.) Auf alten abgestorbenen Bäumen; dem Acrost. lepidopteris im Aeußern nicht unähnlich. Polyp. lanuginosum, (frondibus lineari - lanceolatis profunde pinnatifidis squamulis piliferis dense vestitis, laciniis oblongo-lanceolatis obtusis subintegerrimis basi superiori auriculatis, soris uniseriatis.) Wie bey dem vorigen ist die ganze Oberfläche dicht mit sehr kleinen Warzenschuppen bedeckt, die sich, besonders bey letzterem, in eine lange haarförmige Verlängerung verdünnen, und daher nicht als wirkliche Haare betrachtet

werden können, so ähnlich sie diesen auch beym ersten Anblick zu seyn scheinen. Von Polyp. meniscifolium Lngsdff. unterscheidet sich das hier beschriebene P. elatius folgendermaßen: frondibus pinnatis, pinnis sessilibus lineari-lanceolatis acutis integerrimis: inferioribus basi cuneatis sursum rotundatis, reliquis adnatis, soris biserialibus, rhachi pubescente. Der Strunk länger als die Frons, nicht wie bey jenem halb so kurz; auch stehen bey elatius die Fiedern entfernter, und sind um vieles schmaler und kleiner. Ein sehr schönes Farrnkraut ist: P. lucens, (frondibus pinnatis, pinnis subsessilibus lineari-lanceolatis acutis integerrimis coriaceis glabris lucidis, soris biseriatis, rhachi marginata.) Dem nereifolio ähnlich, dessen Fiedern aber lanzettförmig, sitzend und kleiner sind. Ob longifolium Presl. (nicht Cavan. et Willd.) hierher zu rechnen ist, erhellt aus der Beschreibung nicht hinlänglich. In die Reihe von submarginale und den verwandt. gehört: P. lepigerum, (frondibus pinnato-pinnatifidis superne attenuatis, pinnis lanceolatis acuminatis, laciniis oblongis obtusis apice crenulatis, costa supra pubescente subtus una cum rhachi stipiteque squamulosis.) Strunck und rhachis sind dicht mit haarförmig gefranzten Warzenschuppen bedeckt. Häufig in den Urwäldern.

Aspidium und Nephrodium unterscheidet auch Herr S. als besondere Gattungen, nicht sowohl der verschiedenen Form und Anheftung des Schleierchens, als besonders der Anheftung der Fruchthäufchen wegen, so daß beide sich in dieser Hinsicht zu einander verhalten, wie Cheilanthes zu Adiantum. Unter den bekannten Aspidien bemerken wir auch squamatum Willd., wohin nach des Verf. genauer Vergleichung Didymochlaena sinuosa Desv. und Aspid. cultratum Presl. als Synonyme gehören. Von einem doppelten Schleierchen ist keine Spur, und man begreift nicht wohl, wie Desvaux die gewöhnliche Bildung eines Aspidii so ganz verkennen, und dies so ausgezeichnete, auch Plumier schon bekannte Farrnkraut für neu halten konnte. A. truncatulum Sw. ist mit demselben sehr nahe verwandt, scheint aber nach der Beschreibung von Swartz verschieden. Aspidium heracleifolium und macrophyllum hält Herr S. für besondere Arten und glaubt, daß unter letzterm zwey verschiedene vorkommen, wovon die eine nicht selten für fraxinifolium ausgegeben wird. Daß Asp. discolor keinen baumartigen Caudex hat,

wie Willdenow glaubt, bestätigt auch der Vf. — Neue Arten dieser Gattung sind: Aspid. heterodon, (frondibus pinnatis, pinnis petiolatis lanceolatis attenuatis grosse serrato-crenatis apice argute serratis basi utrinque cuneatis inferiori abbreviatis glabris, soris composito-biseriatis, rhachi glabriuscula.) Die Frons fast 2 Fuß lang, mit 8 Zoll langen, entferntstehenden Fiedern. Aspid. abbreviatum, (frondibus pinnatis, pinnis petiolatis oblongo-lanceolatis obtusis basi inferiori abbreviato-cuneatis leviter pinnatifidis glabris, laciniis oblongo-ovatis subfalcatis obtusis integerrimis, soris composito-uniseriatis, rhachi glabriuscula.) Die Höhe des ganzen Farrnkrauts 2 1/2 - 3 Fuß, mit fast lederartiger Frons. — Von Nephrodium finden sich mehrere der bereits bekannten, zum Theil bis jetzt nur in Westindien bemerkte, Arten. Ueber molle, welches in Brasilien nicht selten scheint, und die ihm verwandten parasiticum, patens etc. beyläufig einige berichtigende Bemerkungen. Von den neuen Arten dieser Gattung zeichnen wir aus: 1. N. rufescens, (frondibus pinnatis, pinnis lanceolatis acutis serratis supra margine nigro-punctatis basi superiori truncatis inferiori subcordatis pubescentibus, soris uniseriatis marginalibus, rhachi ferrugineo-pilosa.) Mit N. sesquipedale verwandt. 2. N. inaequale, (frondibus pinnatis, pinnis sessilibus (approximatis) lanceolatis acutis pinnatifidis, laciniis oblongis subfalcatis obtusis apice crenulatis leviter ciliatis: infima superiori deficiente, costa subtus rhachique squamulosis.) Gehört, mit den folgenden, in die Reihe von invisum, patens, molle etc. 3. N. dissimile, (frondibus pinnatis, pinnis sessilibus lineari-lanceolatis attenuato-acuminatis pinnatifidis, laciniis oblongis subfalcatis obtusis integerrimis subtus ad venas pubescentibus: duabus infimis longioribus lanceolatis, costa pubescenti-hirta, soris uniseriatis.) 4. N conspersum, (frondibus pinnatis, pinnis lineari-lanceolatis acutis pinnatifidis subtus resinoso-punctatis, laciniis lanceolatis subfalcatis obtusis integerrimis margine ad venas et costam pubescenti-hirtis: infima superiori pinnarum inferiorum pinnatifido-incisa, soris uniseriatis.) 5. N. polytrichum, (frondibus pinnatis, pinnis sessilibus lineari-lanceolatis attenuatis pinnatifidis utrinque pubescenti-hirtis, laciniis lanceolatis subfalcatis obtusis integerrimis: infima superiori pinnarum inferiorum longiori pinnatifido-laciniata, soris uniseriatis.)

Asplenium (von welchem Diplasium nicht hinreichend verschieden scheint, wie der Verfasser zu beweisen sucht) enthält von den bekannten: A. marginatum oder eigentlich limbatum W. aber specie kaum zu trennen, Serra Lngsdff. et F., cultrifolium, auritum u. e. a.; auch biserratum Presl dessen Synonym cirrhatum Sieb, aber schwerlich Willdenow's. Dieses Asplenium varirt übrigens sehr, und kann den größeren vorkommenden Exemplaren zufolge mit eben dem Rechte in der Abtheilung: fronde bipinnatifida aufgeführt werden. Eine mit sinuatum Palis. verwandte Art, longifolium genannt, unterscheidet sich: fronde breve stipitata elongato-lanceolata obtusiuscula repando-crenulata basi attenuata integerrima, soris confertis parallelis. Mit auritum ist verwandt: A. umbrosum, (frondibus pinnatis, pinnis oblongis rotundato-obtusis: inferioribus subinciso-serratis, basi superiori lobato-auriculatis inferiori cuneatis, soris oblongis demum confluentibus, rhachi stipiteque glabris). Eine ausgezeichnete Art, vom Ansehen des erosi u. dimidiati, ist: A. lacinulatum, (frondib. pinnatis, pinnis lanceolatis acutis pinnatifido-incisis, laciniis inferioribus truncatis apice inaequaliter 3-4 fidis, basi superiori truncatis inferiori cuneatis, rhachi hirsuta, stipite glabro). An A. martinicense Sieb Herb. Mart., (nicht mit dem gleichnamigen Willdenow'schen zu verwechseln) und A. Schottii Presl. schließt sich zunächst: prolixum, (frondibus subbipinnatis, pinnis lanceolatis attenuato-acuminatis, pinnulis inferioribus oblongis basi cuneatis obtusis inaequaliter appresso-serratis, reliquis confluentibus, soris costae subparallelis, rhachi stipiteque glabris).

Die Gattung Scolopendrium (dessen wesentlichen Charakter Swartz u. Bernhardi am richtigsten aufgefaßt haben, wie Schkuhr's Abbildungen beweisen) erhält einen Zuwachs von zwey ausgezeichneten Arten: Sc. plantagineum, (frondibus oblongo-ovatis breve acuminatis basi oblique cordatis); und Sc. oblongatum, (frondibus ovali-oblongis rarius ovali-lanceolatis obtuse acuminatis, soris distinctis). Ausgezeichnet nicht sowohl durch die Form der Frons, als besonders dadurch, daß die beiden Fruchtlinien fast eine Linie von einander entfernt stehen. Öffneten die Indusien, wie es der Gattungscharakter erfordert, sich nicht gegen einander über, so würde man verleitet werden, dieses Farrenkraut zu Asplenium zu rechnen; doch ist die gepaarte Stellung der Fruchtlinien nicht ganz zu übersehen. Beide Arten haben ei

ne mehr oder weniger ausgeschweifte Frons, und, wie repandum Presl., nach dem Rande zu netzförmig vertheilte Adern, was bey den europäischen nicht der Fall ist. — Von Pteris zeichnen wir als neu aus: Pt. salicifolia, (frondibus pinnatis, pinnis oppositis: fertilibus lanceolatis acutis basi obtusis apice spinuloso-serratis, rhachi stipiteque glabris). Ist mit grandifolia verwandt, zu welcher, wie beyläufig bemerkt wird, Plum. t. 105, nicht t. 106 (Asplen. limbatum vorstellend) gehört, vergl. Willd. Spec., Kunth in Humb. Nov gen. etc. Die merkwürdige, bereits im 1. Thl. der Reise des Prinzen erwähnte, paradoxa ist so characterisirt: frondibus sterilibus quinquelobis oblongisve cordatis lobis divaricatis; fertilibus pinnatis, pinnis linearibus longissimis: superioribus decurrentibus indivisis, infimi paris latere superiori pinnatifidis. Ferner kommen vor: Pt peucedanifolia, (frondibus pinnatis, pinnis suboppositis profunde pinnatifidis, laciniis lineari-lanceolatis apice spinuloso-serratis: pinnis parium duorum inferiorum bipinnatifidis, rhachi marginata stipiteque glabris). Aus der Abtheilung: Fronde tripartita, ramis bipinnatifidis etc., außer einigen andern: Pt. campestris, (fr. tripart., ramis bipinnatis, pinnulis inferiorum parium profunde pinnatifidis, laciniis lineari-lanceolatis obtusis margine crenulatis rigidis subtus ad costam dense pubescenti-hirtis: terminali elongata, rhachibus partialibus pubescentibus); eine Mittelart von esculenta und caudata, welche eine Höhe von 10-12 Fuß erreicht, und, gleich der aquilina, große Ebenen dicht übersieht. — Lomaria läßt Hr. S. mit Swartz, nach Pteris folgen, da Annäherungen zu dieser u. der folgenden Gattung vorkommen, und stimmt Willdenow bey, L. scandens, wegen Mangel des Schleierchens, mit Acrostichum zu vereinigen. Die Arten dieser Gattung sind: Lom. palustris, mit striata verwandt, aber dadurch besonders unterschieden, daß die Fiedern des unfruchtbaren Wedels länglich-lanzettförmig, des fruchtbaren vollkommen linienförmig und stumpf zugespitzt sind; und marginata, (frondibus pinnatis: sterilium pinnis oblongo-lanceolatis breve acuminatis subintegerrimis basi superiori cuneatis glabris, indusiis crenato-incisis, rhachi marginata). — Von Blechnum kommen vor: das ausgezeichnete Lanceola Sw., occidentale (wovon glandulosum Link. Enum. kaum zu trennen), brasiliense Desv. (von Presl. unter nitidum beschrieben), calophyllum Lngsdff. (dessen Fiedern linienlanzettförmig, nicht linienförmig sind,

wie Willdenow anführt), u. eine bisher unbekannte Art: Bl. angustatum, (frondibus pinnatis, pinnis sessilibus linearibus acutiusculis basi obliquis subduplicato-serratis: terminali elongata lonceolato-lineari basi inciso-serrata). Die Fiedern kaum 1 1/2 Zoll lang, glatt, wie die übrigen Theile, aber nicht glänzend.

Da es der vergönnte Raum verbietet, in das Einzelne der noch übrigen Gattungen zu gehen, so möge hier nur noch eine kurze Charakteristik einiger Arten von Adiantum einen Platz finden, welche der erlauchte Prinz zu entdecken Gelegenheit hatte: 1. Adiantum dilatatum, (frond. pinnatis, pinnis alternis petiolatis oblique lato-ovatis acuminatis subtus glaucescentibus: sterilibus mucronato-serratis; fructificantibus crenatis, soris in utroque margine distinctis subrotundis). 2. A. oblongatum, (frond. pinnatis, pinn. alternis petiolatis oblongis acutiusculis basi superiori truncatis inferiori abscisso-cuneatis, soris in utroque margine contiguis, rhachi piloso-suqamulosa, stipite trigono). 3. A. dissimile, (frond. pinn., pinnis alternis petiolatis trapezoideis rotundatis margine superiori fructiferis: infimis saepe dilatato-subrotundo-rhomboideis rhachi stipiteque glaberrimis). 4. A. rhizophytum, (frond. pinn., pinnis glabris oblongis obtusis dimidiatis basi truncatis margine superiori incisis, laciniis confertis truncatis soriferis: infimis trapezoideis rotundatis, indusiis glabris, soris lineari-oblongis, rhachi pubescente apice elongata radicante). 5. A. abscissum, (fronde pedata, ramis pinnatis, pinnis oblongis obtusiusculis basi superiori truncatis inferiori abscisso-cuneatis subfalcatis margine superiori et antice late crenatis, crenis emarginatis soriferis: infimis minoribus trapezoideis, rhachi stipiteque pubescentibus.) 6. A. macropus, (fronde subpedata, ramis pinnatis. pinnis oblongis acutis basi superiori truncatis inferiori abscisso-cuneatis utroque margine late crenatis, crenis soriferis, rhachibus pubescentibus, stipite glabro.) 7. A. apiculatum, frondib. bipinnat., pinnulis oblongis dimidiatis truncatis apice brevissimo obtuso incurvo terminatis integerrimis basi truncatis, soris continuis, rhachibus pubescentibus, stipite glabro). 8. A. tetragonum, (frondibus subtripinn., pinnulis ovato-lanceolatis longe acuminatis basi superiori rotundatis inferiori cuneatis utroque margine subincisis, laciniis truncatis soriferis, rhachibus pubescentibus, stipite tetragono glabro).

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 31. May 1824.

Turin.

Dieser Druckort, die Königliche Druckerey und die Jahrszahl 1824 ergeben sich, da es an einem Titelblatte fehlt, aus den Schlußworten der S. 194, und auf der ersten Seite des Werkes selbst steht: Codicis Theodosiani (dieser Genitiv ist dann der Columnentitel ohne allen weitern Zusatz etwa des Buchs und des Titels, fragmenta inedita ex codice palimpsesto bibliothecae R. Taurinensis Athenaei in lucem protulit atque illustravit Amedeus Peyron LL. Or. Prof. Exhibita d. 30. Januarii 1823. 194 S. Quart. Wie man aus der Angabe bey der Schriftprobe sieht, ein Stück aus dem B. 28. der Memorie dell' Acad. R. delle Scienze Cl. di Sc. Stor. e Filol.

Allerley Zufälle, z. B. auch daß in der Aufschrift an Herrn Prof. Bluhme, Halle bey Leipzig für (eine) Halle in Leipzig genommen worden ist, haben dem Unterzeichneten um die Freude gebracht, einer der ersten in Deutschland zu seyn, der von diesem Stücke des vorjusti-

N (4)

nianischen Rechts Nachricht geben kann. Er hat es erst erhalten, nachdem es schon in Tübingen, Berlin, Hamburg und Lüttich, also um ihn herum nach allen Weltgegenden, gewesen war, und wenn unsere Anzeigen sich doch noch das Verdienst erwerben können, früher davon zu reden, als es in ähnlichen Blättern geschieht, wie es bey Gajus, bey Clossius Entdeckung und bey Mai's Palimpsesten zu seiner Zeit der Fall gewesen ist, so lassen sich darüber eigene Betrachtungen anstellen. Gehört hatte man vor drey Jahren aus Briefen deutscher jungen Gelehrten, daß Herr Prof. Peyron in Turin, der ja auch bey Cicero's Reden in Benutzung von Palimpsesten mit Msg. Mai wetteiferte, eine bedeutende Anzahl Blätter des Theodosischen Codex gefunden habe, von welchen das Pergament zu etwas Anderm gebraucht worden sey. Das Erste, was nun dabey einem Orientalisten von Leuten unsers Faches gesagt werden mußte, war der Unterschied zwischen den frühern, nur in einzelnen Stellen schon gedruckten, und den spätern längst im Ganzen vollständig herausgegebenen Büchern. Dieser ist jetzt so gut beobachtet, daß von etwa neun und zwanzig Blättern zu vierzig Zeilen, welche Blätter aber nicht alle vollständig vorhanden sind, die dreyzehn ersten allein Buchstabe für Buchstabe und ohne ein Wort von dem andern zu trennen hier stehen, die mit den dem Gothofredus nach der Venediger oder wie sie hier heißt der in Mantua 1740 ... 1750 gedruckten Ausgabe, nachgeahmten Bemerkungen über die Lesarten und dem Commentar, die 179 ersten Seiten füllen, die sechzehn folgenden Blätter sind bloß mit der Ausgabe verglichen und eben so auf den letzten anderthalb Seiten drey Blätter einer andern alten Handschrift, die den Theodosischen Codex enthielt, die zu Collationes patrum

gebraucht worden sind, gerade wie es oben S. 675 von der Vaticanischen Handschrift, die Mai benutzt hat, gesagt war. Zur Bequemlichkeit des Lesers erwartet man jetzt, seitdem man durch die musterhafte Genauigkeit der Ausgabe des Gajus verwöhnt ist, die Zahl der Zeilen sowohl bey den, so weit es mit Typen möglich ist, nachgemachten Blättern, als die entsprechende Abtheilung der Zeilen in der Wiederherstellung nach Art unsers gewöhnlichen Druckes. Beides ist aber unterblieben. Dagegen hat sich Herr Prof. P. recht hübsch in ein ihm bisher ganz fremdes Fach hinein gearbeitet und bey dem Titel 2, 9. der West-Gothischen lex romana (de pactis et transactionibus, hat er die sieben ersten Stellen richtig herausgeworfen, die bloß aus der s. g. consultatio genommen sind, wovon die Erste, eine einzige Zeile, zwar aus dem Theodosischen Codex seyn soll, man weiß aber nicht aus welchem Titel und die Turiner Handschrift hat sie da nicht, wo sie Cujas hinstellt, die sechs folgenden aber sind aus dem Hermogenianischen Codex, wie die consultatio ausdrücklich sagt, Cujas hat sie nur um deswillen in den Theodosischen aufgenommen, weil er davon ausging, Hermogenian sey älter als Constantin, was gerade durch diese Stellen widerlegt wird, und die auch um deswillen nicht im Theodosischen Codex stehen konnten, weil es bloße Anwendungen des bisherigen Rechts und keine leges sind, drey zwar an Obrigkeiten, aber mit: juris ordine praecavetur, satis constat und non dubium est, die andern an Privatpersonen, zwey sogar an Frauenzimmer. Das jus civile antejustinianeum kannte Herr Prof. P. nicht, sonst würde er gefunden haben, daß auch dieses den in Frage stehenden Titel auf eine einzige Stelle zurückbringt, vor welcher dann nun freylich die Tu-

einer Handschrift noch zwey bisher im Theodosischen Codex nie erwähnte leges novae hat, wovon aber die zweyte, wie Dies bey den etlichen siebenzig Stellen dieser Art gar oft vorkommt, aus Justinian's Constitutionen-Sammlung bekannt ist.

Von dem, was Herr Prof. Clossius in der Mailänder nicht palimpsesten, und man könnte sagen, Msg. Mai um deswillen entgangenen, aus einem vollständigen Theodosischen Codex (vielleicht gar noch aus andern Actenstücken, denn das Senats-Protocoll scheint in der Turiner Handschrift von Anfang an gefehlt zu haben) so ungemein bereicherten Handschrift der Westgothischen lex romana gefunden hat, scheint Herr Prof. P. gar Nichts zu wissen und freylich hat selbst der Unterzeichnete über anderthalb Jahre nach den ersten Bogen der Ausgabe die letzten noch nicht erhalten, sie sind aber auf dem Wege. An diese Entdeckung schließt sich die Turiner palimpseste Handschrift in so fern sehr schön an, auf dem ersten Blatte ist aus dem was vor dem Titel de diversis rescriptis vorhergeht, also höchst wahrscheinlich aus einem de constitutionibus principum et edictis, der auch in Clossius Senats-Protocoll genannt wird, das Ende der Verordnung von 429, die in Mailand aus den Protocollen der Senats-Sitzung schon etwas früher bekannt geworden ist; darauf folgt eine bisher auch nach Clossius ganz unbekannte Verordnung von 435, die eine neue Gesetzsammlungs-Commission für unsern Theodosischen Codex niedersetzt und diese anweist, wie sie verfahren soll. Daraus ergibt sich nun die Geschichte der Sammlung vollständiger, als man sie bisher wußte und vollständiger, als Herr Prof. P. sie bloß aus seinem palimpsesten Blatte herausbringt, bey dessen Erklärung er die zwey Rescriptensammlungen vergißt. Im Jahr 429 ward der

Befehl zu zwey Sammlungen gegeben, wovon die Eine "nach dem Muster des Gregorianischen und Hermogenianischen Codex" die Edicte und allgemeinen Constitutionen von Constantin an, unter verschiedene Titel zertheilt, ohne Unterschied, ob noch geltend oder nicht, die Andere aber aus den drey Sammlungen und den Schriften der Rechtsgelehrten (gerade so wie der Verfasser von Mai's Palimpsesten ohne Zweifel früher gethan hatte) das noch geltende Recht, nicht für diligentiores, sondern für Geschäftsmänner, zusammen stelle. Für beide Sammlungen wurden dieselben acht Arbeiter, wovon sieben in hohen Aemtern stehende Personen, der achte ein scholasticus war, ernannt, und ihnen war überlassen, wen sie noch sonst zuziehen wollten. Dieses doppelte Geschäft scheint aber gar nicht angefangen worden zu seyn und zwar, wie Herr Prof. P. mit vieler Wahrscheinlichkeit annimmt, weil die Streitigkeiten über Nestorius dazwischen kamen, vielleicht auch weil man einsah, die Sammlung für das noch geltende Recht würde ihre Schwierigkeit haben, die ja erst hundert Jahre darauf und noch besser in unsern Tagen, wie man weiß, so glücklich besiegt worden ist. Genug dieser Theil des Plans, der wohl die Hauptsache war, wenigstens nennt diesen Theodor den seinigen und der Name Theodosianus codex war für diese vierte Sammlung bestimmt (noster erit alius .. qui nostro nomine nuncupatus). ward 435 aufgegeben; der Kaiser ernannte sechzehn Personen, (die Zahl die bey den Büchern und nachher bey Justinian's Digesten, als die der Gehülfen Tribonian's, auch wieder vorkommt) wovon nur drey unter jenen acht gewesen waren und wovon nur acht in der wirklichen Bestätigung genannt werden, um bloß die edictales generalesque constitutiones vel in certis provinciis seu locis valere .. jussae als

Theodosianus codex zu sammeln, und berechtigte diese Arbeiter, was man bisher gar nicht wußte, zu allen beliebigen Aenderungen im Ausdrucke (injiciendi necessaria et mutandi ambigua et emendandi incongrua tribuimus potestatem).

Sonst sind nur neun Constitutionen im Titel de off. praef. praet., und darunter drey in Justinian's Sammlung enthaltene, der Turiner und der Mailänder Handschrift gemeinschaftlich, alles Uebrige was in der Einen steht, hat die Andere nicht. Im Titel de naturalibus liberis (4, 6 der lex Romana) findet sich von den Verordnungen Constantin's über die unehelichen Kinder der Vornehmen, von welchen in der lex romana und bey Justinian die Rede ist, eine Spur in einer ersten verlornen lex, dann der Schluß einer zweyten, die wir nicht mehr hatten, und als dritte die c. 1. C. 5, 27. aber mit Schlußworten, die bisher fehlten, weil sie, wie die eben erwähnte zweyte, die harte allgemeine Verordnung gleich auf den Sohn eines Licinianus anwenden, der durch ein Rescript zu einer hohen Würde gelangt war (qui per rescriptum sanctissimum dignitatis culmen ascendit) nun aber als der Sohn einer Mutter von gar geringem Stande geschlagen und gefesselt werden soll, und da er nachher sich geflüchtet hatte, nach der dritten Verordnung in Fesseln an das gynaeceum zu Carthago abgegeben wird. Wahrscheinlich ist dies ein Zug, der der Menschlichkeit von Constantin keine Ehre macht. Der Nahme erinnert an den August und an den Cäsar Licinius, den Schwager und Neffen von Constantin, die er beide hatte hinrichten lassen, freylich mehrere Jahre vor diesen Verordnungen gegen Licinianus Sohn, auch wenn diese nicht wie hier bey der ersten durch einen offenbaren Irrthum geschieht, ins Jahr 388 sondern, wie die zweyte auch, ins

Jahr 336 gesetzt wird. Bisher kam der Nahme Licinianus im Theodosischen Codex nicht vor.

Hugo.

Paris.

Bey Firmin Didot: Voyage dans la Grèce — par F. C. H. L. Pouqueville. Tome cinquième. 1821. S. 630.

Ref. überhebt sich der Mühe, den ausführlichen Titel dieses Werks abzuschreiben, da ihn schon die Anzeige der vier ersten Bände desselben in diesen Blättern vom J. 1821. N. 198. S. 1969 gibt; auch glaubt er, daß die Verfahrungsweise und Darstellung des Vf. dort bereits hinlänglich charakterisirt, und hier von neuem davon zu reden unnöthig ist. Ref. mußte indeß noch öfter, indem er die mitgetheilten Routen durch Triphylien, Lakonika, Messenien für eine Karte des Peloponnes zu benutzen suchte, den Mangel an Klarheit, Präcision und genauer Unterscheidung des Selbstbeobachteten von dem Vorausgesetzten oder von Andern Bemerkten beklagen, der dies Werk von denen Gell's, Dodwell's und Andrer so sehr zu seinem Nachtheil unterscheidet. Wir begnügen uns die Hauptmassen des Inhalts kürzlich anzugeben. Der Band enthält erstens eine verdienstliche Statistik des heutigen Morea, woran sich historische Bemerkungen über den Handel der Franzosen in der Levante und den Ursprung und Zustand des Seehandels der Griechen knüpfen. Dann folgt die Beschreibung der Reise von Patras nach Coron, weiter nach Andrussa und dem alten Messene und alsdann nach Coron zurück. Lakonika hat Pouqueville selbst nicht gesehn, aber er gibt darüber die Notizen, die ein Freund Ambroise Fir-

min Didot ihm mitgetheilt, der im J. 1816 von Paleo-Episcopi (Tegea) nach Sparta, und von da nach Megalopolis (Sinano) und am Alpheios hin nach Olympia ging. Von dem Periplus Maina's, bey dem die einzelnen Capitänerieen des Landes angegeben und beschrieben werden, erfährt man nicht, ob ihn der Vf. selbst gemacht, so wie man auch bey den mitgetheilten Inschriften im Dunkeln bleibt, ob er sie selbst copiert; sie sind zum großen Theile Anecdota. Was der Band weiter enthält, sind Beyträge zur neuen Geschichte Griechenlands, 1. einige Urkunden die Schicksale Suli's von 1803-1820 betreffend, 2. eine neugriechische Geschichte von Epiros aus einem Mspt. von Argyro-Castro mit französischer Uebersetzung. Eingeschoben ist hier eine Abhandlung von Dodona als Addition et correction au chapitre XI. du Voyage dans la Grèce, die aber im Wesentlichen auf den früher dargelegten Ansichten beharrt, und nur hinzufügt, daß die Mauer Gardiki bey den Umwohnern προσκύνησις heiße, die Anbetung — aus Erinnerung an die alte Heiligkeit des Orts nach dem Vf. 3. Nachrichten über die Ereignisse in Epirus während des Jahres 1820. Die sehr vollständige table générale des matières wird den Gebrauch des Buches sehr erleichtern, an dessen Schlusse wir mehr von Karten zu finden erwarteten, als 1. einen flüchtigen Plan der Gegend von Buthrinto, 2. eine nach Pouqueville's Mittheilungen von Barbié du Bocage gezeichnete, sehr schön ausgeführte und gewiß sehr schätzbare Karte der Gegend von Janina in einem Umkreise von 6 Lieues, 3. eine Karte des neuen Griechenlands, ebenfalls von Barbié du Bocage angefertigt, aber in wenig Beziehung auf das Werk, mit dem sie nicht einmal in allen Puncten übereinstimmt.

K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 3. Junius 1824.

Essen und Duisburg.

Bey G. D. Bädecker 1823: Militärische Blätter. Eine Zeitschrift herausgegeben von F. W. v. Mauvillon. Vierter Jahrgang. 1ster Band 485 S. und 2 Kupfertafeln in Steindruck. 2ter Band, IV und 343 S. in 8. Fünften Jahrgangs 1. 2. u. 3tes Heft. 1824. 356 S. in 8. mit einer Kupfertafel.

Wir haben den dritten Jahrgang dieser Zeitschrift im Jahre 1822 unter Nr. 177 angezeigt, und eilen auch jetzt den Inhalt dieses vierten, dessen zweyter Band, nach einer zufälligen Unterbrechung, kürzlich erschienen ist, zu bemerken. Die erste Abhandlung umfaßt mehrere militärische Gegenstände, wobey der ehrliche D. W. Veteran, wie er sich hat unterzeichnen wollen, mit seinen einfachen Ansichten über Kopf- und Fuß-Bekleidung, Bewaffnung und Ausrüstung, vielleicht aber mit jüngern Standesgenossen, die bey der Muße oder Langenweile des Friedens, die innere Zweckmäßigkeit, mit mehr äußerm Glanz als nöthig ist, vereinigt zu sehen wünschen, in eini-

gen Widerspruch gerathen möchte. Der zweyte Aufsatz ist eine vom K. Preuß. Ingenieur-Hauptmann Wenzell, gefertigte Uebersetzung von des Ingenieur-Lieutenant Marcellot Entwurf eines zur Vertheidigung eingerichteten Pulver-Magazins, aus dem Memorial d'un Officier du Génie; nebst einer dazu gehörigen lithographirten Zeichnung. In der folgenden Skizze über das Militär des ehemaligen Königreichs Westphalen, wird mancher der Zeitgenossen dieses vorübergegangenen Abschnitts unsrer Zeitgeschichte, eine Erinnerung mancher Begebenheit, und dadurch einiges Interesse finden. Sie enthält hier vorerst ein durch beide Bände fortlaufendes alphabetisches Verzeichniß aller höhern Offiziere dieser Armee, und ihrer Dienstverhältnisse (bis mit Einschluß der Obersten und die mit diesen gleichen Militär-Rang hatten) auch ihre gegenwärtige Bestimmung, so weit solche hat ausgemittelt werden können. Folgt ein Abriß der militärischen Geschichte Christian IV. während der Theilnahme Dännemarks am 30jährigen Kriege. Ein Beitrag zur Geschichte dieses Krieges, aus sehr guten, bisher ungedruckten Quellen, ursprünglich fürs Dänische Publicum bestimmt, nachher aber vom Verfasser selbst aus dem Dänischen Original ins Deutsche übersetzt, wird vielleicht manche Ansicht und Behauptung von Pufendorf, Schiller, Rühs u. a. m. berichtigen oder ergänzen können, und also ein angenehmes Geschenk für Forscher der Kriegsgeschichte seyn. Kurze Nachrichten über die Entstehung, Einrichtung, und den gegenwärtigen Zustand der Königl. Preußischen Gewehr-Fabrik zu Saaren im Herzogthum Berg. Die Vergleichung der im 1sten Bande der milit. Blätter von 1822, und im 4ten Stück des milit. Taschenbuchs enthaltenen Aufsätze über die Operationen eines Russisch-Türkischen Krieges, kommt vielleicht zu spät, und

mag in diesem Augenblick kein näheres Interesse mehr haben: Wenn jedoch ein solcher Krieg wohl mit in der Reihe künftiger — und eben nicht sehr entfernter Möglichkeiten begriffen seyn kann; so mögen denn doch die darin aufgenommenen Ideen — so wie die frommen Wünsche für die Griechen — fürs erste aufbewahrt bleiben. Die fortgesetzte Beleuchtung des Vorschlags des Englischen Oberstlieutenant May, eine Festung nach fünf bis sechstägiger Belagerung zu erobern, und in einer Entfernung von 500 bis 600 Yards (600 bis 850 Schritt), in einem, höchstens zwey Tage, Bresche zu schießen, wird dazu dienen, die darüber entstandene Controverse und alles, was gegen den Vorschlag, und zu seiner Vertheidigung gesagt worden ist, ins gehörige Licht zu stellen. Der Königl. Preußische Ingenieur-Hauptmann Wenzell entwickelt in einem mit großer Deutlichkeit wohl ausgeführten Aufsatze, seine Gedanken über die fortificatorischen Systeme und Ideen, alter und besonders Deutscher Schriftsteller in Bezug auf die Neueren und ihre Ansichten. Dieser vortreffliche Aufsatz, welcher die frühen Verdienste unsrer alten Deutschen Ingenieure, eines Dürer, Speckle, Dillich, Rimpler, Landsberg, Fürstenhoff, Herbort, August von Sachsen, und vieler andrer, mit gerechter Anerkennung würdigt und vergleicht, ohne darum jene der Italiänischen, Niederländischen, und spätern Französischen Systemen, Marchi, Vauban, Coehorn, Cormondaigne, Virgin, Montalembert u. m. a. zu verkennen, wird gewiß der Beyfall des militärischen Publicums nicht verfehlen, und wir sehen mit Verlangen der Erfüllung des Versprechens entgegen, in einer entsprechenden erweiterten Ausführung desselben, mit erläuternden Kupfertafeln auch die ausländischen Systeme, in gleicher Weise ausführlich mit aufzunehmen. Am

Schlusse des 2ten Bandes wird in einem Nachtrage noch auf einige der neuesten Systeme aufmerksam gemacht, nämlich des Schweitzerischen Obersten Dufour (1822) und auf das des nun verstorbenen General Carnot (1823).

Gedanken über das jetzige politisch-strategische Verhältniß Spaniens, gegen die übrigen Europäischen Staaten, insbesondre Frankreich, England und Portugal, nebst einigen Bemerkungen über den bevorstehenden Feldzug der Französischen Armee in Spanien. Wenn der Verfasser dieser, angeblich am 30sten Januar 1823 niedergeschriebenen Gedanken selbst eingesteht, "daß es schwer ist und bleibt, über die Armee-Operationen, und ihren wahrscheinlichen Erfolg im voraus zu urtheilen, da alle politischen Verhältnisse noch keinesweges im Reinen; da keiner den Gang der Gesinnungen der Spanischen Nation im voraus berechnen, und niemand in die dunkle Zukunft mit Zuversicht schauen kann" — so möchte es vielleicht gegenwärtig (im Jahre 1824), nachdem so manche Befürchtung beseitigt ist, so manche falsche Ansichten, über den Nationalgeist der Spanier, den Stand ihrer Parteyen, und die Hülfsmittel ihrer Cortes berichtigt sind — besser gewesen seyn, diesen Aufsatz entweder gar nicht, oder doch nur ohne alle seine politischen Verbrämungen in die Zeitschrift aufzunehmen, und wir möchten gegen den achtungswerthen Herausgeber, gern den Wunsch des größern Theils seines militärischen Publikums erneuern, daß er seine, sonst so nützliche Zeitschrift, von allen politischen Combinationen, wenn sie nicht auf die strategische Pläne und Entwürfe der Feldherren, eine nothwendige Beziehung haben — frey erhalten, und sich dagegen mehr auf Beyträge aus der reinen Kriegsgeschichte beschränken möchte; so wie wir bey dieser Gelegenheit allen jüngern Kriegern recht eifrig

empfehlen, sich bey diesem für sie so wichtigen Studium immer die alte Devise zum Motto zu wählen:

Taub bin ich, spricht man mir von Thaten,
die man thun will, — vor; —
Doch, von Gescheh'nen — lauter Ohr!

Unter den Miscellen, zeichnet sich eine durch den Titel: Ein Schuß ins Blaue, aus. Wenn man nach einem Artikel in der Hamburger Zeitung vom 21. December 1822 annehmen kann; daß Dänemark allein, an die Afrikanischen Raubstaaten, in dem Zeitraum von 1778 bis 1787 über eine Million Thaler an Geschenken verwendet habe; und darnach berechnet, daß die Summe dieser schimpflichen Tribute von den übrigen minder mächtigen Seestaaten, die Niederlande, Portugal, Spanien, Schweden, die Hanseestädte u. s. w. sich in einem Jahrhundert, wenigstens auf 70, schreibe Siebenzig Millionen Thaler belaufen, um sich von diesen Räubern Frieden und Sicherheit für ihren Handel zu erkaufen; so möchte man gegenwärtig bey den erneuerten Insolenzen des Dey von Algier, mit dem Verfasser gern einen Schuß ins Blaue, durch den Vorschlag wagen; daß die kleinern Seemächte, so lange die größern Anstand finden, ihnen durch ihren Schutz die Gewährleistung der Sicherheit ihrer Flaggen zu leisten, sich vereinigen möchten, mit einem gemeinschaftlichen, ehrenvollen Aufwande von etwa sieben Millionen, vielleicht unter Direction des im Geiste der Zeit reorganisirten Maltheser-Ordens — eine Flotte auszurüsten, um jeden Seeräuber, der sich zu zeigen wagt, mit Maus und Mann zu versenken, und dadurch vielleicht den Grund zu legen, die verlorne Civilisation der Nordafrikanischen Küsten-Länder wieder herzustellen — oder auch dort angemessene Colonien für unsere unruhigen Schwindelköpfe zu errichten.

Ein sogenanntes Curiosum giebt Kunde von bereits im Jahre 1665 in Berlin erfundenen Brand=Racketen, nebst einer Zeichnung in Steindruck. Die in den beiden Bänden enthaltenen Recensionen bemerken wir bloß: 1. Forderungen der Zeit an das Fußvolk und an die Offiziere unsrer Heere. 2. Des K. Sächsischen Majors von Tenneker Lehrbuch der Erkenntniß und Cur der Sattel= und Gaschirrdrücke rc. nebst des Verfassers Selbstbiographie rc. für Offiziere rc. 3. Desselben Thierärztliche Krankengeschichte rc. 4. Handbuch der Kriegs=Hygiene, vom K. Hannöv. Assistenz=Wundarzt D. Fr. A. L. Hempel. 5. Anleitung zum Unterricht des Fußvolks, in dem Gebrauche des Feuergewehrs, vom K. Baierschen Oberlieutenant F. L. von Fromm. 6. Ueber den Gebrauch der Tirailleurs bey der Infanterie; von einem süddeutschen Offizier. Zum Schluß gibt der Herausgeber Nachricht von den in Frankreich im Jahre 1823, und in Dänemark im Jahre 1822 herausgekommenen militärischen Schriften, und zeigt, wie gewöhnlich, an, in welchen kritischen Schriften seine Blätter beurtheilt sind.

Mit dem Anfang des fünften Jahrgangs hat der Herausgeber seinen künftigen Wohnort an den Druckort seiner Blätter verlegt, um solche dort unter seiner Direction zu besorgen. Dem Wunsche vieler Interessenten gemäß, wird die Zeitschrift künftig mit Deutschen Lettern gedruckt erscheinen. In diesem Quartal=Hefte befindet sich nun 1. eine Fortsetzung der im 2ten Bande des 3ten Jahrgangs, S. 98 angefangenen Uebersicht der bestehenden deutschen militärischen Zeitschriften vom Januar bis Dezember 1822. 2. Eine Parallele zwischen reitender und fahrender Artillerie: Aus dem Schwedischen; in den Memoiren der Königl. Schwedischen Akademie der Kriegswissenschaften übersetzt.

3. Bruchstücke über Militärerziehung und Bildung, eine Fortsetzung der Abhandlung im 1sten Bde des Jahrgangs von 1822. S. 395. 4. Organisation und militärische Bildungs-Anstalten der Dänischen Armee, aus authentischen Quellen; um darnach dasjenige, was im 4ten Hefte des 2ten Jahrg. der Zeitschrift für Kriegswissenschaft, und in der Oesterreichischen Zeitschrift von 1822 gesagt ist, zu berichtigen. Recensionen: Erstens, Untersuchungen über den Dienst des General-Staabes vom K. K. Oest. Oberst-Lieutenant, Freyherren J. C. von Werklein. 1823. 2tens: Bemerkungen über des Herrn Major Borkenstein Versuch zu einem Lehrgebäude der theoretisch-praktischen Artillerie-Wissenschaft und 3tens: von einer andern Hand. Einige Bemerkungen über des Herrn Major Borkenstein Versuch zu einem Lehrgebäude der theoretisch-praktischen Artillerie-Wissenschaft. 4tens: Allgemeine Betrachtungen über den Englischen Sechspfünder, in Bezug auf seine Brauchbarkeit im Felde, als Geschütz für reitende Artillerie, in Beziehung auf die Aufsätze der Herren von Decker und Plümicke im Militär-Wochenblatt.

Gr.

Paris.

Chez Dondey-Dupré: Histoire des événemens de la Grèce depuis les premiers troubles jusqu'à ce jour, avec des notes critiques et topographiques sur le Péloponnèse et la Turquie, et suivie d'une notice sur Constantinople par M. C. D. Raffenel, Attaché, pendant les troubles, à l'un des Consulats de France aux Echelles du Levant, temoin oculaire des principaux faits. 1822. 8.

Es scheint nicht, daß zukünftige Geschichtschreiber des Befreyungskrieges in Griechenland an diesem Werke eine sichre und ergiebige Quelle oder genügende Vorarbeit finden werden, da es weder von einer genauen Kenntniß der Verhältnisse, unter denen der Aufstand ausbrach und sich fortpflanzte, noch von einer gewissenhaften und reichen Sammlung von Nachrichten zeugt. Facta liefert es in der That nicht viel mehr als wir in den Zeitungen gelesen, und an genauen Relationen des Details der Begebenheiten, aus denen ganz besonders ein Ereigniß der Art zusammengesetzt ist, findet ein auffallender Mangel statt; dagegen ist der Verf. mit allgemeinen Schilderungen der Türkenwuth und des Unglücks und Muthes der Griechen, mit Räsonnements ohne Gehalt und rhetorischen Exclamationen um desto freygebiger. Ein Hauptmangel ist überdies die Unkenntniß des Griechischen, die sich in der Thatsache ausspricht, daß er die Hetäristen Aetheristen nennt, und diesen Namen von ihren erhabenen ätherischen Intentionen hergeleitet glaubt, womit man vergleichen kann, daß er von dem Namen der Franken im Orient geneigt ist anzunehmen, er bezeichne eine gänzliche Freiheit von der Türkischen Justiz. Am meisten Genauigkeit kann man von der Erzählung der Vorgänge in Smyrna erwarten, da der Verf. daselbst angestellt und eine Zeitlang Herausgeber des Spectateur Oriental war. Im Allgemeinen reicht die in diesem Werke enthaltene Geschichte bis zur Türkischen Einnahme von Chios, die auf die Besetzung von Samos folgte. Die beigegebne Charte Griechenlands und Kleinasiens ist unbedeutend.

K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. Stück.

Den 5. Junius 1824.

Paris.

Seitdem wir unsern Lesern von der vierten Ausgabe der Art de vérifier les dates, und den bey dieser Gelegenheit mit dem Werke vorgenommenen Erweiterungen (im J: 1820 S. 585) Bericht erstattet, ist der eine Haupttheil, den diese Ausgabe vor den frühern voraus hat, die Art de vérifier les dates des faits historiques — avant l'ère chretienne mit dem fünften Bande vollendet worden: Tome III. 1819. S. 485. T. IV. 1819. S. 502. T. V. 1819. S. 498.

Die drey letzten Bände sind im Character den beiden ersten, die ehedem von uns geschildert worden, ganz ähnlich ausgefallen. Wie war es auch anders möglich, da es ein opus posthumum ist, das sein fleissiger Verfasser, Dom Clement, schon vor dem Ausbruch der französischen Revolution größtentheils vollendet hatte; dem also weder im Plan noch im Geiste, sondern höchstens in Nachträgen von den Herausgebern nachgeholfen werden konnte, die aber nur selten von diesem ihnen zustehenden Rechte in einzelnen Anmerkungen Ge-

brauch gemacht haben. Man möchte freylich wünschen, es wäre öfter geschehen, damit wir an diesem Werke ein vollständiges chronologisches Repertorium bis auf unsre Zeiten hätten, da es doch so bald nicht wieder neu gedruckt werden möchte. Und wie vieles ist seit Dom Clement über alte Geschichte und Chronologie zur Sprache gekommen! Die Parische Marmor-Chronik ist zwar in zwey Uebersetzungen, einer lateinischen und französischen, vollständig eingerückt; aber mit keinem Worte der Anfechtungen ihrer Echtheit erwähnt, geschweige gegen die Gründe ihrer Bestreitung gerechtfertiget. Eusebius Chronik ist allenthalben citirt; aber der Bereicherungen, in denen sie jetzt in der Armenischen Uebersetzung vor uns liegt, mit keinem Worte gedacht u. s. w. Die Ausführung ist auch nicht gleich gehalten. Wie umständlich ist die Römische Geschichte behandelt, und wie kurz dagegen die Griechische, für die doch bey weitem mehr vorgearbeitet ist, als man nach unsern gewöhnlichen Handbüchern annehmen möchte, was auch die nicht in Abrede seyn werden, die gegenwärtig, was schon längst hätte geschehen sollen, griechische Specialgeschichten in Monographien bearbeiten: Es liegt aber in Bändereichen Sammlungen, und ist in einem Geschmack dargestellt, den unsre Zeiten mit Recht nicht mehr lieben. Die Zeit der Geburt Christi ist es eigentlich, mit der sich dieser Theil schließt; doch hat sich Dom Clement nicht genau an diese Gränze gebunden; zuweilen wenigstens ist er über sie herübergestreift. Die Geschichte von Sicilien finden wir bis 1072 nach Chr. in manchen Einzelnheiten, die von Karthago bis 698, bis zur Herrschaft der Saracenen, diese freylich nur in wenigen Zeilen, herabgeführt. Die Völker selbst, deren Geschichte in diesen Bänden chronologisch dargestellt ist, brauchen wir nicht mehr namentlich anzugeben,

da schon in der Anzeige der beiden ersten Theile ihr vollständiges Verzeichniß zu finden ist. Den Beschluß machen drey chronologische Tafeln, durch die man selbst die Wochentage, wenn die Nachrichten der Alten darauf führen, durch Vergleichung der verschiedenen üblich gewesenen Zeitrechnungen ohne Mühe herausrechnen kann. Wir unterlassen ihre nähere Beschreibung, weil sie nur dem von Nutzen seyn kann, der die Tafeln selbst gebraucht: und dieser findet ihre Einrichtung voraus beschrieben. In den allgemeinen chronologischen Abhandlungen, die zwischen die Völker eingerückt sind, wie über die Form des Attischen Jahrs, über die Olympiaden, über den Griechischen und Römischen Kalender u. s. w. haben wir keine neue Resultate gefunden.

Der zweyte Vorzug, der dieser vierten Ausgabe vor den drey frühern gegeben ist, besteht in der Fortsetzung der chronologischen Beschreibung der Welt (wie wir wohl sagen dürfen) von 1770 bis 1822. Die Benedictiner hatten sich bestimmter Ursachen wegen das Jahr 1770 zur Gränze gesetzt, über die sie in ihrer chronologisch-historischen Darstellung nicht hinaus gehen wollten. Schon Herr de Saint Allais, der die frühere Art de vérifier les dates zum vierten Mal hatte abdrucken lassen, war entschlossen seine Ausgabe mit der bereits im Msc. vorhandenen alten Chronologie zu vermehren, und die neueste von 1770 an von französischen Gelehrten ausarbeiten zu lassen. Als aber die beiden ersten Bände der alten Chronologie erschienen waren, sah er sich veranlaßt, seine ganze Auflage von der Art de vérifier les dates, sammt dem noch nicht abgedruckten Msc., und allen übrigen Rechten dem Herrn de Courcelles als Eigenthum zu überlassen, der nun eine bedeutende Anzahl von Gelehrten zur Ausarbeitung des Werks für die neueste Zeit (1770-1822) mit sich verei-

nigte, um die Theile der neuesten Geschichte, in welchen jeder besonders einheimisch geworden, chronologisch auszuarbeiten; er selbst behielt sich nur die Herausgabe vor, um eine gewisse äußere Gleichheit in der Ausführung zu bewirken, und darneben die Ausarbeitung der Genealogien der fürstlichen Häuser. Da bey Frankreich der genealogische Theil zu großen Raum würde erfordert haben, wenn er in der Umständlichkeit von allen edeln Familien hätte fortgesetzt werden sollen, wie ihn die Benedictiner seit dem Mittelalter angefangen hatten, so sind bey Frankreich in denselben nur die Haupthäuser aufgenommen, und die übrigen zu einer histoire généalogique et héraldique des pairs de France etc. zurückgelegt worden. Um nun die Art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours allen frühern Ausgaben des Hauptwerks anzupassen, wird sie in dreyfachem Format, in Folio, Quart und Octav, zugleich gedruckt und wenn sie vollendet ist, in der Octav-Ausgabe aus 12 Bänden bestehen, in der in Quart und Folio jedesmahl aus 3 Bänden; und was die Hauptsache ist, die Namen der für jeden Abschnitt der chronologischen Geschichte gewählten Gelehrten (die wir in ihrer langen Reihe der Kürze wegen nicht hersetzen wollen) verbürgen eine gründliche Arbeit. Um die neuesten Ereignisse in Europa, die nach ihren Umfange und mit Genauigkeit immer erst nach einigen Jahren bekannt werden, richtiger auffassen zu können, hat man sie in zwey Theile getheilt, wovon der erste von 1770 - 1801 die drey ersten Bände der Octav Ausgabe füllen, und der zweite von 1802 - 1822 in drey andern Octavbändern das ganze Werk beschließen wird. Wir haben aber bis jetzt von der Ausführung nur die beiden ersten Bände der Octav Ausgabe vor uns: L'Art de vérifier les dates depuis l'année 1770 jusqu'à nos jours; formant la

Continuation, ou troisième Partie de l'ouvrage publié sous ce nom, par les réligieux Bénédictins de la Congrégation de Saint-Maur. Cette partie, redigée par une Société de Savants et Hommes de Lettres, est publiée par M. le Chevalier de Courcelles, ancien Magistrat, Chevalier, Historiographe et Généalogiste de plusieurs Ordres et auteur de divers Ouvrages historiques et héraldiques. Tome I. 1821. XX und 489 T. II. 1821. 516 S. 8. In den beiden Bänden sind Frankreich, England, Holland, Deutschland, Preußen und die Schweiz an der Reihe, wo sich wenig mehr, als allgemein Bekanntes in chronologischer Kürze darstellen ließ: begieriger sind wir auf die unbekannten Staaten der übrigen Welttheile, die ihren Bearbeitern mehr zu schaffen machen werden. Ein Vorspiel davon kann der Schluß des zweiten Bandes über Spanien geben, in einem da eingeschalteten opus superrogationis, einer chronologischen Geschichte der Mauern in Spanien, die hieher gar nicht gehörte, aber als Nachtrag zu dem Hauptwerke um so erwünschter ist, da sie aus Arabischen Quellen geschöpft worden, die den Benedictinern unzugänglich waren: denn die christlichen Chronisten in Spanien, welche sie blos brauchen konnten, lassen sich, wie jeden, gleich den Schreiber dieser Zeilen, die Erfahrung lehren kann, sonderbar genug auf die Maurischen Reiche in Spanien gar nicht ein. Bey den künftigen Bänden werden wir also erst von der Nutzbarkeit und den Verdiensten dieses Werkes sprechen können.

Paris.

Bey F. G. Levrault: Mémoire sur l'usage des bains dans le Tétanos. Par M. Méglin, Docteur en médecine à Colmar. 1822. 39 S. 8.

Der Verf. hatte diese Abhandlung ungefähr zwey Jahre vor dieser Ausgabe dem Athénée de

médecine de Paris, wovon er correspondirendes Mitglied ist, überschickt. Da die darin aufgestellten Fragen, deren Auflösung er wünschte, ohne ihn befriedigende Antwort blieben, suchte er dieselbe allgemeiner bekannt zu machen, um die practischen Aerzte zu bestimmen, das Resultat ihrer Erfahrung über diesen Gegenstand mitzutheilen. Er führt vorerst verschiedene Sätze alter und neuer Aerzte über die Wirkung der Bäder, wie auch des Opiums, Quecksilbers ꝛc. in dem Starrkrampf an, und fügt dann aus seiner eignen Erfahrung hinzu, daß, was mehrere Amerikanische Aerzte über den Nachtheil der Bäder in dieser Krankheit beobachtet hätten, er in seiner mehr als vierzigjährigen Praxis bestätigt gefunden habe. Er habe die lauen und besonders die alkalischen Bäder in den ersten Jahren seiner Praxis, und lange genug, um alle Wirkungen derselben wohl bemerken zu können, angewendet, und er könne versichern, daß er nicht einen einzigen glücklichen Erfolg gesehen habe, der ihnen hätte zugeschrieben werden können, selbst nicht eine Besserung oder Verminderung der Symptome von einiger Dauer. Die vom Starrkrampf befallenen empfanden gewöhnlich, indem sie aus dem Bad kamen, eine größere Steifigkeit in den vom Krampf befallenen Muskeln als ehe sie in dasselbe gegangen waren, so wie es auch Hillary beobachtet hat; besonders größere Beschwerde des Athmens, größeres embarras Hinderniß in der Brust, stärkere Zusammenschnürung des Thorax, so daß manchmal Erstikkung drohte. Daher habe er seit mehr als funfzehn Jahren den Gebrauch aller Bäder bey dem Starrkrampf aufgegeben. Er betrachte sie als ein in dieser Krankheit wenigstens unnützes Mittel, wo sie nicht immer schädlich seyen. Sie müßten dies auch wohl immer seyn durch die Beschwerde, die grausame Qual, den Schmerz, den die Unglücklichen empfänden, die in eine Badewanne

gesetzt wären und sich darin halten müßten, während ihre Glieder und der Körper vom Krampf befallen sich nicht biegen, noch irgend einer Bewegung ohne die größte Beschwerde nachgeben könnten, abgesehen außerdem von der Wirkung des Druckes des Wassers, der Erschwerung des Kreislaufs in den unter der Haut befindlichen Gefäßen, der dadurch veranlaßten Congestion des Blutes zu inneren Theilen rc. Nur wenn der Krampf großen Theils durch Blutausleerungen und andere antiphlogistische, so wie antispasmodische und narcotische Mittel gehoben sey; könnten laue einfache oder alkalinische Bäder nicht mehr schaden, vielleicht ein Nebenmittel abgeben, immer aber entbehrt werden. Indem er aber gegen den Gebrauch der Bäder im Starrkrampf spreche, wolle er nicht die Begießungen (welche Hippokrates schon empfohlen), noch das Besprengen, Waschen, die ölichten Einreibungen, deren Wirkungsart von der der Bäder verschieden sey, mißbilligen. Zuletzt wirft er noch die Fragen auf, ob man nicht berechtigt sey zu glauben, daß die Anwendung der Bäder im Starrkrampf bis jetzt wenig rationell, fast ganz empirisch gewesen sey. Ob man sich vernünftigerweise einbilden könne, daß die lauen, warmen, nach manchen selbst heißen, und kalten Bäder gleich nützlich seyn können in derselben Krankheit, die von so verschiedenen Ursachen abhänge? Ob wenn die warmen Bäder vortheilhaft sind, die kalten nicht schädlich seyn können; Und wenn die kalten die einzigen sind, die nützen können, wie Borin glaubt, ob nicht die warmen offenbar crontraindicirt seyen? Ob man, wie Chomel gethan habe, bey demselben Kranken abwechselnd laue und kalte Bäder anwenden könne und müsse? Ob man im Gegentheil bey der Cur dieser Krankheit alle Bäder als schädlich, gefährlich und oft tödtlich, nach dem Beyspiel und der Vorschrift mehrerer schätzbarer und glaubwürdiger Schriftsteller, wie nach seinen eignen Beobachtungen, verwerfen müsse?

Bey dieser so außerordentlichen Verschiedenheit der Meinungen über die Anwendung eines Mittels in in einer so schweren Krankheit müsse jeder practische Arzt wünschen, daß dieser wichtige Punct der Praxis endlich aufgeklärt werde. Man müsse wünschen, daß eine medicinische Societät sich damit beschäftigen, eine Aufforderung an alle practischen Aerzte, die durch eine weise u. lange Erfahrung aufgeklärt und unterichtet sind, erlassen, diese Materie zum Gegenstand eines Preises machen möge, um wo möglich, eine sichere Meinung über den Gebrauch der Bäder im Starrkrampf zu erhalten.

Wiewohl nun der Verf., wie aus dem hier Mitgetheilten zu ersehen, noch die Entscheidung Anderer über den Nutzen der Bäder in dem Starrkrampf wünscht, so erhellet doch zugleich, daß er selbst ihnen wenig geneigt ist. Daß die Anwendung derselben in dieser Krankheit oft fehl schlug, manchmal eher nachtheilig schien, ist auch von Andern bemerkt worden. Ob sie aber durchaus für entbehrlich und nachtheilig erklärt werden müssen, möchte doch noch zweifelhaft seyn. Wenn auch warme Bäder nicht das einzige und Hauptmittel seyn können, wenn oft Blutausleerungen und andere Mittel wichtiger sind, so können jene doch als Hülfsmittel benutzt werden, wo es auf Beförderung der Ausdünstung nach Erkältung, Beruhigung des Erethismus nervosus ankommt. Und hier haben ja auch Chalmers und Andere es nützlich gefunden. Was aber die Schwierigkeiten bey der Anwendung betrifft, so kann, wie auch von Boyer bemerkt worden ist, die Verschlimmerung des Zustands verhütet werden, wenn man Vorsichtsmaaßregeln trifft, um den Körper, indem man ihn in die Wanne setzt, nicht zu erschüttern. Uebrigens vermißt man in dieser Abhandlung ganz nähere Untersuchungen über die verschiedenen Verhältnisse dieser Krankheit nach denen die Cur modificirt werden muß und wegen deren nicht immer dasselbe Mittel passen kann.

J. W. H. Conradi.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.
Den 5. Junius 1824.

Paris.

Bey Firmin Didot: Description hydrographique et historique des Marais pontins. Redigés d'après les renseignements recueillis sur les lieux, où l'auteur a séjourné et fait les opérations de jaugeage, nivellement etc. pendant les années 1811 et 1812. Par M. De Prony chevalier de l'ordre du roi, officier de l'ordre royal de la légion d'honneur, membre de l'Académie des sciences, de la societé royale de Londres (de Gottingue) etc. 1822. S. XLIV. u. 454 in gr. 4. Nebst einem Atlas von 2 Charten Kupferst. 36 Blätter Steindrücke und VIII S. Beschreibung.

Statt einer Vorrede theilt der Autor zuvörderst ein Memoire über die Pontinischen Sümpfe mit, welches er 1815 den 9. Jan. in der Versammlung der ersten Classe des Königl Instituts (jetzt Königl. Academie der W.) verlesen, um diesem Institut einen allgemeinen Begriff von dem Inhalt seines Werks zu geben. Er ward nämlich 1810 zu einer Commission nach Italien beordert, um die Be-

schaffenheit der pontinischen Sümpfe zu untersuchen und Vorschläge zu ihrer Verbesserung zu thun; von der Ausführung seines Auftrages wird im gegenwärtigen Buche umständlich gehandelt. In der Introduction (S. 1—170) gibt der Verf. allgemeine Betrachtungen der Grundsätze und Regeln, welche bey großen Austrocknungen (desséchements) anzuwenden sind. Wie das Regenwasser sich vertheilt durch Verdünstung, Ablauf an der Oberfläche und Einziehen (Infiltration). Abtheilung des Wassers in zwey Classen, nämlich 1. was die Sümpfe unmittelbar durch Regen, und 2. durch Bäche und perennirende Flüsse von außen empfangen, und daß jede Classe abgesondert abzuleiten. Von der Lage und Richtung der Canäle zur Abführung des innern so wohl als des äußern Wassers; über die Axe principal d'écoulement, d. i. Canal durch die niedrigste Gegend des Terrains. Wie die Quantität des abzuführenden Wassers, der Abfall, und dem gemäß die Größe (Queerschnitte) der Canäle zu bestimmen. Hiebey legt der Autor seine bekannten Recherches physico - mathématiques sur la théorie des eaux courantes. Paris 1804 zum Grunde. Ueber die Aiche der Ströme (jaugeage des eaux courantes). Der Autor bediente sich schwimmender Sachen (floteurs) zur Bestimmung der Geschwindigkeit. Wie die Mündungen der Canäle und Flüsse ins Meer durch dessen Widerstand sich erhöhen und erweitern, und wenn sie trübes Wasser führen, Sandbänke anlegen, sich verlängern, und ihren Abfall vermindern. Sturmwinde, welche gerade auf die Küste stehen, können durch Wellen und Brandungen, welche sie in die Mündung treiben, einen Rückstau (von 2 bis 3 Fuß hoch) verursachen. Ueber die Methode, trigonometrisch zu niveliren, welche der Autor mitunter in den pontinischen Sümpfen anwandte. (Diese Methode erfordert, daß man so wohl die Entfernung

der Zielstange als ihren Höhenwinkel scharf messe; aber weder das eine noch das andre wird so genau, daß zuverlässige Resultate daraus zu erwarten wären). Ueber die Aufschlämmung (Colmates), und dazu erforderlichen Zuleitungs- und Ableitungs-Canäle. (Die Sümpfe durch Austrocknung zu verbessern, nennen die Italiäner bonificare per essicazione; man kann sie aber auch durch häufige Ueberschwemmung mit trübem Flußwasser, welches Sand und Schlamm nieder schlägt, erhöhen und verbessern, das heißt: bonificare per colmate o alluvione). Das Colmatiren oder Aufschlämmen ist nach unserm Verf. bey den pontinischen Sümpfen wenig anwendbar, weil der größte Theil aller einfließenden Bäche und Flüsse klares Wasser führt. — Der Autor hat sein Werk in IV Abschnitte getheilt.

I. Abschn. S. 71-135. Die pontinischen Sümpfe liegen gegen S. O. von Rom 23 Meilen entfernt zwischen Cysterna und Terracina, wo die via appia auf etwa 25 Meilen sich schnurgerade mitten durch diese Sümpfe erstreckt. Sie sind längs der südlichen Seite vom Meer und Sanddünen, an der nördlichen von der höhern Küste der Berge und Felsen begrenzt, zwischen beiden machen sie eine Pläne von 25 Meilen lang, und im Durchschnitt 10 Meilen breit (ital. Meilen, 60 = 1 Grad). An ein Paar Stellen, wo der Grund sondirt worden, fand man unter der oberflächlichen Gewächserde eine Mohrschichte von 4 à 5 Fuß dick, dann ein hartes stratum (vermuthlich eine Mergelschichte) 3 Fuß dick; tiefer lauter Sand, zum Theil mit Seemuscheln, auch Seegräser vermischt. Also waren die Sümpfe in uralten Zeiten ein Meerbusen, welcher theils von der Seeseite, theils aus den Flüssen und Bächen aus der hohen Küste aufgeschlämmt, darauf ein fruchtbarer, bewohnter classischer Boden geworden, dessen Oerter Virgil zum

Theil erwähnt. Beym Entstehen Roms war diese Gegend von den Volsern bewohnt in 20 Städten und Flecken, wovon man auch noch merkwürdige Spuren sieht (vid. l'abbé Nicolai de' bonificamenti delle terre pontine). Das älteste hydraulische Denkmal, was noch vorhanden, ist die vom Censor Appius Claudius im Jahre der Stadt 442 bis 447 angelegte Straße, welche aus einem Damm von Kalksteinen, Kiesel und Kies, ohne Mörtel, bestand.

Vielleicht war damals der Boden schon versumpft, vielleicht hinderte die appische Straße den Abfluß des Wassers und vermehrte die Versumpfung. 140 Jahr später ließ der Consul Cornelius Cethegus an der Austrocknung arbeiten; desgleichen Julius Cäsar und vorzüglich Augustus. Ferner Trajan, welcher die appische Straße mit Steinen pflastern, und Brücken darin erbauen ließ, die noch vorhanden sind; dann der gothische König Theodorich, welcher, nach den noch vorhandenen Monumenten und Inschriften zu urtheilen, die Austrocknung am Ende des sechsten und Anfang des siebenten Seculi vollständig ausführte, die gleichwohl wegen Völkerwanderung und Kriege noch ihm, nicht von Dauer gewesen. Hierauf haben vom Ende des achten Sec. bis auf unsere Zeit, die souverainen Päbste, mit der Bonification der Sümpfe sich beschäftigt, unter allen am meisten Pius VI. vom Anfang seiner Regierung 1775 an. Der Autor stellt hierauf Berechnung an über Größe der Oberfläche aller Flußgebiete, von welchen das Regenwasser nach den Sümpfen geführt wird. Die vorzüglichsten Flüsse und Bäche sind, der Teppia, Ninfa, Puzza, Sermonte, Uferte, Amazone ff. Zu Rom fällt jährlich 28¼ paris. Zoll Regen und die Verdünstung des stehenden Wassers beträgt 85 Zoll (der Autor gibt alle Maaßen in Meter, den man in dieser Art Rechnung zu 36 paris. Zoll nehmen kann) ein Mittel aus 19 Jahren. Mit der Höhe der Was-

serschichte des gefallenen Regens multiplicirt der Autor nun die ganze Oberfläche der Fluß- und Sumpfgebiete, schlägt von dem Product $\frac{1}{5}$ ab, wegen Verdünsten und Einziehen, bevor das Wasser in seine Rinnen und Betten gelangt, der Rest gibt ihm 930 Millionen Cubicmeter, welche in die Sümpfe jährlich sich ergießen. Den Abfluß findet der Autor nach seinen hydrometrischen Versuchen (jaugeage) 2352 Mill. Cub. Met. d. i. mehr als doppelt größer, und hält dafür, daß dieser Unterschied von unterirdischen Quellen, deren Ursprung sich jenseits der Felsengipfel, welche die Flüsse begränzen, erstrecken mögen, herrühren. Refer. hält diese hypothetischen Rechnungen oder Schätzungen zwar keinesweges für wahr oder wahrscheinlich, jedoch für hinlänglich zu dem Zwecke, wozu der Autor sie braucht, nämlich die Geräumigkeit der Abwässerungsgräben näherungsweise danach zu bestimmen. Daß der Abfluß so sehr viel größer als der Zufluß ausfällt, könnte wohl auch daher rühren, daß der Autor den ersten beständig gleich durchs ganze Jahr annimmt, obgleich es viele Sommertage geben wird, wo gar kein Abfluß statt findet, und manche stürmische Tage, wo umgekehrt das Wasser rückwärts vom Meer in die Sümpfe fließt. Die Höhe (Relief) des Bodens der Sümpfe über das Meer, ist von der höchsten Gegend nach der niedrigsten (von Ninfa nach Terracina) 78 Fuß, 60 F. 46 F. 28 F. 20 F. 16 F. 8 F. $3\frac{1}{2}$ F. 5 F. 2 Fuß. Nur ein Paar Stellen sind $3\frac{1}{2}$ Zoll niedriger als die Oberfläche, daher beständig unter Wasser. Diese betragen 1265 Morgen (hektares à 2500 Quadrat-Toisen). Die ganze Oberfläche, welche zu entwässern oder zu bonificiren ist, beträgt 30329 solcher Morgen; und als Pius VI. 1777 seine Verbesserungs-Arbeiten anfieng, waren 19623 Morgen beständig unter Wasser, und nur ein Streifen rund herum von 10706 Morgen oberflächlich trocken.

II. Abschn. S. 136-214. Zustand der Sümpfe im J. 1777 und historische und kritische Beschreibung der von Pius VI. ausgeführten Werke. Die Flüsse und Abzugs-Canäle in den Sümpfen waren verstopft, theils durch Fischerbuhnen, Zäune und Dämme, theils durch eingesunkene, vom Vieh abgetretene Ufer, Schilf und Rohr, die Deiche verfallen, vom Vieh und Wasser zerstört. Die appische Straße nebst ungefähr ⅔ des ganzen Terrains war beständig unter Wasser. Wasser und Luft verdorben, ungesund, raubte den Sehnen und Muskeln die Elasticität, in der Sonnenhitze des Sommers war die Luft tödlich. Pius VI. ließ daher immer nur in den Winter- und Frühlings-Monaten arbeiten; und fieng unter Berathung mit seinem Ingenieur Ropini im December 1777 damit an, daß er den Fluß Portatore, welcher das Wasser aus fast allen übrigen Flüssen, Canälen und Abzugsgräben aufnimmt, und bey Badino ins Meer führt, erweitern, austiefen und bedeichen ließ, welche Arbeit am Meer angefangen und aufwärts bis Ponte Maggiore in der appischen Straße ungefähr 3½ Meilen von Terracina fortgesetzt wurde. Hierauf ward längs dieser Straße auf der rechten Seite (rechts und links von dieser Straße ist allemal so zu nehmen, daß man von Rom nach Neapel reiset) ein großer schiffbarer Canal von circa 45 Fuß weit, 6 bis 9 Fuß tief, ausgegraben, um das Wasser der höhern Flüsse Teppia, Ninfa ff. nach dem Portatore zu leiten. Die für dies fremde Wasser früher schon ausgetieften Canäle, Rio Martino, Fiume, Sisto, welche großentheils verschlämmt und verkrümmt waren, glaubte man entbehren zu können. Gedachter großer Canal, welcher Linea Pio heißt, ward auf seiner rechten Seite bedeicht, auf der linken ward die Straße erhöht, die Pflastersteine aufgenommen, zerschlagen, eine Grand-Chaussee 48 Fuß breit daraus gemacht, und

auf jeder Seite mit zwey Reihen Ulmenbäumen bepflanzt. Die Idee dieses Canals Pio rührt nicht von Ropini, sondern von dem Pabst selbst her, wie der Autor aus den ihm mitgetheilten Verhandlungen bestimmt ersehen. Der Ingenieur machte Anfangs Einwendungen dagegen, überzeugte sich aber bald von dessen großem Nutzen, weil er sich gerade durch die niedrigste Gegend erstrecken, und zur Abwässerung am geschicktesten seyn werde. In keinem der vielen übrigen frühern Vorschläge kommt diese Idee vor, also kann Pius VI. sie von Niemand entlehnt, nur Horaz nächtliche Schiffahrt (Lib. I. Satyre 5.) von Forum Appii längs der appischen Straße nach Feronia circa 13 Meilen lang, konnte ihn wohl daran erinnert haben, daß hier zu jener Zeit ein schiffbarer Canal gewesen, der jetzt gefüllt und zugewachsen war. Von jeder Seite wurden Abzugsgräben nach der Straße und Canal geführt in Distanzen von Meile zu Meile, die Fosses miliares heißen, weil sie auf die Meilensteine der Straße gerichtet waren. Als sich in der Folge zeigte, daß der Canal Pio nicht geräumig genug war, alles Wasser zu fassen, ward auch der Fluß Sisto zu Hülfe genommen. Ferner ward auch zur Linken der appischen Straße ein Canal bey Ponte Maggiore so weit eröffnet als nöthig war, die Flüsse Ufente und Amazone aufzunehmen, wovon ein Theil in einen besondern schiffbaren Canal durch den alten versandeten Hafen von Terracina fließen, und die Hafen wieder brauchbar machen sollte. Durch diese verschiedenen Canäle, und Aufräumung der Flüsse Ufente und Amazone, entstand eine ausgebreitete Schiffahrt in den pont. Sümpfen, die auch mehrere große und kleine Brücken, Siele und Schleusen, nothwendig machten, die alle massiv und standhaft ausgeführt wurden. Ueberdies ließ Pius VI. mehrere Landgebäude errichten, zu Terracina ein großes Bonificationshaus zum

Logis für Minister, Vorsteher, Directeurs, Inspecteurs, Zahlmeister ff. der Arbeiten, am Hafen ein großes Kornmagazin nebst Bäckereyen, Schmiede ff. einen Pallast, Capelle, Caserne, Wachhaus, Posthaus; mehrere Posthäuser auf der appischen Straße, ein Bonifationshaus zu Forum Appii nebst Posthaus, Wirthshaus ff., auch einige Häuser im Innern der Sümpfe zu Herbergen der Aufseher und Arbeiter. Diese sämmtlichen Gebäude haben laut Bericht aus dem Archiv der Camera apostolica gekostet ungefähr $2\frac{1}{3}$ Millionen Francs; und die sämmtlichen Bonifations-Arbeiten circa $5\frac{2}{3}$ Million., in allem 8 Millionen Franken, welche Pius VI. auf diese Unternehmung verwendet hat.

III. Abschn. S. 215-271. Zustand der Sümpfe 1811. Die von Pius VI. wasserfrey gemachten Ländereyen sind größtentheils auf Erbenzins verliehen, und werden theils zum Ackerbau, theils zu Viehweiden benutzt. Die erstern liefern jährlich 12000 Rubbio Weitzen, und 24000 Rubbio Mays (ein Rubbio Weitzen wiegt 465 Hamb. Pfund, ungefähr so viel als 11 Hamburger oder 9 Braunsch. Himten) ohne Hafer und andere geringe Früchte zu rechnen; und die im Winter noch mit Wasser bedeckten Gründe liefern im Sommer die schönsten Weiden für Rindvieh, Büffel. Die Wälder und Gebüsche auf den Dünen und andern höhern Gegenden liefern Holz und geben den Schweinen Nahrung. Eine vollendete Bonification würde, wie der Autor meint, den gegenwärtigen Ertrag der Ländereyen gar wohl verdoppeln können. Diese Vollkommenheit sey aber wegen verschiedener Fehler, die theils in dem von Pius VI. und dessen Directeur Ropini befolgten System liegen, nach welchen Abfall, Größe und Richtung der Canäle hin und wieder fehlerhaft bestimmt worden, zum guten Theil aber auch in der unverständigen Wirthschaft, Unterhaltung und Reinigung der Abzugsgräben, die

dem Eigenthümer obliegen, ihren Grund haben. Um z. B. die Canäle und Gräben von den Wasserpflanzen, die sehr üppig, hoch und dicht darin wachsen und den Ablauf des Wassers verhindern, zu reinigen, treiben einige eine Heerde Büffel, die von Natur gern im Wasser gehen, darin entlang, welche die Pflanzen nieder treten, aber auf diese Weise werden die Pflanzen nicht zerstört, der Grund wird uneben und zum Ablauf des Wassers ungeschickt; andere nehmen eine hölzerne Walze circa 10 Fuß lang, 3 Fuß Diameter, mit Zapfen und eisernem Bügel versehen, wie unsere Gartenwalzen; die Walze wird in der Oberfläche mit scharfen, spatenförmig gespitzten, Eisenblättern beschlagen, die in Schraubenlinien und einigen Zollen Zwischenräumen herumsitzen. Sie wird zum Gebrauch hinter einer Barke befestiget, letztere von Leuten auf dem Ufer fortgezogen, und reißt durch ihre Rotation alsdann viele Pflanzen heraus; indeß bleiben auch nach dieser Methode, die nur anwendbar ist, wo Zugänge längs den Ufern sind, immer noch viele zurück (desselben oder eines ähnlichen Werkzeugs bedienen sich auch die Engländer und nennen es Hedgehog). Eine dritte Methode ist: ein großes Sichelblatt, etwa neun Fuß lang, an der concaven Seite geschärft an beiden Enden mit Ringen und Zuglinien versehen, wird auf den Boden des Wassers geworfen und gegenstroms, damit die Gräser sich der Schärfe entgegen neigen, von Leuten auf beiden Ufern fortgezogen, und zwar stoßweise abwechselnd mit dem einen, dann mit dem andern Ende. Diese Sichel schneidet auf diese Weise alle Gewächse am Grunde ab, und das Mittel hilft augenblicklich, das Wasser strömt und fällt zusehends, aber es ist nicht von Dauer. Das Abmähen vermehrt den Trieb der Pflanzen, und sie wachsen desto üppiger und dichter wieder hervor, daher ist in eben der Sommerzeit, wo sonst überall

Canäle und Gräben fast trocken sind, hier der Wasserstand am höchsten. Noch ein besonderer Mißbrauch ist das Verbrennen der obern fruchtbaren Erdschichte, welches vielleicht durch Abbrennen der Stoppeln nach der Erndte veranlaßt wird. Weil nämlich der obere Humus viele unverwesete Wurzeln und Fasern enthält, welche in der Hitze und Dürre brennbar sind, so ergreift sie das Feuer und große Felder brennen 2 bis 3 Fuß tief, bis auf die nasse Mohrschichte ab, weil die Landleute zum Löschen zu träge sind oder den dicken Rauch nicht ertragen können, wodurch denn das Land um eben soviel niedriger, desto öfter unter Wasser kommt. (Vielleicht geschieht dies Verbrennen zum Theil geflissentlich, um die Asche als ein düngendes Reitzmittel, zu benutzen, auf eben diese Weise, wie man im Bremischen zum Theil die Torfmöhre urbar macht, obgleich die pont. Sümpfe, sowohl ihrer Lage als Fruchtbarkeit wegen, nicht so wohl mit unsern Mohrgründen als vielmehr mit unsern Marschen zu vergleichen sind.) Der Autor bemerkt noch, daß auch die Jagd und Fischerey in den pont. Marschen ergiebig an Wild und Fischen sind; daß der Ertrag des Landes durch den Anbau von Sode, Baumwolle, Taback ff. noch ansehnlich könne erhöht, nur durch die Kultur von Reis, Lein und Hanf würde die Luft verschlimmert werden. Nicht nur die Schiffahrt im Innern, sondern auch die Bevölkerung hat unter der Regierung Pius VI. zugenommen. Die Fahrzeuge oder Schuten (Sandaloni) auf den Canälen, werden von Menschen gezogen, sind 40 Fuß lang, 10 Fuß breit, und laden stromabwärts 5 Last à 1000 Pfund gegenstroms $\frac{1}{3}$ weniger. Zur Beförderung des Commerz fehlt ein guter Fluß oder Seehafen am Ausfluß des Portatore bey Badino, um Schiffe aufzunehmen.

IV. Abschn. S. 272-354. Enthält des Autors

Entwürfe und Vorschläge wie die Austrocknung und Bonification der pontinischen Sümpfe nach den in den vorhergehenden Abschnitten angeführten Erfahrungen, und in der Introduction erklärten Grundsätzen zu vervollkommnen und gänzlich zu vollenden sey. Er zeigt wie die fremden höhern Wasser von dem innern und niedrigen besser als bisher geschehen abzusondern; wie die Richtungen der Flüsse und Abzugscanäle, hin und wieder zu verbessern, und ihre zum Theil rechtwinkliche Confluenzen besser zu vereinbaren; wie der sehr verschiedene Abhang (pente, Gefälle) eines Flusses oder Canals, so wie dessen Queerprofile, Ufer und Deiche, dergestalt zu reguliren, daß das Wasser überall eine beständig gleiche Geschwindigkeit vom Ursprung bis zum Ausfluß ins Meer erhalte, welche zureichend ist, daß die Anschwellungen die bestimmte Höhe der Deiche nicht überschreiten, auch trübe Materien nicht niederfallen und die Flußbetten aufschlämmen, zugleich aber auch mäßig genug, daß Ufer und Deiche nicht zerstört werden. Diese Geschwindigkeit setzt der Autor im Mittel auf 3 bis $3\frac{3}{4}$ Fuß in ein Sec. und den größten Abhang des Stroms $\frac{1}{2000}$, den kleinsten $\frac{1}{5000}$ von oben, oder vom Ursprung gegen den Ausfluß stetig abnehmend. Die Queerprofile eines jeden Stroms sollen hingegen von oben nach unten zunehmend größer werden, und aus zwey Trapezen über einander bestehen, das untere zwischen den Ufern, das obere zwischen den Deichen, jenes für mittlere Höhe, dieses für die Anschwellung der Flüsse; jenes von der Größe von 20, 30, 40, 50 u. s. w. bis 160 Quadratfuß, die Fläche des obern, wenn der Strom aus den Ufern getreten, und mit den Deichen gleicher Höhe ist, ungefähr vier Mahl größer; die Tiefe der Ströme wächst von oben unterwärts von 2 auf 3 bis $4\frac{1}{2}$ Fuß zwischen den Ufren; wenn sie angeschwollen von $3\frac{1}{2}$ auf 6 bis 10 Fuß. Daß bey

diesen ungleichen Höhen die Geschwindigkeit des Stroms ziemlich dieselbe bleibe, läßt sich aus der Vertheilung des Gefälles gar wohl begreifen, welche der Autor durch verschiedene Wasserfälle (chutes) von 3, 6, 9 bis 12 Fuß Höhe, ermäßigen und in Entfernung von wenigstens 6000 Fuß, damit die Geschwindigkeit in solchen Distanzen dem Abhang gemäß sich bilden und erhalten können, anzulegen vorschlägt. Da aber die Flüsse in ihrer höchsten Anschwellung bekanntlich 20, 30 ja wohl 50 Mal mehr Wasser abführen, als in ihrem niedrigen Stande, so bleibt es ein unbegreifliches Paradoxon, wie dies durch ein Profil, was nur 4 bis 5 Mal größer seyn soll, bey unveränderter Geschwindigkeit geschehen könne! Ref. ist daher der Meinung, daß der Autor in diesem Punct gefehlt, seine Deiche allzunahe ans Ufer gerückt und das obere Trapez seiner Profile zu klein angeordnet habe. Ein zweyter offenbarer Fehler ist in dem Entwurf des Hafen zu Badino zu bemerken, dessen Mündung gegen den herrschenden und stürmenden Sirocco gerichtet seyn soll, weil die Schiffer gewünscht, mit diesem Winde gerade einlaufen zu können. Aber in dieser Richtung kann sich weder dieser Canalhafen tief erhalten, noch können die bey gewöhnlichen Stürmen aus Südosten einlaufenden Schiffe, Schutz und Sicherheit finden. Das erstere nicht, weil das Meer längs dem Strande des Kirchenstaats, wie bekanntlich längs allen italiänischen Küsten, von Osten gegen Westen strömt, folglich den Strom aus dem Hafen hemmen und schwächen würde; das zweyte nicht, weil der gerade einstehende Sturmwind so viele Wellen und Brandung verursacht, daß das Steuerruder seine Wirkung verliert, und das einlaufende Schiff ein Spiel des Windes gegen die Molen oder Höfter geworfen wird. Daß die Mündung dieses Canal- oder Flußhafens, durch welchen alle vereinte Gewässer der pont. Sümpfe ins Meer

abfließen sollen, nicht nach Südost, sondern nach Südwest sich erstrecken müsse, beweiset ganz evident des Autors Charte durch den gegenwärtigen Ausfluß, der aus keinem andern Grunde südwest gerichtet ist, als weil er in jeder andern Richtung im Dünensande sich nicht conserviren können; auch finden die mit südöstlichen Stürmen ankommenden Schiffe durch Anlaufen (andar al vento) beym Einlaufen so gleich Schutz und stilles Wasser. Zur Austiefung und dauerhafter Reinigung der Abzugscanäle empfielt der Autor dergleichen Baggermaschinen, wie in den Lagunen zu Venedig im Gebrauch sind, und zum Umtrieb derselben Büffelochsen, allenfalls auch Dampfmaschinen, anzuwenden. Ueberhaupt hat er seine Vorschläge sehr vollständig mit vieler Sorgfalt, Umsicht und Scharfsinn im grösten Detail vorgetragen, sein Vortrag ist aber eben dadurch, und durch vielfältige Wiederholungen, weitläufig und verwickelt geworden. Daß sein Plan zur vollständigen Entwässerung der pont. Sümpfe alle frühern Entwürfe übertrifft, ist nicht zu bezweifeln, vielmehr nach den Fortschritten der Erfahrung und Wissenschaft über diesen Gegenstand natürlich zu erwarten. Weniger gewiß scheint es Ref., daß diese Vorschläge, auch in allen Theilen vorschriftmäßig ausgeführt, zur vollständigen Bonification genügen würden. Es ist nämlich unser Autor mit allen seinen Vorgängern darüber einverstanden, daß man die höhern fremden Wasser abgesondert ins Meer führen müsse. Aber alle sind mit ihren Flüssen und Deichen, welche diese Absonderung bewerkstelligen sollten, minder oder mehr durch die Sümpfe gekommen, wo dieß hohe Wasser durch Quellen, Ueberlauf, Sinken und Durchbruch der Deiche über die Marschen sich ausbreitet. Nur der einzige Ab. Ximenes hat hierüber eine richtige Idee beyläufig geäußert in seiner Raccolta etc. Tom. I. Firenze 1785 S. 250. wo es heißt: Se il Canale, qua-

lunque esso siasi, che deve accogliere le aque dell' Amaseno, dell' Ufente, del Brivolgo, del Puzza, si continuasse all' insu sino al sorgenti del Ninfa, e si accomodasse con alveo capace a ricevere le aque del detto Ninfa, e quelle del Teppia chiarite colle colmate; allora con un solo Canale ottenerebbesi l'intento della separazione delle aque straniere dalle paesane, arginandolo a dovere ed a tale altezza, che si ottenga l'intento di un total separazione.

Dieß ist ganz nach der Methode, wie man in unsern Marschlanden an der Elbe, Weser ff. verfährt, wo man das Wasser von den Geesthöhen durch Canäle, Landwehren und Achterdeiche, längs dem Fuße dieser Höhen abgesondert fortführt, und zuletzt auf dem kürzesten Wege in den Fluß, oder ins Meer leitet. Ferner: unser Autor und alle frühern Schriftsteller über diesen Gegenstand haben ihre Aufmerksamkeit bloß auf die größern Abzugs-Canäle im Aeußern und Innern der Sümpfe gerichtet, und wie es scheint, die Nothwendigkeit übersehen, daß die ganze Oberfläche gleichsam mit einem Netze von vielen kleinen Gräben in viele Parcelen von etwa einem Morgen groß, getheilt werden muß, damit das eindringende Regenwasser zunächst in diesen Ackergräben, und so weiter in größern Zuggräben und Canälen Abzug finde, wovon unsere Marschen gleichfalls ein gutes Beyspiel geben, deren Entwässerungs-Methode überhaupt bey den pont. Marschen zum Muster dienen kann, mit der Ausnahme jedoch, daß die Schöpfmühlen, deren wir uns zuweilen bedienen, dort wegen Mangel an Wind nicht anwendbar, auch nicht nöthig sind, weil das Land überall zum natürlichen Abfluß des Wassers hoch genug erhaben ist, einen unbedeutenden Strich ausgenommen, den die Verdünstung (evaporation), welche dort über das Doppelte stärker ist als bey uns, jeden Sommer zu trocknen Wiesen und Viehweiden macht. Endlich bemerkt Ref. noch, daß

so wohl der Verf. als auch die vielen ital. Autoren, welche über diese Sümpfe geschrieben, die schädliche Beschaffenheit der Luft zwar angemerkt, aber zu ihrer Verbesserung nichts besonders in Vorschlag gebracht, sondern, wie es scheint, dafür gehalten haben, daß alle Insalubrität dem Wasser beyzumessen sey, und wenn nur das Terrain überall ausgetrocknet und wasserfrey gemacht worden, so werde auch die Luft gesund und zuträglich werden. Es ist aber im ganzen Bezirk der pontinischen Marschen nur eine einzige kleine Flußstrecke zwischen Sezza und Sarmoneta, deren Wasser fäulig ist und stinkendes Gas ausdünstet, welches nicht einathembar ist. Dieser kleine Strich aqua puzza, auch fiume coperto genannt (weil die Oberflache des Wassers sich mit blasenförmigen Häutchen bedeckt) kann unmöglich die Luft einer Oberfläche von mehr als 200 ital. Quadratmeilen, verderben; er wird vielmehr von einer guten umgebenden Luft erträglich und unschädlich gemacht, wie manche fäulige Sumpf-Wasser mitten in den Städten Amsterdam und Hamburg, die eben dergleichen Wasserstoffgas (gas hydrogène) in Menge erzeugen, und worin keine Fische leben können, zur Genüge beweisen. Daß aber das Wasser der pont. Marsche im Allgemeinen nicht schlecht sey, beweiset die ergiebige Fischerey, welche zur Zeit des stürmischen Meeres, Rom mit Flußfischen versieht. Es geht aber, wie Ref. dafür hält, den Menschen mit der Luft ungefähr wie den Fischen mit dem Wasser: Diese werden in stehendem warmen Wasser, jene in stagnanter heißer Luft, bald matt und sterben. Ueberall wo nur Winde, vorzüglich nördliche, wehen, wird die Luft gesund seyn, auf dem trocknen Lande sowohl als auf Sümpfen, Seen und Meeren.

Soll also in den pontinischen Marschen eine erträgliche Salubrität zur Sommerzeit hergestellt werden, so müssen sämmtliche Waldungen und Gebüsche, die allen Luftzug im Innern unterbrechen

dergestalt abgeräumet werden, daß die Winde, insonderheit der Maestro, Tramontana und Greco (N. W.; N. und NO.), die ganze Marschpläne frey bestreichen können. Werden hierauf Dörfer und Meierhöfe in schicklichen Entfernungen erbauet, Dorf- und Feldwege angelegt, und die größeren Pachtgründe (tenute) mit kleinen Acker- und Befriedigungsgräben durchschnitten: so dürfte die Bonification dieser an sich fruchtbaren, aber ungesunden Marschen, vollkommen erreicht werden. — Von dem beygefügten Atlas sind die in Kupfer gestochnen beiden Charten schön, zweckmäßig und deutlich; die Steinabdrücke hingegen sehr mittelmäßig.

Leipzig.

Prostat apud Leopoldum Voss: De locis Pompejanis ad rem medicam facientibus disserit et ad audiendam orationem pro rite adeundo munere Professoris in Academia Chirurgico-medica Dresdensi publice habendam humanissime invitat Ludovicus Choulant, Medicinae et Chirurgiae Doctor etc. Cum tabula lithographica. 1823. 4.

Diese Abhandlung soll von dem Gewinn einige Rechenschaft geben, den die Kenntniß der alten Medicin von der Aufgrabung Pompejis ziehen kann, und spricht sonach von den chirurgischen Instrumenten, den Arzneymitteln, den Amuleten und dem Aeskulapstempel, die unter den Ruinen der verschütteten Stadt entdeckt worden sind. Von den Fundorten der erstgenannten Instrumente wird mit Genauigkeit gehandelt, und der Platz derselben auch auf einem aus Gells Pompejanis entlehnten Plane angegeben. Ob der Tempel wirklich dem Aeskulap geweiht gewesen sey, wird bezweifelt; wenigstens kann er nicht zur Aufnahme von Kranken und zur Incubation gedient haben. Diesen Erörterungen sind einige naturhistorische Bemerkungen über Pompeji's Verschüttung vorausgeschickt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 7. Junius 1824.

Paris.

Essais de mémoires, ou lettres sur la vie, le caractère, et les écrits de J. F. Ducis, adressées à M. Odogharty de la Tour par M. Campenon, de l'Académie française Paris chez Nepveu, libraire, passage des panoramas. Nr. 26. 1824. 436 S. 8.

Dem Französischen Publicum besonders muß dies Buch eine willkommene Erscheinung seyn; es lernt darin den Dichter näher kennen, dessen Stücke es durch Talma's Spiel so gewaltig ergriffen haben. Denn trotz dem Aerger der Kunstrichter, welche das Fremde nicht auf dem sogenannten classischen Boden der Französischen Bühne leiden wollten, zogen der Hamlet und Macbeth von Dücis immer einen ungeheuren Zulauf herbey. Er gehörte also zu den Dichtern, die seit der Revolution am meisten gespielt wurden. Das Buch besteht aus neun Briefen; als Quellen dazu dienen dem Verf. die Freundschaft, in der er zehn Jahre lang mit Dücis gestanden, und die in den fünf letzten zur innigsten

Vertraulichkeit würde, Dûcis großer Briefwechsel mit ihm und andern Freunden, seine gedruckten und ungedruckten Werke und Schriften, endlich das Zeugniß von glaubwürdigen Personen, die mit ihm in besondern Verhältnissen standen. Vor allem nun ist im ersten Brief die sonderbare Mischung des Talents dieses Dichters auffallend, in welchem sich das Schreckliche von Dante und Shackspeare und das Liebliche von Geßner und Horaz vereinigt fanden. So war er auch in seinem Wesen einfach, gutmüthig, kindlich, ein Lamm, aber ein Löwe, wenn man ihm etwas zumuthete, was gegen seine Rechtlichkeit war, religiös durch sein ganzes Leben, so daß er sich nicht schämte, als ein durch seine Gleichgültigkeit gegen Religion bekannter Mann sich frühmorgens bey ihm meldete und lebhaft darauf drang, vorgelassen zu werden, ihm sagen zu lassen, er möge warten, bis er sein Gebet geendigt habe. Hingebend in der Freundschaft, zärtlicher Sohn, dankbar auch gegen geistige Wohlthäter, so fand ihn der Verf. einmal beschäftigt, die Büste Shackspeare's mit Buchs zu schmücken; auf die Frage, was das bedeute, erhielt er zur Antwort: es sey das Wilhelmsfest; die Alten pflegten die Quellen, aus denen sie schöpften, mit Blumen zu schmücken. Der zweyte Brief enthält die Begebenheiten seines Lebens. Sein Vater war aus Haute-Lûce in Savoyen, hatte sich in Versailles mit einem Leinwandhandel niedergelassen, und sich da eine würdige Lebensgefährtin gewählt. Dûcis war die erste Frucht ihrer Ehe. Er besuchte die Schule in Versailles, und nach geendigten Studien zog er, um seinen Eltern nicht zur Last zu fallen, häufig mit einem Freund als Pilger nach den benachbarten Pfarrhäusern, wo sie sehr willkommen waren und für die erhaltene Gastfreundschaft durch Bedienung der Messe sich erkenntlich

bezeigten. Damals beschäftigte er sich mit der Uebersetzung mehrerer Satyren Juvenals, die aber zufolge des Urtheils seines Freundes den Flammen übergeben wurden. 1756 begleitete er als Secretär den Marschall von Bellisle, einen Gönner seiner Familie, auf einer Reise, die eine Inspection der Festungen zum Zweck hatte. Zur Belohnung verschaffte ihm der Marschall das Jahr darauf, als er Kriegsminister geworden, eine Stelle als Commis in seinem Bureaux mit 2000 Fr. Gehalt. Die Stelle war aber seinem Geschmacke zuwider; durch Vergünstigung des Marschalls behielt er bis auf die Revolution den Gehalt, ohne die Geschäfte verrichten zu müssen, lebte ganz seiner Muse, machte sich besonders durch Bearbeitung mehrerer Stücke Shakspeares berühmt, und erhielt Voltaires Stuhl in der französischen Academie. Daher glaubt der Verf. ihn gegen die Beschuldigung, er sey ein Revolutionär gewesen, rechtfertigen zu müssen; dieselbe wurde ihm besonders vom Abbé Morellet gemacht, der in seinen Memoires Ducis unter die Mitglieder der französischen Academie, welche Revolutionärs waren, sich selbst aber unter die aristokratischen Mitglieder derselben rechnet. Dies ist ihm leicht, Ducis konnte mit so vielen andern sich auf die Verbesserungen, die bey einer Staatsreform angekündigt waren, freuen; aber so bald die Greuel begonnen, zog er sich in die Abgeschiedenheit zurück, die er nur verließ, um mit Lebensgefahr seinen Freunden Dienste zu erweisen. Von nun an wollte er nichts mit der Revolution gemein haben; er schlug die Stelle eines Bibliothekars der Nationalbibliothek, die ihm Paré damals Minister des Innern antrug, später eine Stelle im Rath der Alten aus. Mit gleicher Festigkeit, sehen wir im dritten Brief, widerstand er allen Lockungen von Bonaparte, wozu das Anerbieten eines Wagens,

des Ehrenkreuzes, und, was von ganz andrer Bedeutung und Betrag war, der Stelle eines Senators gehörte; er zog eine unabhängige Armuth vor, behielt beständig eine Antipathie gegen diesen Mann, und ließ seine Galle u. a. in einer beißenden Satire gegen die Krönung aus, die aber in dem Polster eines Lehnstuhls die Zeit der Befreyung erwarten mußte. Eben so wollte er bey Gelegenheit der zehnjährigen Preise nicht mit seinem Hamlet concurriren, indem er bestimmt und schriftlich erklärte, das Stück gehöre einer andern Zeit an, er sey schon hinreichend dafür belohnt worden, indem die französische Academie ihn dafür auf den Stuhl Voltaire's erhoben und Monsieur, Bruder des Königs Ludwig XVI., zu einem seiner Secretaire ernannt habe. Dem ewigen Geschwätz über Politik setzte er die Politik von oben entgegen. Für dieses Entsagen aller Vortheile der Revolution erndete er einen süßen Lohn bey der Zurückkunft des Königs, seines Gönners, der ihn aufs gnädigste in einer Privataudienz empfing und mit der Recitation mehrerer seiner Verse überraschte. Von ihm nahm er das Ehrenkreuz an, und erhielt zu gleicher Zeit eine Pension von 6000 Fr. Die Rückkehr Napoleons von der Insel Elba gab ihm eine neue Gelegenheit, seine Verachtung gegen ihn an den Tag zu legen. Der preußische General von Bülow ehrte ihn mit einer Sauvegarde, als er in Versailles einrückte. Nach der Zurückkunft des Königs hatte er noch einmal das Glück, ihn zu sehen, und aus seinem Munde seine Verse declamiren zu hören. Der fünfte Brief schildert die innige Freundschaft, welche ihn mit Thomas, einem geistreichen französischen Schriftsteller, verband und der er eine eigne Epistel weihte. Ihm hatte er besonders seine Ernennung in die französische Academie zu verdanken. Der sechste enthält Bruchstücke aus seinen

Briefen, da Briefe, wenn sie unbefangen hingegossen sind, den Character am besten zeigen, nebst Bruchstücken seiner Antrittsrede als Academiker, die nach der Sitte eine Lobrede auf seinen Vorgänger seyn mußte. Der siebente würdigt ihn als Dichter. Shakspeare sprach sein Talent am meisten an, mehrere seiner Stücke brachte er mit großem Erfolg aufs französische Theater, wobey er sich freylich nach dem darauf herrschenden Geschmack richten, und vieles, was beym Engländer auf der Bühne vorkömmt, den delicaten Augen der Franzosen entziehen, hinter die Bühne verweisen, oder auf einen bloßen Recit beschränken mußte. Den kräftigen Corneille liebte er mehr, als den eleganten Racine. Sein Theater besteht aus neun Stücken, darunter ein Paar von eigner Erfindung, und füllt die zwey ersten Theile der Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, welche Ende 1813 erschienen. Der dritte, wie im achten Brief gesagt ist, enthält die Sammlung seiner übrigen Gedichte, die ihm allein schon einen hohen Rang unter den französischen Dichtern verschafft hätten: Episteln, Oden, Balladen, in denen er seine Gefühle ausspricht, und worin er mit Lafontaine, ohne ihn zu copiren, viel Aehnlichkeit hat. Dem Brief sind einige unedirte Stücke beygefügt. Auch die aus der spätesten Zeit, wo er schon über achtzig war, zeigen viele Kraft der Imagination und rechtfertigen ihn ganz von dem Vorwurfe, er sey vor Alter kindisch geworden, was gewisse Leute verbreiteten, denen es darum zu thun war, sein politisches Benehmen so zu deuten. Eine gewisse Incorrectheit findet sich freylich bey allen seinen Arbeiten, und blieb ihm selbst nicht verborgen, wogegen der Styl des Verf. die polirteste academische Vollendung darbietet. Der neunte und letzte Brief endlich beschreibt die letzten Scenen seines Lebens.

Paris.

Chez Baudouin Frères: Mémoires de la société d'histoire naturelle de Paris. Tom. I. 1823. 209 S. 4. IX Kupfertafeln.

Dieser Verein hauptsächlich französischer Naturforscher trat im Jahr 1821 zu Paris zusammen und zählt bereits viele berühmte Mitglieder. Auch enthält schon dieser erste Band viele interessante Abhandlungen. Zuerst liefert er ein Verzeichniß der Namen der Mitglieder und die Statuten der Gesellschaft; sodann eine Uebersicht ihrer Arbeiten im Jahre 1821 von M. Brongniart, dem Secretair derselben, die keines Auszugs fähig ist und von einer großen Thätigkeit der Mitglieder zeugt. Nächst diesem enthält dieser Band folgende Aufsätze. — Aug. Odier, über die chemischen Bestandtheile der hornartigen Bedeckungen der Insekten. Er findet darin, als Hauptbestandtheil, einen eigenthümlichen Stoff, welchen er Chitine nennt und weiset denselben auch in den Schalen der Crustaceen nach. Außerdem enthalten sie ein farbiges Oel, das diesen Theilen ihre Färbung gibt und einige Salze. — A. G. Demarest stellt ein neues Genus Nager unter dem Namen Capromys auf. Es findet sich auf den Antillen, wo es die Wälder bewohnt, auf Bäume klettert und von Pflanzen und Früchten lebt. Es wird einen Fuß lang, hat braungraues, fast borstenartiges Haar, einen sechs Zoll langen Schwanz, einen Bau fast wie das Murmelthier; sitzt auch gern auf den Hinterfüßen und tritt mit der ganzen Sohle auf. Er nennt es seinem Freund, der es ihm aus Cuba zuschickte, zu Ehren, C. Furnieri. — Achille Richard zeigt, daß die Ophiorhiza Mungos und Oph. Mitreola zwey ganz verschiedene Gattungen ausmachen und nennt die letztere Mitreola ophiorhizoides, in-

dem er sie zugleich zu den Gratianeen zählt, da hingegen die erstere zu der natürlichen Familie der Rubiaceen gerechnet werden müsse. — Aug. Odier stellt ein neues Genus Anneliden auf, das zu der Familie der Hirudineen gehöre; und das er Branchiobdella Astaci nennt. Er fand es unter den Branchien der Flußkrebse. — Guillemin und Dumas, über Bastard-Pflanzen überhaupt und die einiger Alpen-Gratianeen insbesondre. Die Abartungen scheinen den Verff. mehr abhängig von dem Standort, als der gegenseitigen Befruchtung durch Blüthenstaub. Die zu dieser Abhandlung gehörige Kupfertafel zeigt den Uebergang der Gentiana lutea durch hybrida in purpurea. — Guillemin über eine Monstrosität an den Blumen der Euphorbia esulae. — Victor Audouin, über ein neues Genus Arachniden mit Tracheen, das er Achlysia dytisci nennt, weil er es zuerst an dem Dytiscus marginalis gefunden hat. — De la Fontaire liefert geologische Bemerkungen über die Gegend von Antwerpen. — Derselbe über das Genus Astarte Sowerby, oder Crassine Lamarck. — D'Audebert de Ferrusac, Monographie der noch lebend vorhandenen und fossilen Arten der Schneckengattung Melanopsis. Er erzählt 17 Species, nebst mehreren Varietäten, auf — Bertrand Geslin liefert Bemerkungen über den Zirkon-Hyacinth von Expailly bey Puy-en-Velai, die seinen vermutheten vulkanischen Ursprung nur in so fern bestätigen, als er sich im Granit findet, der durch vulkanische Ausbrüche gesprengt wurde. Er findet ihn, wenigstens in jener Gegend, dem Granit eben so beygemischt, als anderswo die Granaten, oder den Titan. — Adrien de Jussieur beschreibt eine neue Baumart, Jacina senegalensis, zur fünften Linneischen Classe gehörig. — Jules Desnoyers, Bemerkungen über ein nach Trüffeln riechendes Fos-

ist, das sich in Italien bey Vicenza und anderwärts findet, und unter dem Namen Madreporite asbestiforme oder Tartuffite xiloide bekannt ist. Die chemische Analyse hat nichts über den Stoff, der den eigenen Geruch liefert, ergeben. — Zuletzt noch einige Bemerkungen von Achille Richard über eine merkwürdige Monstrosität der Blumen der Orchis latifolia, eine Bestätigung der Göthischen Ideen über die Metamorphose der Pflanzen.

Prag.

Bey Gottlieb Haase: Grundsätze der praktischen Heilkunde durch Krankheitsfälle erläutert. Zum Gebrauche für Wundärzte Von Dr. Ignaz Rudolph Bischoff, k. k. öff. ord. Professor der medicinischen Klinik und praktischen Heilkunde für Wundärzte an der Karl - Ferdinands Universität etc. Erster Band. Die Fieber. 1823. XII u. 280 S. in 8.

In der Oesterreichischen Monarchie sind bekanntlich eigene medicinisch-klinische Schulen für Wundärzte errichtet worden, in welchen ein medicinisch-praktischer Unterricht in einem dem Fassungsvermögen der Landwundärzte angemessenen populären, minder eruditen Vortrag eingekleidet über die unter dem Landvolk am gemeinsten vorkommenden Krankheiten ertheilt werden soll. Dieser Verordnung suchte der Verfasser durch dies Werk zu entsprechen, dessen erster Band eine populäre Darstellung des Kranken-Examens und der Fieberlehre enthält, und in welchem auch der Abhandlung über die einzelnen Krankheiten Krankheitsfälle, um die aufgestellten Grundsätze in der Erfahrung nachzuweisen, beygefügt sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 10. Junius 1824.

Weimar.

Entdeckungen im Alterthum, versucht von R. H. Brehmer, M. D. Erster Theil. Erste Abtheilung. XII u. 552 S. Mit drey Charten und einem Kupfer. Zweyte Abtheilung VIII u. 484 S. Mit sechs Charten und einem Kupfer. 1822. 8.

Der Verfasser des gegenwärtigen Werks hat es nicht erlebt dasselbe zu beendigen. Er war Arzt in Lübeck; aber seine Neigung führte ihn zu dem Studium des Alterthums; und er zog sich aus der Praxis zurück, um diesem ganz leben zu können. Ist es ihm gleich nicht zu Theil geworden, sein Werk zu beendigen, so enthält doch der erste Theil desselben die Grundlage des Ganzen, und die Hauptresultate seiner Forschungen. Er nennt sein Werk Entdeckungen; und nicht mit Unrecht, in so fern der Hauptsatz, aus dem Alles Weitere abgeleitet wird, allerdings neu ist; wenigstens in seiner Ausführung. Dieser Hauptsatz ist, daß bey der noch vorhandenen Geographie des Ptolemäus ein altes Phönizisches oder Tyrisches Chartenwerk zum Grunde liegt;

und wir also in demselben eine Geographie, und zwar eine Handelsgeographie der Phönicier besitzen, die sowohl den Umfang, als die Straßen ihres Handels darlegt. Wir wollen, ehe wir unsre eigenen Bemerkungen hinzufügen, die Hauptideen des Verf. mittheilen; müssen jedoch, um verständlich zu seyn, einige Notizen über das Werk des Ptolemäus vorausschicken. Daß wir von diesem Mathematiker aus der Mitte des zweyten Jahrhunderts eine Geographie in acht Büchern besitzen, ist allgemein bekannt; aber kein Werk der alten Literatur ist mehr vernachlässigt worden. Es ward zuerst in der lateinischen Uebersetzung des Jacob Angelus aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts in mehreren Ausgaben bekannt, die letzte Ausgabe des griechischen Originals ist die vom Jahre 1533 durch Erasmus besorgte. Seit dieser Zeit ist nichts für das wichtige Werk geschehen. Das erste Buch enthält die mathematische Geographie; die sechs folgenden fast bloße Nahmensverzeichnisse der Länder, Berge, Flüsse und Oerter; jedoch mit Beyfügung ihrer Länge und Breite; das letzte Buch eine Angabe von 350 Städten nach der Dauer des längsten und kürzesten Tages; und eine Anweisung zur Entwerfung von Landcharten. Die Handschriften dieses Werks enthalten zugleich eine Folge alter Landcharten, in 26 Blättern; von denen 10 für Europa, 4 für Africa, und 12 für Asien bestimmt sind. Als Verfertiger dieser Charten wird ein Mechaniker in Alexandrien Agathodämon genannt, von dem wir weiter nichts wissen als daß er im fünften Jahrhundert gelebt haben soll. Die erste Nachbildung dieser Charten die sich in den ältern Ausgaben in Holzschnitten findet, war das Verdienst eines Benedictiners zu Reichenbach Nicolaus Donis; die spätere Nachbildung des bekannten Mercator von 1578 ist nicht nach einer Handschrift gemacht, sondern enthält eigenmächtige Verände-

rungen; und kann daher nicht als Copie des alten Chartenwerks betrachtet werden.

Jenes Werk des Ptolemäus, und das dasselbe begleitende Chartenwerk gehört nun allerdings zu den merkwürdigsten Ueberbleibseln des Alterthums; und wird in gewisser Rücksicht immer räthselhafter, je weiter man es studirt. Es findet sich hier eine Kunde der alten Welt, die man nach den Werken der übrigen Geographen zu erwarten sich auch nicht entfernt berechtigt glauben könnte; nicht bloß bey den bekannten, sondern auch den fast unbekannten Ländern. Nicht bloß etwa die Küsten von Nordasien und Arabien werden beschrieben; auch das Innere dieser Länder ist voll von Nahmen; auf Ceylon allein kennt der Geograph 20 Städte; und vollends ans Wunderbare grenzt die Kunde des Nördlichen Europa. — So drängt sich also von selbst die Frage auf; woher wußte der Geograph dieß Alles, welches sind die Quellen sowohl des Werks als der Charten? Um von diesen letzten anzufangen, so sagt der Vf. es ist rein unmöglich, daß die Charten nach dem Werke gezeichnet werden konnten. Denn wenn man hier auch Nahmen und einzelne Ortsbestimmungen fand, wie wäre es möglich gewesen, darnach die Umrisse der Küsten, den Zug der Bergketten, den Lauf der Flüsse mit der Genauigkeit zu zeichnen, als es geschehen ist? Der Chartenzeichner mußte also andre Hülfsmittel haben. Und der Geograph, woher hatte er jene genaue Kunde nicht nur der Nahmen, sondern auch der Lage der Oerter? Ptolemäus selber sagt uns in der Einleitung: Er wolle nur das Werk des Marin von Tyrus, der zunächst vor ihm lebte, (also im Anfang des zweyten Jahrhunderts) verbessern. Dieser Marin hatte mit großem Fleiß ein geographisches Werk entworfen, und in wiederholten Ausgaben verbessert; so auch die Charte dazu; jedoch diese nicht mehr nach der dritten, sondern nach

der zweyten Ausgabe. Die Frage ist also nur dadurch zurückgeschoben: welches die Quellen und Hülfsmittel von Marin waren? Man nahm bisher an es seyen griechische Quellen. Hier stellt nun der Verf eine entgegengesetzte Meinung auf; nehmlich, daß ein Tyrisches oder Phönicisches Chartenwerk bey der Geographie des Marins und Ptolemäus, und den Charten des Agathodämon zum Grunde gelegen habe; ja daß dieß Chartenwerk wohl eigentlich die Hauptsache, und der Text des Ptolemäus nur der Commentar dazu gewesen sey. Die Gründe, welche der Vf. für diese Meinung aufstellt, kommen auf folgendes hinaus. Die Erdkunde des Ptolemäus geht so weit über die Grenzen der griechischen Geographen, eines Eratosthenes und Strabo hinaus, daß er oder Marin andere Quellen als diese benutzt haben muß. — Die vielen Nahmen sind nicht Europäischen Ursprungs; auch kann der Alexandrinische Handel nicht als Quelle angesehen werden; der meist Küstenhandel war. — Alles dagegen spricht dafür, daß diese Quellen Tyrischen Ursprungs sind. Die Länder und Küsten nach denen ihr Handel ging sind immer am reichlichsten mit Nahmen ausgestattet. — Ferner die eigenen Nachrichten des Ptolemäus über das Chartenwerk des Marins bestätigen diese Ansicht. Nennt er es gleich eine Tafel, πίναξ, so konnte es doch unmöglich eine einzige Welttafel seyn, auf der über 8000 Nahmen nebst Gebirgen und Flüssen niemals Platz hätten finden können; es muß eine Folge von Charten, wahrscheinlich auf Pergament-Blättern, gewesen seyn.

Diese Sätze bilden die Grundlage, auf der die weitere Ausführung des Verf. ruht. Haben wir in dem Werk des Ptolemäus ein ursprünglich phönicisches Chartenwerk, so war dieß die Frucht ihrer Handelsreisen und Schiffarthen; und für die Geschichte, den Umfang und die Straßen des ältesten

Welthandels geht hier also ein ganz neues Licht auf. Hiervon wird nun die Anwendung in den beiden vorliegenden Theilen gemacht, in dem ersten auf Asien; in dem zweyten auf Europa. Also der Handel der Phönicier nach der Arabischen Halbinsel, dem Persischen Meerbusen; Indien, sowohl dem diesseitigen und der Insel Ceylon, als dem jenseitigen. Demnächst der Landhandel durch Mittel- und Nordasien, nach Bactrien, Sarmarcand, China, und dem Asiatischen Rußland. Der zweyte Theil, der Europa umfaßt, beginnt mit dem Baltischen Meer, und die dasselbe umgebenden Länder, besonders die Bernsteinküsten. Hierauf über die Cimbrische Halbinsel; über die Insel Albion; und besonders über die Entdeckungsreise des Pytheas. Dann die Küsten und Inseln des Mittelmeeres, mit den dortigen Phönicischen Colonien. Mit besonderm Fleiß werden dann auf dem festen Lande Europas die Flußstraßen aufgespürt; die Donaustraße; die Flußstraße queer durch Italien; die Spuren einer Flußstraße zwischen dem Baltischen Meer, dem Rhein und dem Mittelmeer; so wie endlich die Spuren eines uralten Handelsverkehrs auf Germaniens Strömen. Die nöthigen Erläuterungen geben die auf dem Titel schon bemerklich gemachten kleinen Charten; nebst einer größern; auf denen dann auch die Handelsstraßen sorgfältig verzeichnet sind.

Schwerlich wird ein critischer Schriftforscher den Behauptungen des Verf. sofort allgemeinen Beyfall zollen; aber eben so wenig wird er auch sie alle sogleich als leere Hypothesen zurückweisen wollen. Wer jemals Strabo mit Ptolemäus verglichen hat, muß auch auf den unermeßlichen Abstand aufmerksam geworden seyn, welcher in Beziehung auf die entferntern Weltgegenden zwischen beiden zum Vortheil des letztern statt findet. Die Quellen des Strabo sind durch neuere Untersuchun-

gen ins Licht gesetzt. Es waren im Ganzen die Alexandrinischen Geographen, und die Geschichtschreiber der Römisch-Parthischen, und Römisch-Germanischen Kriege. War denn also in der Zwischenzeit zwischen Strabo und Ptolemäus, oder vielmehr Marin die Erdkunde so erweitert, daß aus dieser Entdeckung die genaue Kunde jener entfernten Weltgegenden geschöpft werden konnte? Dieß wäre wenigstens sehr schwer zu erklären; und erklärt sich gewiß auf jeden Fall leichter, wenn man annimmt, daß dem Marin auch ältere Hülfsmittel zu Gebote standen. War dieß nun, wie der Verf. will, ein altphönicisches Chartenwerk? Daß die Phönicier in einem gewissen Sinne Charten gehabt haben, kann man unsers Erachtens vernünftiger Weise nicht bezweifeln, wenn wir auch keinen ausdrücklichen Beweis dafür haben. Wie läßt es sich denken, daß ein Volk welches Jahrhunderte lang die entfernten Land- und Seereisen machte, und so viele andere Künste cultivirte, auf diese Erfindung nicht gekommen seyn sollte? Wir verstehen unter Landcharten deshalb nicht Charten wie die unsrigen, sondern metallne Welttafeln, wie wir bestimmt aus Herodot wissen, daß die Milesier sie hatten. Waren, wie wir aus Salomos Zeiten wissen, die Phönicier nicht Meister in solchen Metallarbeiten? Sollte eine solche geographische Uebersicht des Phönicischen Welthandels, wie Ezechiel im 27. Capitel sie giebt, nicht die Ansicht einer solchen Weltcharte voraussetzen? Und war es nicht wieder ganz natürlich, wenn solche Welttafeln vereinzelt zu Ländertafeln wurden; und auch vielleicht Chartenzeichnungen auf Pergament, oder anderen Materialien daraus entstanden? Erklärt es sich dann nicht, wie auf diesem Wege allmählig die genauen und sorgfältigen Küstenumrisse, und die Berg- und Flußbezeichnungen sich ausbilden konnten? Marin lebte und schrieb so viel wir wissen, in Tyrus, konnten hier nicht

Chartenwerke dieser Art vorhanden seyn, die er bey dem seinigen zum Grunde legte und verbesserte? Damit ist keinesweges gesagt, daß ein solches Chartenwerk seine einzige Quelle gewesen sey. Vielmehr sagt Ptolemäus I. Cap. VI. ausdrücklich von ihm, daß er mit großem Fleiß alle ältern und neuern Werke zu Rathe gezogen habe; mehrere Schriftsteller, die wir weiter nicht kennen, ein Alexander, ein Theophilus u. a. werden ausdrücklich genannt; so wie auch Reisen von Kaufleuten. Welchen Fleiß muß Marin nicht darauf gewandt haben, da er zwey Ausgaben jener Charten und jener Commentare lieferte, und von der dritten noch den Commentar; nicht mehr aber die Charten?

Ueber die von dem Verf. angegebenen Handelsstraßen ins Einzelne zu gehen, müssen wir einem andern Ort vorbehalten. Wenn die in Asien ihrer Zahl nach allerdings vervielfältigt erscheinen, so kommen sie doch der Richtung und den Zielen nach in der Hauptsache (das jenseitige Indien ausgenommen) mit denen überein, welche von dem Rec. auf seiner Karte von Asien früher verzeichnet sind, wie die Vergleichung jeden, der sie anstellen will, lehren wird; und mit welchem Recht der Vf. sagen konnte, daß hierüber noch bisher so gut, wie kein Licht verbreitet sey, überläßt er den Lesern zur Entscheidung. Gegen die Handelsstraßen in Europa, die der zweyte Theil angiebt, möchte die Critik wohl aus zwey Gründen manche Einwendungen zu machen haben. Erstlich nämlich baut der Verf. hier viel mehr auf Nahmensähnlichkeiten der alten und neuen Oerter, die ohne hinzugefügte historische Beweise immer sehr schwankend bleiben. Zweytens legt er ein übertriebenes Gewicht auf die Flußsysteme, und die Flußschiffarth. Allerdings läßt es sich zeigen, daß das Europäische Flußsystem den Verkehr sehr erleichtern kann. Aber

folgt daraus, daß es immer wirklich geschehen sey? Läßt sich nicht dasselbe von den Flußsystemen von Nord- und Südamerica, vielleicht noch in einem höhern Grade zeigen, und haben dennoch die anwohnenden einheimischen Völker davon Gebrauch gemacht? Bey dieser ganzen Classe von Forschungen ist der Wunsch recht viel Neues zeigen zu können sehr verführerisch; das Bestreben es zu thun, geht sehr bald daraus hervor; und kann den Forscher sehr leicht auch um dasjenige Zutrauen bringen, das man allerdings ihm hätte schenken sollen.

Unsere Absicht bey der Anzeige des gegenwärtigen Werkes ist gewiß nicht die, den Credit des verstorbenen Verf. zu schwächen. Wir glauben daß in seinen Ansichten viel Wahres liegt; wenn wir uns auch selber es nicht so gleich herausnehmen mögen, die Grenzlinie zwischen dem Wahren und Falschen zu ziehn. Wir wünschen also Aufmerksamkeit darauf zu erregen, und es einer unparteyischen, nicht bloß absprechenden Prüfung zu unterwerfen. Hätte der Vf. sich auch nur das Verdienst erworben auf den ersten und doch am meisten vernachlässigten Geographen des Alterthums aufmerksam gemacht zu haben, gäbe er vielleicht dadurch einen Antrieb, daß sein wichtiges Werk wieder aus dem Staube hervorgezogen würde, — wäre dieses nicht schon groß genug? Aber auch der Weg, den der künftige Bearbeiter der Geographie des Ptolemäus einschlagen muß, ist ihm von dem Vf. gezeigt. Eine sorgfältige Untersuchung der Charten des Agathodämons in den Wiener und Florentiner Handschriften, eine Vergleichung mit den Holzschnitten des Solis, und ein treuer Nachstich nach den Originalen in den Handschriften muß die Grundlage bilden. Auf diese folge die Vergleichung und Bearbeitung des Textes. Wir haben so manche größere litterarische Unternehmung ausführen sehen; sollte bey dieser, deren hohe Verdienstlichkeit Niemand in Zweifel ziehen kann, unser Wunsch unerfüllt bleiben? Hn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. Stück.
Den 12. Junius 1824.

Nymwegen, Amsterdam und Utrecht.

I. Bey der Wittwe Vieweg u. Sohn: Proeve van een ontwerp tot sluiting van de Rivier den Neder-Rhyn en Lek, en het storten van derzelver Water op den Yssel. Door den Lieutenant-General Baron Krayenhoff, enz. enz. 1821. VIII u. 106 S. nebst 6 Beylagen auf 64 S., die zum Theil in halben Bogen Tabellen bestehen; gr. 4. u. 5 Hydrographisch-topographischen Strom-Charten in gr. Median Folio.

II. Bey Pet den Hengst u. Sohn: Aanmerkingen en bedenkingen van H. J. van der Wyk, op de Proeve van een ontwerp tot sluiting van de Rivier den Neder-Rhyn en Lek en het storten van derzelver Water op den Yssel; enz. 1823. 128 S. gr. 4.

III. Bey van Paddenburg u. van Dyk: Memorie, betrekkelyk den staat der Rêvieren, in opzigt harer bedykingen, der Dykbreuken en der overstroomingen, van vroegere tyden, tot die der laatste in het Jaar 1821. Benevens de Aanmerkingen op het Proef-Ontwerp

tot sluiting van de Rivieren den Neder-Rhyn en de Lek, enz. — — door den Inspect. General van den Waaterstaat enz. J. (an) Blanken Jansz. (oon). Enz. enz. 1823. XVI und 184 S. gr. 4.

Die vorliegenden, trefflich bearbeiteten drey hydrographischen Werke, welche einen Gegenstand der größten Wichtigkeit, für und wider abhandeln, sind so genau mit einander verbunden, daß sie unmöglich getrennt angezeigt werden können, ohne den wahren Gesichtspunct, den Zweck, und die sich von der Ausführung des Ganzen ergebenden Resultate, aus dem Auge zu verlieren. In der Hinsicht müssen wir zuvörderst unsern Lesern den wesentlichen Inhalt und die sich dabey von selbst aussprechende Tendenz dieser Schriften, einzeln in möglichst gedrängter Kürze vortragen; demnächst aber unsere eigene Ansicht über den, in diesen drey Schriften besprochenen Gegenstand von dem das Wohl und Wehe der nördlichen Provinzen des Königreichs der Niederlande abhängt, in einer allgemeinen Bemerkung folgen lassen. Aufrichtig gestanden ist dieß letztere Geschäft für den Refer. ungleich schwieriger, als mancher denkt, indem besonders die berühmten Herren Verf. von Nr. I u. III, deren frühere topohydrographisch und hydrotechnische Schriften, längst in unsern Blättern mit dem ihnen gebührenden Ruhme von uns angezeigt worden, — sich, durch wissenschaftliche Theorie und Praxis, im Inn- und Auslande einen vollgültigen Namen erworben haben, den Referent bey seiner, fast funfzigjährigen ziemlich genauen Bekanntschaft mit dem Territorio und den hydrographisch-technischen Stromverhältnissen in den vormals vereinigten Niederlanden, — bey jeder Gelegenheit nicht anders, als mit der reinsten Hochachtung ausspricht. Ueberdem sey es uns erlaubt im Voraus zu erklären, daß der engen Grenzen unserer Blätter wegen, wir uns so wenig

auf eine rein wissenschaftliche Darstellung aller, in diesen Schriften vorkommenden hydraulisch-metrischen Grundlehren, als auf deren kritische Untersuchung einlassen dürfen; es sey uns genug, den so eben erwähnten Zweck, im allgemeinen zu erfüllen.

Nr. I. Der Hr. Gen. Lieut. schreibt diesen Versuch (Proeve) eines Entwurfs zur Abschließung des Niederrheins und der Leck, und Leitung deren Wasser auf den Yßelstrohm rc. — zufälligen Umständen zu, die, auf Veranlassung der vielfachen Deichbrüche seit dem Jahre 1740, in der Einleitung S. 1-8. entwickelt worden. Diese fürchterlichen Ereignisse sollen vor vielen Jahren schon den Gedanken der Holländischen Hydrotekten erzeugt haben, den Rheinstrom neben der östlichen Seite der Geldernschen Niedrigung nach der Südersee, — so auch durch die Nieder-Betüwe nach der Wahl zu leiten. Aehnliche Entwürfe hätten auch früher für die Maas und Merwede statt gefunden, um solche über das sogenannte Bergsche Feld (die 1421 versunkene Südholländ. Ward), nach dem Holländischen Tief zu führen. Keiner von allen diesen Entwürfen sey früher wieder zur Sprache gekommen und reiflich erwogen worden, als unter dem vorigen Könige von Holland (Ludwig Bonaparte), der Augenzeuge des verwüstenden Schauspiels der Ueberströmung im Januar 1809 war. Dieser sey davon so mächtig durchdrungen worden, daß er sofort eine Central-Commission zu errichten verordnet, und dazu die sachkundigsten Holländischen Wasserbaumeister ernannt habe, denen eine Königl. Instruction am 6. Febr. 1809 ertheilt worden sey. Die dahin gehörigen Actenstücke sind zu Ende des Buchs Beylage A. S. 1-15. in Französ. Sprache abgedruckt. Die Commission war vorzüglich angewiesen, ihr besonderes Augenmerk auf die, in der Instruction §. 1 u. 5. enthaltenen Fragen zu richten, und das frühere Beyerincksche Project: das

Wasser von dem Niederrheine und der Leck, auf den Yßelfluß zu leiten, jenen abzuschließen und den Rheinstrom durch einen innern Landkanal, der Yßel zuzuführen. S. 4. in der Note, wird diese Idee schon dem alten Beyerink im J. 1769 zugeschrieben. Die Commission hätte sich aber über den Zweck und die Mittel der Ausführung nicht einigen können, und so sey von dem Allen weiter nichts, als der (im Nachsommer 1809 bey dem ehemaligen Hause Halsaf, nunmehr Babberyk angefangene und bis zum Notebaum, südwärts Alt-Sevenaar am alten Rheine durchgeführte) Lymersche hohe Sommer-Deich (Overlaat of slaperdyk) verfertiget worden, dessen Nutzen der Genl. Kr. anerekunt. (Ref. sah die Anlegung desselben im Anfange October 1809, und die zweckgemäßen Wirkungen dieses Deichs, nach der Ueberschwemmung Februar 1820, im März des gedachten Jahrs, wo ungeachtet der Rhein im Durchschnitt 5 Fuß hoch über die Krone des Deichs sich herabgestürzt hatte, dennoch kein einziger Durchbruch, wohl aber einzelne Abspülungen der Deichkrone, zu sehen waren.) Die weitern Veranlassungen, welche das vorliegende Werk herbeyführten, übergehen wir; bemerken indessen, daß der Hr. Verf. sich, in Absicht der hydrographischen Beobachtungen, fast durchgängig auf seine frühere Verzamel. van hydrogr. en topogr. Waarneem. (s. G. g. A. 1821. 30 St. S. 289-296.) bezieht, und neben den neuen niederländischen Maaßen, zugleich die alten rheinländischen eingeschaltet hat. Gelegentlich wollen wir uns der letztern Angaben bedienen.

Das Ganze, außer den Beylagen, die besonders paginirt sind, zerfällt in IX Abschnitte. I. S. 9-24. Ueber das abführende Stromvermögen des Pannerdenschen Canals. (Dieser Kanal, der im J. 1701 an der rechten Seite der Wahl im Südwesten von Pannerden gegraben und bis Candia, wo der alte

Rhein mündet, durchgeführt worden, bilden den so genannten Unter=Rhein. Das große, östlich von der Sternschanze hydrotechnisch schön und dauerhaft ausgeführte Schöpfwerk, das an der südöstlichen Spitze der Sct. Nicolaus angebracht worden ist, bewirkt den Scheidepunct der Wahl und des Rheins. Von diesem, der dadurch ein starkes Gefälle erzeugt, wird in dem vorliegenden Werke vorzüglich die Rede seyn.) Um die wahre Breite und Tiefe des Rheins im Pannerdenschen Canal, bey der Mühle unterhalb dem Pannerdenschen Fährhause, und dem gegenseitigen linken Rheinufer, Dornburg nordwestlich liegend, zu bestimmen, hat der Hr. Verf. technische Vorrichtungen getroffen, die S. 10 ffg. beschrieben werden. Diese Messung geschah im Jahre 1813 zur Zeit, als der Wasserstand daselbst am Canal=Pegel 9'. 7⅐" und die mittlere Höhe der Deiche über den Wasserspiegel, 14'. 10½" rheinländ. zeichnete. Die gemessene mittlere Entfernung beider gegenseitiger Deichkronen, ward = 50, 24°. und die mittlere Breite des Wasserspiegels = 44, 92°. rheinl. befunden. Die Dossirung (helling) des Deichs am rechten Ufer, vom Rande der Krone bis zum Wasserspiegel, betrug 33., dessen Gefälle auf jeden Fuß Länge 6''; daher der innere Dossirungswinkel = 26°. 42'. 12". — Am linken Ufer des Kanals (wo die Deiche bis unterhalb Angern, ungleich höher als am rechten sind) fand man die Dossirung von der Krone des Deichs bis zum Rheinspiegel = 38'. 9", und das Gefälle per Fuß Länge = 5". Den spitzen Dossirungswinkel dagegen = 22°. 32'. 38". Die mittlere Stromtiefe aus 90 Vor= und Rückwärts=Messungen (Peilingen) ergab sich = 12'. 9". 4'''. — S. 15 ffg. wird die Schnelligkeit des Stroms im Pannerdenschen Canal beschrieben. Die Bestimmung derselben, ward mit einem eigenen Strommesser, unternommen, der in vielen Stücken von den bekanntesten Instru=

menten der Art abweicht. Er wird auf der Kupfertaf. I. Fig. 3, 4 u. 5 abgebildet. (Dieser Strommesser hat viel ähnliches mit dem, den der gelehrte Jesuit Nicolaus Cabeus — geb. zu Ferrara 1586; gestorben zu Genua 1650 — im ersten Viertel des XVII. Jahrhunderts erfand; dessen Gebrauch aber in großen, zumal reißenden Strömen, mancher Schwierigkeit unterworfen ist. Ref. stellt daher dem Hrn. Genl. Kr. zu prüfen anheim: ob nicht einer der bewährtesten Strommesser, deren sich der ältere Brünings, Silberschlag, Woltmann, Eytelwein, und mehr neuere Hydrotekten unter seinen holländischen Landsleuten bedienten, hierin nicht zweckmäßigere Dienste geleistet haben würde?) Die Schnelligkeit des Stroms auf seiner Oberfläche, ward in jeder Secunde = 4,⁷⁹¹¹'. gefunden. S. 20. Tafel der, aus jenen verschiedenen Messungen resultirenden mittlern Schnelligkeit des Stroms in Zeit und Abständen = 26,54°. rheinl. — Um diese praktischen Beobachtungen durch die Theorie zu begründen, wendet der Hr. Verf. S. 22-24. die analytische Formel von Prony an. (Dieser hat er sich schon in seiner Verzamel. van Hydrograph. etc. Waarneem. Ide Deel; p. 202 enz. bedient. In wie fern aber derartige, aus jenen Formeln gefundene Coefficienten auf große, reißende Ströme, und mit welcher Vorsicht sie anzuwenden seyn dürften, hat unser berühmter Deutscher Sachkenner Eytelwein hinlänglich schon gewürdiget, s. dessen Beytr. zur Hydraul. d. Hrn. Dü Büat; S. 82. Berl. 1796; gr. 8. u. Handb. d. Mechan. vester Körp. u. der Hydraul. S. 181 fg. Berlin 1801; gr. 8.) II. Abschn. S. 24-32. Ueber das Stromvermögen (Capaciteit) der eigentlichen Yssel, und die Mittel, dieser das nämliche Vermögen des Pannerdenschen Canals zu geben. Zuvörderst wird auf einer Queerfolio-Tabelle der Zustand des Pannerdenschen Kanals für alle Wasserstände am

dasigen Pegel, 1'. 6". bis zu 20'. 6" nach der gefundenen Breite des Wasserspiegels, der Bodengrundfläche, der mittlern Tiefe und Schnelligkeit des Stroms in einer Secunde, anschaulich gemacht. Durch Vergleichung der gefundenen Resultate ergibt sich, daß, wenn die Capacität des Strom-Volumens der Yssel sey = 3; so wäre die des Pannerdenschen Canals = 10. Daraus folge, daß jenes Vermögen, um diesem gleich zu werden, das Stromgefälle der Yssel, $3\frac{1}{3}$ Mal vergrößert werden müsse. Dieses glaubt der Hr. Verf. in der Anlegung eines neuen Canals zu finden, dem er den Namen der neuen Yssel beylegt, welche an der sogenannten Kyfward, oberhalb dem Separations-Puncte des Stroms, Millingen gegenüber, mit ihrer obern Mündung anfangen, und bey Bingerden, oberhalb Duhsburg (Doesburg), sich in der Drusischen Yssel münden und daselbst mit dieser sich vereinigen soll. Von dort an sollen alle die Krümmungen der Yssel durch neue Durchstiche rectificirt, und bis nach Krimpen in das rechte Tief der Südersee geleitet werden, dessen Entfernung von der Kyfward an bis dahin = 33070° und deren Stromgefälle = 36'. 0". 6‴ betragen soll, wornach auf jede $265,^{438}$ rheinl. Ruth. Länge, im Durchschnitt 3 Zoll Stromgefälle zu stehen käme. Dieser neue Yssel-Canal würde demnach von der Kyfward an, durch das Amt Lymers (seit 1816 zum Königreich der Niederlande, und insbesonders zur Provinz Geldern gehörend) zwischen Sevenaar und Gruhsen (Groessen), oberhalb Düven (Duiven) bis zur Ysselschen Schleuse, 170 Ruthen oberhalb Bingarden in die bisherige Yssel (Fossa Drusiana) geführet werden. Aus Messungen der gefundenen Entfernungen, sucht der Hr. Verf. S. 26 flg. zu beweisen, daß die Ableitung des Unterrheins durch die neue Yssel und deren untern Stromrectificationen bis zur Südersee, gegen den bisherigen Weg durch den Pannerdenschen Canal, um 6702

rheinl. Ruthen abgekürzt werde. Die Richtung dieser neuen Yssel, wie deren Correction des Strombettes bis zur Südersee, ist auf der Hydrographischen Charte Nr. II. und in der, unter Nr. IV. punctirten gelben Doppellinie abgebildet. S. 32. bestimmt der Hr. Verf. die verschiedenen Breiten dieser neuen Yssel und deren Rectificationen, in folgender Art: a) Breite des Canals von der Kykward bis Bingerden = 45, 29°. b) Von dort aus bis Zütphen, für die neue Stromlinie = 47, 91°. c) Von Zütphen bis Deventer, desgleichen = 58°, und d) von Deventer bis Krimpen ebenfalls = 71, 76°. rheinl. Auf der Charte Nr. IV. wird dagegen der Leckfluß von Arnheim abwärts bis Krimpen (2 Stunden oberhalb Rotterdam), wo er sich wieder mit der Mervede vereinigt, und fortan die Maas genannt wird, durch eine dunkelgrüne Farbe angezeigt. Um den Pannerdenschen Canal abzuschließen, und den Rhein oder die Leck für die innere Schiffahrt brauchbar zu machen, sollen in diesem bisherigen Strombette 8 Kammerschleusen angebracht werden, die von Pannerden aus über Arnheim, Leckerfähr, Rhemmerden, Wyk bey Duurstede, Kuilenburg, Vianen, Ameiden bis Krimpen einen Totalabstand = 31535°. erfordern würde, deren Gesammtgefälle 31'. (über den Amsterdamer Pegel = 0) betrage. — Im III. Abschn. S. 33-44 verbreitet sich der Hr. Verf. über manche Gegenstände, die sich seiner projectirten neuen Yssel widersetzten. Anfänglich sey der Plan gewesen, den neuen Yssel mond in das Oberspyk, (wahrscheinlich in die Gegend, zwischen dem Spykschen Fährhause bey Stockmann und dem Dykmannshofe, jetzt B. Barndsen am rechten Rheinufer) oberhalb des daselbst im J. 1784 gelegten neuen Einlagedeich zu verlegen; davon sey man aber unter dem vormaligen Könige Ludwig Bonaparte (wie wir bereits erwähnt haben) zurückgekommen, und habe dafür die Kykward gewählt.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.
Den 12. Junius 1824.

Nymwegen, Amsterdam und Utrecht.

Ueber den Nieder-Rhein vom Baron Krayenhoff, von van der Wyk, und Jan Blanken Janszoon. Beschluß.

Die hydrotechnische Ausführung dieses neuen Canals muß man a. a. O. weiter prüfen. Eben so sind die im IV. Abschn. S. 44-49 erwogenen acht besondern Eigenschaften, welche der neue Yſſelstrom besitzen soll, mit der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft genau zu vergleichen. Im V. Abschn. S. 50-61. bemüht sich der Hr. Verf. die Einwürfe zu entkräften, die seinem Entwurfe, im Betreff der neuen Yſſel ꝛc., entgegengesetzt werden könnten. In der Hinsicht wirft er S. 50. zwey Fragen auf: a) Ob der von ihm, für ganz fix bestimmte Sommerwasserstand der neuen Yſſel, welcher 4″ höher als der bisherige seyn sollte, selbstständig sey, das Stromwasser innerhalb beider Ufer abzuführen? b) Würden die Städte Doesburg, Zütphen, Deventer ꝛc. bey hohem Rheinstrome (Opperwater) und schweren Eisgängen auf demselben, wohl der Gefahr ausgesetzt, dadurch überströmt und so gar beschädi-

get zu werden? — Ungeachtet der Hr. Verf. dieselben, nach seiner dargestellten Theorie, trefflich beantwortet hat; so überheben die darin angeführten Gründe, nach unserer Ansicht, die Schwierigkeiten nicht, die zur Auflösung dieser, und mehr anderer, daraus abzuleitenden Probleme, sich darbieten, und den frühern Erfahrungen geradezu entgegen sind. VI. Abschn. S. 61 = 71. Dieser handelt insbesondere von der Abschließung des Pannerdenschen Canals, und der Veränderung des Rheins, oder der Leck in eine innere Schiffahrt durch die bereits erwähnten Kammerschleusen. Dieß ist der zweyte Gegenstand des riesenartigen hydraulischen Entwurfs, der von allen sachkundigen Patrioten geprüft und erwogen zu werden verdient. Weder dieser, noch der VII. Abschn. S. 71 = 79. ist eines Auszugs fähig. In letzterm schildert der Hr. Genl. Kr. die Hindernisse und Vortheile, welche der Ausführung seines Projects entgegen streben, oder im Gegentheil dadurch herbey geführet werden dürften. Eine schwer zu lösende Aufgabe, die im VIII. Abschn. S. 79 = 89. bey näherer Erwägung des Einflusses, den die Ausführung seines Entwurfs auf die Wahl und deren untern Ströme (beneden-riviren) haben dürfte, dennoch vortheilhaft anschaulich gemacht wird. Der Hr. Verf. verbreitet sich daher über die von ihm abgehandelten Gegenstände mit einer genauen Local = und Sachkenntniß, die zwar in jeder Hinsicht anziehend ist, nur nicht alle Leser überzeugen wird. Letztern dürften die S. 82 ffg. so glänzend dargestellten Vortheile: a. In Absicht der Sicherheit der Landes Wasserbau = Werke (Water-staat); b. der Handelsschiffahrt und der allgemeinen Wohlfahrt; und c. der Vortheile für das Königl. Niederländ. Militairwesen, durch unvorherzusehende Naturereignisse und deren Folgen, nicht einleuchten, wenigstens nicht so ganz erwiesen scheinen. Der letzte oder IX. Abschn. S. 90 = 106. enthält die Be-

stimmung (raming) der Kosten, die zur Ausführung dieses Entwurfs erfordert werden. Auch dieser ist keines übersichtlichen Auszugs fähig. Man muß daher den allgemeinen Kosten-Anschlag (globale begrooting der kosten), welcher S. 92-105 tabellarisch vorgelegt wird, und der sich über alle dahin gehörigen Gegenstände verbreitet, im Buche selbst ansehen. Das Ganze kömmt demnach S. 104 auf 33 Millionen 650776 Gulden 82 Cents zu stehen, worunter auch die Summe des Ertrags der Entschädigungen für alle zu vergrabenden Ländereyen, Gebäude und einzelne Grundstücke der Privateigenthümer begriffen ist, die der Hr. Verf. S. 68 für die dazu erfordert werdende Grundfläche = 3271 Morg. 132 Q. R. (jeden zu 600 Q. R. rheinl.) zu 700 Gulden per Morgen, mit Inbegriff der Gebäude, = 21 Mill. 289854 Gulden berechnet, welche von Staatswegen, den bisherigen Eignern und Grundbesitzern notorisch vergütet werden müßten. S. 106 wird, zum Schluß dieses Werks, die ungeheure Summe von beynahe 34 Millionen, beym ersten Anblick (opslag), als ein erstaunender Druck (verbazend bezwaar), aufrichtig anerkannt; wenn man aber die Vortheile erwäge, welche durch die Ausführung seines Entwurfs, besonders für die nördlichen Provinzen des Königreichs, in Hinsicht der abzuwendenden Gefahren durch die überhand nehmenden Mängel der Ströme und Flüsse, herbeygeführt werden könnten; so glaube er, daß man seine vaterländische Absicht, statt sie zu beseitigen, in Effect zu setzen, sich bestreben würde. —

Der Beylagen A-F S. 1-64 dürfen wir, Kürze halber, nur im Allgemeinen erwähnen. Sie bestehen zum Theil in Verordnungen u. für die Verwaltung des Landes-Wasserbauwesens im J. 1809, deren wir oben erwähnten. S. 16-24. ein ausführliches Gutachten unsers Hrn. Verf. vom 10.

März 1809, welches S. 29-57 von einer, meistens in Queerfolio-Bogen bestehenden Tab. der Beobachtungen des Wasserstandes an den Pegelschachten (Peilschalen) längs dem Rheine, von Emmerich aus abwärts, der Leck, Wahl und Merwede, so wie der Yssel, während der Monate Junius bis Sept. 1813, begleitet wird, welcher S. 58-60 eine derartige Tafel der Beobachtung, die der Hr. Genl. Kr. in den Monaten August und Septbr. 1821 zu Doesburg, Zütphen und Deventer an der Yssel veranstaltete, zur Ergänzung angehängt ist. Den Beschluß macht S. 61-64 die Tab. Lit. F. über die außerordentlich hohen Wasserstände, welche in den Sommer-Monaten May-October 1782-1810 einschließlich zu Doesburg und Zütphen an der Yssel beobachtet und aufgezeichnet worden.

Die vorzüglich schön gezeichneten und trefflich gestochenen V Charten und Kupfertafeln, erläutern und versinnlichen das Ganze des Textes vollständig. Schade daß einige Stichfehler in den beiden Charten angetroffen werden. So sind z. B. Plaat. II. zur rechten unterhalb Emmerich, die Dörfer Huythen und Lobith, — Hentem und Lobit genannt. Eben so ist daselbst die Lage von (der ehemaligen Abtey) Hoog-Elten, statt sie auf der Vorderspitze des ersten dieser, hier richtig gezeichneten, nach Mondrolland bey 'sHeerenberg sich erstreckenden Sandberge zu setzen, hier irrig in die Rheinebene, 500° vom Rheindeiche am Spykschen Fährhause, zu translociren. Ferner werden auf der großen, 89 Centimeter innerhalb der Einfassungslinien langen hydrographischen Charte Pl. IV, zur Rechten oberhalb Emmerich, die Dörfer Praast und Vraßelt, — irrig Proost und Verasselt, so wie das am linken Rheinufer, nordwärts bey der Stadt Cleve gelegene kleine Kastel, oder die Dienstwohnung des Kön. Preuß. Ober-Forstmeisters, die Wasserburg, und das nordwestlich von derselben gelegene Dorf Donsbrüggen,

wahrscheinlich durch einen Schreibfehler veranlaßt, hier Wassenburg und Donsbrug genannt. Anderer unbedeutenderen Stich- und Druckfehler, nicht zu gedenken.

Nr. II. enthält eine gründliche, mitunter sehr feine Kritik über die merkwürdigsten Gegenstände, die der Hr. Verf. von Nr. 1. zum Theil als factisch gewiß, vorgetragen hat. Statt aller Vorrede, Einleitung und Uebersicht zu diesen Anmerkungen und Betrachtungen über den Versuch rc. des Hrn. Genl. Kr. — führt der Verf. Hr. v. d. W. auf dem Rücken des Titels seiner Schrift, einen Wahlspruch aus Montesquieu an, dem wir vollkommen beystimmen. Um das Ganze so viel als möglich unter einen allgemeinen Gesichtspunct zu bringen, aus welchen alle einzeln abgehandelten Theile die immer durch eine in der Mitte der Druckcolumnenbreite angebrachte Separationslinie getrennt werden, betrachtet und untersucht werden können, hat Hr. v. d. W. diese Schrift in zwey Hauptttheile gesondert. Zuvörderst I. S. 1-52. hat derselbe ein kritisches Augenmerk auf des Hrn. Genl. Krs., Vorbericht, Einleitung und die darin angeführten Beylagen gerichtet, worauf er II. S. 53-127. seine Untersuchungen über den Entwurf der neuen Yssel-mündung an und für sich, nach den in Nr. I. enthaltenen neuen Abschnitten, der Reihe nach folgen läßt. Ref. gesteht aufrichtig, daß Hr. v. d. W. nicht nur wissenschaftlich mit seinem Gegenstande vertraut ist, sondern sich durch hydrographische Localkenntniß und genauer Bekanntschaft mit der Geschichte des Wasserbaues seines Vaterlandes, als Sachkenner rühmlich auszeichnet. Eben so vertraut ist er auch mit den besten ältern und den neuesten Schriftstellern über Hydraulik und Hydrotechnik, die er zur Unterstützung seiner Gegengründe anführt, wodurch manche Behauptungen des Hn. Verf. von Nr. I. entkräftet zu werden scheinen. Auch als pa-

triotischer Staatswirth zeichnet er sich vorzüglich aus; indem er die Ausführung eines so zweifelhaften, als riesenartigen Unternehmens, das, nach S. 9 fg., bloß für die Römerzeiten geeignet sey, nicht durch 34 Millionen Gulden den nördlichen Provinzen seines Vaterlandes nutzlos aufgebürdet wissen möchte. Kurz, Hr. v. d. W. greift alle Hauptdata, die Hr. Genl. Kr. als zweckgemäß aufstellt, und oft von mehreren Seiten wissenschaftlich zu begründen, sich bestrebt, durch nähere Beleuchtung des Gegenstandes theoretisch an, deren Wirkungen und Folgen, aus der Erfahrung abgeleitet, jenen projectirten Versuch, in allen seinen Unterabtheilungen zu entkräften, bestimmt sind. Alles wird auf Thatsachen gestützt; jede Wirkung der Natur, nach unsers Kästners Methode, dem strengen analytischen Calcul entgegensetzt, vielmehr dieser, nach dem Beyspiele vieler neuern Mathematiker, und Lehrer der höhern Mechanik flüssiger Körper, jenem unterworfen. Schade daß dieses Werk, ohne in Wiederholungen auszuarten, keines Auszugs fähig ist. Selbst nicht einmal dürfen wir uns, der Kürze wegen, auf das Anführen der wichtigsten Untersuchungen und der daraus abgeleiteten Resultate einlassen. Nur dieses wollen wir noch bemerken, daß Hr. v. d. W. den holländischen Wasserbaumeistern, worunter er an mehreren Orten den längst verstorbenen ältern Brünings mit Recht den unvergeßlichen nennt, so wie unter den Deutschen unserm berühmten Eytelwein, alle Gerechtigkeit widerfahren läßt. Auffallend war uns die Stelle S. 24. wo es heißt: "Het is dan voor het beneden gedeelte van Duitschland en voor de Nederlanden hoogst wenschelyk, dat 'er geene nieuwe Wiebeking's mogen gebooren worden, die zyn begonnen werk in het Darmstadsche om de rivier (den Rhein im Rheingau) meerder volmaaktheid tegeeven, voortzetten. Wanneer dit mogt geschieden, dan

moet den gewonelyken waterstand in den Rheingau aanmerklyk verhoogen en de rivier zig tegen het Bingerloch opkroppen, vooral by overstroomingen." Dieses hydraulische Urtheil wird a. a. O. durch eine lehrreiche Note unterstützt, die der Hr. Verf. aus der angeführten Stelle der Berl. Samml. nützl. Auff. und Nachr. die Bauk. betreffend, geschöpft hat. S. 127. ist der Schluß dieses Werks aus Manheim datirt, und S. 128. wird die Fortsetzung desselben, unter dem Titel angekündigt: Beschouwing over de Nederlandsche Rivieren en de middelen tot derzelver verbetering. Noch zur Zeit (Mitte Februar 1824) hat dasselbe nicht die Presse verlassen. Alle Sachkenner und der Ref. sieht demselben mit gespannter Erwartung entgegen, nach dessen Erscheinen wir alsdann unsere Leser mit dessen Inhalt bekannt machen werden.

Nr. III. ist ebenfalls der genauen Prüfung und genauen Untersuchung des in Nr. I. angestellten Versuchs eines Entwurfs ꝛc. gewidmet. Der Herr Gen. Insp. Bl. zeigt, als vieljähriger bewährter Sachkenner, daß man, wie auch Hr. v. d. W. in Nr. II. gethan hat, zumal im Fache wichtiger hydraulischer Unternehmungen an großen Strömen, überall die Erfahrung, welche aus einer langen Reihe angestellter und verglichener Beobachtungen der Naturereignisse gesammelt und construirt worden, durchaus mit in Rechnung bringen, und sich nicht bloß auf rein wissenschaftliche Theorie, von der höhern Analysis abgeleitet, ganz allein verlassen müsse. In der Hinsicht wird über jenes Werk des Herrn Genl. Krs., strenge wissenschaftlich, historisch und praktisch gehandelt, und schon im Vorbericht S. VI. gezeigt, daß auch er (Hr. Bl.) im Junius 1808, dem damaligen Könige von Holland, ebenfalls seine Gedanken mitgetheilt habe, daß die Anwendung der Idee: die gefahrvollen Fluthen des Rheins,

durch die Yssel abzuleiten, schon aus der topographischen Lage der letztern, selbst bey der gelungensten Ausführung des Projects, höchstens nur partiell sey, und zur genauen Noth nur ein scheinbares Mittel gegen die drohenden Gefahren der Ueberströmungen, liefern könne. Von dieser Wahrheit sey er noch jetzt (1823) überzeugt. Der Hr. Vf. nimmt daher Gelegenheit, in der vorliegenden Denkschrift (Memorie) dieses durch historische Facta und hydraulische Beobachtungen evident anschaulich zu machen und zu erweisen. Es wird gezeigt, daß der Wasserbau-Inspector Brünings, aus Auftrag des damaligen Königs, im Julius 1808 einen Kostenanschlag über die vorzunehmenden Deich- und Wasserbauwerke, zur möglichsten Abwendung durch Ueberströhmungen vorgelegt habe, wovon die Ausführung nur zu 1 Mill. 213578 Gulden berechnet worden. Hr. Bl. macht S. VII. dazu die Bemerkung: welcher große Kostenunterschied dieses Projects gegen das, im mittlern Preise zu 34 Mill. veranschlagte sey, welche man für die neue Yssel und die damit in Verbindung gesetzte innere Schiffahrt, ohne allen wünschenswerthen Erfolg, gleichsam vergeuden wollte. Nicht nur unser Verf., sondern die bereits verstorbenen berühmten Sachkenner und damaligen Mitglieder der Committé-Central, die Hrn. C. L. Brünings und der Prof. van Beek-Calkoen, hätten sich (S. IX.) Anfangs März 1809 der Ausführung des — vom Hrn. Genl. Kr. jetzt wieder erneuerten — Projects, geradezu widersetzt, und seitdem wäre im Rathe des Königs (Ludw. Bonap.), nie davon wieder die Rede gewesen. Um dem Entwurfs-Versuche von Nr. I. (Proef-Ontzverp.) in aller Absicht durch Gründe zu begegnen, die aus der Theorie und Erfahrung abgeleitet sind, theilt Hr. rc. Bl. S. X-XIII. seine Gegengründe in vier Abschnitte ein, die im Texte weiter ausgeführt werden. Im I. Abschn. S. 1-16. wird daher die physische Unmöglichkeit anschaulich ge-

macht, dem Ysselstrom, seiner topographischen Lage und innerer Verbindung mit den übrigen Flüssen der nördlichen Provinzen des Königreichs wegen, je eine Richtung geben zu können, dem beachsichtigt werdenden Endzwecke zu entsprechen. Eine Reihe hydraulischer, auf Erfahrung gestützte Ursachen, welche das Ausströmen der niederländischen Flüsse gegen Norden in die Südersee und deren verminderndes Gefälle hemmen, werden angeführt, und gezeigt, wie wenig die Ausführung eines so gewagten Unternehmens geeignet sey, die gefahrvollen Eisgänge und Ueberströmungen des Oberrheins (von Emmerich abwärts) dadurch abzuwenden, und deren zerstöhrenden Folgen durch technische Vorrichtungen, deren zwecklose Unterhaltung, jährlich ansehnliche Summen erfordern würden, vorzubeugen. Der Hr. Verf. hat dieses aus der Geschichte seit dem Entstehen des Ysselstroms unter Drusens (Fossa Drusiana), im Wesentlichen alle Jahrhunderte hindurch, bis auf die neuesten Zeiten zu erweisen gesucht, und die Folgen davon im II. Abschn. S. 17-50. durch die Menge der Deichbrüche und deren zerstöhrende Wirkungen seit den jüngsten 4 Jahrhunderten (1421-1821), welche in diesem Zeitraume so wohl im Clevеschen, als in den Holländischen Provinzen sich ereigneten, als Resultate erwogen. Der III. Abschn. S. 51-114. beschäftigt sich mit Betrachtung der, in den ältesten Zeiten bey den Strömen der nördlichen Niederlande angewandten Wasserbauten und der Mittel, die Gefahren, welche schwere Eisgänge und Ueberströmungen herbeyführen, so viel als möglich abzuwenden, oder sie unschädlich zu machen. Diese Darstellung wird mit den hydraulischen Arbeiten verglichen, welche zur Abwendung, oder Verminderung der Gefahren, die Hydrotechnik seitdem in den Niederlanden zu bauen und aufzuführen veranlaßt worden, wovon die Wirkungen und heilsamen Erfolge, durch hydrometrische Beobachtungen an verschiedenen Orten, ebenfalls anschaulich gemacht

werden. Dieß veranlaßt den Hrn. Verf. im IV. Abschn. S. 115 - 184. seine Untersuchungen über die allgemeinen, besonders großen Entwürfe hydraulischer Unternehmungen in seinem Vaterlande, die entweder ganz, oder zum Theil ausgeführt, — andere dagegen noch zur näheren Berathung einstweilen beseitiget, oder mehrere davon gänzlich verworfen worden, mit eben so vielem Scharfsinn, als bekannter Gründlichkeit anzustellen. Indem er die folgerechten Wirkungen der ersten anschaulich macht, verbreitet er sich mit gewandter Sachkenntniß über die vermuthlichen (gelenigde) Folgen der letztern. Daran schließt er den, durch Erfahrung aller Zeitalter geprüften Zustand der Bedeichungen der vorzüglichern Niederländischen Ströme und deren gegenwärtige Beschaffenheit. — In wie fern die Schiffahrt auf letztern und den damit bereits in Verbindung stehenden Canälen, oder denen, die zur Beförderung des innern und äußern Handels, noch angelegt werden möchten, für die allgemeine große Schiffahrt und den Handel des Reichs befördert werden könne, — dieses und wie durch Mittel aller innern Canäle ꝛc., der Abfluß des Wassers (uitwatering) von den Strom angrenzenden Länderenen und eingedeichten Grundstücken (polders) zweckmäßig zu bewirken sey, wird mit Gründen vorgetragen, denen wir nichts entgegenzu setzen wissen. Vielmehr entnehmen wir aus der ganzen, äußerst schonend und lehrreich abgefaßten Denkschrift unsers Hrn. Verf., daß a) der Yſſelstrom, weder die Eigenschaft besitze, noch dazu Geschick habe, die innere Schiffahrt und den Handel zwischen den Commerzstädten des Reichs zu befördern, oder wohl gar zu erweitern; überdem auch b) die Yſſel keinesweges im Stande sey, durch irgend ein Mittel die Hindernisse zu heben, welche sich dem Abflusse des Strom- und Quellwassers auf den, an beiden Ufern derselben sehr flach liegenden, äußerst ausgebreiteten und bedeichten Länderenen bey Ueberströ-

mungen und Eisgängen widersetzen. Vielmehr sey zu erwarten, daß jene durchaus nicht zu befriedigenden Hindernisse, sogar die allgemeinen und besondern Vortheile, die aus der reichen Landwirthschaft dieser angrenzenden Gegenden, für den Staat und die Anwohner der Yssel, verschlingen würden, eine Ansicht, mit der wir uns in allem Betracht vereinigen. Daß der Hr. Verf. auch hier einzelne Winke ertheilt, welche auf sein früheres Project hindeuten, die Merwede unterhalb Hardinxfeld, über die vormalige Südholländische Ward (Bieshos, of Bergsche-Veld), nach dem Aamer oder dem Holländischen Tief zu leiten, wie er in seinen Schriften ausführlich dargestellt hat (s. G. g. A. 1819. 150 St. S. 1489-1504. u. 178 St. S. 1769-1784; vgl. 1820. 161 St. S. 1605), billigen wir um so mehr, als die damals dafür veranschlagten Kosten, vielfach minder waren, als für die projectirte neue Yssel ꝛc. berechnet sind. Indessen scheint es, daß der Entwurf des Hrn. Gen. Insp. Bl., in Betreff der Merwede ꝛc., von der Königl. Niederl. Regierung einstweilen bey Seite gelegt worden. Doch wir eilen, unsere oben versprochenen vier Schlußbemerkungen hier einzuschalten, die vorzüglich dem hydraulischen Entwurf von Nr. I. und dessen Ausführung gewidmet sind. Abgesehen von den historischen Verhältnissen der in Rede stehenden Ströme, Flüsse und Canäle, nach deren frühesten Bedeichungen seit den ältesten bis auf die gegenwärtige Zeiten, welche durch manche zerstörende Naturereignisse, zur Erhaltung der nördlichen niederländischen Provinzen, nothwendig gemacht wurden, wollen wir uns bloß auf einige wenige Gegenstände beschränken, deren Untersuchung und Prüfung, aus eigenen Erfahrungen und angestellten Beobachtungen in den Niederlanden, abgeleitet sind, und die wir daher der Entscheidung des Hrn. Gen's Kr. und aller holländischen Wasserbaumeister, als unsere unmaaßgebliche Ansicht vorlegen: 1. Hat der Rhein unterhalb Emmerich, seit

mehreren Jahren seine ganze Wirkung nach dem Clevischen linken Ufer gerichtet, so daß das so genannte Salmort, nordwärts Griethausen bis unterhalb Schenkenschanz, dem beständigen Abbruche unterworfen ist, wodurch das Strombett für die größten Cöllnische- und Ruhrortschen Schiffe, unfern des Ufers gebildet worden. Die rechte Rheinseite am Ober- und Nieder-Spyk bis nach Lobith herunter, hat dagegen durch die frühere Vorsorge der Preuß. Clevschen Wasserbaumeister, bedeutende Anländungen gewonnen, die zum Theil schon in Weiden verwandelt, theils noch mit Wardholz bepflanzt sind, um dadurch mit der Zeit und durch die Erhöhung des Bodens, auch diesen Theil zu jenem Zwecke umzuschaffen. Diese Vortheile, und da der Rhein neben dem Spykschen hohen Deiche abwärts, gleichsam ein todtes Wasser bildet, daß selbst bey hohen Ueberströmungen, wie noch im J. 1820, und bey dem Eisgange im Februar 1823 der Fall war, durchaus keinen Abbruch gestattet, genießen jetzt die Holländer, oder die Regierung der Provinz Geldern, die seit dem J. 1816, ihre Landesgrenze bis an das Spyksche Fährhaus bey Stockmann vorgerückt hat. Jene Stromforce behält der Rhein, der unterhalb Lobith den Namen Wahl annimmt, bis ungefehr gegen Geldrisch Millingen (am linken Rheinufer), wo dann die Stromkraft, bis zum Separationspuncte an der Sct Nicolaus-Ward, ungleiche Theile bildet, wovon der rechte Arm der Pannerdesche Canal, der größere oder linke Theil des Stroms, die Wahl genannt wird. Am rechten Ufer der Kyfward, soll der neue Ysselmund gegraben und nach Bingerden geführt werden. Nach unserm Ermessen, wenn auch selbst die alte Wahl, vom nordwestlichen Ende der Bylands-Ward bis zur Kyfward, durch einen starken breiten Deich völlig abgedämmt und verschlossen würde, dürfte der, mit dem Gefälle des Hauptstroms entstehende scharfe Einfallswinkel,

wohl Gefahren von Eisstopfungen und Ueberströmungen erzeugen, keinesweges aber in den neuen Yssel-nude den Effect hervorbringen, den der Strom von Bimmen an neben Millingen vorbey, dem Pannerdenschen Canale, fast in gerader Linie unter starkem Gefälle zuführt. 2. Ist die Provinz Geldern durch den Agriculturstand des trefflichen Amts Lymers, dessen Boden und seine Bewirthschaftung, mit dem besten Acker- und Weideland der Betuwe wetteifert, ganz bedeutend bereichert worden. Dieser Vorzug gegen andere nördliche Provinzen des Reichs, würde ansehnlich geschmälert werden, wenn der neue Yssel-Canal durch diese fruchtbare Gegend gezogen werden sollte. Denn durch die Vergrabung des kostbaren Grundeigenthums und vielleicht mancher weitläuftigen Hofesgebäude, würden nicht nur viele kostbare Besitzungen von Aeckern und Wiesen getrennt und zerstückelt, sondern durch die fast jährlichen Eisgänge und Ueberströmungen, welche so wohl durch diesen neuen Canal, als die abgedämmte alte Wahl und den bey Candia sich mündenden alten Rhein, der dann geradezu mit der neuen Yssel vereinigt werden müßte, der Gefahr ausgesetzt werden, nach und nach durch Abbruch zu leiden. Das hat die Erfahrung seit etwa 150 Jahren zu Herven, Arth und am ganzen Niederrhein in dieser Gegend gezeigt. Sehr wahrscheinlich würde der Erfolg im Amte Lymers der nämliche seyn, und dadurch den Eignern der Gebäude und Grundbesitzungen einen Erbschaden verursachen, den keine Entschädigung von Staatswegen ersetzen kann. Dieser Erbschaden wird um so augenfälliger, als für Gebäude und Grundfläche der besten Aecker und Weiden, wie wir oben S. 939. erwähnten, nur 700 Gulden per Morgen vergütet werden sollen. Ref. weiß aus den zuverlässigsten Quellen, daß manche Hofes- und Wirthschaftsgebäude, die auf einer Grundfläche von ½ Morgen und minderm Raume stehen, von den

Brandversicherungs-Gesellschaften in Arnheim, Zutphen ꝛc., oft für 2000 bis 5000 Gulden minder oder mehr assecurirt worden. Eben so ein Mißverhältniß des Preises tritt auch bey den Aeckern und Wiesen ein, welche man noch vor 20 Jahren und ungleich später, den Morgen à 600 Ruth. mit 9 bis 1200 Gulden und darüber bezahlte. Wie viel Grundfläche dieses äußerst fruchtbaren Bodens müßte überdem nicht noch liegen bleiben, um durch diesen Vorgrund, die Reparatur der Deiche an diesem Canal zu decken. Des Schadens an den verschiedenen, längst bewährten Bandeichen ꝛc., welche, wie der hohe Sommerdamm an der Kyfward, der mit dem schon seit 1749 gelegten Sorgdeiche, die Pannerdensche Außenward einschließen; — ferner: die Deiche, welche die innerhalb liegenden Ländereyen von Pannerden, Arth, die große und kleine Geldernsche Ward ꝛc., gegen Ueberströmungen und Eisgänge möglichst schützen, und welche alle durchstochen werden müßten, um sie an die neuern Canaldeiche zu beiden Seiten zu enclaviren, nicht einmal zu gedenken. Zu dem Allen würden noch die fast jährlichen Reparaturen an den Deichen, Schleusen und Strombauten kommen; die auf den beiden großen Stromlinien der Yssel und Leck, im Durchschnitt jährlich mehrere hunderttausend Gulden betragen dürften. Diese würden vermuthlich die Summe weit übersteigen, welche für die benachbarte, zum Königreich Hannover gehörende Ostfriesische Deichlinie an den Küsten der Nordsee, mit Inbegriff der Flußdeiche an der Ems erfordert wird, ungeachtet solche im Ganzen eine Länge von mehr als 28 geograph. Meilen beträgt. Indem deren jährliche Unterhaltungskosten, mit Inbegriff sämmtlicher 86 See- und Flußschleusen, im Durchschnitt etwa 160000 Thaler erfordern; so kann man, durch Vergleichung, hieraus den Schluß ziehen, auf wie hoch der niederländische Staatsetat zu jenem Behufe, wahrscheinlich gebracht werden müßte, den beabsichtigten

Zweck, zur Beförderung eines zweifelhaften Unternehmens, zu erreichen. 3. Gesetzt auch, der hydraulische Erfolg des neuen Canals, würde in der Ausführung, wie die übrigen projectirten Strom-Rectificationen, Deiche-, Dämme- und Schleusenwerke, dem aufgestellten Entwurfe vollkommen entsprechen (ein Gelingen, dem wie alle vorurtheilsfreye Sachkenner mit Grund behaupten, Natur und Erfahrung widersteht); so drängt sich noch besonders dabey die Frage auf: Würde alsdann nicht dadurch die Unterwahl am Separationspuncte und der Stromgegend zwischen der Sternschanze und Kekerdom, mit der Zeit Gefahr laufen, zu versanden, wenigstens das Strombett zu verengen? — Welchen Fahrweg würden die großen Rheinschiffe von Cölln, Düsseldorf und Ruhrort, die nach Dortrecht und Rotterdam fahren, wie die großen Holzflossen, welche von Andernach bloß nach Dortrecht steuren, alsdann einzuschlagen haben? — Was würden im gelungensten Falle der neuen Yssel, aus der Handelsschiffahrt nach Nymwegen, Thiel, Gornichem rc., und was aus der von Arnheim und den Städten am Unterrhein oder dem Leck werden, wenn der Pannerdesche Canal verschlossen, oder wohl gar versandet würde? — Könnte in solchen Fällen, im möglichsten Aufblühen des Handels und der ausgebreitetesten Schiffahrt auf der neuen und rectificirten Yssel, der alsdann wachsende Reichthum der Städte Doesburg, Zütphen, Deventer, Zwoll und Campen, den großen Nachtheil ersetzen und aufwiegen, dem die alten berühmten Haupthandelsstädte der Provinzen Gelderland, Utrecht und Holland unvermeidlich ausgesetzt seyn würden? Dazu kömmt nun noch 4. der erstaunliche Kostenaufwand, den die Ausführung jenes Projects erfordert, welcher, wie wir gesehen haben, zu etwa 34 Mill. berechnet worden. — Angenommen, daß diese ungeheure Summe für ein so schwankendes Unternehmen, nach dem Vorbilde des Nord-Wilhelms-Canals, der die Nordsee vom Helder aus, mit Amsterdam nunmehr verbindet, durch Actien herbey zu schaffen beabsichtiget werde; würden die Nieder-

ländischen Capitalisten zu diesem Unternehmen das gerechte Vertrauen, wie zu der im Januar 1824 eröffneten Anleihe hegen, welche zur Vollendung des Süd-Wilhelms-Canals wie wir vernehmen, schon eine Menge Theilnehmer gefunden, weil Zweck und Erfolg das völlige Gelingen allgemein versprachen? — Ueberdem soll dieses Capital von 2 Millionen 200000 Gulden, welches diese Zuid-Willems-Vaart (im Gegensatze jenes Nordcanals) erfordert, das den Actien-Inhabern 4 1/2 Procent Zinsen und eine progressive Prämie von 1/2 Procent jährlich abwirft, aus den Einkünften dieses Canals, von 1826 an bis 1843 völlig zurückgezahlt seyn, ohne dadurch die Nation im Wesentlichen dafür in Anspruch zu nehmen. Aber welche Maaßregeln würden dagegen zu ergreifen seyn, jene 34 Millionen herbeyzuschaffen? — Wer mit dem Agriculturwesen von Gelderland ꝛc.; — den daselbst, wie allenthalben gesunkenen Getreide- und Landwirthschaftlichen Producten-Preisen; — dem zwar in den neuesten Zeiten freyen, und weniger wie zuvor beschränkten Activ-, Passiv- und Durchfuhr-Handel des Königreichs der Niederlande vertraut ist; — wer es weiß, daß besonders in den Agricultur-Provinzen dieses und in den benachbarten Deutschen Staaten, der allgemeine Geldmangel auffallend fühlbar wird, indem die in- und ausländischen Staatspapiere alle rentlos liegenden Baarschaften verschlingen, der wird die gegründeten Besorgnisse erwägen, die wir hier nur im Allgemeinen, so wie die Herren Verf. von Nr. II und III. vielseitig im Besondern ausgesprochen haben. Wir zweifeln daher keinen Augenblick, jeder vorurtheilsfreye Sachkenner und echte Patriot in dem gesammten Königreiche der Niederlanden, werde den, aus der Theorie und Erfahrung abgeleiteten Gründen alle Aufmerksamkeit schenken, welche von ihren beiden Landsleuten, dem Entwurfe von Nr. I. entgegen gesetzt worden sind, ohne im geringsten die reine Hochachtung zu verletzen, die der gelehrte und verdienstvolle Verfasser des Proef-Ontwerp's im In- und Auslande durch Wort und That längst erworben hat. Wenigstens ist dieses der aufrichtige Wunsch des Ref. der, als Deutscher Geschäftsmann, bey dieser möglichst gedrängten Anzeige, keinen andern Zweck vor Augen hat, als wahre Verdienste und Gelehrsamkeit anzuerkennen, und den Wissenschaften nach seiner Ansicht und Ueberzeugung zu huldigen.

Bg.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 14. Junius 1824.

Jena.

Bey August Schmidt: Libri Coronae legis, id est Commentarii in Pentateuchum Karaitici ab Aharone Ben Elihu conscripti aliquot Particulas ex binis Codicibus Manu scriptis, altero Jenensi altero Lugdunensi, primus edidit, latine vertit atque illustravit Jo. Godofr. Ludov. Kosegarten, LL. OO. in Academia Jenensi P. P. O 114 S. in gr. 4.

Eine seltene Erscheinung in unsern Tagen, die in der rabbinischen Litteratur das zu wenig thun, was die vorigen Geschlechter in ihr zu viel gethan haben mögen; desto lauter verdient der Dank zu seyn, mit dem wir dieses Geschenk zu empfangen haben. Wenn gleich die rabbinische Litteratur die Vortheile nicht versprechen kann, durch welche andere Theile der Asiatischen Sprachenkunde unsre neuesten Orientalisten so mächtig angezogen haben; so würden doch Nachtheile für das große Reich der Gelehrsamkeit daraus entstehen, wenn sie ganz vernachlässiget würde; es machen sich daher die Gelehrten um dasselbe verdient, welche sie wenigstens

so weit in Andenken und Geläufigkeit erhalten, daß ihre Hülfe, wo sie nöthig ist, nicht aus einem ihnen ganz fremden Gebiete geholt werden muß, in welchem Fall ihr immer die nöthige Sicherheit abgehen würde. Bis auf voriges Jahr fehlte sogar für den Unterricht in derselben ein ganz schickliches Lesebuch, seitdem Hermann's von der Hardt Hoseas illustratus aus dem Buchhandel verschwunden war; und wenn sich auch noch Exemplare desselben durch einen glücklichen Zufall finden sollten, so würden wir doch mit ihnen und der Winerischen Chrestomathie die Excerpte aus der Corona legis in dieser Schrift verbinden, weil sich dadurch der talmudische und rabbinische Styl in mehreren Materien kennen lernen läßt, und der Herausgeber diese Gelegenheit benutzt hat, in Anmerkungen und einzelnen kurzen Ausführungen nützliche Anleitung über Gegenstände zu geben, die in den neuern Zeiten nicht in Anregung gekommen sind. Es wird für unsre Blätter das Schicklichste seyn, dieses weiter hervor zu heben.

Von der Persönlichkeit des Aharon Ben Elihu, aus dessen Commentar über den Pentateuch diese Excerpte genommen sind, ist nichts bekannt, als daß er aus Nicomedien gebürtig war, im 14ten Jahrhundert lebte, und seine Corona legis im Jahr 1360 geschrieben hat. Die aus derselben hier mitgetheilten Auszüge bringen eine genauere Kenntniß einer Jüdischen Schule zur Oeffentlichkeit, die wir bisher mehr aus den Schriften ihrer Gegner als aus ihren eigenen Werken gekannt haben. Die Jüdischen Gelehrten theilten sich von alten Zeiten her in Rabbaniten und Karaiten; jene nahmen geschriebenes Gesetz und Tradition als Erkenntnißquellen an, diese nur geschriebenes Gesetz, das sie durch Räsonnement unterstützten, erläuterten und vertheidigten. Die Grundsätze der ersten kannte man aus vielen ihrer gedruckten Werke; die der andern

nur aus wenigen sehr mangelhaften Proben, daß man daher selbst über die wirkliche Beschaffenheit derselben noch schwankte. Ob die Karaiten alle Tradition verwürfen, oder nicht vielmehr bloß ihre ungereimtesten Theile, und als wahre Rationalisten den Kern derselben verfeinerten, das blieb den Forschern über sie noch ungewiß. Durch die Karaitischen Fragmente dieser Schrift, wenn man anders von Aharon Ben Elihu auf die ganze Schule schließen darf, ergibt sich, daß die Karaiten, nicht bloß der Theorie, sondern auch der Praxis nach Feinde der Tradition sind; denn er bringt in den aus seinem Commentar über den Pentateuch gegebenen Proben nirgends auch nur eine Anspielung auf eine gesetzliche Tradition bey. Wir zweifeln selbst daran, ob aus dem Titel, כתר תורה Corona legis, den er seinem Commentar gegeben hat, das Gegentheil mit Sicherheit hervorgehe. Corona legis kommt zwar allerdings in dem Tractat der babylonischen Mischna, Pirke Abot, vor; kann aber bloß für einen rabbinischen Ausdruck gelten, nicht aber eine Annäherung an die Tradition, oder den Gebrauch einer Auswahl aus denselben beweisen: es ist ein Ausdruck, wie hundert andere, die jüdische Gelehrte mit einander gemein haben, der noch keiner Schule characteristisch ist oder ihre Lehrmeinungen bezeichnet. Corona heißt ihnen das, worauf man sich etwas zu gute thun kann. Mündliche Zusätze zu dem Gesetz lassen nun die Karaiten nach den in diesen Fragmenten an verschiedenen Orten (S. 45 u. 101.) geäußerten Grundsätzen nicht gelten, sie können aber dessen unerachtet manche Sagen mit den Rabbaniten gemein haben (wovon ein Beyspiel bey Aharon S. 77 vorkommt), oder es müßte ihnen mit der Tradition so gegangen seyn, wie mit den Allegorien; sie eifern gegen allegorische Erklärungen, und versuchen sie doch zuweilen selbst ohne

Ursache in ihre Commentaren (wovon S. 113. Beyspiele von dem Herausgeber gesammelt sind).

Das erste Bruchstück ist ein Lobgedicht auf das Gesetz; der Sprache nach das leichteste, mit dem man den Unterricht in dem Rabbinischen bequem anfangen könnte. Dem Herausgeber hat es außerdem zu einer nützlichen Ausführung Gelegenheit gegeben. Der Lobgesang ist in einem der Sylbenmaaße, welche die Juden von den Arabern angenommen haben, abgefaßt; und kann daher nach seinem äußern Bau nur aus der Arabischen Metrik erläutert werden, was hier geschehen ist, wodurch in einen Gegenstand Licht und Klarheit gebracht worden, der seit langem unter unsern Gelehrten nicht zur Sprache gekommen war. Wenn sich gleich die Materie der jüdischen Metrik an dieser Stelle nicht erschöpfen ließ, so erlaubte sie doch durch die Erläuterung von ein Paar Gedichten in verschiedenen Sylbenmaaßen dem Anfänger eine Anweisung zu geben, die ihm bey den übrigen Sylbenmaaßen schnell forthelfen wird.

Es folgt die prosaische Vorrede des Karaiten. Sie ist mit Hülfe zweyer Handschriften lesbar geworden, der Jenaischen und einer Abschrift der Leidenschen, welche der Herr Dr Clarisse für den Herausgeber gemacht hat. Der erste Theil dieser Vorrede ist ganz speculativ und metaphysisch, und durch die Kürze des Ausdrucks und die Subtilität der Speculation hie und da dunkel und im Sinn ungewiß. Man ersieht aus ihr, wie doch die Karaiten bey allem Haß, mit dem sie gegen die Rabbaniten erfüllt sind, in Gegenständen, dergleichen hier abgehandelt werden, wie von der Ewigkeit der Welt und andern kosmologischen Materien, gelehrige Schüler auch der Rabbaniten werden. Aharon befolgt darin ganz die Grundsätze des Maimonides, aus dessen Doctor perplexorum, so wie aus Aristoteles und den spätern Aristotelikern der Heraus-

der treffende Erläuterungen beygebracht hat. Hier war eine schöne Gelegenheit die Annäherung der rabbinischen Sprache an den Arabismus zu beschreiben, die auch der Herausgeber nicht ungenützt vorbey gelassen hat. Die Rabbinen, als Schüler der Araber im eilften und zwölften Jahrhundert in den Wissenschaften, die sie trieben, behielten in dem Vortrag philosophischer, theologischer, physicalischer und grammatischer Materien die Arabischen Ausdrücke in ihrer ohnehin verwandten Sprache entweder gerade zu bey, oder bogen nur ihre rabbinischen Ausdrücke etwas nach dem Arabischen um, oder übersetzten sie in ihren Dialect, was bey den häufigen Uebersetzungen wissenschaftlicher Werke aus dem Arabischen in das Rabbinische nicht anders zu erwarten war.

Der zweyte Theil der prosaischen Vorrede verbreitet sich über die Erkenntnißquellen, welche die verschiedenen jüdischen Schulen annehmen, und über die letzten Ursachen ihrer verschiedenen Arten der Auslegung ihrer heiligen Bücher. Den Rabbaniten, die mit dem geschriebenen Gesetz auch ein mündliches verbanden, setzen die Karaiten hauptsächlich entgegen, daß sich kein vernünftiger Grund denken lasse, warum Mose, wenn er einmahl ein schriftliches Gesetz habe geben wollen, nicht alles sollte schriftlich gemacht, sondern manches der mündlichen Ueberlieferung aufbehalten haben. Der einfache grammatische Sinn ist ihnen der allein richtige; nur in figürlichen Stellen dürfe man nach den Gesetzen der Rhetorik von ihm abweichen, so daß in der Theorie ihrer Schriftauslegungen nichts, was tadelnswürdig wäre, vorkommt. Nur bleibt selbst Aharon derselben nicht überall ganz treu, und erlaubt sich hie und da allegorische Deutungen, wo in der Beschaffenheit des Textes kein hinreichender Grund dazu vorhanden war. Doch ist ihm der grammatische Sinn Regel, wie die beygefüg-

ten Proben aus seinem Commentar über 1. B. Mose 49 und 5 B. Mose 33 zeigen. Sie sind ein dankeswerther Beytrag zur Geschichte der Auslegung, wenn gleich nicht zu einer classischen Auslegung selbst. Denn weiter bringt Aharon seine Sprachforschungen nicht, als die bessern unter den Rabbinen. Wir erinnern uns keiner ihm eigenthümlichen, die er wahrscheinlich gemacht hätte. 1 B. Mose 49, 3 kann von פַּחַז die Idee des Leichtsinns, im Allgemeinen betrachtet, gefallen; aber Sprachbeweise sind nicht dafür angeführt, und zur Vergleichung כַּמַּיִם und zu den Stellen, wo die Bedeutung vorkommen soll, Jerem. 23, 32. Zeph. 3, 4, paßt sie auch nicht: bleibt sie nun etwas mehr als errathen? מְכֵרֹתֵיהֶם soll zwar nicht mit מְגֵרוֹת verglichen werden, aber doch instrumenta eorum militaria heißen von כָּרִי, das nicht cursor, wohl aber armatus bedeute: und wo wäre nur ein Schein von einem Beweis dazu? Am ersten könnten Aharons Bemerkungen über אַל תּוֹתַר in einem Ausleger den Gedanken, wenn er ihn nicht schon vorhin hatte, erwecken, אַל. תּוֹתַר auszusprechen, obgleich Aharon selbst ihn nicht hat. — Doch wir wollen bey philologischen Schwächen des Karaiten nicht länger verweilen, sondern lieber der Sprachgewandtheit seines Herausgebers, die er in dieser rabbinischen Probe an den Tag gelegt hat, die schuldige Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Die Schwierigkeiten, die er bey der Uebersetzung des Karaitischen Textes zu überwinden hatte, waren groß und mannichfaltig; und der Kampf mit ihnen ist von ihm so glücklich und dabey mit so einer Bescheidenheit (s. S. 30 u. 114.) beendigt worden, daß sie jede Kritik, wenn sie auch hie und da sollte eine Stelle besser zu deuten wissen, entwaffnen und zu dem Bekenntniß zwingen müßte, daß

sie ihr Besseres der trefflichen Vorarbeit des ersten Herausgebers verdanke.

Lüneburg.

Bey Herold und Wahlstab: Neues vaterländisches Archiv oder Beyträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover, wie es war und ist. Begründet von G. H. G. Spiel, weil. Stadtsecretair zu Zelle. Fortgesetzt von Ernst Spangenberg, Dr. Hof- u. Canzleyrath (jetzt OARath) zu Zelle. Dritter Band. 1823. VIII u. 410 S. einem Kupfer und zwey Steindrücken. Vierter Band. 1823. IX u. 396 S. einem Kupfer und einem Steindruck, in Octav.

Von dem Plane und Zwecke dieser Zeitschrift ist bereits in diesen Blättern Rechenschaft gegeben worden; es möge daher genügen, die Fortdauer derselben zu erwähnen, und auf die wichtigern in den vorliegenden Bänden enthaltenen Abhandlungen, aufmerksam zu machen, um zu beweisen, wie sehr es sich der Herausgeber angelegen seyn läßt, durch sorgsame Auswahl das Interesse an derselben zu erhöhen. Der dritte Band enthält unter andern, eine Abhandlung über die Prinzessin von Stargard, vom Hrn. Reg. R. Blumenbach; den Versuch einer historischen Entwickelung der Verfassung der Grafschaft Hohnstein; den Versuch einer Geschichte des Kirchen- Schul- und Armenwesens der Stadt Münden, von Hrn. Pastor Schläger in Hameln, merkwürdig auch wegen eines früher unbekannten, hier aber mitgetheilten Briefs des Dr. M. Luther; die Geschichte der Aufhebung der Universität zu Lingen; Beyträge zu einer Geschichte der Stadt Zelle; Hodecke von Winzenburg, vom Hrn. Amtmann Schuch zu Hildesheim; Vermuthungen über die zu Brüssel begrabenen Demoiselles de Brunsvic et Lunebourg, vom Hrn. Cammerrath Dr.

Lüderßen zu Braunschweig; vom vormaligen Botding zu Stade, vom Hrn. Dr. Freudenthell daselbst; Ueber das Kloster Wittenburg, vom Hrn. G. R. von Spilker zu Arolsen; Ungedruckte Sinngedichte von A. G. Kästner, und Auszüge aus seiner Correspondenz (Briefe von Lessing, Weisse, Schlegel u. s. w.); Auffindung altteutscher Begräbnisse aus heidnischer Zeit, bey Göttingen, vom Hrn. Hofrath Hausmann daselbst; Beyträge zur Geschichte und Verfassung der Stadt und des Amts Burgdorf, vom Hrn Drosten von Holle; Christian Daniel von Finckh, der Märtyrer teutscher Freyheit, vom Hrn. Landrath Kobbe zu Stade u. s. w. Der vierte Band dagegen: Ueber Armenwesen und Armenpflege, mit besonderer Beziehung auf die Stadt Lüneburg, vom Hrn. Hofmedicus Münchmeyer daselbst; Geschichte der Stadt Hameln, vom Hrn. Pastor Sprenger daselbst; Die Strafe des Lüderziehens aus einem alten Basrelief am Rathhause zu Hannover erklärt, vom Hrn. Reg. R. Blumenbach; Wie das Amt Ritzebüttel an Hamburg kam, vom Hrn. Gerichtsverwalter Dannenberg; Geheimerrath von Fabrice, vom Hrn. Bürgermeister Vogell zu Zelle; Ueber die Errichtung des Bisthums Elze durch Carl den Gr., vom Hrn Domvicar de la Tour in Hildesheim; Ueber die Grafen von Spiegelberg und ihre Ansprüche auf die Grafschaft Hallermund, vom Hrn. Brönnenberg; Eilhard von Oberg, der Sänger des Tristran; Ueber die Streithammer und Donnerkeile, vom Hn. Freyherrn von Hammerstein Equord; Academisches Stammbuch aus Padua, vom Hrn. Landdrosten von Wersebe zu Meienburg u. s. w. Stehende Rubriken auch in diesem Jahrgange sind: Chronik der Universität zu Göttingen, Uebersicht der Verhandlungen in der allgemeinen Ständeversammlung, Uebersicht der vaterländischen Gesetzgebung, und Uebersicht der vaterländischen Litteratur, und vaterländischer Nekrolog, und zwar begreifen jene stehenden Rubriken das Jahr 1822 bis 1823, einschließlich.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.
Den 17. Junius 1824.

Paris.

Chez Delaunay et Blaise jeune: Notice sur le Zodiaque de Denderah, lue à l'Academie royale des Inscriptions et Belles-Lettres, dans la séance du 8 Février 1822; par M. J. Saint-Martin. 1822. S. 51 in Octav.

Es gibt kein geschichtliches Problem, an dem es sich deutlicher erwiesen hätte, wie jene Methode oder vielmehr Unmethode, nach der man aus einem zusammenhängenden Ganzen irgend einen einzelnen Punct herausnimmt, und über diesen eine scheinbare und probable Ansicht aufstellt, der man alsdann alles Uebrige, wie es eben gehn mag — gewöhnlich aber kommt man mit einigem Scharfsinn und lebhafter Phantasie ziemlich gut zu Stande — anzupassen versucht, durchaus zu keinem allgemeingültigen Resultat führt, als der Zodiakus oder, besser, das Planisphärium von Denderah, so daß es fast schwer ist, ernsthaft von diesem Denkmal und den unzähligen Hypothesen zu reden, die es veranlaßt, und damit die gelehrte Welt gequält, der eleganten aber ungemein viel Spaß gemacht hat. Wir wollen daher hier nur mit wenigen Worten an das erinnern, was früher darüber vermu-

thet und behauptet worden ist, und daran die Anzeige einiger der letzter Schriften darüber anknüpfen. Gleich als nach der Entdeckung des Monuments durch General Desaix das Werk von Denon eine noch sehr unvollkommene Abbildung und Beschreibung davon gegeben hatte — oder vielmehr noch ehe Denons Werk selbst im Publicum erschienen war — hatte man Schlüsse daraus zu ziehen versucht, die das damals von Vielen angenommene System von Dupuis unterstützen sollten, und ihm, von eben diesem System ausgehend, ein ungeheures Alter zugeschrieben, obgleich der Urheber desselben, seltsamer Weise, diese Folgerungen aus seinen Sätzen keineswegs billigte, und sich begnügte, dem Zodiakus von Denderah das Alter von 1300 Jahren vor Chr. beyzumessen. Aber schon damals traten der Annahme eines hohen Alters der Abbate Testa und Visconti entgegen, von denen ihn jener nicht vor das dritte Jahrhundert vor Chr., dieser in das erste nach Chr. setzen wollte, mit Gründen, die freylich nicht sehr Probe halten und zum Theil von dem Vf. der oben genannten Abhandlung widerlegt werden. So behauptete der letztgenannte Gelehrte, daß das Zeichen der Wage erst in der Zeit des August an die Stelle der Scheeren des Skorpion in den Zodiakus kam; wogegen hier bemerkt wird, erstens, daß wenigstens Cicero und Varro schon die Wage kannten, zweytens, daß nach Achilles Tatius Isagoge ad Arat. der Gebrauch dieses Zeichens den Aegyptern eigenthümlich war (daher auch Manetho Apotelesm. 3. ἀνέρας ἱρούς, d. h. Aegyptische Priester als Erfinder des Zeichens der Wage nennt), und darauf die Vermuthung gegründet, daß er durch Aegyptische Astrologen in Rom bekannt geworden, und durch Julius Cäsars von einen Alexandriner verfertigte Parapegmata in allgemeine Aufnahme gekommen sey. Die andern Gründe sind in der That noch weniger bedeutend: womit wir indeß nicht gesagt haben wollen, daß nicht die durch dieselben

bis jetzt nur schwach unterstützte Meinung sich doch noch am Ende als die richtige erweisen könne. Dieser Opposition ungeachtet, behielt das zuerst bezeichnete System noch seine Anhänger, und im Wesentlichen gehören auch die Verfasser der Description dazu, die es nur so modificiren, daß der Zodiak gegen 2500 vor Chr. gearbeitet seyn soll. Was den Beweis dieses Satzes betrifft, so beziehen sie sich auf ausführliche aber noch nicht herausgekommene Memoiren von Fourier; indessen weiß man, daß sie, wie ihre Vorgänger, von dem Satze anfangen: Der Thierkreis auf diesem Planisphärium beginne deswegen mit dem Löwen (zur Erklärung dieses Ausdrucks gehört, daß der Thierkreis gar nicht als Kreis, sondern als eine Art Spirale gezeichnet ist, deren beide Enden, Krebs und Löwe, übereinander gehen), weil er zu einer Zeit verfertigt worden, da die Sonne im Sommersolstiz im Zeichen des Löwen gestanden habe. Dieser Satz enthält aber zwey Voraussetzungen, die es von einem Jeden abhängt, zuzugeben oder nicht; und von denen Herr Saint-Martin die eine zwar unbemerkt läßt, aber die andre dafür desto mehr urgirt. Die erste Voraussetzung ist, daß das Planisphärium als dies bestimmte Kunstwerk in derselben Zeit verfertigt sey, deren Sternhimmel es darstellen soll; die andre, daß das Jahr des Zodiakus mit dem Sommersolstiz beginne, und der Löwe dies bezeichnen solle. Für das letztere wird zwar angeführt, daß nach einigen Stellen der Alten der Löwe in Aegypten Symbol der Hitze war, aber um diese Stellen auf den Zodiacus anwenden zu können, müßte auch bewiesen werden, was schwerlich je geschehen wird, daß die Erfindung der zwölf Zeichen selbst Aegyptisch sey. — Doch wir fahren in der äußern Geschichte des Monuments fort. Eine Ausstellung eines Wachsabdrucks vom Zodiakus zu Paris im Jahre 1819 hatte gerechte Zweifel an der völligen Richtigkeit der von Jollois und Devilliers unter wenig günstigen Umständen genommenen und

in der Description herausgegebenen Copie erregt, und auf Abweichungen aufmerksam gemacht, theils in einzelnen Puncten, namentlich in den hieroglyphischen Namenbezeichnungen, theils in der Darstellung des Gesammten, dessen Composition im Original weit gedrängter, und dessen Styl weit derber und massiver ist als in der Zeichnung, wo die Figuren weit mehr leeren Raum zwischen sich lassen, und bey weiten schlanker, svelter, zierlicher erscheinen. Der hierdurch neu aufgeregte Wunsch, das Monument selbst näher kennen zu lernen, wurde endlich erfüllt durch Herrn Lelorrain's Unternehmung, deren Gelingen Frankreich beynahe wie einen nationalen Triumph feyert. Es wurde nur dadurch ermöglicht, daß die höchst mühselige Arbeit des Ablösens und Fortschaffens dem englischen Consul Salt lange verheimlicht werden konnte, der die Denkmäler des linken Nilufers ganz als seinen Besitz betrachtet; einmal schützte Hr. Lelorrain sein Recht darauf gegen die auf Salts Antrieb handelnde Landesobrigkeit nur dadurch, daß er ein Schnupftuch an einem Stock als pavillon de France über den Stein wehen ließ. Der symbolische Act imponirte dem Kaschef mehr als lange Remonstrationen. Von solcher Noth bedrängt hat auch der französische Reisende nichts lossägen und mitnehmen können als das Planisphärium selbst mit den umgebenden tragenden Figuren, die man Atlanten nennen mag, ein Quadrat von 7 Fuß 9 Zoll Durchmesser, aus zwey Steinen bestehend, von denen aber der eine dreymal breiter als der andre ist und die Hauptsache fast allein enthält. Im Louvre liegt die bedeutende Steinmasse jetzt in wagerechter Lage auf dem Boden, weder sonderlich beleuchtet noch bequem zu überschauen; eine senkrechte Aufstellung würde vielleicht besser thun; die Farbe des Steins, eines feinkörnigen Sandsteins, ist durch den häufigen Fackelrauch zu einem dunkeln Grün geworden; die Oberfläche ist, manche beriebene und abgestoßene Stelle ausgenommen, im Ganzen

wohl erhalten. Unter den davon bisher erschienenen Abbildungen, unter denen keine völlig befriedigt, hat Ref. die ziemlich große, in Steindruck ausgeführte, von Saulnier und Lelorrain selbst herausgegebene, mit dem Original verglichen, und sie im Ganzen sehr treu, in Einzelheiten nur weniges zu berichtigen gefunden.

Nach diesen Nachrichten, welche zum Theil die Abhandlung, deren Titel oben angegeben, gewährt, bleibt uns noch übrig, über den neuen Versuch zur Bestimmung der Zeit des Zodiacus, den sie enthält, einiges hinzuzufügen. Doch bedarf es nur eines Wenigen, um deutlich zu machen, wie wenig derselbe vor denen, die ihm vorausgegangen, in Hinsicht evidenter Beweisführung voraus hat. Erstens, sagt der Vf., muß der Zodiacus jünger seyn als 1200 vor Chr. Denn damals kamen die Colonien aus Aegypten nach Griechenland, durch die dieses Land den Zodiacus erhielt; der altgriechische Zodiacus aber hat noch die Scorpionscheeren statt der Wage, folglich kann auch in Aegypten das letztre Zeichen erst nachher aufgekommen seyn; folglich ist das Planisphär, worauf es erscheint, jünger als jene Zeit. Wenn Deutsche Alterthumsforscher über den vorhomerischen Zodiacus in Griechenland und die ganze "preuve demonstrative" ein Lachen aufschlagen sollten: so mag sie Ref. versichern, daß Hr. Saint-Martin dieser Sache, wie seines ganzen chronologischen Systems, überaus gewiß ist, und von Daten tief in die Mythologie hinein ihnen das Jahr auf das genaueste berechnen wird. Weiter führt unsern Forscher folgender Punct: Ziemlich unter dem Krebs ist die Figur einer Kuh zu sehn, in der mit vieler Wahrscheinlichkeit der Sirius erkannt wird. Die Zusammenstellung beider nimmt der Verf. für eine Andeutung, daß der ortus heliacus des Sterns in die Zeit traf, wo die Sonne im Krebs stand; dies fand aber erst von 900 vor Chr. an Statt. Von der andern Seite dient folgendes Argument zur

nähern Bestimmung. In einer Reihe Hieroglyphen auf dem Plafond, der noch in Denderah zurückgeblieben, kommt der Name eines Königs, wie es scheint vor, von dem man sagen kann, daß es nicht der eines Ptolemäos sey, und eben so nicht der des Amasis, dessen hieroglyphische Bezeichnung sich aus der bekannten Bedeutung desselben ungefähr errathen läßt. An Psammenit wird Niemand denken, und daß es kein ausländischer Fürst sey, sucht der Verf. auf eine sehr complicirte Weise darzuthun. So kommt er auf den Schluß, daß das Monument vor 569 und nach 900 vor Chr. errichtet sey, und glaubt demnach, die Zeit, die ihm die Entstehung gab, auf viertehalb Jahrhundert hin und her bestimmt zu haben.

Eben so wenig kann eine andre Hypothese über Zweck und Zeit des Zodiacus die Prüfung einer besonnenen Critik aushalten, welche ein gelehrter Astronom, Herr Biot, der Academie der Inschriften wie der der Wissenschaften im J. 1822 vorgetragen hat. Die Abhandlung selbst ist noch nicht in unsere Hände gekommen, dagegen eine andre, in welcher ihr Inhalt dargelegt, und jene Critik auf eine sehr genügende Weise geübt wird. Sie ist aus der Revue encyclopédique 45me Cahier Septembre 1822 besonders abgedruckt worden und führt den Titel: Examen d'une opinion nouvelle sur le Zodiaque circulaire de Denderah par M. Jomard, de l'Institut. Herr Biot hatte seine Aufmerksamkeit gerichtet auf sieben Sterne, die sich in oder nahe bey der äußersten Curve des Zodiacus finden, und hatte diese als die mathematische Projection eben so vieler Gestirne angesehen, von denen er vier namentlich als den Arktur, Antares, Sheat und Fomalhaut zu erkennen glaubte. Von diesem Puncte aus hat er den Pol bestimmt, und aus dessen von der jetzigen verschiedenen Lage als mittleres Datum für die Epoche des Zodiacus das Jahr 716 vor Chr. gefunden. Als Beweis der Richtigkeit seiner Methode macht er geltend,

daß jene vier Puncte mit großer Genauigkeit zusammenstimmen, und nach dem darauf gegründeten System der Projection eine große Menge Sterne auf die Sternbilder des Planisphärium treffen, denen sie angehören. So befriedigend und annehmlich diese Resultate nun immer scheinen mögen, so höchst willkührlich, ja offenbar falsch sind die Annahmen, die zu ihnen den Weg führen sollen, willkührlich weil man durchaus nicht einsieht, warum die Aegypter gerade jene vier Sterne allein mit solcher Genauigkeit dargestellt hätten, die noch dazu schwerlich Jemand herausfinden konnte, als wer ein System darauf zu gründen beabsichtigte, da sie zum Theil von den Zeichen, in oder bey denen sie stehen, durch bedeutende Zwischenräume getrennt sind, offenbar falsch aber, weil jene angeblichen Gestirne meist zu hieroglyphischen Namensbezeichnungen ganzer Sternbilder gehören und also für sich gar nichts bedeuten sollen. Diese und andre große Mängel des Systems setzt Hr. Jomard mit solcher Evidenz auseinander, daß das Biotsche System kaum noch erwarten darf, Anhang und Beyfall zu finden.

Noch weniger möchte indeß folgende Schrift zur Entscheidung der Frage beytragen, die zu

London

bey A. J. Valpy erschienen ist u. den Titel führt: Memoir on the antiquity of the Zodiacs of Esneh and Dendera. 1821. S. 91. 8. Der Vf., Sir William Drummond, gehört zu denjenigen, welche, wie weiland Dupuis, fortwährend die Existenz einer uralten Zeit behaupten, in der nicht bloß Religionen und Mythen, sondern zugleich die sogenannten exacten Wissenschaften, namentlich die Astronomie, mit großem Eifer ausgebildet und zu einem höhern Grade der Vollkommenheit gebracht worden seyen, als sie die Jahrtausende darauf bis auf die neueste Zeit erreicht haben; er nimmt mit diesen an, daß alle Kunde der Indier, Chaldäer, Aegypter nur aus Bruchstücken und Trümmern jener alten Weisheit und Wissenschaft bestehe, und macht sich darum Viel mit de Lambre zu schaffen, der indeß vielleicht auch in dem Bestreben, die Kenntnisse der orientalischen Völker unter die der Griechen herabzusetzen — indem er mehr zu vernichten als wiederherzustellen sucht — man-

chen Schritt zu weit gegangen seyn mag. Besonders macht er gegen ihn das fragende Argument geltend: was denn wohl einst, nachdem Europas Bildung untergegangen, ein zukünftiger Astronom von Südasien über unsre Scienz urtheilen würde, wenn davon etwa nur ein Haus- und Wetter-Calender und ein Paar abgerissene beyläufige Notizen übrig geblieben wären. Auf der andern Seite ist der Vf. durch jene Behauptungen und manche andre, namentlich in seinem Oedipus Judaicus und dem Essay on the Science of the Egyptians and Chaldeans aufgestellte, mit seinen theologischen Landsleuten in harte Collision gerathen, aus der er sich indeß in dieser Schrift herauszuziehen, und seine Ansichten mit denen seiner Gegner zu vergleichen sucht. Besonders stützt er sich dabey auf Talmudische und morgenländische Traditionen von den astronomischen Kenntnissen und Unternehmungen der Antediluvianer; und legt auf eine sehr einleuchtende Weise dar, wie weit es Menschen in einem Lebensalter von 900 Jahren bey mäßigen Talenten und erträglichem Fleiße hätten bringen können, von denen ein Einziger im Stande war, die ganze große Periode von 600 Jahren zu beobachten und sich durch die Erfahrung von der Richtigkeit seines Calculs zu überzeugen. Nach solchen Proben werden unsre Leser kaum mehr von dem Detail dieses Buches zu wissen verlangen; hat jedes Land doch mit dem Unsinn genug zu thun, den es auf eignem Boden producirt; wozu sollen wir uns plagen, den der sich irgendwo anders noch verhalten hat, aus seinen Schlupfwinkeln zu treiben. Von den Aegyptischen Darstellungen des Zodiacus selbst handelt auch nur der kleinere Theil des Buchs, und auch dieser nur von dem zu Esneh und dem sogenannten oblongen zu Denderah, nicht aber von dem circular Zodiac oder Planisphärium. Wie willkührlich aber bey Bestimmung von deren Alter verfahren wird, zeigt schon die erste Voraussetzung: sie seyen bestimmt den Stand des Himmels beym Beginn einer Sothischen Periode darzustellen, u. bezögen sich also entweder auf das Jahr 2782 v. Chr. oder 1322 v. Chr. oder 138 nach Chr. Daß das letzte nicht statthaft sey, soll gegen Visconti u. Aa. dargethan werden, mit Gründen, deren Nichtigkeit jetzt von selbst einleuchtet, z. B. daß damals die Aegyptische Bildung, Wissenschaft, Schrift schon ganz untergegangen sey, und Griechen unmöglich als Urheber des Werks angesehen werden könnten; die Meinung des Vfs selbst geht dahin, daß der Thierkreis von Esneh der frühern, der zu Denderah der späteren unter den den beiden andern angegebenen Epochen angehöre.

K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.
Den 19. Junius 1824.

Warschau.

Be Glücksberg: Rys historyczny Literatury narodów Slowianskich I. Literatury Rossyyskiéy. Auch unter dem Titel: M. Grecza Ces. Ross. Radcy Kolleg. Rys Historyczny Literatury Rossyyskiéy, z Rossyyskiego przez S. B. Linde, Fil. Doktor. Rad. Kom. etc. 1823. 380 Seiten in Octav.

Ebend. Dodatki do M. Grecza Rysu Historyi Literatury Rossyyskiey; zebrane przez S. B. Linde. 1823. 578 S. in Octav.

Obige polnische Bearbeitung des Werkes von Nikolas Grecz über die Russische Litteratur ist von Linde, dem Verfasser des berühmten Wörterbuchs der polnischen Sprache. Eine genauere Prüfung dieser Bearbeitung erweckt die höchste Achtung für die Talente des Verfassers und des Uebersetzers, welche denselben Eifer und Enthusiasmus zu theilen scheinen. Dieses Werk enthält: 1. eine Art von räsonnirendem Katalog aller Werke der alten sogenannten Russischen Litteratur. Der Eifer

des Verfassers für den litterarischen Ruhm seines Vaterlandes bewirkt, daß er Nichts vorbeygeht. Predigten, Liturgien, Homilien, Lobreden, Volkslieder ꝛc. Alles citirt er, und beweiset dadurch, vielleicht ohne es zu wollen, daß die damals in Rußland bestehende Aufklärung sich in den Händen der Popen des Landes befand. 2. Ein Gemählde des Fortschrittes der Aufklärung unter Peter dem Großen und seinen Nachfolgern. Späte Einrichtung der Buchdruckereyen, der Schulen, Zeitungen, Journale und der litterarischen Gesellschaften, deren allmählige Vervielfältigung den Geist mehrerer Klassen der Nation zu den Wissenschaften wandte, und die Neigung in ihnen erregte, Erzeugnisse ihrer Einbildungskraft bekannt zu machen. Wenn man die außerordentlichen Fortschritte bemerkt, welche die Russische Nation in weniger als einem Jahrhundert gemacht hat, und welche durch das schaffende Genie und den eisernen Arm Peters des Großen geleitet wurden, so kann man nur die glücklichen Anlagen der Russen bewundern, und dabey beurtheilen, was sie unter einer sanftern Regierung werden können. Auch hat die wohlthätige Verwaltung des regierenden Kaisers allein mehr Schriftsteller und weit wichtigere Werke hervorgebracht, als alle vier vorhergehenden Regierungsperioden. In dem beurtheilenden Verzeichniß der Russischen Schriftsteller entwickelt Hr. Grecz eine gesunde Kritik und Kenntnisse, welche durch das Studium der Alten und der besten Werke neuerer Nationen geläutert sind. Nach seinem eignen Geständniß hatten die Russen keine fixirte Sprache; aus mehreren slavischen Dialecten bildeten sie sich dieselbe willkührlich. Lomonosof (geb. 1711) ist der Erste unter ihren Dichtern, welcher ihre Sprache, ihren Rhythmus und ihre Prosodie bildete. Er hat schätzbare Werke geschrieben, welche bis auf die letzten

Zeiten zum Muster dienten, wo dann Wizin, Dzierzawia und endlich der Dichter Dmitriew die Russische Sprache fixirten, indem sie dieselbe gänzlich von ausländischen Wörtern reinigten. Die Zahl der Schriftsteller unter der Regierung der Katharina war ansehnlich, aber ihre Menge wird verdunkelt durch diejenige der jetzigen Regierung. In diesem Verzeichnisse scheinen die Russen mit allen Zweigen der Litteratur und mit allen Wissenschaften beschäftigt, aber bey einer strengen Untersuchung findet man viele Uebersetzungen und Nachahmungen, und nur wenige Originaluntersuchungen. Vorzüglich besitzen sie viele Dichter, und ihre Einbildungskraft scheint mehr als ihre Studien, hervorgebracht zu haben. Sie besitzen mehrere dramatische Schriftsteller, und wenn man selbst dasjenige abrechnet, was sie von fremden Schriftstellern übersetzt oder entlehnt haben, so können sie doch in Originalwerken mit ihnen wetteifern. Ozerow allein, ein sehr geschätzter dramatischer Dichter, hat sieben Original-Tragödien bekannt gemacht.

Hr. Grecz gibt eine beurtheilende Darstellung aller gelehrten Zeitungen, aller Schulen und Universitäten, endlich aller Einrichtungen und Gesellschaften, welche die Verbreitung der Aufklärung zum Zweck haben. Man ist erstaunt über ihre Anzahl, besonders unter der gegenwärtigen Regierung, und die künftige Generation kann bedeutende Erfolge davon erwarten. Die Vermischung so verschiedener Nationen, welche alle demselben Scepter in Rußland unterworfen sind, und alle an diesen wohlthätigen Einrichtungen Theil nehmen, müssen durch das Zusammentreffen ihrer Meinungen, Gebräuche und Vorurtheile ganz neue Begriffe und Bilder hervorbringen; indem jede ihren eignen Funken herbeybringt, müssen sie die Masse der Aufklärung allmählich über die ganze Nation verbreiten.

Hr. Grecz vergißt bey dieser Aufzählung nicht die geringste Zeitung.

Man hat sich zu verschiedenen Zeiten mit der Sorge beschäftigt, die Geschichte des großen Russischen Reichs zu beschreiben. Der Erfolg war verschiedenartig. In diesen letzten Zeiten hat Nikolas Karamsin, der beste Russische Prosaist, welcher zum Historiographen des Reichs ernannt ist, im Jahre 1816 die acht ersten Bände dieser Geschichte bekannt gemacht. Kaum ist dieß Werk erschienen, so haben mehrere gelehrte Kritiker ihm sein Verdienst streitig gemacht. Es wäre zu wünschen, daß in Rußland ein gründliches und unparteyisches kritisches Werk erschiene (ungefähr wie in Polen vom berühmten Grafen Ossolinski), welches die Wahrheit der Quellen prüfte und alles dasjenige verwischte, was Vorliebe, Stolz oder Schmeicheley in diese Werke mit einfließen ließen. Die Russische Geschichte, so fruchtbar an kolossalen Begebenheiten, an unerwarteten und großen Resultaten, würde unsern Enkeln den Bildungsgang einer Nation darstellen, welche ihre Civilisation mit den Waffen in der Hand erkämpfte.

Der gelehrte Linde hat zu der Uebersetzung des Gemähldes der Russischen Litteratur von Grecz ein Supplement gefügt, welches die Nachahmung mehrerer ausgezeichneter Stellen aus den Werken des Karasmin, Korytowicz, Kaczanowski, Batinszkow, Wjarewski, Bestuszew u. A. enthält. Außerdem hat er eine Uebersicht über den Katalog der Russischen Litteratur von Bulharyn hinzugefügt, und zuletzt ein Verzeichniß der Werke, welche als Quellen für die Russische Geschichte dienen können, zusammengestellt von Köppen. Dieses Supplement vervollständigt die Begriffe, welche ein Ausländer wünschen kann, um seine Ansicht über den litterarischen Zustand Rußlands zu begründen. Die Stel-

ken sind mit Urtheil ausgewählt. Die Erzählung Karamsins über Igoi ist mit Feuer geschrieben, und die des Fürsten Wjazewski über den Dichter Dziersawin mit vielem Geschmack. Deutsche füllen fast drey Viertel des Katalogs der Werke, welche als Quellen der Russischen Geschichte dienen. Die allgemeinen Ansichten, welche das Lesen des Werkes von Grecz und der Anmerkungen seines Uebersetzers erweckt, sind folgende. Bis zur Regierung der Kaiserin Catharina II. scheint alle Gelehrsamkeit sich bey den Geistlichen concentrirt zu haben; erst gegen das Ende dieser Regierung wollten mehrere Russische Vornehme, nach dem Beyspiele ihrer Kaiserin, den litterarischen Ruhm theilen. Aber erst unter Alexanders Regierung sind Privatmänner in der Laufbahn erschienen und haben ihre Vorgänger übertroffen. Dieser Bildungsgang ist natürlich in jedem Lande, wo das Volk ohne Gewicht und der dritte Stand fast ohne Bedeutung ist. Die Poesie scheint fast ausschließlich die Russischen Schriftsteller zu beschäftigen. Geschichte, Statistik, Erdkunde, und vorzüglich die strengen Wissenschaften sind selten Gegenstand ihrer Arbeiten; niemals schreiben sie über Politik, niemals beurtheilen sie Staatsmänner selbst der vergangenen Jahrhunderte; sie beschränken sich darauf, diejenigen Ideen und Bilder in Reime zu bringen, welche ihre zarte und melancholische Einbildungskraft hervorbringt, und in ihren neueren Lustspielen einige lächerliche Seiten darzustellen. Panegyriken, prachtvolle Reden spielen bey ihren Erzeugnissen eine große Rolle, wie dieß gewöhnlich unter allen kriegerischen und siegreichen Regierungen geschieht (z. B. unter Napoleon). Dieß Werk von Grecz beweiset selbst, daß eine sehr gesunde Kritik in Rußland herrscht. Es wird der Literatur höchst nützlich seyn, weil es häufig billigt und niemals directe tadelt, sondern

durch die bloße Darstellung des Inhalts ankündigt, was man künftig suchen und vermeiden muß. Man hätte Unrecht, Grecz mit Sismondi oder Ginguené zu vergleichen. Der Grund, auf welchem sie baueten, ist sehr verschieden. Noch weniger kann man ihn mit Ossolinski in Parallele stellen, welcher in verschiedenem Sinne über Polen arbeitete, und dabey tiefe Wissenschaft, unparteyische Kritik und ein wundervolles Talent zeigte, welches im wissenschaftlichen Europa noch nicht hinlänglich bekannt ist. Wir müssen endlich Hrn. Grecz und seinem beredten Uebersetzer Glück wünschen zu der Kunst, mit welcher sie andern Völkern eine Literatur darstellten, von welcher nur ein Theil die gelehrte Welt wesentlich interessiren kann. Hr. Grecz hat durch dieses Werk seinem Vaterlande einen ausgezeichneten Dienst erwiesen, er hat einer gesunden Kritik den Weg gebahnt, und gleichsam ein Pantheon gegründet, wo künftig jeder Russische Schriftsteller einen Platz, dessen Erlangung immer schwieriger wird, sich zu erwerben streben muß; er hat auch der Regierung einen ausgezeichneten Dienst erzeigt, indem er die verschiedenen Einrichtungen des öffentlichen Unterrichts richtig gewürdigt hat. In Beziehung auf Polen können wir diese kurze Analyse nicht beendigen, ohne unsern Wunsch nach einem ähnlichen Werke über polnische Literatur und Wissenschaft auszudrücken. Der gelehrte Bentkowski hat schon eine Arbeit in dieser Art bekannt gemacht, und verspricht eine verbesserte und vermehrte Ausgabe. Dann bleibt uns nur ein Wunsch, daß ein so ausgezeichneter Kritiker, als der Graf Ossolinski, diesen Gegenstand beleuchte, daß der bibliographische Theil von dem gelehrten Bandtkie behandelt werde, und daß ausgezeichnete Dichter, wie Wenzyk, Osinski und einige Andere uns die Geschichte des verschiedenen Geschmackes liefern, welche unter Po-

lens Schriftstellern in der Reihe der Jahrhunderte herrschte.

London.

Bey Whittaker: Journal of a voyage to Greenland, in the year 1821 with graphic illustrations. By George William Manby Esq. The second edition. 1823. XI u. 225 S. in 8.

Es ist unsern Lesern bekannt, daß die Erscheinung von weit größeren Massen des Polareises unterhalb Spitzbergen als zuvor seit einigen Jahren die Hoffnung erregt und die Englische Beharrlichkeit darauf gerichtet hat, ein offenes Polarmeer und die nördliche Grenze von Amerika zu finden. Sie werden dem heldenmüthigen Parry zu seiner neuen Entdeckungsreise Glück wünschen, und inzwischen nicht ungern etwas von des Verfassers Reise zu dem Abstreifer, run. away des Polareises, 1821 vernehmen. Es kommt alljährlich Polareis unter Spitzbergen herab, und ist durch seine Frische und Reinheit den Schiffern wohl bekannt, aber wenn diese im May von Island herauffahren, ist es durch Wogendrang und Sonnenwärme theils in Treibeis zergangen, und durch die Meresströmung von Osten nach Westen an der Ostküste von Grönland aufgedämmt, theils in den größeren Massen nordöstlich von Spitzbergen zurückgeschoben, so daß die Fahrt nach der nordwestlichen Seite von Spitzbergen frey und das Meer dort offen bleibt, wo dann die Wallfische und die Wallfischfahrer zusammentreffen. Das hat sich in den letzten Jahren verändert, zwischen Island und Spitzbergen ist im Vergleich mit der gewöhnlichen Eismasse eine neue hinzugekommen, deren Oberfläche auf 4 bis 5000 deutsche Quadratmeilen geschätzt wird, welche sich weniger bewegt, und theilt als sonst, und das noch offene Meer an der

Westseite von Spitzbergen unzugänglicher macht. Aber durch ihren bleibenderen Zusammenhang und Stand scheint sie das Treibeis vermindert, den Eisgang zwischen Cap Farewell und dann weiter herauf an der Grönländischen Ostküste nach Spitzbergen zu beschränkt und Ostgrönland, welches der Verf. Westgrönland nennt, zugängiger gemacht zu haben. Er hat wegen des vorliegenden Eises nicht nach Spitzbergen kommen können, dagegen ist er unter 74° 30′ Norder Breite zum 12° westlicher Länge und wie er glaubt auf 45 Englische Meilen der Ostgrönländischen Küste nahe gekommen, welche er am 23. Julius 6 Uhr Abends durch ein Fernglas betrachtet und abgezeichnet hat. Es ist ein kahler Strich Land, nach der Zeichnung und Beschreibung, mit Schnee in den Gründen, und mit dunkler Färbung auf den Höhen, woraus der Vf. auf eine leichte Erdkrume, oder selbst Rasendecke schließt. Aehnliches und bestimmter sah es bekanntlich der Hamburger Schiffer Olof Ocken über 79° Grad Norder Br. schon 1817 und nannte es Land von Hamburg. Der Vf. scheint von dieser früheren Beobachtung nichts zu wissen. Uebrigens möchten die Steinzeichnungen wohl besser als die Schrift selbst gerathen seyn; wenn auch manches, als der Eisbär u. dgl., hätte wegbleiben können, so versetzen andere lebhaft in die Eisschluchten, unter ungethüme Gestaltungen, und schauderhafte Gefahren. Das beste ist aber zurückgeblieben, die Scheingestalten, Fata Morgana, welche sich über den Meeresspiegel und aus dem Nebel zwischen Schneeschimmer und Sonnenglanz erheben, und die Schiffe, welche sich eher, aber verkehrt, zeigen, als sie in den Sehkreis kommen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 19. Junius 1824.

Leipzig.

Bey K. H. Reclam: Beyträge zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitkunde, als Vorarbeiten für eine künftige strengwissenschaftliche Naturlehre derselben, herausgegeben von Dr. Fr. Ed. Beneke, Privatdocenten an der Universität zu Göttingen. 1824. (LX u. 550 Seiten gr. Octav.)

Die Abhandlungen zur Seelenkrankheitkunde, welche der Verf. hier Philosophen und Aerzten zur Prüfung übergibt, sind zunächst aus Vorlesungen entstanden, welche er im Winterhalbjahre 1821-22 an der Universität zu Berlin gehalten hat. Doch machte ihre veränderte Mittheilung auch in der Anlage und Ausführung manche Veränderung nothwendig, so daß seine damaligen Zuhörer nur zum Theil Bekanntes finden werden.

Schon die Vorrede des Buches gibt zu mancherley Bedenklichkeiten Veranlassung. Der Verf. gesteht ganz offen, daß er keine mediciniſchen Kenntnisse, oder doch viel zu wenig besitze, um durch diese

in diesem Gebiete des Wissens neue Aufklärungen geben zu können. Wie? und er wollte dennoch neue Aufklärungen geben? er wagte es, in einer Wissenschaft als Mitarbeiter aufzutreten, welche, obgleich sie den Namen der Seele an der Stirn trägt, doch allein von der Beobachtung des Leiblichen ihre vollkommnere Ausbildung erwarten kann? Hat doch die Erfahrung vielfältig bewiesen, daß wirksame Heilungen der Seelenkranken nur aus dem Gebrauche physischer Mittel hervorgehen; daß man von der Seele aus sehr wenig, oder doch nur sehr unsicher, und vorübergehend wirken könne. Weshalb denn auch gründliche Forscher schon längst ihre ganze Aufmerksamkeit dem Leiblichen zugewandt, und aus der veränderten Beschaffenheit des Gehirns, der Leber, der Gedärme ꝛc. das Wesen der Seelenkrankheiten abzuleiten gesucht haben. — Der Verf. nun glaubt diese Versuche für sich anführen zu können. Wahrhaft gründliche und unverblendete Forscher haben gestehen müssen, daß alle diese Bemühungen noch zu keinem sicheren Ergebnisse geführt haben; daß man noch kein einziges somatisches Merkmal aufgefunden hat, welches uns mit vollkommener Sicherheit auf diese oder jene bestimmte Seelenkrankheit schließen ließe, und daß auf der anderen Seite bey einer nicht geringen Anzahl von Seelenkranken gar keine auffallendere leibliche Störung nachgewiesen werden konnte. Und gesetzt auch, man wäre in dieser Beziehung in Zukunft glücklicher, so ist doch die Kenntniß der Parallele zwischen dem Leiblichen und Geistigen, gerade in Bezug auf die höheren geistigen Thätigkeiten, in welchen die vorzüglichsten Erscheinungen der Seelenkrankheiten wurzeln, noch überaus unvollkommen und mangelhaft; und die Schlüsse also aus den als beständig erkannten somatischen Krankheitsymptomen würden uns nur eine sehr allgemeine und ungenaue, und dadurch unbrauchbare, Erkenntniß der geistigen

Störungen geben. Um die Erkenntniß dieser aber ist es uns doch eigentlich zu thun: denn die somatischen Krankheitssymptome, wie vollständig und genau sie auch aufgefaßt und dargestellt werden mögen, geben uns immer nicht die Sache selbst; da es ja doch unstreitig vorzugsweise die Seele ist, welche wir in der Wissenschaft von den Seelenkrankheiten als krank darstellen, und auf deren Heilung wir hinarbeiten sollen. Alles dieses zusammengenommen nun, schien es dem Verf. nicht unzweckmäßig, einmal den entgegengesetzten Versuch zu machen, ob sich nicht durch eine reinseelenwissenschaftliche Behandlung der Seelenkrankheitskunde eine vollkommnere Erkenntniß ihres Gebietes gewinnen lasse. Er hat dabey das Leibliche durchaus nicht vernachlässigt, weder in den Krankheitsymptomen, noch in der Heilkunde; aber er hat dasselbe gleichsam psychisch übersetzt, indem er alle leiblichen Erscheinungen von ihrer seelenartigen Seite auffaßte, und in Rechnung brachte. Hiezu glaubte er sich berechtigt durch eine tiefere Erkenntniß des Verhältnisses von Leib und Seele, deren speculative Begründung er S. 9-22. mittheilt. Nach ihr ergibt sich der Unterschied zwischen den Seelenthätigkeiten und den sogenannten leiblichen als ein keineswegs qualitativer, sondern durchaus nur quantitativer: unter besonderen Bedingungen, (z. B. bey stärkeren Reizen) können alle sogenannten leiblichen Entwickelungen, indem sie an Stärke des Bewußtseyns wachsen, zu Seelenentwickelungen werden; und man thut daher wohl, beide Gattungen von Thätigkeiten in der Wissenschaft unter den Einen Begriff der Seele zusammenzufassen, in welchem man dann thierische und geistige Seelenthätigkeiten zu unterscheiden haben wird. Nicht gering gewiß ist der Vortheil, welcher aus dieser Behandlungweise für die Seelenkrankheitkunde hervorgeht. An der Stelle zweyer ganz

verschiedenartiger Reihen von Erscheinungen, die sich, die Erkenntniß störend, unaufhörlich einander unterbrachen, und die man nur mit Mühe in einen unklaren und unsicheren Zusammenhang bringen konnte, haben wir nun Eine durchaus gleichartige Reihe gewonnen. Ueberdies hat unsere Erkenntniß den Vorzug der Unmittelbarkeit vor der entgegengesetzten voraus, da es ja jetzt die Seele, also das in den Seelenkrankheiten eigentlich Erkrankte, selbst ist, deren Störungen uns dargestellt werden. Noch bey Weitem mehr endlich wird der Vorzug dieser Erkenntnißweise dadurch gesteigert, daß der Verfasser den Beweis führt, daß die thierischen und geistigen Seelenthätigkeiten den gleichen Entwickelungsgesetzen unterworfen sind, daß wir also die gesammten Erscheinungen der erkrankten und der in der Heilung begriffenen Seele nach einer und derselben Gesetzgebung zu erklären und zu begreifen, im Stande sind.

Hat man sich nun aber auch mit dieser Ansicht des Verf's versöhnt: was wird man zu seinem zweyten Geständniß sagen, daß er beynah gar keine Gelegenheit gehabt habe, Seelenkranke selbst zu beobachten? daß er nur ein Paar Mal Irrenhäuser, und nur flüchtig, gesehen habe? Also nur aus Büchern stammt seine Weisheit; oder er wird uns gar, so feurig er auch überall als Apostel der Erfahrung, als der einzig wahren Meisterinn der Wissenschaft, auftritt, doch wieder nur leere und eitle Speculationen auftischen. Lassen wir ihm auch die früher gebeichtete und vertheidigte Unvollkommenheit gelten, so hätte er doch diese auf jeden Fall verbessern, und sich durch lange fortgesetzte, eigene Beobachtung in Irrenhäusern rüsten sollen, ehe er eine Entwickelung der Seelenkrankheitskunde unternahm. — Der Verf. konnte diesen Einwurf wohl voraussehen; aber er glaubt überhaupt nicht, daß, bey dem bisherigen Stande dieser Wissenschaft, durch

Beobachtung der Seelenkranken viel für dieselbe gewonnen werden könne. Die Erscheinungen in der Entwickelung der Seelenkrankheiten sind viel zu zusammengesetzt, zu ihrer Sonderung fehlen uns die regelnden Principien; und sie müssen daher den Blick des Beobachtenden verwirren, so daß er nur einzelne Merkmale, und meistentheils die unwichtigeren, auffaßt. Daher in der Characteristik der Seelenkrankheiten die wildeste Unordnung, die augenscheinlichsten Widersprüche; daher die beynah gänzliche Unfruchtbarkeit der unübersehbaren Masse von Krankheitgeschichten, welche wir in unseren Zeitschriften aufgehäuft finden! Wer würde nicht lächelnd die Achseln zucken, wenn jemand für die Erkenntniß und Heilung der leiblichen Krankheiten, an einer alle Krankheitsgattungen zugleich umfassenden Characteristik genug zu haben glaubte; und doch läßt man sich bey der Symptomenangabe der Seelenkrankheiten meistentheils an einer solchen genügen! So viel also auch der Verf., für die Aufklärung seiner Wissenschaft, von einer genauen Beobachtung der Seelenkrankheiten erwartet, so schienen ihm doch die Principien dazu aus einer anderen Quelle geschöpft werden zu müssen. Diese nun glaubt er, wie sich nach dem Bisherigen von selbst versteht, nicht in Büchern zu finden, noch weniger aber in leeren philosophischen Speculationen. Vielmehr stammt ihm, was er in diesen Abhandlungen zur Erläuteruug der Seelenkrankheiten mittheilt, allein aus der Beobachtung der gesunden menschlichen Seele. Ganz im Gegensatze nämlich mit der gewöhnlichen Ansicht, welche den eigenthümlichen Charakter der Seelenkrankheiten darin setzt, daß in ihnen die Seele sich nach ganz anderen Gesetzen, als im gesunden Leben, entwickele, behauptet der Verf. eine vollkommene Gleichartigkeit der Entwickelungsgesetze des gesunden und kranken Seelenlebens. Die Erfolge in beiden, die ursächlichen

Verknüpfungen, auf welchen diese beruhen, sind durchaus dieselben; nur treten sie in den kranken Zuständen in anderen Combinationen hervor, als in den gesunden. Daß man sie für verschieden gehalten, hat darin allein seinen Grund, daß man sie nicht einfach genug faßte. Wie der Rauch und der Luftball nach denselben Gesetzen in die Höhe steigen, nach welchen der Stein zur Erde fällt: so erfolgen auch das Vorstellen, und Denken, und Fühlen, und Handeln des Rasenden, oder des von einer wahnsinnigen Idee Beherrschten, nicht nach anderen Gesetzen, als die des Seelengesunden; nur daß die Elemente in jenen, durch vielgliedrigere Verbindungen derselben Erfolge, eine von der gewöhnlichen verschiedene Gestalt gewonnen haben. Um also das Wesen dieser ungewöhnlichen Erscheinungen kennen zu lernen, muß man die gewöhnlichen beobachten; um die zusammengesetzteren Combinationen der Seelenentwickelungen zu begreifen, bey den einfachsten den Anfang machen. Denn wie in allen übrigen Naturwissenschaften, so sind auch in der Naturlehre der Seele die alltäglichsten Erscheinungen die belehrendsten; nur sie verstatten ja, durch ihre öftere Wiederholung, die Genauigkeit der Beobachtung, aus welcher wissenschaftliche Klarheit und Bestimmtheit hervorgehn kann; nur sie lehren uns weit umfassende Gesetze kennen, da sie in gleicher Form in einer großen Anzahl von Erscheinungen sich finden, während die zusammengesetzteren Erfolge, in der ihnen eigenthümlichen Form, völlig einzeln, oder doch nur in einer sehr geringen Anzahl gleichartiger Erscheinungen dastehen. Auf die Einsicht hievon gestützt, ging der Verf., bey seinen Bemühungen um die Aufklärung der Seelenkrankheitskunde, von der Beobachtung der alltäglichsten Entwickelungen des gesunden Seelenlebens aus; er führte diese dann zu den geringeren krankhaften Erscheinungen hin=

über, welche man, in Analogie mit der leiblichen Seite, nicht unpassend mit dem Namen der Seelenunpäßlichkeiten bezeichnen könnte, und welche sich auch in dem relativ gesunden Leben nicht selten einfinden. Nachdem er die Ursachen dieser aus den Gesetzen des gesunden Seelenlebens begriffen, sah er sich, wie er vorausgesehen, in den Stand gesetzt, durch die bloße quantitative Steigerung dieser Ursachen die Erscheinungen der eigentlichen Seelenkrankheiten zu erklären; und er glaubt, daß ihm dies, vermöge der Vorzüglichkeit dieser, dem Beyspiele der übrigen Naturwissenschaften nachgebildeten, Methode, in dem Maaße gelungen ist, daß die Natur keines der hauptsächlichsten Symptome der Krankheiten oder ihres Heilverfahrens unerklärt geblieben ist.

Es versteht sich wohl von selbst, daß, wenn die vom Verf. ins Auge gefaßte Aufgabe gelöset werden sollte, die dieser Lösung zum Grunde gelegte Psychologie ebenfalls nach einer ganz anderen Methode behandelt werden mußte, als nach welcher sie gewöhnlich behandelt wird. Denn durch diese vorzüglich steht sie den übrigen Naturwissenschaften, in Bezug auf Vollkommenheit der Ausbildung, in dem Maaße nach, daß sie kaum mit denselben verglichen werden kann. Schon durch die im Vorigen erwähnte Richtung der Aufmerksamkeit auf die gewöhnlichsten Erscheinungen (während dieselbe vorher, wie überall in der Kindheit der Wissenschaften, vorzüglich nur durch die ungewöhnlichsten und außerordentlichsten Erscheinungen angezogen und gefesselt wurde) wird für die Bestimmtheit und Klarheit der wissenschaftlichen Entwickelungen außerordentlich viel gewonnen. Dazu mußte eine genauere Beobachtung und Auffassung der Phänomene kommen. Nach der gewöhnlichen Auffassungsweise läßt man z. B. die Einbildungskraft oder den Verstand krank seyn. Dies aber ist in

den meisten Fällen ungefähr eben so wahr, als wenn man bey jeder elektrischen Entwickelung die gesammte Elektricität des Erdballs in Rechnung bringen wollte. Denn den, wie es heißt, am Verstande Kranken, sehen wir nicht selten in der Vermeidung der Nachstellungen, welche er fürchten zu müssen sich einbildet, den größten Scharfsinn anwenden; und von dieser Seite also am Verstande durchaus gesund seyn. So auch in den meisten übrigen Fällen. Will man also die seelenwissenschaftlichen Entwickelungen in voller Bestimmtheit fassen, und in ihrer Bezeichnung nicht mehr ausdrücken, als sich in Wirklichkeit findet, so muß man nicht die allgemeinen Vermögen, sondern einzeln Thätigkeiten, und einzelne Thätigkeitgruppen, in der Einzelnheit, wie sie wirklich in Wirksamkeit treten, mit und gegen einander wirken lassen. Nur so wird man für die Psychologie die Bestimmtheit und Klarheit der Erkenntniß gewinnen, deren sich die übrigen Naturwissenschaften schon seit langer Zeit erfreuen. In dem vorliegenden Buche ist diese Methode überall befolgt worden; und der Verf. ist des festen Glaubens, daß, wenn dieselbe allgemeinere Theilnahme findet, die Psychologie, und die darauf begründeten Wissenschaften, in kurzer Zeit Riesenschritte zu ihrer Vollkommnung machen werden.

Ist man nun auf diese Weise kaum mit der Vorrede des Verf's. versöhnt worden, so bietet schon das Inhaltverzeichniß neuen Anstoß dar. Nachdem nämlich der Verf. vier Krankheitgattungen behandelt hat, welche man zur Noth unter die gewöhnlichen Begriffe der fixen Idee, des Blödsinnes, der Manie, und der Melancholie fassen kann, führt er außer diesen noch die Unsittlichkeit, die falsche Weltansicht, die Unlustaffekte als Krankheitsgattungen auf; von welchen man bisher gar nichts, oder doch nur sehr Weniges, und selbst dieses mit der höchsten Mißbilligung der Meisten, in der Lehre

von den Seelenkrankheiten vernommen hatte. Wodurch sich der Verf. zu dieser Neuerung berechtigt glaubte, muß in dem Buche selbst nachgelesen werden; hier stehe nur die ausdrückliche Versicherung, daß des Vfs Theorie nichts gemein hat mit manchen neuere Behauptungen, welche, auf dunkle Gefühle gestützt, alle Seelenkrankheiten aus der Sünde abgeleitet haben wollen. Was der Verf. über die Unsittlichkeit und die ihr verwandten Ausartungen sagt, gründet sich auf eine klare Anschauung ihres Wesens und ihrer Entstehungweise; und er hat dem, schon dem unmittelbaren Gefühle unbezweifelt sich kund gebenden, Unterschiede zwischen ihnen und den Seelenkrankheiten im engeren Sinne, die bestimmteste wissenschaftliche Begründung zu geben gesucht.

Nach diesen Erörterungen aus und über Vorrede und Inhaltverzeichniß, können wir in der Anzeige des Buches selbst kürzer seyn. Der erste Abschnitt (S. 1 - 39) gibt eine Rechtfertigung des "Plans zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitskunde", und stellt die Aussichten für das Gelingen desselben dar. Vorzüglich gründet er diese auf die schon erwähnte Entwickelung des wahren Verhältnisses von Seele und Leib. Der zweyte Abschnitt (S. 40 - 83) zergliedert die "krankhaften Aeußerungen der Sinnenthätigkeiten", um hiedurch die Hauptgattungen krankhafter Seelenentwickelungen aufzufinden. Dies nun geschieht, nach dem Anfangs entworfenen Plane, vorzüglich durch die Vergleichung mit ähnlichen Erscheinungen des gesunden Seelenlebens. Auch in diesem sehen wir nicht immer mit offenen Augen rc., z. B. wenn wir in angestrengtem Nachdenken begriffen sind. Zum Wahrnehmen gehört also mehr, als ein gesundes Organ und die Einwirkung des Gegenstandes auf dasselbe. Bey genauerer Untersuchung zeigt sich dann, daß die-

tes "Mehr" darin besteht, daß der Sinnenempfindung die ihr gleichartigen Seelenthätigkeiten, sie in sich aufnehmend und sich verknüpfend, entgegenkommen, welche wir, von früheren Anregungen her, erweckbar im relativen Unbewußtseyn für sie bereit halten, und welche man daher die "Empfängnißthätigkeiten" für die Sinnenwahrnehmung nennen kann. Fehlen diese Empfängnißthätigkeiten, so entsteht keine Wahrnehmung; werden sie unrichtig ersetzt, eine mehr oder weniger falsche. Jener Mangel nun wird vorzüglich in drey Fällen eintreten: einmal, wenn das Vermögen der Seele überhaupt nicht so geisteskräftig ist, daß sich die aus dem Bewußtseyn verdrängten Sinnenempfindungen erhalten, und zu Empfängnißthätigkeiten bilden können (wie bey dem Blödsinnigen); zweytens, wenn die Empfängnißthätigkeiten zwar gebildet sind, aber, durch das Vorherrschen einer fremden, übermächtigen Seelenthätigkeit, ihre Erweckung gehindert wird, (wie bey der fixen Idee, und größtentheils bey der Melancholie); und drittens, wenn zwar auch die Erweckung der Empfängnißthätigkeit Statt gefunden hat, aber, aus irgend einem Grunde, der Wechsel der Seelenthätigkeiten zu sehr beschleunigt ist, als daß sich jene mit der Sinnenempfindung zur Wahrnehmung gehörig vereinigen und durchdringen könnte (wie in der Manie und den übrigen Erhitzung-Seelenkrankheiten). In den beiden letzteren Fällen kann eine Sinnenvorspiegelung Statt finden, unter Umständen und nach Gesetzen, welche S. 69 ff. erläutert werden. Diese Entwickelungen nun führen zu allgemeinen psychologischen Erörterungen über das Wachsen der Seelenthätigkeiten an Bewußtseynstärke, und die Möglichkeit, daß dieselbe zum Uebermaaße gesteigert werde (S. 84-95), so wie über die Bedingungen, unter welchen Ueberreitzung, Mangel an Bewußtseynstärke,

und Mangel an Reiz als überwiegend bleibende Beschaffenheiten der Seele sich ausbilden. Diese Erörterungen machen den Inhalt des dritten Abschnittes aus. Die vier folgenden stellen dann die vier Hauptgattungen der Seelenkrankheiten im engeren Sinne: die fixe Idee (S. 106=185), den Blödsinn und die ihm ähnlichen Erscheinungen (186=222), die Manie und die übrigen Erhitzungsseelenkrankheiten (S. 239=326), und die Melancholie (S. 327=371) dar. Bey allen diesen Krankheitsgattungen werden, nach ihrer allgemeinen Characteristik, ihre Unterarten und Grade, ihre Entstehungsweise und Verlauf, endlich das ihnen angemessene Heilverfahren, angegeben, und seelenwissenschaftlich erklärt. Darauf folgt im achten Abschnitte eine gleiche Erläuterung in Bezug auf die Unsittlichkeit (S. 371=451), die falsche Weltansicht (S. 451=496) und die Unlustaffecte (S. 497=511). Ein Rückblick auf das Ganze der vorgetragenen Wissenschaft (S. 512=528) macht den Schluß.

Der Verf. würde die Grenzen des Umfanges und des Zweckes dieser Zeitschrift überschreiten, wenn er den Inhalt und die Ergebnisse dieser größtentheils ganz neuen Untersuchungen ausführlich darstellen wollte. Er erlaubt sich daher nur, einige derselben besonders der Aufmerksamkeit prüfender Forscher zu empfehlen. Dazu gehören, von allgemeinen Erörterungen: die Entwickelung, warum, bey dem Streite zweyer Seelenthätigkeiten um das Bewußtseyn, diejenige den Sieg erhalten muß, welche in der Menge gleichartiger Bestandtheile der anderen überlegen ist (S. 88 ff.); so wie die Auseinandersetzung, wie die Stärke einer Vorstellung schon dadurch allein wächst, daß sie im Bewußtseyn öfter wiederholt wird (S. 90 ff.). In der Theorie der fixen Idee scheinen dem Verfasser Aufmerksamkeit zu verdienen: die Zu-

rückführung der Eigenthümlichkeit in dem Urtheilen und Handeln der Verrückten auf ihre überaus einfache Grundursache (S. 117-27); die Erläuterung des Mangels an Schlaf in dieser Krankheit (S. 132 ff.); die seelenwissenschaftliche Erklärung der Krankheiteinbildungen, und ihres Unterschiedes von wirklichen Krankheiten (S. 153-63); endlich die Bemerkungen über die Bedingungen einer gründlichen Heilung der fixen Idee S. 166 ff.). In der Lehre vom Blödsinn: die Erörterung über seine verschiedenen Grade und Gattungen (S. 197 ff.) und die darauf begründeten Heilmethoden (S. 215 ff.); so wie, in dem Anhange zu dieser Lehre, die Erklärung des Mangels der Erinnerung an das während der Seelenkrankheiten Geschehene und Gethane (S. 228 ff.). In dem Abschnitte von der Manie rc. bittet der Verf. nicht zu übersehen: die Bemerkungen über die poetischen Ekstasen und die ihnen ähnlichen Erscheinungen bey Erhitzungskranken (S. 248 ff.); die Beantwortung der Frage: in wiefern bey ihren gewaltthätigen Handlungen ihre Willkühr aufgehoben, oder nicht aufgehoben ist (S. 252-59); die Erklärung der verschiedenen Gattungen dieser Krankheiten (S. 268 ff.), so wie die Bemerkungen über einzelne derselben (S. 284 ff.), vorzüglich über das delirium tremens S. 307 ff.); die Erläuterung ihrer Remissionen (S. 318 ff.), so wie der Heilkraft der Natur in den Ueberreizungskrankheiten (S. 326), und der rechten Art, sie zu begünstigen und zu steigern (S. 328-38); in dem Capitel von der Melancholie die Bemerkungen über die Gattungen melancholischer Krankheitseinbildungen (S. 336 ff.).

Die Entwickelung der Unsittlichkeit und der ihr verwandten Ausartungen schließt sich an des Verfs. Grundlegung zur Physik der Sitten an. Doch ist hier die Entstehungsweise der Unsittlich-

heit und ihrer verschiedenen Arten, so wie das ihrer Natur angemessene Heilverfahren (S. 440-52), und die Frage: ob die Unsittlichkeit eine Seelenkrankheit sey (S. 406-24), ausführlicher erläutert. Eine eigenthümliche Zugabe bildet die Erklärung des verrückten Hanges zum Stehlen (S. 395 ff.), und seiner Verschiedenheit von dem gleichnamigen unsittlichen Hange. Die Auseinandersetzung des Verhältnisses zwischen den krankhaften Ausartungen des Strebungraumes und Lustraumes hat hier ebenfalls eine größere Bestimmtheit erhalten (S. 483-92); die Lehre von den Unlustaffecten ist ganz neu hinzugekommen.

Noch ist des, dem Buche vorangeschickten, Schreibens an den Herrn Professor Dr. Herbart zu Königsberg (S. V-L) zu erwähnen, welches die Frage behandelt, ob "die Psychologie metaphysisch oder physisch begründet werden solle". Es bezieht sich zunächst auf die 1822 vom Herrn Professor Herbart herausgegebene Schrift "über die Möglichkeit und Nothwendigkeit, Mathematik auf Psychologie anzuwenden"; und entscheidet sich in der Beantwortung jener Frage, im Gegensatze mit dem Verf. dieser Schrift, für die physische Begründung der Psychologie.

Der Verf. schließt diese Anzeige mit der wiederholten Erklärung, daß er sich der mannigfachen Unvollkommenheiten seiner Schrift gar wohl bewußt ist, daß er aber einen Theil derselben weniger seinem Eifer (dem es gewiß an Wärme nicht fehlte) und seinem Mangel an Einsicht (wie groß dieser auch in Rechnung gebracht werden mag), als dem Stande dieser Wissenschaft im Allgemeinen, zuschreiben zu müssen glaubt. Daher er für diese Unvollkommenheiten nicht nur die gütige Nachsicht, sondern auch die angestrengtesten Bemühungen aller derjenigen in Anspruch

nimmt, denen, wie ihm, die Wissenschaft von der menschlischen Seele am Herzen liegt. Mögen Philosophen und Aerzte, in schönem Bunde, mit und für einander arbeiten, damit der Wissenschaft endlich einmal ein helleres Licht aufgehe, welche, obgleich sie den übrigen Naturwissenschaften an Interesse gewiß nicht nachsteht, doch leider! noch so weit davon entfernt ist, sich ihnen an Klarheit und Bestimmtheit der Erkenntniß an die Seite stellen zu können!

F. E. B.

Sulzbach.

Seidel: De presbyteriorum siue senatuum ecclesiasticorum constitutione, eorumque in ecclesiam evangelicam, quae in Bavaria viget, restitutione. Auctore Ge. Christoph. Gack, Philos. Doct. et Concionatore aulico Solisbaci. 1823. 79 S. kl. 8.

Zuerst wird die Verfassung der ersten christlichen Kirchen in der Kürze dargestellt. Wenn S. 11 behauptet wird, daß es in der Apostel Zeiten auch Presbyteros gegeben habe, welche nicht lehrten, so wollen wir zwar dies nicht bestreiten, aber doch dabey bemerken, daß auch solche Presbyteri keine weltliche Kirchenvorsteher waren, sondern zum Clerus gerechnet wurden, weil sie gleichfalls kirchliche Geschäfte verrichteten und im Dienste der Kirche waren. S. 17 findet man die nicht gewöhnliche Bemerkung, daß in der Peschito die Episcopi und Presbyteri einerley Nahmen führen. Im zweyten Abschnitte wird der Begriff eines Presbyters und Presbyteriums bestimmt und von ihrer Wiederherstellung geredet. Hier erfährt man auf einmal, daß die Presbyteri nichts lehren, sich um die Lehre gar nicht beküm-

mern, und die Sacramente nicht verwalten sollen, weil es ihnen an den dazu erforderlichen Kenntnissen, Fähigkeiten und Uebungen fehlt. Wir geben zu, daß diese Geschäfte eigentlich nicht zur Mitgliedschaft eines Presbyteriums gehören, aber es wird so gesprochen, wie wenn nur Weltliche und die Geistlichen gar nicht Mitglieder des Presbyteriums seyn sollten, und davon sehen wir den Grund nicht ein, wohl aber Gründe dawider. Für die wahre Definition der Presbytern wird folgende ausgegeben S. 24. Si ad ecclesiae ministros respicimus et munera eorum ac negotia salva volumus, adparet, presbyteros seu antistites esse ministros (Organe) coetuum, clericos autem ministros (Organe) totius ecclesiae christianae. Exinde enim officii notio et temporibus nostris et necessitati consentanea nascitur. Das hätte müssen genauer erklärt werden. Warum soll nicht auch der Prediger, Diener und Organ seiner Gemeine heißen, und im Presbyterium sitzen können: Nachher heißt es: die Presbyteri sollen die Wünsche und Bedürfnisse der Gemeinen erforschen, dann mit den Predigern darüber zu Rath gehen und unter ihrem Vorsitze oder ihrer Mitwirkung ihnen abzuhelfen suchen, die Prediger sollen auch im Namen der Gemeinde die Gebrechen derselben den Presbyteris anzeigen, sie zu ihrer Heilung und zur Anzeige bey weltlichen Richtern auffordern. Warum soll denn aber der Prediger nicht selbst und sogleich im Presbyterium sitzen? Die Anzeige bey der weltlichen Obrigkeit gehört nicht zur Competenz eines solchen Collegiums, könnte furchtbare Folgen haben und die ganze Sache verderben. Der dritte Abschnitt handelt von der Kirchenzucht. Sie wird im eigentlichen Sinne mit Recht verworfen und den protestantischen Presbyterien abgesprochen. Die Unzweck-

mäßigkeit und Unausführbarkeit in gewisser unseren Zeiten vorgeschlagenen Kirchenstrafen wird gründlich gezeigt. Im vierten Abschnitte beschäftiget sich der Vf. mit den Pflichten der Mitglieder der Presbyterien. Er kommt hier wiederum auf die Kirchenzucht und verwirft sie. Aber es hätte doch gezeigt werden sollen, wie die Presbyterien ohne eigentliche Zucht, auf die Sittlichkeit der Gemeinden vielfältig und stark einwirken können. Der fünfte Abschnitt soll zeigen, aus welchem Gesichtspunct die Presbyterien heutzutag zu betrachten, und wie sie zu beurtheilen seyen. Hier wird den bisherigen Schriftstellern über diesen Gegenstand vorgeworfen, daß sie den Haupt-Gesichtspunct insgesammt verfehlt haben. Dieser wird darin gesetzt, daß die Presbyterien den Bestrebungen der Römischkatholischen Kirche, sich weiter auszubreiten und die Protestanten in ihren Schooß zurückzuführen, entgegengestellt werden, daß sie die Stelle älterer nunmehr verschwundener Stütz- und Vereinigungspuncte der protestantischen Kirche vertreten, sich den Verletzungen ihrer Rechte widersetzen, sie vor Schaden bewahren, ihr zur Vormauer dienen, ihr wiederum mehr Kraft, Leben, inneren Zusammenhang und vollkommenere Bildung mittheilen sollen. Das ist eine sehr wichtige Seite. Diese Schrift ist überhaupt lehrreich, es sind ungefähr alle über die Presbyteriensache vorher erschienene Schriften darin angeführt, benutzt oder berücksichtiget, aber möchte sie der Vf. doch deutsch geschrieben haben. Der lateinische Styl ist in derselben oft gar zu incorrect, dunkel, schwerfällig. In der Landessprache würde gewiß auch die Sache selbst noch befriedigender ausgeführt worden seyn.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 21. Junius 1824.

Paris.

Monographies de Melastoma, et autres genres de cet ordre; par Alexander de Humboldt et Aimé Bonpland. Livr XX-XXIV. 1820-1823. in groß Folio auf Velinpapier. (Jede Lieferung enthält drey Bogen Text und fünf mit Farben abgedruckte Kupfertafeln.)

Bey der Anzeige der ersten Lieferungen (Gött. gel. Anzeig. 1809. St. 179.) ist der Plan und die Einrichtung dieses Werkes umständlich angegeben. Die Fortsetzung handelt wie bisher Rhexien und Melastomen ab. Mit den drey vorletzten Lieferungen (XVII-XIX) schließt sich zuerst die Monographie der Melastomen, welche auf 60 Tafeln 59, größtentheils unbekannte Arten darstellt, und als ein sehr schätzbarer Beytrag zur näheren Kenntniß dieser Gattung zu betrachten ist. Nach Bonpland's Abgange wurde die seit mehreren Jahren unterbrochene Fortsetzung dieses Werkes dem Prof. Kunth von Herrn v. Humboldt übertragen, dem wir die vorliegenden fünf Lieferungen zu verdanken haben. Die Monographie der Rhe-

rien ist hiermit gleichfalls geschlossen, und enthält auf einer gleichen Zahl Tafeln eben so viele Arten, als jene, abgebildet. Daß der wissenschaftliche Theil dieser Hefte durch Kunth sehr gewonnen hat, bedarf kaum einer Erwähnung; auch sind überall, wo es dem Verf. möglich war, häufigere Analysen der Fructificationstheile angebracht. Die Frucht, worauf der wesentliche Charakter beider Gattungen beruhet, ist freylich nicht von allen Arten vorgestellt, auch von vielen noch nicht bekannt; doch möchten die Vff., in Hinsicht der Gattung, sich vielleicht nur bey wenigen Arten geirrt haben, da außer den äußeren, die Rhexien auszeichnenden Merkmahlen, auch der Fruchtknoten über die künftige Frucht einigen Aufschluß geben kann.

Wir wollen nun eine kurze Uebersicht der hier abgehandelten Arten folgen lassen. XX. Lieferung. Tab. 36. Rhexia Fontanesii; mit großen, purpurrothen Blumen, denen des Rhododendri maximi nicht unähnlich; und länglich-ovalen, zugespitzten fünfnervigen Blättern, welche oben scharfhaarig, unterhalb fast seidenartig bekleidet sind. Wurde von Delalande zuerst bey Rio Janeiro entdeckt, und dem Herausgeber, nebst mehreren hier beschriebenen Arten, von Desfontaines mitgetheilt. Tab. 37. Rhexia cardinalis, ausgezeichnet durch folia conferta, orbiculato-reniformia 5-l. 7-nervia, deren Bekleidung wie bey der vorigen; die Blumen, etwa von der Größe des Diptams, stehen gedrängt an der Spitze der Aeste. Vaterland ist Brasilien. Ebendaher stammen: Tab. 38. Rh. polystachya und Tab. 39. Rh. circaeifolia, welche beide krautartig und an die Tab. 40. abgebildete Rh. aquatica Sw. (Melastoma Aubl.) sich zunächst schließen. — XXI. Lieferung. Tab. 41. Rhexia radula; mit sarmentosa verwandt; die Blätter elliptisch, lederartig und unterhalb, wie die Kelche, mit rostbraunen Haaren bedeckt; die Blu-

men stehen in büschelartigen Doldentrauben. Brasilien. Tab. 42. Rhexia berberifolia. Ein sehr ästiger Strauch, dessen Blätter denen der gemeinen Berberitze nicht unähnlich aber kleiner sind; die Blumen einzeln in den Achseln; die Kapseln zweyklappig, was aber keinen Grund zur Absonderung dieser Art geben kann, da Rhexia auch in Hinsicht der Theilung der Kapsel mannichfaltige Verschiedenheiten darbietet. Tab. 43. Rhexia stachyoides, vom Ansehen der Stachys alpina, sonst der villosissima Mich. (hypericoides Willd. Sp.) sehr ähnlich. Auch diese, nebst der vorigen, stammt aus Brasilien. Tab. 44. Rhexia glabella Rich. in Mich. Flora Americana wohin Rh. alifana β. Poir. Encycl. als Synonym gerechnet wird. Die Zeichnung nach einem Original-Exemplar der Michaux'schen Sammlung. Tab. 45. Rhexia diversifolia. In jedem Blattpaar ist ein Blatt wechselweise um vieles kleiner, was unter den bekannten Arten nur bey der folgenden der Fall ist. Zu dieser ungewöhnlichen Bildung kömmt noch ein mit vier unmerklichen Zähnen versehener Kelch. Von Dombey in Peru entdeckt. — XXII. Lieferung. Tab. 46. Rhexia princeps; verdient diesen Namen. Große, violette, vier- auch fünfblättrige, mit zwey Nebenblättchen unterstützte Blumen stehen fast doldentraubenartig an der Spitze der Aeste; die Blätter sind länglich-eyförmig, an der Basis mit einem unmerklichen Ausschnitt versehen, siebennervig und auf der Rückseite, wie die jüngeren Aeste, mit einem bräunlichen Filz bedeckt. In Brasilien. Tab. 47. Rhexia mariana Linn., wovon var. β. und γ. Michaux's sehr schön abgebildet sind. Rh. lanceolata Walt. gehört zu der Abart γ. Tab. 48. Rhexia sileniflora; glatte, unmerklich herzförmige Blätter unterscheiden diese, in Brasilien vorkommende Rhexie von der ihr sehr ähnlichen, vorher erwähnten circaeifolia. In die-

selbe Reihe gehört die Tab. 49 abgebildete indecora, deren Blätter tief herzförmig, auf beiden Seiten behaart und am Rande gefranzt sind. Tab. 50. Rhexia thymifolia, mit uniflora Vahl. verwandt. Aus Cayenne. — XXIII. Lieferung. Tab. 51. Rhexia Langsdorffiana; eine der schönsten Rhexien, welche nebst der folgenden, von Langsdorff bey Rio Janeiro entdeckt und dem Herausgeber mitgetheilt wurde. Sie ist der R. Fontanesii nicht unähnlich; unterscheidet sich aber von derselben durch die an der Basis zugerundeten (nicht spitzen) Blätter, und durch die rispenförmige Vertheilung der Blumen. Tab. 52. Rhexia gracilis. Gehört zu den krautartigen; Stängel und Blätter (welche letztere lanzettförmig und dreynervig), sind mit steifen Haaren besetzt. Die Blumen sitzen in den obern Axillen. Tab. 53. Rhexia nymphaeifolia heißt hier die Bertolonia nymphaeaefolia Raddi (Memoria della Societa italiana Tom. 18. Fasc. 2.) Eine Pflanze von abweichendem Aeußern, doch wie Kunth beweiset, von den bekannten Formen der Rhexien nur durch den am obern Ende der Kapsel befindlichen dreylappigen Fortsatz verschieden. Von einem besondern Deckel, womit die Frucht nach Raddi sich öffnen soll, und worauf der Gattungscharakter besonders gegründet ist, konnte der Herausgeber nichts wahrnehmen. Daß auch der ganzrandige Kelch nicht in Betracht kommen kann, beweisen, außer einigen zuvor erwähnten Rhexien, besonders die hier Tab. 54 und 55 abgebildete Rhexia Leuziana, welche der Frucht nach ganz mit der nymphaeifolia übereinkommt, in Hinsicht des Kelchs aber dem gewöhnlichen Verhalten der Rhexien entspricht. Beide Rhexien stammen aus Brasilien, wo der Prinz von Neuwied noch eine dritte, diesen verwandte Art entdeckt hat. — Die XXIV. Lieferung enthält einen schätzbaren Beytrag von fünf neuen, aus-

gezeichneten, brasilischen Arten; Hilariana, taxifolia, aspora, scoparia und adamantium, welche Aug. St. Hilaire aus seinem reichen Vorrathe, nebst den Beschreibungen und Zeichnungen derselben, dem Herausgeber mitgetheilt hat. Die dazu gehörigen Tafeln (56-60) gehören zu den schönsten, und der beygefügten trefflichen Analysen wegen, zu den instructivsten dieses Werkes.

Dieser letzten Lieferung ist zugleich beygefügt ein Vorbericht des Herrn v. Humboldt, ein Inhaltsverzeichniß und der Haupttitel, beides sowohl in französischer als lateinischer Sprache. Da die Monographie dieser Familie hiermit als geschlossen anzusehen ist, so dürfen wir, dem früheren Plane nach, um so sicherer in den Novis Generib., wenn nicht einer Revision der verwandten Gattungen, doch wenigstens einigen Bemerkungen, und zweckmäßigeren Abtheilungen, besonders von Melastoma und Rhexia, entgegensehen. Schrd.

Heidelberg.

Plutarchi Alcibiades, textum e codd. Parisinis recognovit, perpetua annotatione instruxit, dissertationem de fontibus hujus vitae praemisit Jo. Christ. Fel. Baehr, Phil. Dr. et Prof. extraord. in universitate Heidelbergensi. Heidelbergae et Lipsiae. 1822. Sumtibus Caroli Groos, bibliopol. academ. Heidelberg. Londini, Parisiis et Argentorati, Lugduni Batavor., Florentiae, Mediolani. Dedication an Creuzer und Schlosser nebst Vorrede, S. I-XVI. De fontibus u. s. w. S. XXVII-XXXII. Text, S. 1-52. Annotatio, S. 53-267. Addenda et corrigenda, S. 268-70. Index rerum et verborum, S. 271-280.

Herr Prof. Bähr in Heidelberg, spricht in der Vorrede den frommen Wunsch aus, wie er gedenke, sein ganzes Leben dem Plutarchus zu weihen, und um dieses Wunsches theilhaftig zu werden, hat er

bereits eine philologische Wallfahrt nach Paris unternommen, wo außer andern Schätzen für den Plutarchus besonders sechs Handschriften mit dem Leben des Alcibiades und zwey Handschriften von lateinischen Uebersetzungen desselben den Gegenstand seiner Verehrung bildeten. Eine Menge guter und schlechter Varianten wurden als Reliquien mit zurückgebracht in dem vorliegenden Buche verarbeitet, die guten in den Text gestellt, die schlechten unter die Anmerkungen verwiesen, damit dem etwanigen Liebhaber auch diese nicht entzogen würden. Im Allgemeinen liegt der Schäfersche Text zu Grunde, jedoch durch die genannten Pariser Handschriften verbessert, und von Reiske's und Anderer hyperkritischen Conjecturen trefflich gereinigt. Da das Geschäft dieser Reinigung an und für sich unangenehm war und zu einem beständigen Disputiren gegen fremde Conjecturen führte, so hat sich der Herausgeber der eignen Conjecturen gänzlich enthalten; und neben anderweitigen großen Verdiensten kann Rec. dieses nicht tadeln, da bekanntlich der Text des Plutarchus im Ganzen lesbar und gut zu nennen ist, ein solcher aber durch Conjecturen wenig gewinnen und viel verlieren kann, wie denn überhaupt die philologische Litteratur sehr gewinnen würde, wenn man sich mehr um den Text selbst, als um die unzähligen Einfälle bekümmern wollte, welche tausend Kritiker und Afterkritiker dabey einmal in der Welt gehabt haben. Eine bessere und besonnene auf Urkunden gegründete Kritik bildet die Grundlage des gegenwärtigen Werkes, und auf solchem Grunde ruht eine Erklärungsweise, in welcher Holländische Belesenheit mit Heidelberger Sprach- und Alterthumskunde sich vereinigt. Fleiß im Suchen, Glück im Finden, Sorgfalt im Zusammenstellen, Ausdauer im Verarbeiten, Behutsamkeit im Urtheilen, Reichthum im Citiren sind die hervorstechenden Eigenschaften dieser Arbeit. Einen Beweis für alle kann der ausführliche Ex-

curs liefern, der aber die Milesischen Kleider bey Cap. 23. angebracht ist, oder zu Cap. 34. die gründliche Abhandlung über die πλυντήρια, wobey nur der Umstand dem Rec. nicht einleuchten will, wie μυστωγαγὸς mit ἱεροφάντης gleichbedeutend seyn könne, da doch μυσταγωγοὶ im Plural erwähnt werden, Hierophanten aber in der Mehrzahl als Männer derselben Zeit und desselben Ortes (Eleusis) dem Rec. unbekannt sind. An einzelnen Observationen ähnlicher Art kann es dem nachdenkenden Leser nicht fehlen; so z. B. erregt das ἀντέρωτα Cap. 4. mit der vorgeschlagenen Verbesserung ἀντ' ἔρωτος immer noch bedeutende Zweifel. Der Begriff der Gegenliebe zum Sokrates ist hier offenbar der einzig passende und macht jede Verbesserung unnütz, selbst Platon widerstreitet nicht. Warum also ihn aufgeben? Weil Böttiger, Passow und andere behauptet haben, die Bedeutung Gegenliebe in dem heutigen Sinne des Wortes sey den Alten gänzlich fern gewesen? Rec. kann sich aber davon eben so wenig überzeugen, als Creuzer in der Symbolik, B. III. S. 565. Ueber die Lesart κλεισιάδας (Cap. 10.) hätte wohl weitere Auskunft gegeben werden mögen, da Passow diese Schreibart des Wortes für falsch erklärt hat. Doch Rec. enthält sich, mehreres Einzelne der Art hervorzuheben, da der Herausgeber selbst dessen eher zu viel als zu wenig gegeben hat. So hätten wir ihm (zu Cap. 7. in den addendis) auch ohne gelehrte Beweise und Zeugnisse von Burmann, Hemsterhuis u. s. w. gern geglaubt, daß eine Maulschelle bey den Alten für den Empfänger etwas Entehrendes war. Die Latinität des Buches ist musterhaft zu nennen, so weit in dem beschränkten Kreise von Kritik und Interpretation eines gegebenen Stoffes überhaupt von musterhafter Latinität die Rede seyn kann. Das S. 219. vorkommende serpuit für serpsit ist wahrscheinlich ein bloßer Druckfehler.

Besondere Erwähnung verdient noch die voran-

geschickte Abhandlung über die Quellen dieser Lebensbeschreibung; sie kann als weitere Erörterung des von Heeren hier gefundenen dienen. Die Namen der aufgeführten Quellenschriftsteller sind folgende: Thucydides (besonders in der Geschichte von der Verstümmelung der Hermen selbst bis zum Gebrauch der einzelnen Worte nachgeahmt), Xenophon, Ephorus, Theopompus (gegen den Vorwurf der Verleumdungssucht in Schutz genommen), Duris von Samos (von weniger Bedeutung), Satyrus, Antisthenes, Theophrastus, Philochorus, Hellanicus. Dazu kommen die Redner Demosthenes, Antiphon, Andocides, und die Dichter Aristophanes, Eupolis, Archippus, Phrynichus, Euripides und Critias. K. D.

Dresden.

Bey Hilscher: Selecta disputationum forensium capita. Tomus tertius. Scripsit ac decisiones Sax. supremi provocationum tribunalis addidit D. Car. Aug. Gottschalk, Pot. Reg. Sax. a consil. provocationum. 1823. XIV u. 442 S. in Octav.

Ueber die gründliche und meisterhafte Behandlung der in diesem Werke mitgetheilten Rechtsfälle hat sich Ref. bereits früher, bey Gelegenheit der ersten Bände desselben ausgesprochen. Er darf daher nur hinzusetzen, daß der vorliegende seinen Vorgängern durchaus nicht nachsteht, und es wahrhaft beklagenswerth ist, daß er der letzte seyn soll. In der Vorrede desselben wird von der Entstehung der, bekanntlich so vielen auswärtigen Gesetzgebungen zum Grunde gelegten Leipziger Wechselordnung gehandelt, u. werden Varianten derselben aus dem authentischen Original mitgetheilt; dann folgen 32, theils nach römischem, theils nach sächsischem Rechte erläuterte, u. mit Entscheidungen des Appellationsgerichts in Dresden belegte Rechtsfälle; das Ganze wird mit einem vollständigen Register geschlossen, welches sich über alle drey Bände erstreckt, u. daher den Gebrauch der ganzen Sammlung ausnehmend erleichtert.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.
Den 24. Junius 1824.

Paris.

Bey Crevot: Précis de la nouvelle doctrine médicale italienne, ou Introduction aux leçons de clinique interne de l'université de Bologne pour l'année Scolaire 1816-17; Suivi du Tableau des resultats obtenu dans la clinique interne de Bologne, dans l'éspace de trois années Scolaires, par J. Tommasini, Professeur de clinique dans la même université; Traduit de l'Italien, avec une préface et des notes, par P. L. Van der Linden, Docteur en médecine de l'université de Bologne. 1822. XII u. 191 S. in 8.

In der hier übersetzten Abhandlung, welche unter dem Titel: Della nuova dottrina medica italiana. Prolusione alle lezioni di clinica medica nella P. Università di Bologna per l'anno scolastico 1816—1817, del Professore Giacomo Tommasini. Firenze 1817. 8. erschienen ist, hat der berühmteste Vertheidiger der von Rasori gegründeten medicinischen Lehre, welche auch unter dem Namen der Lehre vom Contrasti-

mulus bekannt ist, eine Darstellung der Hauptsätze derselben mitgetheilt und dann in Anmerkungen über einzelne Gegenstände sich weiter ausgelassen. Auch der Uebersetzer hat einige Anmerkungen besonders mit Rücksicht auf den Unterschied dieser Lehre von der des Dr. Broussais beygefügt. Wir heben aus der ersten Abhandlung Tommasinis, deren Anzeige in unsern Blättern zufällig verspätet worden ist, wenigstens die wichtigsten Sätze aus.

Die neue medicinische Lehre hat (§. IV.) ihren Ursprung vorzüglich von dem Falle zweyer Idole des Brownianismus, nämlich 1. der Identität der Wirkung aller wirklich auf die lebende Faser applicirten Einflüsse, welche nach den Lehren Browns, alle mehr oder weniger erregend waren; 2. der Schwäche oder Verminderung der Erregung durch Uebermaaß des Reizes, der sogenannten indirecten Schwäche, die als die Ursache der größten Zahl von Krankheiten angesehen wurde. Die Entdeckung des Contra-Stimulus stürzte die ersten dieser zwey Stützen der Lehre Browns; und indem man das sehr große Uebergewicht der Krankheiten von Uebermaaß des Reizes über die von Mangel desselben zeigte, brachte man auch die zweyte Stütze zum Fallen. Was mächtig zur Zerstörung dirser zwey Idole und der Aufstellung neuer Grundsätze beytrug, war, wenn er sich nicht irre, der Beweis, daß die Entzündung immer sthenisch sey, oder, um sich in einer besseren Sprache auszudrücken, daß sie immer in dem Uebermaaß des Reizes besteht, und daß sie die Schöpferin des übermäßigen Reizes ist. Man bestätigte noch mehr das Uebergewicht der Reizungskrankheiten über die entgegengesetzten, indem man zeigte, daß die größte Zahl der Krankheiten und der Fieber von irgend einer Entzündung entspringt, die hitzig oder chronisch, offenbar oder verborgen, aber immer sich selbst ähnlich und immer von derselben Natur ist.

Die Thatsachen aber, die sich auf die Lehre des

Contra-Stimulus, diese im engsten Sinne des Wortes genommen, beziehen, sind (§. V.) mit wenigen Worten folgende: 1. daß mehrere Substanzen auf die lebende Faser eine der excitirenden geradezu entgegengesetzte Wirkung äußern und auf die Erregung unmittelbare Wirkungen hervorbringen, welche Brown nur den negativen Kräften (puissances) und der Verminderung der Reize zuschrieb. 2. Daß diese Substanzen, die deshalb mit Recht contrastimulirende genannt werden, die Wirkungen des übermäßigen Reizes zerstören, selbst ohne Ausleerungen zu bewirken; und daß, wenn man sie ohne Noth und über das Bedürfniß anwendet, sie Krankheiten hervorbringen, welche man nur durch Vermehrung der Reize bezwingen kann. 3. Daß die Contrastimuli also, eben so wie die Aderlaß und Purgirmittel ein Heilmittel darbieten für jeden Zustand oder jede krankhafte Erscheinung, welche vom Uebermaaß oder der Diathese der Reizung entsteht; und daß hier gegenseitig die excitirenden Dinge das Heilmittel für diesen Zustand des Contra-Stimulus sind.. 4. Daß die Faser eine um so größere Gabe der contrastimulirenden oder excitirenden Substanzen vertragen kann, je stärker die Diathese der Reizung oder des Contra-Stimulus ist. 5. Endlich daß dies Vertragen (tolleranza) der Mittel uns, viel besser als die Symptome, das Maaß der Diathese anzeigt. So werden von dem Erfinder dieser Lehre und seinen Anhängern in dieselbe Reihe gesetzt und für ähnlich wirkend gehalten, z. B. das Aconit, die Digitalis, der Brechweinstein rc. und die Purgirmittel, die Kälte und die Aderlaß; und sie behandeln mit Antimonium, Aconit, Digitalis, den krankhaften Zustand, welchen Brown einzig mit der Aderlaß, den Purgirmitteln und der Kälte behandelte.

Um indessen die zu einer nützlichen Reform der Pathologie und praktischen Medicin nöthigen Elemente vollständig zu machen, müsse man (§. X.)

noch in ein helleres Licht setzen den kranken Zustand der lebenden Faser, welchen man heut zu Tag gemeiniglich mit dem Namen Irritation bezeichnet. Man muß diesen Zustand weder mit der Diathese des Reizes noch mit der des Contra-Stimulus verwechseln; denn die krankmachenden Einflüsse, die ihn hervorbringen, können nicht in irgend einem der Verhältnisse, worin sich die thierische Maschine befinden kann, noch in irgend einer Dose, je eine normale Erregung bewirken. Diese Einflüsse, welche gleich verschieden sind von den excitirenden, wie von der Entziehung der Reize selbst und den contrastimulirenden, waren schon betrachtet worden von Brown in dem dritten Capitel des fünften Theiles seiner Elemente. Es ergibt sich aus den kurzen, aber bedeutenden Ausdrücken dieses denkenden Schriftstellers, daß er als irritirend alle die Einflüsse oder Umstände ansah, die geeignet sind, eine Störung zu bewirken, aber unfähig zu erregen oder zu deprimiren; und daß er die Irritation als eine örtliche Affection ansah, weil man sie nicht heilen kann weder durch Vermehrung noch durch Verminderung der Reize, sondern bloß, indem man die örtliche und störende Beschaffenheit aufhören macht, oder durch die irritirende Materie austreibt. — Aber die Lehre von der Irritation erwartete eine größere Aufklärung von den tiefen Betrachtungen des Prof. Rubini. Dieser Schriftsteller bestätigte nicht nur, daß die Wirkung der irritirenden Einflüsse sich darauf beschränkt die thierische Maschine zu stören und in Unordnung zu bringen, ohne auf irgend eine Weise auf die Brownische Erregung Einfluß zu haben; sondern er stellte außerdem die unterscheidenden Charaktere der Krankheiten von Irritation auf, und glaubte, daß dieser krankhafte Zustand der Faser eine dritte Diathese ausmache, die weder Uebermaaß noch Mangel des Reizes oder der Lebensaction bewirke, sondern allein eine Veränderung der Art und eine

Disharmonie in den Bewegungen hervorbringe: er nannte sie Diathese der Irritation. Wenn seine Ideen nicht ganz mit denen seines Collegen übereinstimmten, und wenn er nicht mit ihm eine dritte Diathese in den Wirkungen der irritirenden Einflüsse und in der Unordnung, welche sie veranlassen, erkannte, so geschah dies vorzüglich aus folgenden Gründen: 1. weil die Krankheiten von sthenischer oder asthenischer Diathese, von Reiz oder Contra-Stimulus auch nach dem Auhören der Ursache, die sie hervorgebracht hat, bestehen; so daß wenn selbst diese Ursache nicht mehr existirt (wie die Gemüthsbewegungen, der Mißbrauch geistiger Getränke, eine heftige Bewegung, ein Sonnenstich rc.), doch noch zu bekämpfen übrig bleibt die Diathese, oder der diathesische Proceß, den sie hervorgebracht hat, und welcher in seinem ganzen Umfange besteht und selbst manchmal lange Zeit nachher noch wächst: während im Gegentheil die Krankheiten von Irritation sich dadurch besonders charakterisiren, daß sie aufhören oder wenigstens sich bald zu vermindern anfangen, so wie die irritirende Ursache nicht mehr existirt; 2. weil die diathesischen Krankheiten geheilt werden können durch Ausgleichung, selbst während die sie hervorbringende Ursache noch besteht, z. B. heftige Hitze einer brennenden Atmosphäre, oder eine strenge Kälte; und man heilt sie in der That, indem man sie behandelt mit der Aderlaß und den contrastimulirenden Dingen im ersten Falle, und indem man die Reize vermehrt im zweyten: man kann dagegen die Krankheiten der Irritation nicht heilen, als indem man die irritirende Ursache selbst wegnimmt. Obgleich er nicht in den irritativen Affectionen die vorzüglichsten Charaktere der Diathese erkennen konnte, wenigstens in dem seit Brown angenommenen Sinn, so ließ er indessen die unterscheidenden Charaktere der irritirenden Kräfte und der Irritation gelten; er nahm die sehr nütz-

liche Anwendung dieses neuen Zweiges von Kenntnissen auf die Pathologie und Medicin an: und in seinen Untersuchungen über die Krankheiten mit Diathese oder die **allgemeinen durch Verbreitung einer partiellen krankhaften Erregung**, zeigte er, daß selbst in Folge einer örtlichen irritativen Affection, sey es einer mechanischen, oder einer chemischen, mit einem Wort einer Thätigkeit, welche die Art zu seyn des Organismus stört, sich Processe entwickeln können, die fähig sind auf die Brownische Erregung einzuwirken und eine Diathese zu erzeugen.

Nachdem wir diesen Auszug aus **Tommasinis** Darstellung der neuen italiänischen Lehre mitgetheilt haben, bemerken wir darüber nur Folgendes. Es wird in dieser Lehre eine ähnliche Dichotomie der Krankheiten wie im Brownianismus angenommen, indem dieselben vorzüglich auf die Browns sthenischer und asthenischer Diathesis im Allgemeinen entsprechende Diathesis di stimolo und Diathesis di contrastimolo bezogen werden; nur daß im Gegentheil, während von Brown und seinen Anhängern die meisten Krankheiten für asthenische erklärt wurden, nach dieser Lehre unter 100 Krankheiten 97 der Diathesis di stimolo zugeschrieben werden. Es ist demselben also wie dem Brownianismus vorzuwerfen, daß, so richtig auch die Berücksichtigung der krankhaften Abweichungen der Erregung seyn mag, es doch höchst einseitig ist, die meisten Krankheiten bloß entweder aus dem Uebermaaß oder aus der Schwäche der Lebensthätigkeit überhaupt erklären zu wollen, und dabey sowohl die besonderen Verhältnisse der einzelnen Lebenskräfte und die oft bey der Zunahme der einen gleichzeitig Statt findende Verminderung der anderen, als die damit verbundenen Veränderungen des materiellen Verhältnisses zu vernachlässigen. Und wenn es auch richtiger ist, die größere Zahl von Krankheiten auf die Diathesis di stimolo zu

beziehen, als sie mit Brown für asthenische zu erklären, so ist es doch ebenfalls einseitig fast überall nichts als krankhafte Reizung oder mit Tommasini selbst Entzündung zu sehen.

Auch bey der Eintheilung der Mittel in reizende und contrastimulirende findet vorerst eine ähnliche einseitige Beziehung derselben auf das Erregungsverhältniß und Vernachlässigung ihrer specifischen, qualitativen Verhältnisse Statt, wie bey der Brownischen.

Was aber die zu den contrastimulirenden gerechneten Mittel betrifft, so möchte es (wenn auch bey manchen Mitteln eine unmittelbare oder hervorstechend herabstimmende Wirkung allerdings Statt finden mag) bey vielen sehr zu bezweifeln seyn, daß sie eine solche Wirkung haben, indem selbst solche, die eine schnell allgemeiner und besonders über das Nervensystem sich verbreitende excitirende, oder solche die eine tonische Wirkung haben (z. B. selbst die Arnica, Serpentaria, Gentiana etc.) darunter aufgeführt werden, bey anderen wenigstens eine reizende (wohl selbst Entzündung veranlassende) Wirkung auf gewisse Theile nicht zu verkennen ist (als den Antimonialien und anderen Metallen, der Jalappe, der Squilla, den Canthariden, und selbst den Salzen). Es fragt sich daher, ob nicht viele für contrastimulirend gehaltene Mittel vielmehr durch ihren Reiz auf gewisse Theile die Se- und Excretionen derselben befördernde Kraft oder durch Ableitung oder Gegenreiz heilsam wirken.

Uebrigens verdient es rühmliche Erwähnung, daß Tommasini nicht gleich seinem Vorgänger Rasori, wie einem Broussais ꝛc. über die Verdienste älterer Aerzte abspricht, sondern dieselben anerkennt, ihr Studium seinen Schülern empfiehlt und in ihnen die Bestätigung der von ihm vertheidigten Grundsätze zu finden glaubt. Man vergleiche die angehängte Uebersicht der in der Clinik zu Bologna erhaltenen Resultate S. 149. Unter den in dieser Uebersicht angeführ-

ten Kranken litten die meisten an inflammatorischen Affectionen, und es zeigte sich die antiphlogistische Methode besonders heilsam. In Lungenentzündungen wurden nach den Blutausleerungen besonders der Tartarus emeticus in großen Gaben, der Kermes, das Nitrum, die Squilla, das Kali aceticum und Aqua Laurocerasi concentrata mit bestem Erfolg angewendet. Von wahrhaft asthenischen Affectionen sollen nur vier vorgekommen seyn. Doch Mehreres über die einzelnen Krankheitsfälle hier mitzutheilen, verbietet der Raum dieser Blätter.

F. W. H. Conradi.

Halle. Ilmenau.

Briefe eines Augenzeugen der griechischen Revolution vom Jahre 1821. Nebst einer Denkschrift des Fürsten Georg Cantacuzeno über die Begebenheiten in der Moldau und Wallachey in den Jahren 1820 u. 1821. Mit Rigas Portrait. 1824. Halle in der Rengerschen Verlagsbuchhandlung 198 S. in 8.

Diese, angeblich aus dem Griechischen übersetzten und an einen Geschäftsfreund in Deutschland geschriebenen Briefe tragen wirklich innere Spuren der Zuverlässigkeit an sich, daß zu ihrer weiteren Beglaubigung nur der Name ihres Verfs fehlt, welche Zugabe wir ihnen noch wünschen möchten. Mit diesen Briefen verdient verglichen zu werden: des Obersten Voutier Gemählde von Griechenland u. s. w. übersetzt vom Prof. D. Heidemann. Ilmenau bey B. F. Voigt 1824. 222 S. in 8. Mit dem Portrait von Colocotroni, Maurocordato und Capit. Georg. Es enthält die merkwürdigsten Vorfälle während des Freyheitskampfes in den Jahren 1821 u. 1822 von einem dabey thätigen Kampfgenossen; zwar nicht immer in der ruhigen Sprache des einfachen Historikers, sondern zuweilen eines durch Theilnahme an alten und neuen Thaten etwas zu aufgeregten Gemüths: doch diese Stellen abgerechnet eines unparteyischen Augenzeugen, was wegen mancher so widersprechenden Nachrichten in öffentlichen Blättern so wichtig ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. Stück.

Den 26. Junius 1824.

Wien.

Recensus diplomatico-genealogicus Archivii Campililiensis, cuius pars I. libris duobus recenset omnes personas ecclesiastica siue politica dignitate fulgentes: Pars II. eruit omnes familias illustres, nobiles, equestres, ingenuas — Accedit Appendix gemina — auctore P. Chrysostomo Hanthaler, Professo et bibliothecario Campililiensi a. Salutis MDCCXL. Tom. I. 1819. XXIII. und 339 S. Tom. II. 438 S. fol. mit 49 Kupfertafeln.

Dieses Werk ist eine Fortsetzung der schon 1740 erschienenen Fasti Campilil. des Vf. daher auch der Nebentitel: Fastorum Campililiensium continuatio, seu Recensus etc. vorgesetzt ist. Alles war schon zum Druck bereit, auch die Tafeln gestochen; es blieb aber im Archiv des Stifts liegen, bis dieses 1789 aufgehoben ward. Die Handschrift kam in die Hofbibliothek zu Wien, ward jedoch wieder zurückgegeben, und nach Wiederherstellung des Klosters gelang es dem gelehrten Abt Ladisl. Pyrker, jetzt Patriarchen von Venedig, die Kupfer-

tafeln, die schon zum Verkauf ausgestellt waren, wieder zu erhalten. Diesem würdigen Prälaten verdankt man es also, daß das für die Geschichte Oesterreichs wichtige Werk des P. Hanthaler noch nach 80 Jahren an das Licht tritt. Das Cistercienser Kloster Lilienfeld in Niederösterreich ist so glücklich gewesen sein Archiv ganz zu erhalten und selbst den Zerstörungen der Türken bey den Belagerungen Wiens zu entziehen. Es hat außerdem drey Chartularien, einen Necrolog und Chroniken. Aus diesem reichen Vorrath hat der Vf. dieses Werk ausgezogen, worin er die sämmtlichen Personen, von welchen Urkunden in seinem Archiv sich vorfanden, aufführt, überall, wo es nöthig war, historische, geographische und genealogische Erläuterungen beybringt, und die Siegel in Kupferstichen mittheilt. Das Werk, das gleichsam das historische Resultat des ganzen Archivs enthält, besteht aus zwey Theilen. I. Kirchliche Personen, Kaiser, Könige und Fürsten. Zuerst die Päbste vom 13-17. Jahrh., dann die Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe, u. a. Geistliche, Ordensgeistliche, wo, wie billig, die Cistercienser voran stehen. Auf diese folgen im 2. Cap. die Kaiser, Könige, Markgrafen, Herzöge und Erzherzöge von Oesterreich, und andre Fürsten, zuletzt die Städte und Communen, von welchen Urkunden vorhanden sind, in alphabetischer Ordnung. Der II. Theil, der mit S. 233. des 1. Bandes anfängt und bis S. 388. des 2. Bds fortgeht, begreift die Privatpersonen, die nach den Familiennamen alphabetisch geordnet sind. Z. B. Familiae in A. v. Abensperg, v. Ahaim ꝛc. 30 Geschlechter, 114 Personen, in B. 13 Geschlechter, 32 Personen, u. s. w. zusammen 968 Familien. Dieser Theil, den Rec. für den schätzbarsten und verdienstvollsten des Werkes hält, muß dem Vf. große Mühe und Anstrengung gekostet haben. Bey jeder Familie, oft bey einzelnen Personen, sind historische Nachwei-

kungen und Erläuterungen, besonders genealogische Aufklärungen und Berichtigungen eingewebt, oft ganze Geschlechtstafeln, z. B. Altenburg, Arnberg, Creuspach, Jörger, Ramstein, Walser, Zinzendorf. Für die Specialgeschichte von Oesterreich ist also dieser Theil, der über viele ausgestorbene und noch fortdauernde edle Geschlechter Erläuterungen gibt, von grosser Wichtigkeit. Auch im ersten Theile finden sich viele historische und diplomatische Bemerkungen über Cardinäle, Bischöfe, Aebte, Städte, Siegel, Wappen, wovon das Verzeichniß der Inhaltsanzeige angehängt ist, nur leider ohne Beyfügung der Seitenzahlen. Der Vf. zeigt sich überall als einen erfahrnen, mit seinem Archiv innig vertrauten Diplomatiker, der nichts ohne Beweis behauptet, und aufrichtig gesteht was er nicht aufklären kann. Man hört ihn daher gern, wenn er auch zuweilen etwas redselig wird, oder bekanntes und unbefriedigendes vorträgt, z. B. in der praenotio von den päbstlichen Bullen, und den Siegeln der Bischöfe S. 35. Noch müssen wir des doppelten Anhangs gedenken, wovon der erste die Denkmale der in und neben der Stiftskirche begrabenen beschreibt. Es haben sich hier nämlich viele fürstliche, adliche und bürgerliche Personen ein Grab gewählt, besonders der Stifter Herzog Leopold der Prächtige, und dessen Tochter die Königin Margaretha. Ersterer liegt, wie der Vf. als Augenzeuge berichtet, in einem gar nicht prächtigen Gewölbe, in einem rohen hölzernen Sarge, ohne Schwert u. a. Insignien fürstlicher Würde. Ueber die Geschichte der letztern verbreitet sich der Vf. und zeigt, daß sie die älteste der Töchter Leopolds, Gemalin Heinrichs VII. nicht Conrads IV. und keine Nonne gewesen sey. Der zweyte Anhang gibt Auszüge aus dem Necrolog des Klosters, die nach der obigen Classification der Personen, Bischöfe, Canonici rc. Kaiser, Könige, Herzöge, und die übrigen nach der alphabetischen Folge der Fami-

liennamen geordnet sind. Für die Geschichte ist damit wenig gewonnen, weil darin, wie gewöhnlich, nur der Todestag, sehr selten die Jahrzahl angegeben ist. Daß S. 423. das Wort Necrolog a colore nigro thecae abgeleitet wird, kann man dem Verf. der kein Griechisch verstand, nicht anrechnen. Die 49 Tafeln die (außer einigen päbstlichen Unterschriften Tab. I. und Tab. VIII. Notariensignete) lauter Abbildungen von Siegeln enthalten, sind eine schätzbare Zugabe des Werks. Der Verf. hat sie selbst gezeichnet und in den Anmerkungen darauf verwiesen oder Erläuterungen dazu gegeben. Der Stich ist deutlich und gut, nur hat der Kupferstecher um die Figuren zu heben, Schraffirungen gemacht, die man nicht für Farbenzeichen nehmen muß, vergl. I S. 257. b. Effigies Sepulcrorum, deren die Vorrede gedenkt, finden sich hier nicht.

Leipzig.

Bey Vogel: Hebräisches und Chaldäisches Handwörterbuch über das alte Testament von Wilh. Gesenius. Zweyte vermehrte und mit einem Register versehene Auflage. 1823. LIV und 933 S. gr. 8.

Dieses schon in seiner ersten Gestalt dem Anfänger so bequeme und brauchbare Wörterbuch hat in dieser neuen Ausgabe durch die Sorgfalt des Vf. noch bedeutend gewonnen. Es sind hier auch die Stammwörter, wovon nur Derivate vorkommen, aufgeführt, die Uebergänge der Bedeutungen mehr entwickelt, mit Benutzung der Ableitungen von Schultens und Schröder, die verwandten Dialecte sorgfältig verglichen, wobey zum Theil neue Hülfsmittel gebraucht worden. Die Eigennamen von Personen und Oertern, in welchen oft alte, sonst nicht vorkommende Wörter und Stämme sich erhalten haben, findet man jetzt an ihrer Stelle; nur

die sind ausgelassen, die nur ein oder zweymal vorkommen, und deren Bedeutung sich nicht nachweisen läßt. Ferner sind die verschiedenen Formen, so fern davon eine Verschiedenheit der Bedeutung abhängt, genauer unterschieden, und die Auflösung schwieriger Formen durch Verweisung auf die grammatischen Schriften des Vf. und den angehängten analytischen Index erleichtert. Die in der Vorrede (S. VII - XLV.) eingerückte Abhandlung über die Quellen der hebräischen Wortforschung (Sprachgebrauch, jüdische Tradition in den alten Uebersetzungen und verwandte Dialecte) mit der nöthigen Literatur und Regeln zum Gebrauche jener Quellen, wird auch dem reifern Philologen interessant seyn. Sie verräth überall den gelehrten und genauen Sprachforscher. So werden bey dem Syrischen Dialect mehrere Versehen des Castellus berichtigt, und selbst im Bar Bahlul ein Mißverstand nachgewiesen; aus dem Samaritanischen einzelne hebräische Formen und Bedeutungen erläutert, so wie aus dem Zabischen und Phönicischen. Bey dem Arabischen zeigt der Vf. in Beyspielen aus dem Kamus, welche Vorsicht bey dem Gebrauch arabischer Wörterbücher nöthig sey. Das neu revidirte Deutsche Register S. 838-933. kann auch zu Uebungen im Hebräischschreiben gebraucht werden, wobey jedoch der Vf. (Vorr. S. V.) mit Recht erinnert, daß man darin nicht zu viel thun müsse. Nach den vorbereitenden Studien, die der Vf. nun durch dreyfache Bearbeitung des hebr. Wörterbuchs und durch seine grammatischen Schriften gemacht hat, wird man in der versprochenen lateinischen Ausgabe seines größern Wörterbuchs, das, wie billig, nach den Stämmen geordnet seyn, und auch die Varianten des Samarit. Textes und der Hebräischen Handschriften aufnehmen und beurtheilen wird, etwas sehr ausgezeichnetes erwarten dürfen. Rec. wünscht nur, daß es auf weißerem Papier und mit größerer

Schrift als das vorliegende und nicht in gespaltenen Columnen möge gedruckt werden.

Bey dieser Gelegenheit erwähnen wir auch das zu

Halle.

1822 erschienene Weihnachtsprogramm von demselben Verfasser: De Samaritanorum theologia ex fontibus ineditis, 46 Seiten in Quart,

das schätzbare Beyträge zur Kenntniß der Religionsvorstellungen der Samariter enthält, und zugleich eine neue Folge von Festprogrammen eröffnet, welche alte, löbliche Sitte, die seit einigen Jahren unterlassen war, die dortige Universität wiederhergestellt hat. Der Vf. fand im britischen Museum die samar. Handschriften, die Castellus mehrmals unter dem Namen liturgia damascena anführt und excerpirt, Gebete in samarit. Sprache mit arab. Uebersetzung. Er entdeckte daß die Blätter derselben versetzt sind, und brachte nun Zusammenhang in die darin enthaltenen Gedichte, aus welchem sich noch mehr bestätigt, was schon die Uebersetzungen der Samariter zeigen, daß sie gleich den Alexandrinischen Juden, Philo, B. d. Weisheit, die aus dem Moses geschöpften Dogmen zu veredlen und vergeistigen suchten. Der Vf. gibt zuerst eine Uebersicht der noch vorhandenen Schriften der Samariter (wo auch das von Herbelot angeführte Tarich Samari auf der K. Bibl. zu Paris hätte erwähnt werden können, wenn es, wie es scheint, einen Samariter zum Verfasser hat), und berührt dann die Frage über das Alter dieser Lieder. Er glaubt, daß sie nicht lange nach der samar. Version des Pentateuch verfertigt seyen, weil sie noch im einheimischen Dialect geschrieben sind, der nachher unter der Saracenischen Oberherrschaft ausgestorben sey. — (Da aber die Verfasser derselben Arabische Namen haben, Abulfatach ben Jusuf ꝛc. da in den Gebeten arab. Wörter oder Bedeutungen vorkommen, wie כרה نادى vocavit, S. 19.

so kann man sie schwerlich über das 9. oder 10. Jahrh. hinaufsetzen. Der Gebrauch der Samar. Sprache erklärt sich daraus, daß es Gebete sind.) Die arabische Uebersetzung sey später hinzugesetzt. Die nun folgenden Zusätze sind nach Rubriken geordnet: 1. von Gott und seinen Eigenschaften; 2. von der Schöpfung. Die Samariter lehren die Schöpfung aus nichts, und eine sichtbare und unsichtbare Welt. 3. Engel, sie heißen חילין, δυναμεις, sind Ausflüsse der Gottheit, erscheinen bey der Gesetzgebung. 4. Gesetz, dessen Offenbarung und Vortrefflichkeit. Moses als der einzige Prophet wird sehr gefeyert, und die Gesetztafeln poetisch ausgeschmückt. Letztere lassen sie in den sechs Schöpfungstagen entstehen. 5. Sabbat und Beschneidung. 6. Leben nach dem Tode. 7. Vom Messias. Die bisher unerklärte geheime Benennung desselben השהב oder התהב hält der Verf. (das ה für Artikel genommen) für שָׁהֵב, תָהֵב von שׁוב, תוב, תהב reductor, conuersor, also ein moralischer Messias, und führt dafür eine Stelle aus den Liedern an: תהב עלינן - וסלח ברחמיך Conversor (i.e. Messias) nobis instat, et condona. — Rec. kann diese Erklärung nicht für sicher halten. Hätte der Verf. dieses Gebets den Messias hier bezeichnen wollen, so würde er den Artikel vorgesetzt haben, wie die Samariter, selbst arabisch همشيبح schreiben. Natürlicher ist es wohl, da ein Imperativ folgt, zu übersetzen: converte te ad nos et condona secundum misericord. tuam.) Dieses ist der allgemeine Inhalt dieser gelehrten Schrift, in der man die überall beygebrachten Erläuterungen und Vergleichungen mit den Vorstellungen der Juden besonders der Alexandriner und dem N. T. und Aufklärungen seltener samar. Formen und Wörter, selbst nachlesen muß. Die Ausgabe des Ganzen, die der Vf. verspricht, wird noch manches in helleres Licht setzen. Th. Ch. T.

Zürich.

Als wir im J. 1821, S. 1127, die deutsch=romanische Grammatik des Hn. Pfarrer Conradi anzeigten, erwähnten wir eines Wörterbuches, das, als bereits erschienen, angekündigt wurde, und bemerkten zugleich, daß es uns noch nicht zu Gesichte gekommen sey. Erst jetzt erhalten wir, und zwar mit der Jahrzahl 1823:

Dictionar (Lexicon) da tasca dilg linguaig Romansch-Tudesc etc. Taschenwörterbuch der Romanisch=Deutschen Sprache. Herausgegeben von Matthias Conradi, Pfarrer zu Andeer in Graubündten. Zürich, bey Orell, Füßli und Comp. X und 266 Seiten in Groß=Duodez.

Das Buch ist dem Staatsminister Freyh. von Humbold zugeeignet, der den Verf. nicht nur zu der Herausgabe ermunterte, sondern ihm auch handschriftliche Bemerkungen über die Etymologie vieler romanischen Wörter mittheilte. Aehnliche Untersuchungen von dem ehemaligen Landammann, Carl Ulysses Salis von Marschlins, werden gleichfalls in der Vorrede erwähnt. In dem Werke selbst ist, bey der Kürze, die sich der Verf. zum Gesetz machen mußte, von diesen Forschungen kein Gebrauch gemacht. Das Buch ist ein Taschenwörterbuch im eigentlichen Sinne des Wortes. Indeß bleibt Hn. Conradi das Verdienst, das erste romanische Wörterbuch geliefert zu haben, und dadurch vielleicht Andere zu ermuntern, theils die so sehr von einander abweichenden Mundarten, besonders den zweyten Hauptzweig der romanschen Sprache, das Ladin (Engadiner=Romansche) zu vergleichen, theils, nach Maßgabe dieser Vergleichung, allgemeine Regeln aufzustellen, und einzelne etymologische Erläuterungen zu geben. — Deutsche Wörter finden sich, besonders wenn man diejenigen abrechnet, die auch in das Italiänische übergegangen sind, verhältnißmäßig sehr wenige, und diese wenigen sind in ihrer neuen Gestalt von den deutschen Nachbaren entlehnt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 26. Junius 1824.

Kopenhagen.

Bey Andreas Seidelin 1822: Om Runeskriftens Oprindelse. Af Jakob Hornemann Bredsdorff. 19 S. in 4. Mit einer Kupfertafel.

Bey Hartw. Friedr. Popp 1823: Periculum Runologicum. Dissertatio inauguralis quam pro summis in philosophia honoribus rite impetrandis publicae disquisitioni subjicit Gislius Brynjulfi fil. Isl. Pastor ecclesiae Holmensis in Islandia orientali, respondente Thorleifo Gudmundi Repp Islando. 147 S. in 8.

Auch für die Runen scheint sich im Norden ein frischer Eifer zu regen. Wir zeigen hier zwey Schriften darüber an, die kurz hinter einander erschienen sind, eine dritte von Liljegren zu Lund, für die wir ein günstiges Vorurtheil hegen müssen, da sie von der königl. Academie zu Stockholm ist gekrönt worden, haben wir uns noch nicht verschaffen können und wir behalten uns vor, darüber demnächst zu berichten. Wie erschwert muß der Bücherverkehr mit Schweden überhaupt seyn, da diese Preisschrift noch nicht einmal in das benach-

harte Dänemark gedrungen war, wie wir hier ausdrücklich angemerkt finden.

Man kann es dem Verfasser der letzt genannten Schrift, Hrn. Brynjulfsen, nicht vorwerfen, daß er von der Wichtigkeit der Runen zu gering denke oder mit einer allzukühlen Critik seinen Gegenstand behandle. Während auf der einen Seite die Meinung noch ihre Anhänger hat, welche in den Runen nichts anders als verderbte lateinische Buchstaben erblickt (eine Meinung, der Rec. zwar nicht zugethan ist, die aber gewiß Rücksicht verdiente, wenn sie mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit vertheidigt würde, und nicht wie von vielen nur aus Bequemlichkeit beybehalten, um die Sache schnell abzuthun), äußert sich auf der andern Seite, um hohes Alter und Originalität behaupten zu können, Hr. Brynjulfsen mit einer Kühnheit, die seit Rudbeck in der altnordischen Litteratur schwerlich ist gehört worden. Nicht genug, daß man zugibt, das runische Alphabet zeige mit dem phönicischen, altgriechischen, celtiberischen, gothischen und andern eine gewisse Verwandtschaft, welche ihm gleichwohl etwas eigenthümliches und unabhängiges lasse und auf einen früheren, gemeinschaftlichen Ursprung hindeute; nein, er will die Bande dieser Verwandtschaft genau angeben und nichts geringeres beweisen, als daß die Runen, bey einem über alle Geschichte hinaus gehenden Alter, als die Grundlage aller übrigen Buchstabenschrift von Europa und Asia, mithin als der wichtigste Theil der Paläographie beider Welttheile zu betrachten seyen. Hier kann es nun nicht ohne eine Musterung der menschlichen Raçen und ihrer Verbreitung auf der Erde abgehen. Demnach besteht die Untersuchung eigentlich aus zwey Theilen: in dem einem, den wir den phantastischen nennen wollen, wird Erfindung und Ursprung der Schrift und ihre Vertheilung auf der Welt abgehandelt; erst in dem andern, wo von den wirkli-

chen Runen die Rede ist, gelangen wir zu unserm Gegenstand.

Rec. will sich bey der ersten, gleichwohl den meisten Raum wegnehmenden Abtheilung (denn die beiden Abschnitte: de comparatione inter Runas et alia alphabeta und de Runarum origine et prima propagatione gehören hierher) kurz fassen; dies ist nicht leicht, da eine Behauptung die andere drängt. Hr. Brynjulfsen nimmt drey Menschenragen an: Neger, Mongolen und Caucasier. Die Neger, als die geringste, besitzen keinerley Art Schrift; die etwas höher stehenden Mongolen, unter welchen die Chinesen die vorhanden sind, haben Bilderschrift (kyriologische) aber keine Buchstaben, diese wurden erst von der edelsten Rage, den Caucasiern, und zwar durch Verwandlung der Bilderschrift, erfunden. Dabey werden vorübergehende, nicht dauernde Völker vorausgesetzt, wie die Finnen, Celten und Semiten. Auf den Höhen des Caucasus bildete sich aus den beiden letzgenannten, den Celten und Semiten, der gothisch-caucasische Stamm, welcher, bestimmt zum Herrn der Welt, auszog, Besitz von seinem Eigenthum zu nehmen. Nun entstanden "asiatische und europäische Gothen". Jene zertheilten sich abermals mannichfach (indem sie sich mit früher vorhandenen, von ihnen besiegten Nationen mischten), in Chaldäer, Aegypter und Indier; und aus der caucasisch-gothischen und semitischen Vereinigung bildeten sich Mischsprachen, dergleichen die ägyptische und das Sanskrit sollen gewesen seyn. Die nach Europa gewanderten caucasischen Gothen aber werden in drey Völker getheilt: in die Gothen (die der Verf. die eigentlichen nennt), welche den skandinavischen Norden in Besitz nahmen; in die Germanen; und in die Thracier, aus welchen dann die Hellenen, Etrusker, Pelasger hervorgingen. Noch andere Völker, wie die Slaven, sind aus gothischem Zusammenfluß (ex colluvie gothica) aufgewachsen.

Die Erfindung der Buchstaben, die der Verf. überhaupt Runen nennt, ist bey den gothischen Caucasiern durch einen scharfsinnigen Geist, wohl in einer glücklichen Stunde, gemacht worden. Dieser Uebergang aus der rohen Bilder= in die Buchstabenschrift (der andern fast unbegreiflich ist), dünkt dem Verf. natürlich und ziemlich leicht; man kann §. 23. nachsehen, wie er sich den Hergang der Sache vorstellt. Er scheint den Unterschied zwischen einer Tonschrift, die auch wohl eine unregelmäßige Sylbenschrift werden kann und leicht aus Zeichen oder Bildern entspringt, und einer Buchstabenschrift, die ein organisch gegliedertes Alphabet voraussetzt, nicht bedacht zu haben. Auffallend ist die Behauptung, die S. 58. vorkommt, daß gleich anfangs verschiedene Namen und Zeichen für einen und denselben Laut vorhanden gewesen wären. Wozu dieser zwecklose und verirrende Ueberfluß? und zwar bey einem Geist, der Scharfsinn genug besaß, die Sprachlaute, die sich der ersten Beobachtung in einer beynahe unerfaßlichen Verschiedenheit darstellen müssen, in ihren Grundelementen richtig aufzufinden? der ferner im Stande war, die kyriologischen Zeichen, deren wir doch eine verhältnißmäßig große Anzahl voraussetzen dürfen, auf 16, oder wie der Verf. will, gar auf 14 zu reducieren? Ort und Zeit der Erfindung sind freylich nicht zu bestimmen, aber in der alleraltesten Periode muß sie doch gemacht seyn, bevor die Caucasier sich in die Welt vertheilten, noch in ihren ersten Wohnsitzen.

Man sollte meinen, wo diese Caucasier sich ausgebreitet hätten, sey es im Orient oder Occident, immer müßte die Grundlage der von ihnen erfundenen Buchstaben sichtbar seyn. Da dies bey den meisten semitischen Alphabeten augenscheinlich nicht der Fall ist, so nimmt Hr. Brynjussen an, diese seyen durch Zusätze und Veränderungen so sehr entstellt worden, daß man den runischen Ursprung nicht

mehr entdecken könne; mit andern Worten, es sind Runen, die nichts mehr mit den Runen gemein haben. Diese Bemerkung beschränkt gar sehr die Anwendung der Hypothese. Die übrigen aber, also das phönicische, persische, armenische, die nicht semitischen: das altgriechische, celtiberische, lateinische u. s. w. sind in dem ersten Abschnitt aufgeführt und mit den Runen verglichen. Hier gibt es abermals Bedenken: warum stimmen nicht wenigstens jene Buchstaben aller Orten überein, bey deren Lauten Uebergänge und Veränderungen nicht statt finden? Dies zu erklären hat der Verf. den vorhin erwähnten, seltsamen Satz von einer ursprünglichen Verschiedenheit der Zeichen für denselben Laut nöthig, außerdem ändert er auch seine Meinung von einer einzigen Grundlage dahin ab, daß er behauptet, man müsse die verschiedenen Alphabete betrachten als Flüsse, zwar aus einer einzigen, aber chaotischen Quelle entsprungen.

Wir haben wohl über diesen Bestandtheil des Buchs schon unsere Meinung geäußert, indem wir ihn vorhin den phantastischen nannten. Was ist hier nicht zusammengesponnen, welche verschiedene Fäden sind nicht in einander gedreht! Gleicht das System des Vf. nicht einer illuminierten Landkarte, die naß geworden ist und deren Farben aus einer Gegend in die andere, aus einem Welttheil in den andern geflossen sind? An eigentliche Beweise konnte nicht gedacht werden, sondern alles ist, wie es der Vf. für seinen Zweck nöthig fand, dogmatisch vorgetragen. Damit Rec., der an solchen Arbeiten seiner Natur nach keine Freude hat, nicht ungerecht werde, will er gern zugeben, daß eins und das andere witzig ausgedacht und manche Bemerkung sinnreich ist. Ueberhaupt fehlt es Hrn. Brynjulfsen weder an gelehrter Belesenheit noch an Leichtigkeit in der Behandlung seines Gegenstandes. Rec. ist

an sich gar nicht abgeneigt, Verwandtschaft und Zusammenhang aller wirklichen Buchstabenschrift anzunehmen, denn schwerlich ist die Erfindung auf der Welt zweymal gemacht worden; sollen wir aber auf eine fruchtbare Art zur Einsicht davon gelangen, so würde er lieber den fast entgegengesetzten Weg anrathen: von dem sichern und einzelnen ausgehend langsam und mit Mühe aufwärts Bahn zu brechen. Eine allseitige und genaue Erklärung eines einzigen Denkmals, die im Dunkel läßt, was sie nicht aufhellen kann, wird dennoch mehr Licht in die Vorzeit werfen, als hundert einander ablösende Vermuthungen und sinnreiche Ideen über den Mittelpunct, von welchem man alles überschauen könne. Was sollen nun die allgemeinen und oberflächlichen Vergleichungen, die im ersten Abschnitte angestellt sind? Es kommt hier alles darauf an, Mittelglieder und Uebergänge aus Denkmälern darzuthun, Rec. zweifelt gar nicht, daß die verschiedensten Zeichen eines Buchstaben dennoch von einander abstammen können, es muß nur auf jenem Wege bewiesen werden, wie es der gelehrteste Paläograph Kopp bey den Semitischen Alphabeten gethan hat. Kein Mensch kann bis jetzt, so viel Rec. weiß, eine einzige Inschrift der celtiberischen Münzen mit einiger Sicherheit lesen, warum ein unzuverlässiges Alphabet neben das runische aufstellen? Mehr als den längst erkannten, in die Augen leuchtenden Satz von Verwandtschaft der Züge gewinnt niemand dadurch; dasselbe gilt von dem §. 18. angeführten sogenannten phrygischen Alphabet. Wem nützt es, daß das sichtbar erfundene ogumitische, bloß der Möglichkeit wegen, etwas echtes darin noch zu entdecken, herbeygeholt wird? Irgendwo steht ein Alphabet, das ein saracenisches genannt ist, dem Verf. fällt es nicht schwer, damit fertig zu werden: vielleicht irre ich gar nicht, sagt er, wenn ich es für ein hunisches oder alanisches halte," und bringt es §. 12. zu erbaulicher Vergleichung neben das runische; dabey gibt er

die angelsächsisch-deutsche Rune M für B aus. Das russische Tscherf wird S. 32. mit dem runischen S zusammengestellt und bald darauf kann man dasselbe Zeichen als phönic. K neben dem runischen Kaun erblicken. Wer vermag auch nur einige Aehnlichkeit zwischen dem persischen und runischen A und N (S. 40.) aufzufinden und wenn nun gar noch ein Zeichen aus der persepolitanischen Keilschrift (S. 41.) und Figuren aus den Hieroglyphen herzu getragen und mit Runen verglichen werden, so verliert man alle Geduld.

Erst §. 35. kommen wir auf Grund und Boden zu stehen, wo die Untersuchung bey den eigentlichen Runen anlangt. Die nordischen stellen nach des Vf. Meinung unter allen asiatischen und europäischen Alphabeten am reinsten, wiewohl auch nicht ohne Veränderung, die alte gothisch-caucasische Erfindung dar. Wir begegnen gleich einer Hypothese über die ursprüngliche Zahl derselben. Zugesetzt sollen seyn: das dem lateinischen ähnliche Zeichen für R, und ursprünglich echt nur das andere R Zeichen, welches jetzt das R finale anzeigt und von den Isländern auch für Y gebraucht wird; sodann die Osrune als ein zweymal gestrichenes runisches A, denn wie der spätere Vocal E kein runisches Zeichen habe, so müsse dasselbe auch von dem spätern Vocal O gelten. Wir wollen dies als Vermuthung bestehen lassen, weiter ist aber damit nichts anzufangen, da in den ältesten Denkmälern, wie Hr. Brynjulfsen selbst bemerkt, beide Runen schon gebraucht werden. Sonst möchte er gerne noch den Satz durchführen, (wovon auch §. 25 u. 26. die Rede ist) daß in dem Runen-Alphabet kein überflüssiger Buchstabe und außer den Vocalen und Liquiden für jede andere Reihe, nur ein einziges Zeichen vorkomme, dies ist aber in so weit nicht richtig, als die Lingualiaute zwey Zeichen haben: T und TH; denn daß in der nordischen Sprache allein die aspirata TH sich finde,

ist theils nicht wahr, theils bleibt es immer ein Linguallaut. Eine andere Hypothese betrifft die hieroglyphische Gestalt der Runen, welche §. 36. abgehandelt wird. Da die Runen aus Bilderschrift sich sollen entwickelt haben und der ursprünglichen Erfindung noch ziemlich nahe stehn, so muß sich das Bildliche darin wohl deutlich erkennen lassen. Man denkt diese Folgerung aus seinem System setze den Verf. in Verlegenheit, weil die Runen sich als die einfachsten Zeichen von der Welt darstellen; aber dies ist der Fall nicht, er geht frisch ans Werk. Einige Beyspiele wollen wir anführen, wie er das, was der Name der Rune aussagt, auch in der Gestalt wieder findet. Das runische F bedeutet ein Stück Vieh, mit den zwey Queerstrichen werden die Vorder- und Hinterfüße bezeichnet. N. ist ein Seil mit einem Knoten und erinnert an die Quippus der Peruaner und diese sind §. 22. zu den Anfängen der Zeichenschrift gerechnet worden. Die Yr-Rune ein Mann, der zu Pferde sitzt, dagegen das M (dasselbe Zeichen umgekehrt) einer, der die Hände gen Himmel streckt. B (dem lateinischen gleich) ein Birnbaum; I ein Eiszapfen; L Meer, in das ein Fluß sich ergiest. Aehnliches, zum Theil dasselbe, schon bey Ol. Worm. Rec. glaubt weder an hieroglyphische Entstehung der Runen, noch von allen hier gegebenen Erklärungen ein Wort; er wüßte kaum etwas, das man auf diese Art nicht in den paar Strichen finden könnte.

Bey dem angelsächsischen und deutschen Runenalphabet stellt der Verf. die Behauptung auf (S. 99. Vgl. 103. Note 2.), es sey nach dem lateinischen, aus Liebe zur Neuerung, verändert und die Buchstaben, die es mehr habe, als das nordische, seyen vorther entlehnt, ihnen jedoch dabey etwas runisches beygemischt worden. Beides ist völlig ungegründet, wie sich jeder, der eine Vergleichung anstellen will, überzeugen kann, (sie sind bloß zierlicher auf Per-

gament geschrieben, als sie in Stein konnten gehauen werden;) die Runen aber, die es mehr besitzt, sind ganz in dem Charakter der übrigen. Bloß sein System verführte Hrn. Brynjulfssen zu der Behauptung, da die Caucasier von diesen, dem Norden fehlenden, Runen nichts können gewußt haben. Das E soll ein umgekehrtes lateinisches E seyn, wollte sich der Verf. bloß an das Zeichen halten, so hätte er richtiger gesagt: ein umgekehrtes griechisches Σ. Allein, will man doch eine Vermuthung wagen, das Zeichen ist eher aus einem doppelten, gegen einander gestellten, nordischen A entstanden; wenn man sich dort zur Bildung neuer Buchstaben des Puncts bediente, so scheint man hier Verdoppelung der Zeichen gewählt zu haben. Die Tag-Rune ist z. B. sichtbar aus zwey gegen einander gestellten Dorn-Runen entstanden, so wie auch in der Gibu-Rune sich eine Verdoppelung kund gibt.

An dieser Stelle wollen wir einen besondern Tadel einrücken. Nemlich der Verfasser hat in der Ausarbeitung seiner Schrift nicht die Genauigkeit gezeigt, wozu ein solcher Gegenstand doppelt anmahnt. Beyspiele zu geben, sehen wir nur einige Blätter durch. S. 104. wird den Deutschen ein Verbum g e w r i t e n zugeschrieben, was sie niemals gehabt, und Hr. Brynjulfssen aus Verwechselung mit dem angelsächsischen wrîtan mag gebildet haben; das richtige wäre rîzan gewesen. Auf derselben Seite in der Note fehlen in der Stelle des Hraban. Maurus die Worte "infra scriptas habemus." S. 105. zweifelt der Verf. gar nicht, daß die Zeichen auf dem Klingenberger Thurm in Böhmen zu den deutschen Runen gehören; Rec. meint das Gegentheil falle ziemlich klar in die Augen. Es ist ferner von einer Abzeichnung M i l l i n s die Rede; die Sache ist, daß G r o s s i g s Abbildung und Beschreibung durch eine Uebersetzung von Kraft in Millins annales encyclopédiques gekommen ist, der weiter nichts dabey gethan hat.

Außerdem befand sich ja, wie wir aus den antiquarischen Annalen III. 392. wissen, eine berichtigte Abzeichnung von Hammer zu Kopenhagen, die Hr. B. billig hätte nachsehen sollen. S. 106. wird von der Urne bey Bayer gesprochen, da die Zeichen rund um den Bauch laufen, so sind sie, damit man sie im Zusammenhang betrachten könne, auf einem Ring neben dem Gefäß besonders abgebildet. Hr. Brynjulfsen hat nur den flüchtigsten Blick darauf geworfen, sonst würde er nicht von zwey Dingen, einer Urne und einem Ring, reden und die Identität der Zeichen sogleich erkannt haben.

S. 42. wird die Inschrift auf dem einen der beiden bey Gallehuus gefundenen Goldhörner vorgenommen; hier haben wir es also mit einem wirklichen Denkmal zu thun. Darin stimmt Rec mit Hr. B. überein, daß die Buchstaben darauf Runen und zwar angelsächsisch-deutsche sind und die Hypothese von dem celtiberischen Ursprung dieser Hörner, die P. E. Müller gelehrt ausgeführt hat, sich nicht erhalten kann. Bis jetzt kennen wir sieben Erklärungen dieser Inschrift, jede völlig verschieden und jede mühsam herbeygeholt und wenig ansprechend. Die achte hier ist gleichfalls ganz neu: Tovido ek (ok) Hlevo gortim hol tisom horno (Tovidus et Hlevus fecimus tumulum his cornibus.) Wir übergehen der Kürze wegen ein paar Abweichungen, die der Vf. noch vorschlägt. Das S wird nach einer bloßen Vermuthung gelesen. Die Formen der Worte sind bis auf hôl, (den Accus. von hôll) unrichtig oder ungewöhnlich: horno müßte hornom lauten, indessen finden sich in den Runeninschriften nicht selten Beyspiele, wo das m am Ende ausgelassen ist, das wäre also wohl statthaft, ebenso gördim für gördum; aber wo sind Belege dafür, daß auch das R am Ende fehlen dürfe, also Tovido und Hlevo für Thorvidur und Leifur stehen könne? Rec. weiß keine, finden sie sich irgendwo, so sollten sie von Rechtswegen beygebracht seyn. Und nun der Sinn.

der Sinn des Ganzen: mit zwey Hörnern einen Hügel errichten! Wenn es noch hieße, sie wären in einen Hügel gelegt worden. Es gehört aber, damit der Sinn verständlich werde, noch eine Erzählung dazu: wahrscheinlich waren diese kostbaren Goldhörner ehemals Eigenthum eines kleinen jütländischen Königs; bey einer herannahenden Gefahr, oder aus irgend einem andern Grund, verbarg er sie in einen Hügel und fügte zum Andenken auf eins die Inschrift hinzu. Woraus denn folgt, daß die Hörner selbst viel älter sind. Dem Rec. däucht nicht nur diese ganze Voraussetzung äußerst gezwungen, sondern er meint, es sey noch ein Anhang zu der Zählung nöthig: der Eigenthümer der Hörner müsse nämlich hernach mit all den Seinigen in der Gefahr umgekommen seyn, so daß niemand etwas mehr von den vergrabenen Kostbarkeiten habe wissen können, sonst wären sie wahrscheinlich wieder hervorgeholt worden. Wollte man nun alles zugeben, so bleibt immer unwahrscheinlich, daß bey einer bevorstehenden großen Gefahr noch Lust und Zeit zu einer Inschrift übrig gewesen wäre. Endlich widerlegt die Art, wie die Goldhörner sind gefunden worden, den Vf. völlig, und man begreift nicht, wie er das hat übersehen können. Keineswegs in einem Hügel haben sie gelegen, sondern auf flachem Boden und nicht beysammen, sondern 25 Schritte von einander. Das erste konnte kaum unentdeckt bleiben, denn die Finderin hat sich zweymal mit dem Fuß daran gestoßen, ehe sie es aufhob; und das zweyte lag nur einen halben Schuh tief in dem Lehm.— Warum ist Hr. Brynjulfsen nicht auf den einfachen Gedanken gekommen, die Inschriften anderer Hörner nachzusehen und zu vergleichen? Daß nicht jede verschieden war, sondern man dabey einer gewissen Sitte und Ueberlieferung folgte, scheint eine sehr natürliche Vermuthung. So findet man den Spruch o mater Dei, memento mei! nicht bloß auf dem bekannten Oldenburger, sondern auch auf einem andern Horn, welches bey Ol-

Worm monum. dan. p. 395. abgebildet ist. In dem Antiquar. Annalen.III. 279. wird eins beschrieben worauf in nordischer Sprache steht: "trinket mit Frieden, vergesset nicht des lebendigen Gottes!" Dazu bemerkt Nyerup aus Humboldts Reise eine deutsche Inschrift, mit alten Buchstaben, die dieser auf einem irdenen, nach Quito gekommenen und dort in einem Kloster aufbewahrten Topfe las: "wer aus mir trinkt, vergesse seines Gottes nicht!" Also beynah wörtlich mit jener nordischen übereinstimmend. Darf man nun nicht muthmaßen, auch die Inschrift des Tondernschen Hornes beziehe sich am wahrscheinlichsten auf den Gebrauch desselben? wenn nun darauf stände: ich bin die Lust der Gäste oder dergleichen; und dann eine Ermahnung zum trinken? Das wäre doch ein sehr passender Sinn. Außer Zweifel ist uns nur das Wort horne, das Hr. Brynjulfsen fälschlich horno liest, die letzte Rune ist hier (wie in dem schleswigischen Stein und andern Denkmälern) kein O sondern ein E. Damit aber Rec. nicht ganz mit leeren Händen erscheine, will er eine Vermuthung über das letzte, oder, wie man abtheilt, das erste Wort äußern, dessen feinere oder dünnere Buchstaben (vergl. die Abbildung bey P. E. Müller), wodurch es sich von dem übrigen auszeichnet, vielleicht einen geschlossenen Sinn andeuten und welches Hr. B. Tovido oder auch tovimo liest. Rec. hält die zweyte Rune für ein E, die dritte für ein TH und bekommt demnach das Wort tethimo; darin glaubt er aber, habe eine Versetzung der Runen statt gefunden; eine Annahme, die nur dem zu gewagt und kühn erscheinen wird, welcher nicht weiß, wie häufig sie bey der Runenschrift statt findet und wie verschieden z. B. die Buchstaben von dem einfachen Wort steinn gestellt sind. Er liest ohne Veränderung eines Buchstaben temitho, nach genauer Orthographie, toemi thû! welches bedeutet: leer' aus! trink' aus! der Imperat. toemi für das gewöhnliche toem ist ein Archaismus, den man in der

alten Edda (II. 316. Note 122.) angemerkt und durch weitere Beyspiele erläutert findet. Taema, evacuare steht bey Biörn Haldorson (nicht ganz genau taema geschrieben) und die Anwendung des Ausdrucks beym Leeren des Bechers verbürgt das noch heute übliche dänische toemme glasset. Und so wäre zugleich eine bestätigende Uebereinstimmung mit den vorhin angeführten Inschriften und am nächsten mit den auf dem Oldenburger Horn gleichfalls vorkommenden Worten: drinc al uit! gefunden.

§. 45. soll durch die Geschichte des Amleth bey Saxo Grammaticus das hohe Alter von dem Gebrauch der Runenschrift bewiesen werden, indem Amleth im 5. oder 6. Jahrhundert gelebt habe. Wir glauben ein solches Zeugniß beweise fürs erste nur Saxo's Kenntniß der Runen und daher eigentlich nichts. Wer wie dieser Geschichtschreiber das Einzelne ausschmückt, wird kein Bedenken tragen, die Verfälschung eines runischen Briefs hinzuzudichten. Zum Ueberfluß hat P. E. Müller so eben in seinen Untersuchungen über Saxos Quellen die ganze Erzählung vom Amleth als eine spätere Dichtung dargestellt.

Bey Betrachtung der nordischen Runen theilt der Verf. einiges neue und merkwürdige aus isländischen, sonst noch nicht benutzten Handschriften mit, wofür wir ihm Dank wissen. Dahin gehört S. 134. 135. die Anmerkung über künstliche Runen, deren es dreyßig und mehrere Arten gab. Das runische Alphabet wurde in drey Theile getheilt (daher thrídeilur), nämlich in die Fê-Reihe oder Geschlecht, welche die Buchstaben F. U. TH. O. R. K; in die Hagal-Reihe, welche H. N. I. A. S; und in die Tyr-Reihe, welche T. B. L. M. R. enthielt. Sollte nun ein Buchstabe bestimmt werden, so wurde immer nur F geschrieben, aber durch vor und nachgesetzte Zahl bestimmt, aus welcher Reihe er war und welchen Platz er darin einnahm. Sigurdr hätte also folgendergestalt müssen geschrieben werden: $2F^4$ (S) $2F^3$ (I) $1F^5$ (K für G) $1F^2$ (U) $1F^4$ (R)

1F² (D) 3F⁴ (uR). Das merkwürdigste dabey ist, daß diese freylich äußerst unbeholfene Geheimschrift schon gerade so in einem St. Galler Codex des 10. Jahrh. vorkommt, woraus sie in dem Grimmischen Buche über Runen S. 110. 111. mitgetheilt ist.

Eine andere schätzbare Anmerkung über die magischen Charactere des Isländer steht S. 140. 141. und S. 125. die Nachricht, daß zwey Steine mit angelsächsisch-deutschen Runen neuerdings in Norwegen entdeckt sind und nächstens von Klüwer sollen bekannt gemacht werden.

Was in der andern Schrift Hr. Bredsdorff über Abstammung der Runen vorbringt, ist nicht von Bedeutung. Er macht den unglücklichen Versuch, sie aus der gothischen Schrift des Ulfilas abzuleiten. Daß über die Verwandtschaft beider Alphabete bereits ist verhandelt worden, mag ihm unbekannt geblieben seyn, wie er überhaupt seines Gegenstandes noch nicht hinlänglich mächtig erscheint. Selbst die nöthigste Grundlage zu einer solchen Arbeit hat er entbehrt, indem er sich an die schlechte und völlig unbrauchbare Abbildung der gothischen Urkunden zu Neapel, welche in Hn. Gräters Bragur vorkommt, hält; darin gleicht z. B. das A der umgekehrten Ziffer 4, während in der genauen und schönen Nachbildung von Sierakowsky es eine ganz andere, der altgriechischen, wie wir sie etwa in der Sigeischen Inschrift sehen können, sehr ähnliche Gestalt zeigt; wodurch denn Hrn. Bredsdorffs Vergleichung des gothischen A mit der Arrune sogleich zerfällt. Wie gezwungen und unnatürlich er das runische H. L. M. N. und die Osrune aus den gothischen Buchstaben entstehen läßt, mag man in der Schrift nachsehen. Angenommen einmal, die Abstammung habe Grund, so gäbe es zur Ueberzeugung keinen andern (als den hier verschlossenen) Weg, Uebergänge in Denkmälern selbst nachzuweisen. Hr. Bredsdorff sucht sich noch auf eine andere Weise zu schützen; er sagt: wenn nun auch diese Buchstaben aus dem Gothischen

nicht abzuleiten wären, so bewiese dies in Beziehung auf die übrigen (übereinstimmenden) nichts. Rec. denkt es beweise genug, um die Unstatthaftigkeit der ganzen Hypothese darzuthun; sonst dürfte man ja die Runen von jedem Alphabet, mit dem es Buchstaben gemein hat, abstammen lassen. Der Grund für den obigen Schluß ist auffallend: das griechische Alphabet enthalte Zeichen, die nicht in dem phönicischen vorkämen und doch falle es niemand ein, die Herkunft von daher zu leugnen. Als wenn man dafür keine andere Gründe hätte, als eine theilweise Uebereinstimmung und Abweichung, keine ausdrückliche Zeugnisse. Dann hat der Vf. noch den Einfall: das gothische H und O habe man deshalb nicht beybehalten können, weil es für die nordische Art zu schreiben nicht wohl möglich gewesen wäre, sie nachzubilden, ohne daß eine große Aehnlichkeit mit andern Buchstaben entstanden wäre, weshalb man ihnen habe eine andere Gestalt geben müssen. Daß in den Buchstaben U und TH das gothische und runische Alphabet gegen das griechische und lateinische übereinstimmen, ist von andern schon dargethan; auch sonst haben wir unter den richtigen Bemerkungen des Hn. Bredsdorff keine neue gefunden. Die Verwandtschaft aber des gothischen O und V mit der deutschen Othil- und Wänrune hat er nicht gekannt, überhaupt nichts von den angelsächsisch-deutschen Runen. — Einen schlagenden Beweis gegen seine Hypothese, welcher in der größern Vollständigkeit der des gothischen Alphabets liegt, berührt Hr. Bredsdorff kaum, und hält es für unnöthig, dabey weitläuftig zu seyn. Man habe fortgeworfen, was man nicht gebraucht und die unvollkommene Art zu schreiben (das Einschneiden der Buchstaben in Holz) nur mit wenigen Zeichen sich zu befassen erlaubt. Als hätte man sich nicht das E. G. P. V wofür doch Ulfilas Zeichen liefern konnte, durch punctirte Runen, die bereits auf einem der ältesten Steine vorkommen, verschafft! Und dann, warum unter den Runen für das R sogar zwey Zeichen? Das zweyte R, die Yrrune, meint Hr. Bredsdorff, habe man deshalb neu hinzu erfunden, weil das andere, die Reidrune, dem B zu ähnlich gesehen und sonst leicht eine Verwechselung vorfallen können. Beide werden aber neben einander gebraucht und sind in der Bedeutung

nicht völlig gleich; auch glaubt der nicht an solch eine Sorgfalt, Mißverständnisse abzuwenden, der sich erinnert, wie nachlässig so mancher Runenstein geschrieben ist. An die eigenthümliche Ordnung der Runen, von welcher das gothische Alphabet nichts weiß, wird nirgends gedacht.

Hat also vor Ulfilas der Norden keine Schrift gehabt? Das möchte Hr. Bredsdorff nicht gerne annehmen, auch nicht gerne die Tradition verstoßen, wornach Odin die Runen selbst mitbrachte. Den Odin erst zu des Ulfilas Zeit, am Schluß des vierten Jahrhunderts, ankommen zu lassen, ist abermals bedenklich; also entschließt er sich zu dem Ausweg, daß Odin zwar Runen könne mitgebracht haben, aber nicht diese, von welchen hier die Rede ist, sondern andere von unbekannter Art, wie z. B. jene auf dem Leerager und Tuner Steine. Holten sich also die Nordländer ein Alphabet beym Ulfilas, während sie schon längst eines besaßen? Während das frühere vollständiger war und in seiner Grundlage dem andern ähnlich? denn auf den beiden genannten Denkmälern ist gerade das angelsächsisch-deutsche Alphabet zu erkennen, wie in der Schrift über deutsche Runen ausgeführt ist. Wir wollen es bey diesen Einwürfen gegen des Verf. Hypothese bewenden lassen.

Möchte bald ein umfassendes Werk über die Runen erscheinen, welches die Forderungen befriedigte, die man heut zu Tage machen darf. Seit Ol. Worm, dessen monumenta danica und litteratura runica sich eben so selten gemacht haben, als Göranssons Bautil u. andere schwedische Schriften jener Periode, sind eine Anzahl Runensteine und darunter sehr merkwürdige, neu entdeckt und im einzelnen gelehrte und schätzbare Untersuchungen angestellt worden. Skule Theodor Thorlacius hatte eine Abhandlung über Runen mehrmals angekündigt, aber sie ist nicht erschienen und von einer, wie es scheint sehr inhaltsreichen und ausführlichen, aber auch nicht vollendeten Arbeit des John Olaffen von Grunnevik erhalten wir hier erst durch Hn. Brynjulfsen Nachricht. Die Handschrift davon, welche auf der königl. Bibliothek aufbewahrt wird, hat dieser bey seiner Abhandlung benutzt, wo er auch (S. 10. 11.) ältere isländische Manuscripte anzeigt, aus denen mancherley zu schöpfen ist. Es wäre also wohl an der Zeit, daß dieser Theil der altnordischen Litteratur, mit den andern, die bereits weit fortgeschritten sind, in eine Linie vorrückte; die dänische Regierung, die ohne Prunk, aber auf eine großartige und edle Weise die Wissenschaften befördert, würde auch einem solchen Werke die nöthige Unterstützung nicht versagen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 28. Junius 1824.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 3. April las der Herr Hofr. Tychsen eine Abhandlung de origine ac fide antiquae Persarum historiae qualis a scriptoribus orientalibus traditur. Die noch immer verschiedenen Ansichten über den Vorzug der griechischen und morgenländischen Nachrichten, die ältere Geschichte Persiens betreffend, bestimmte den Verf. zu dieser Untersuchung, um zur Entscheidung der Frage beyzutragen, auf welchem Grunde die orientalischen Nachrichten beruhen, und ob man sie als eine fortgehende, im Volk erhaltene Tradition betrachten dürfe? der Verf. folgte dabey den Zeiträumen, die die Geschichte angibt: I. Aelteste Zeit vor Alexander, die auch das Assyrische und Medische Zeitalter der Griechen begreift. Die Persischen Könige (denn von den ältern Dynastien ist alles dunkel) hatten Schreiber, die die Königl. Befehle und merkwürdige Begebenheiten aufschrieben. Diese Schriften wurden in Archiven aufbewahrt, und wären treffliche Materialien für die Geschichte

gewesen, wenn es damals schon Geschichtforscher gegeben hätte, die aus archivalischen Nachrichten schöpften. Sie gingen aber mit den Archiven unter, und es läßt sich nicht glauben, daß daraus etwas in die, viele Jahrhunderte später verzeichnete, Geschichte der Orientalen hinüber geleitet sey. Eher hätten noch die gleichzeitigen Griechen aus Archiven schöpfen können, denn auch in den Provinzen waren deren, und wir haben noch Proben königlicher Briefe und Nachrichten aus dem Archiv zu Jerusalem. So konnte vielleicht Herodot das Verzeichniß der Völkerschaften, aus welchen das große Persische Heer bestand, und das Xerxes hatte aufnehmen lassen, aus irgend einem Archiv zu Sardes ꝛc. erhalten, und Ctesias benutzte archivalische Nachrichten zu Susa. Allein im Ganzen schöpfte man aus mündlicher Erzählung; Herodot erhielt seine Nachrichten über die ältere Geschichte der Perser aus dem Munde unterrichteter Perser, und Ctesias, das, was er nicht aus eigner Erfahrung wußte, von Augenzeugen. Dies war also freylich auch Tradition, Sage, aber alte, gleichzeitige, von unterrichteten Personen mitgetheilte Sage. Der Einwand, daß die Griechen die Perser mißverstanden, nicht selbst nach Persien gekommen seyen ꝛc. ist nichtig. Bey dem mannichfaltiger Verkehr beider Völker gab es überall Dolmetscher, und viele Perser verstanden Griechisch. Es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß am Persischem Hofe selbst das Griechische bekannt war, und königliche Briefe an die griechischen Städte griechisch erlassen wurden, wie in die Gegenden westlich vom Euphrat aramäisch. Wie häufig Griechen am Persischen Hofe sich aufhielten ist aus der Geschichte bekannt. Vergleicht man nun damit die orientalischen Sagen, so ist offenbar, wie sehr diese mangelhaft und verändert seyn mußten, wenn sie erst im 10. Jahrhundert schriftlich verzeichnet wurden. Auch darf man sie nur näher betrachten, um zu

finden, wie wenig historischen Gehalt sie haben. Die Sagen von den ersten Pishdadiern, die von allen für mythisch gehalten werden, sind eine Art von Culturgeschichte, Gjemschid Ideal eines Königs, durch seinen Stolz gestürzt, wie Zohak ein fremder, tyrannischer Fürst, der für seine Grausamkeit gestraft wird. Beide letztere haben eine sittliche Tendenz. Von Feridun an ist mehr historisches, aber so wenig, daß man nicht einmal den Stifter des großen Perserreichs, Cyrus, mit Sicherheit erkennt. In der Geschichte der Keanier sind nur Sagen von einzelnen Königen, keine zusammenhängende Folge; auch wird von den Königen weit weniger gesagt, als von den Helden Sam, Sal, Siavesch, Essendiar, besonders Rustem, der sechs Jahrhunderte lang als Held und Stütze des Reichs erscheint. Die Thaten dieser Helden werden mit solchem Aufwand von Einbildungskraft ausgeschmückt, daß sie sich deutlich als romantische Erzählungen ankündigen. Außerdem tragen alle diese Sagen Spuren eines spätern Zeitalters, in der Benennung von Ländern und Städten, in der Form der Namen ꝛc., so daß sie keinesweges als alte unveränderte Tradition gelten können. II. Zeit der Griechen und Parther. Die Griechen herrschten seit Alexanders Siegen an 100 Jahr in Persien und verbreiteten überall ihre Sprache und Cultur, deren sich selbst die Arsaciden, die an ihre Stelle traten, nicht erwehren konnten, so sehr sie auch, wenigstens späterhin, ihr Reich zu isoliren suchten. Während der Herrschaft eines fremden Volks (denn die Parther waren, wenn auch die Könige Persischer Abkunft gewesen wären, türkischen Stammes) und unter steten Kriegen und Unruhen, konnten sich altpersische Sagen schwerlich erhalten. Ist doch aus diesem Zeitraum selbst sehr wenig übrig geblieben. Zwar ist unsre Geschichte der Parther, aus griechischen und römischen Nachrichten, sehr mangelhaft; man kennt jedoch die

Dauer der Dynastie, und die Namen der meisten Könige, zum Theil durch Münzen bestätigt. Aber wie viel mangelhafter ist alles in den orientalischen Nachrichten! Diese wissen vom Alexander nichts als Mährchen, nichts vom Antigonus und den Seleuciden, von Mithridates, Orodes ꝛc. Von der ganzen Königsreihe kennen sie nur 20 und die Dauer dieses Reichs, worin sie sehr abweichen, ist um 2 bis 3 Jahrhunderte zu kurz angegeben. Von den Königen selbst nennen sie bloße Namen, und selbst diese sind verdächtig, weil sie ganz die nämlichen sind, die später die Sassaniden führten, und die durch Münzen und Schriftsteller bestätigten Namen der Arsaciden, Mithridates, Sinatroces, Vonones, Orodes ꝛc. nicht darunter vorkommen. Die Sage beym Masudi, daß der erste Sassanide Ardschir, um einer Zoroastrischen Weissagung willen, die Hälfte der Zeit dieser sogenannten Völkerkönige unterdrückt habe, betrachtete der Verf. als einen Misverstand, und als eine Ausflucht der Magier, das Mangelhafte ihrer Tradition durch einen königl. Befehl zu entschuldigen. Die darin angegebenen 1000 Jahre sind von Alexander an zu berechnen, und treffen dann in das 7. Jahrh. wo der Magismus durch den immer mehr sich ausbreitenden Islam unterdrückt ward.

III. Unter den Sassaniden erhielt die Geschichte eine andere Gestalt. Die Herstellung der Zoroastrischen Religion und der Würde des Magierordens hatte für diesen selbst die Folge, daß er an Cultur gewann. Das Sammeln, Ordnen, Uebersetzen, Erklären der heiligen Bücher, auch die Polemik mit den Christen, die in Persien jetzt sich sehr ausbreiteten, führte sie nothwendig auf wissenschaftliche Studien und Schriftstellerey. Daß in dieser Zeit die Perser vieles schrieben, zeigen die Nachrichten von Verbrennung und Zerstörung ihrer Schriften durch Muhammedaner, und von mehreren Wer-

ten die ins Arabische übersetzt worden. Hier nur von ihren historischen Leistungen. Schon Ardschir I. soll sein Leben haben schreiben lassen, so wie nachher andre Könige. Agathias und Hamzah von Ispahan klagen über die Ungenauigkeit und die Verschiedenheiten der Persischen Geschichtschreiber. Unter Jesdedscherd dem letzten Sassaniden soll das Bastan Nameh, Buch von alten Begebenheiten, geschrieben seyn, von dem man nicht weiß, wie viel es umfaßte, ob bloß die Geschichte der Sassaniden, oder auch die ältesten Zeiten. Eine Nachricht beym Masudi, der ein kostbar geschriebenes Buch von der Sassaniden-Geschichte, mit den Bildnissen von 25 Königen, die im Königl. Schatz bewahrt waren, in Istachar sah, könnte auf die Vermuthung führen, daß dies eine Copie des Bastannameh gewesen sey. Eine Nachricht von einem ähnlichen Werk, auf Chosru Nuschirwans Befehl verfaßt, findet sich in der Einleitung die der Champienschen Uebersetzung des Ferdusi voransteht, aber mit mehrern unhistorischen und fabelhaften Umständen. Vielleicht ist dieses aus der Einleitung zu der Ausgabe des Schahnameh die der Timuride Baisankur um 1425 veranstaltete, entlehnt. Das Buch selbst ist mit dem Bastan nameh wohl einerley; und so auch des Tarich ol Fars, Annalen von Persien, oder Seir ol Moluk, Geschichte der Könige, von Ruzbeh, mit arabischem Namen Abu Amru Abdallah Ben Mocaffa (unrichtig Mucsu, Mucni, Mocanna) einem gebornen Magier und geistvollem Manne, Uebersetzer mehrerer Schriften aus dem Altpersischen, ins Arabische übersetzt um 750. Die Namen der Könige und die Titel der Schriften, in welchen die Araber oft ungenau sind, konnten leicht verwechselt werden. — Eben dieser Mocaffa übersetzte auch ein Leben Nuschirwans. — Da also nun Annalen geschrieben wurden, so ist kein Wunder, daß die Geschichte der Sassaniden bey den Orientalen mit dem, was wir aus Römern und Griechen davon wissen, genauer

übereinstimmt. Sie würde dieses vermuthlich noch mehr, wenn wir statt der neuern Chroniken, die oft von einander abweichen, die ältern, wie Thabe-rita und Hamzah, die aus ältern Persischen Quellen schöpften, vergleichen könnten.

Aber die Perser hatten außer eigentlichen Annalen noch eine andre Art von Erzählungen, nämlich Sagen von alten Königen und Helden. Romanzen und Liebesgeschichten mit Wunderbarem ausgeschmückt liebten die Perser von jeher, und haben deren noch eine Menge. Manche dieser Sagen mögen alt seyn, allein da unter den Sassaniden der Perser Herrschaft hergestellt und der alte Ruhm aufgelebt war, erneuerte sich auch das Andenken der alten Helden und Fürsten, und die Erzählungen davon wurden aufgefrischt und geschrieben. Moses von Chorene (5. Jahrh.) tadelt seinen Gönner Isaac wegen seines Wohlgefallens an den Persischen Fabeln, und erzählt dabey die Sage von Zohac und Feridun, ziemlich abweichend vom Ferdusi. Zu Mohammeds Zeit brachte ein arab. Kaufmann, der sich lange in Persien aufgehalten hatte, die Erzählung von Afrasiab und Rustem nach Mecca, die die Meccaner lieber hörten als Muhammeds Geschichten im Coran, daher dieser ihm Strafen drohte. Der oben genannte Mocaffa hatte zwey solcher Erzählungen, von den Thaten Esfendiars und von Afrasiabs Tode und Rustem (also vermuthlich vom letzten Turanskriege) aus dem Pelehwi arabisch übersetzt. Dem Thaher, Statthalter Mamuns in Chorasan ward ein altpersischer Liebesroman in Versen, Vamic va azra, der Liebende und die Jungfrau, der dem K. Nuschirwan dedicirt gewesen war, vorgelegt, den aber Thaher als strenger Moslem, weil es ein Werk der Magier sey, in den Fluß werfen ließ. Noch als die Materialien zum Schahnameh gesammelt wurden, im 10. Jahrh. sollen Nachkömmlinge des Sam Neriman Großvaters von Rustem, Ueberlieferungen, die sich in ihrer Familie erhalten hatten, von Sam, Sal u. Rustem mitgetheilt haben, die Firuzabadi, der Tho-

log und Rechtsgelehrte, aufschrieb. Selbst im Schahnameh des Ferdusi sind noch die einzelnen Erzählungen sichtbar, die H. Görres in seiner Uebersetzung sehr gut unterschieden hat. Der Dichter nennt sie oft داستان, Erzählung, und setzt hinzu, daß er sie von einem Mobed erhalten habe. Ferdusi und andere Dichter hatten vor Abfassung des Schah nameh einzelne solcher Erzählungen in Heldengedichte verarbeitet, Asedi die Geschichte Gerschasps, Ansari die von Sohrab, und das große und vorzügliche Gedicht Barzu Nameh, von welchem neulich Hr. Prof. Kosegarten in den Fundgruben eine Probe mitgetheilt hat, enthält ebenfalls eine solche einzelne Sage.

Es gab also zur Zeit der Sassaniden eine Menge einzelner Erzählungen und Sagen, theils von alten Königen, theils von Helden, die, da sie in Pehlewi geschrieben waren, welches in diesem Zeitraum, wenigstens bis auf Bahramgur, die Schriftsprache war, auch wohl in dieser Zeit abgefaßt oder redigirt waren. Die Personen nahm man theils aus alter Sage, theils aus den Zendbüchern wo Gjemschid, Zohak, Themuras, Feridun, Gustasp vorkommen. Einige dieser Sagen, besonders die von den Königen, sind wohl historisch, andre haben einen sittlichen Zweck, wie die von Zohak, Gjemschid, andre sind bloß zur Unterhaltung gedichtet. Da es Nationalsagen sind, so ist natürlich, daß aus der Periode der Griechen und Parther, die man als Fremde betrachtete, nichts darin vorkommt. Einzelne alte Sagen scheinen sogar vor der Sassanidenzeit den Griechen bekannt geworden zu seyn. Der von einem Adler ernährte Achämenes, von dem Aelian gehört hatte, ist vielleicht der vom Simurg erzogene Sal. — Durch diese Annahme erklären sich nun theils die neueren Benennungen von Provinzen und Städten, die Erwähnung des Kaisers von Rom, die Elephanten in den Schlachten, das lange Leben Rustems den man überall, wo die Gefahr am größten war als rettenden Held auftreten ließ, theils der Mangel an Zeitrechnung. Die einzelnen Sagen hatten natür-

lich keine Zeitrechnung, diese kam erst hinzu, als man sie in eine zusammenhängende Folge vereinigte, und den langen Zeitraum, aus welchem nur einzelne Namen erhalten waren, auszufüllen suchte. Es wäre vielleicht nicht zu kühn anzunehmen, daß bey der Zusammenreihung Versetzungen vorgegangen seyen. Unwahrscheinlich ist es doch, daß Cyrus, der Stifter des großen Perserreichs, und Cambyses sein Sohn und Nachfolger, der Eroberer Aegyptens, sollten in der Sage untergegangen seyn. Jener ist mit dem Caichosru, dieser mit Caicaus, nach orientalischer Form Cabus, dem Namen nach übereinstimmend. Vielleicht sind beide in der Sammlung der Sagen versetzt. Auf den Cambyses paßt sehr die Sage von dem Könige in Hamaveran. Der Gustasp der Orientalen, so wie sein Vater Lohrasp, scheinen gar nicht persische, sondern bactrische oder medische Fürsten zu seyn, und jener Name, der in den Zendbüchern rühmlich vorkommt, ward aufgenommen, um die Einführung der Zoroastrischen Religion zu beschreiben. In der Sammlung scheint man ihn an die Stelle des Darius Hystaspis gesetzt zu haben. Also die so genannte alte Geschichte Persiens nach den Orientalen ist keine fortgehende Geschichte, sondern ein Aggregat von Sagen von Königen und Helden der Vorzeit, die im Zeitalter der Sassaniden theils ausgebildet, theils entstanden sind. Wären sie einzeln auf uns gekommen, sey es als Erzählung oder in Gedichtform, so würde man sie als freye Producte der schaffenden Phantasie lesen, ohne sich über ihre Verbindung unter sich, und ihre Uebereinstimmung mit der Geschichte zu bekümmern. Aber die spätern Perser und Araber, die eine fortgehende Geschichte von Persien schreiben wollten, und für die älteste Zeit keine andern historischen Quellen vorfanden, stellten diese romantischen Erzählungen in eine gewisse Folge zusammen, und verwandelten so Sagen und Dichtungen in Geschichte. Sie verfuhren also gerade so wie später Saxo Grammaticus, der aus alten Nordischen Sagen u. Gedichten eine Urgeschichte von Dänemark verfaßte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.
Den 1. Julius 1824.

München.

Palmarum Familia ejusque Genera denuo illustrata. Programma, quo praelectiones academicas de re herbaria per semestre aestivum habendas indicit Dr. C. F. P. de Martius, R. Ord. Cor. Civ. Bav. Eques, R. Academ. literar. Bavar. Socius ord., R. Hort. Bot. Monac. Condirector et Conservator secund. 1824. 24 S. in gr. 4.

Es war ein glücklicher Gedanke, daß der Verf. während seines Aufenthalts in Brasilien, unter den sich ihm darbietenden Gegenständen einer fast neuen Pflanzenwelt, sein besondres Augenmerk auf die die Aequinoctial-Gegenden vorzugsweise bewohnenden Palmen richtete; wodurch er in den Stand gesetzt wurde, unsre bisherige Kenntniß von diesen Gewächsen um vieles zu berichtigen, aufzuklären und mit zahlreichen Entdeckungen zu bereichern. Diesen Gegenstand umfaßt ein von dem Herrn von Martius angekündigtes großes Prachtwerk, die Monographie der Palmen, wovon bereits die ersten Lieferungen erschienen sind, und wovon

auch wir zu seiner Zeit unsern Lesern Rechenschaft geben werden. Ein willkommenes Geschenk ist zugleich gegenwärtige Schrift, welche einen vorläufigen Ueberblick des Ganzen, besonders des generischen Theils, gewährt. Sehr richtig unterscheidet der Verf. bey Feststellung des Familien-Charakters, den Kelch und die Blumenkrone, welche Jußieu u. andere für einen doppelten Kelch ansehen, obgleich das verschiedene Verhalten dieser Theile, wie Calamus, Sagus u. m. a. beweisen, dieser Bezeichnung widerspricht. Nur Thrinax entbehrt unter den bekannten Palmen einer Blumenkrone; bey Nipa sind bloß die männlichen Blumen mit dem Kelch und der Blumenkrone versehen. Alle übrigen haben beide Hüllen, die beide in der Regel dreytheilig sind oder aus drey getrennten Blättchen bestehen. Ein anderer wesentlicher, bisher nicht genau beachteter, Theil ist die Blumenscheide, die sehr passend in die vollkommne (von einigen auch die allgemeine genannt) und die unvollkommne unterschieden wird, und außerdem in beiden Fällen sehr verschieden erscheint. Nach dem allgemeinen Charakter folgt Evolutio, worunter die Hauptmomente der ganzen Vegetation der Palmen mit kurzen, bezeichnenden Umrissen zusammengefaßt werden.

Die Zahl der Palmen glaubt Herr v. M. fast zu 1000 annehmen zu können. Auf das tropische Clima beschränkt, verbreiten sie sich in der südlichen Halbkugel nicht über 35°, in der nördlichen nicht über 40°; wachsen meistens nur innerhalb bestimmter Grenzen, entweder in zusammenhängenden Wäldern, oder zerstreut auch gruppenweise in den weiten Ebenen und Waldungen. Daß in der Urwelt schon Palmen vorgekommen sind, scheint dem Verf. nicht wahrscheinlich; was man dafür angesehen haben mag, waren ohne Zweifel baumartige Farrnkräuter, Cycas-Arten u. a. verwandte Gewäch-

se †). Die Ueberreste von Palmen in dem bunten Sandstein und dem Flötzkalk gehören theils zu unbekannten, theils zu bekannten Arten. Nach der Sündfluth finden wir die ersten Spuren von Palmen, durch die vielfach gemachten ökonomischen Anwendungen von einigen derselben, wie Geschichte und Dichtungen berichten.

Der Verf. kömmt nun zu dem Hauptgegenstande dieser Schrift, der Charakteristik der Palmen-Gattungen. Es werden 48 Gattungen aufgestellt, welche nach dem verschiedenen Verhalten der Blumenscheide, des Fruchtknotens und der Frucht in sechs Serien vertheilt sind. Jede Serie zerfällt nach Verschiedenheit des Laubes u. s. w. wieder in Unterabtheilungen. Zur Verständlichkeit geben wir einen Umriß des Ganzen. — *Series I. Sabalinae.* Diese Palmen haben mehrere unvollkommne Blumenscheiden; einen dreyfächrigen Fruchtknoten; und tragen eine Beere oder Steinfrucht mit 1-3 Kernen. *) Das Laub fiederspaltig. 1. Chamaedorea Willd. **) Das Laub fächerförmig. 2. Thrinax Linn. fil. 3. Sabal Adans., 4. Lincuala Rumph. Thnb. — *Series II. Coryphinae.* Mehrere unvollkommne Blumenscheiden. Drey, innerhalb zusammenhängende Pistille, wovon meistens nur eins sich zur Frucht ausbildet. Die Beere oder Steinfrucht enthält einen Kern. *) Das Laub fiederspaltig. 5. Morenia R. P. **)

---

†) Hierüber verdienen indeß verglichen zu werden G. Fischer's Bemerkungen über fossile Palmen in den Umbergruben zu Liblar; in dessen Naturhistorischen Fragmenten S. 249. Sowohl von dem hier beschriebenen Palmholze wie auch den untermischten Nüßen (welche mit der Frucht der Areka-Palm die größte Aehnlichkeit haben) findet sich in der an Naturprodukten aller Art so reichhaltigen Sammlung unsers Herrn O. M. Raths Blumenbach ein sehr instructives Exemplar.

Das Laub fächerförmig. 6. Rhapis Ait., 7. Chamaerops Linn., 8. Livistona R. Br., 9 Corypha Linn., 10. Taliera Mart. ***) Das Laub gefiedert. 11. Phoenix Linn. — *Series III. Lepidocarya.* Mehrere unvollkommne Blumenscheiden. Die Blumen in Kätzchen. Der Fruchtknoten dreyfächerig. Eine einsaamige, mit Schuppen gepanzerte Beere. *) Das Laub fächerförmig. 12. Lepidocaryum Mart., 13. Mauritia Linn. fil. **) Das Laub gefiedert. 14. Calamus Linn., 15. Sagus Rumph. Gärtn. 16. Nipa Thunb. — *Series IV. Borasseae.* Mehrere unvollkommne Blumenscheiden. Die Blumen in Kätzchen. Der Fruchtknoten dreyfächerig. Eine Beere oder Steinfrucht mit drey Kernen. *) Das Laub fächerförmig. 17. Borassus Linn., 18. Lodoicea Labill., 19. Latania Comm., 20 Hyphaene Gärtn. — *Series V. Arecinae.* Keine Blumenscheide, oder eine auch mehrere vollkommene. Ein dreyfächeriger Fruchtknoten. Eine einsaamige Beere. *) Ohne Blumenscheide. 21. Leopoldinia Mart. **) Eine, auch mehrere Blumenscheiden. *a*) Das Laub fiederspaltig. 22. Hyospathe Mart., 23. Geonoma Willd. *b*) Das Laub einfach gefiedert. 24. Ptychosperma Labill., 25. Kunthia Humb., 26. Areca Linn., 27. Oenocarpus Mart., 28. Euterpe Gärtn., 29. Seaforthia R. Br. 30. Iriartea R. P. 31. Wallichia Roxb. *c*) Das Laub doppelt gefiedert. 32. Caryota. — *Series VI. Cocoinae.* Eine, auch mehrere vollkommene Blumenscheiden. Ein dreyfächeriger Fruchtknoten. Eine Steinfrucht mit einen oder drey Kernen. *) Das Laub gefiedert. (diese Abtheilung zerfällt in mehrere Unterabtheilungen, nach der Zahl der Kerne, dem Verhalten der Blumen u. s. w.). 33. Elaeis Jacq., 34. Syagrus Mart.,

35. Elate Ait., 36. Cocos Linn., 37. Jubaea Humb., 38. Maximiliana Mart., 39. Diplothemium Mart., 40. Desmoncus Mart., 41. Bactris Jacq., 42. Guilielma Mart., 43. Martinezia R. et P., 44. Acrocomia Mart., 45. Astrocaryum Meyer Essq., 46. Attalea Humb., 47. Areng Labill. **) Das Laub ungetheilt. 48. Manicaria Gärtn.

Als zweifelhaft sind diesen noch beygefügt Willdenow's Aiphanes und Oreodoxa, von welchen ersterer, wie Herr v. M. glaubt, A. Praga zu Euterpe zu gehören scheint, von letzterer hingegen Or. Sancoma und frigida vielleicht mit Oenocarpus zu verbinden sind. Cycas, Phytelephas R. P. (Elephantusia Willd.), Pandanus u. a. mußten dem hier genauer bestimmten Charakter der Familie zufolge ganz ausgeschlossen bleiben. Einige andere Gattungen konnten, wegen Mangel hinreichender Unterscheidungsmerkmahle, nicht beybehalten werden. So fällt z. B. Nunnezharia R. P. (Nunnezia Willd.) mit Chamaedorea Willd., Gynestum Poit. mit Geonoma Willd., und Alfonsia (was auch R. Brown in seinen Obs. on the herbar. collect. by Chr. Smith in the vicinity of the Congo wahrscheinlich zu machen sucht) mit Elaeis Jacq. zusammen. Ceroxylon und Iriartea, welche in Humboldt's Nov. Gener. vereinigt werden, scheinen dem Vf. nicht ganz identisch; weshalb auch nur letztere, von ihm genauer untersuchte aufgeführt ist. Die Trennung der Taliera von Corypha, womit Roxburgh in den Plants of Corom. III. t. 255 256. diese Palme vereinigt hatte, rechtfertigt sich hinlänglich durch das verschiedene Verhalten der Fructificationstheile, dem zufolge der Kelch dreyblättrig (nicht wie bey Corypha dreytheilig), und die Staubfäden an der Basis in eine die Pistille

umgebende kleine Cupula verwachsen (nicht wie dort, frey) sind; wie auch besonders durch die Lage des Embryo, welche hier verticalis, dort basilaris ist. Dasselbe gilt von des Verf. Acromia im Verhältniß zu Bactris und Cocos. Nipa Rumph. grenzt so nahe an Pandanus und Phytelephas, daß sie vielleicht von den Palmen getrennt werden müßte, wenn nicht das Verhalten des Embryo für diese Familie entschiede. Martinezia R. et P. ist nach Herrn v. M. genauer Untersuchung eine sehr zusammengesetzte Gattung, deren Arten zu Chamaedorea, Bactris, Geonoma und Euterpe gehören; nur M. Chanta Pav. (caryotaefolia Humb. et Bonpl.) bleibt für Martinezia übrig, und auf dieser allein beruhet der hier mitgetheilte verbesserte Charakter. Ueberhaupt haben die wesentlichen Charaktere der übrigen bekannten Palmen-Gattungen, so weit wenigstens die Beobachtungen reichen, durchgehends eine genauere Bestimmung erhalten, und sind als Muster einer gleichförmig durchgeführten Charakteristik anzusehen.

Wir wünschen durch diese Anzeige nicht sowohl dem Verf. unsere Aufmerksamkeit zu bezeigen, als auch besonders auf das größere Werk, die Monographie, aufmerksam zu machen, welche, bey dem entschiedenen wissenschaftlichen Werthe, außerdem einer besondern Berücksichtigung des Publicums sich zu erfreuen haben wird. Schrd.

Altona.

Bey Hammerich: Neue Sammlung handelsrechtlicher Abhandlungen, von Friedrich Johann Jacobsen, vormals Obergerichtsadvocaten in Altona. 1823. XII u. 355 S. in Octav.

Dieses ist das letzte Werk des verewigten Verfs Geboren zu Heide im Norderdithmarschen am 29.

Jun. 1774, gestorben am 24. Febr. 1822), der sich durch seine verschiedenen Schriften über das See- und Handelsrecht (Handbuch des practischen Seerechts der Engländer und Franzosen. 1803. 1804, Beyträge zum Prisenrecht der Engländer 1803; Bemerkungen über das dänische Prisenrecht, 1809; Seerecht des Friedens und des Krieges in Bezug auf Kauffartheyschiffarth, 1815; Umrisse des englischen Wechselrechts, 1821; Ueber Contracte in Betreff von Berglohn, 1821) bedeutende Verdienste erworben hat, und daher mit Recht eine gewisse Autorität in seerechtlichen Angelegenheiten im Inn- und Auslande genießt. Die vorliegende Sammlung enthält eigentlich nur Rechtsfälle, welche zu theils größern, theils kleinern theoretischen Ausführungen benutzt sind; sie ist aber um so belehrender als Mittheilungen solcher Art gerade das einzige Mittel sind, um in Handelssachen die Anwendung der Rechtssätze anschaulich zu machen. Die einzelnen Abhandlungen sind folgende: 1. Auszug aus der Verhandlung im englischen Oberhause über die Frage: ob ein Wechsel bey demjenigen, bey dem er von dem Acceptanten zahlbar gemacht ist, nothwendig vorzuzeigen sey, ehe man ihn einklagen kann. Da der Rechtsfall einen sogenannten domicilirten Wechsel betraf, so hat der Verf. daher Veranlassung genommen, noch einige interessante Bemerkungen über dergleichen Wechsel hinzuzufügen. 2. Ueber die Lehre, daß der Inhaber eines Wechsels für die Fehler in der Protestation hafte; ein Gutachten des Verf., über den Sinn des §. 963. Tit. 8. Th. II. des Preuß. Landrechts. 3. Revision der Lehre von dem See-Derelict, nach dem Vortrage des Hrn. Story, eines der Richter des Oberappellations-Gerichts der vereinigten Staaten von America, gleichfalls mit eigenen Bemerkungen des Verf. begleitet. 4. Das Gewohnheits-

recht ist in Handelssachen allen außer Usance gekommenen positiven Gesetzen vorzuziehen; eine Behauptung, die durch ein Bekenntniß des hanseatischen Oberappellations-Gerichts belegt wird. 5. Nachricht über das Wechselrecht der vereinigten Staaten von America. Man befolgt dort die englischen Rechtsgrundsätze und Präjudicien. 6. Beytrag zur Erörterung der Lehre über das Eigenthum von Fluß-Alluvionen, aus der merkwürdigen Verhandlung in den vereinigten Staaten über die Frage: ob eine Strecke am Ufer des Missisippi bey der Vorstadt St. Mary von Neworleans Staats- oder Privat-Eigenthum sey? Das erste behauptete der Präsident Jefferson, das letzte der bisherige Eigenthümer Livingston, welcher obsiegte. Tiefes Eindringen, besonders in das römische und französische Recht, Bekanntschaft mit den Quellen des letztern, und mit Theophilus, Cujas, Noodt, Vinnius u. s. w. zeichnet beide Deductionen, vorzüglich die des letztern in einem solchen Grade aus, daß man eine historisch-critische Abhandlung über diesen Gegenstand vor sich zu haben, glaubt. 7. Gutachten des Verf. über die Lehre von der Ausclarirung. 8. Sir James Mackintosh Ansicht darüber: wie specielle Prisengesetze, wenn sie im Widerspruch mit den allgemeinen Völkerrechte stehen, bey der richterlichen Entscheidung zu interpretiren und anzuwenden sind. Sie spricht die ungeheuere Behauptung aus, daß der Prisenrichter an die Gesetze seines Landes nicht gebunden sey, wenn sie dem allgemeinen Völkerrecht widersprechen. — Die Uebersetzungen des Verfassers schließen sich so ängstlich an das englische Original an, daß sie undeutsch, und häufig, ohne Rückübersetzung in das Original, unverständlich geworden sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. Stück.

Den 3. Julius 1824.

Sulzbach.

In der v. Seidelschen Kunst- und Buchhandlung: Dr. Franz Volkmar Reinhards sämmtliche zum Theil noch ungedruckte Reformationspredigten. Nach dessen Willen in eine besondere Sammlung gebracht und mit historischen Anmerkungen herausgegeben von Dr. Leonhard Bertholdt. Erster Band. Mit des verewigten Reinhards Bildnisse und dessen Biographie. 1823. 80 u. 448 S. in 8.

Es kann bey dieser Anzeige nicht erst auf eine Würdigung der in diesem Bande enthaltenen, und in den früher erschienenen Jahrgängen Reinhardscher Predigten bereits abgedruckten Reformationspredigten, abgesehen seyn, da über den ihnen allen gebührenden hohen Rang nur Eine Stimme ist. Gern unterschreiben wir, was Hr. D. Engelhardt in seiner zu diesem Bande geschriebenen Vorrede, darüber urtheilt: "die Predigten Reinhards sind als Muster für unsere Zeit anerkannt, und er selbst war der Theolog, der, mit wenigen Gefährten, fest an der Lehre der Kirche hangend, wie sie aus der heil. Schrift nachgewiesen wird, seinen Weg durch ein

Zeitalter unerschüttert fortsetzte, das sich die allerausschweifendste Kritik zum Geschäfte machte, und allem Positiven mehr oder weniger offen den Krieg erklärte." Es handelt sich hier vielmehr nur um Tendenz und Gehalt der Anmerkungen, womit sie hier ausgestattet vorliegen.

Da verhehlen wir denn nicht, daß Predigten mit Anmerkungen uns auf den ersten Anblick etwas auffallend erschienen, indem doch Predigten, als solche, den Zuhörern, und selbst gemischten Zuhörern von verschiedener Geistesbildung, auf der Stelle verständlich seyn sollen, und man etwa nur Anmerkungen theils über Localitäten erwartet, welche zwar den Zuhörern bekannt, auswärtigen Lesern aber unbekannt waren, deren Kenntniß gleichwohl zum Verständnisse der Predigten vorausgesetzt werden mußte; theils über besondere Eindrücke und Folgen, wodurch einzelne Predigten merkwürdig wurden, (wie z. B. unter den vorliegenden die dritte: "Wie sehr unsere Kirche Ursache habe, es nie zu vergessen, sie sey ihr Daseyn vornehmlich der Erneuerung des Lehrsatzes von der freyen Gnade Gottes in Christo schuldig."); auf welche sich jedoch die hier gegebenen Anmerkungen nicht beschränken. Gleichwohl gieng, wie Hr. D. Engelhardt in der Vorrede bemerkt, der Plan vom s. Reinhardt selbst aus, welcher sich schon in den Jahren 1807 u. 1808 mit dem Gedanken beschäftigte, seine sämmtlichen Reformationspredigten nicht bloß zu revidiren, sondern sie auch in einer eigenen Ordnung, mit erläuternden Anmerkungen begleitet, in zwey Bänden zusammen zu stellen. Aber die dringenden Geschäfte des Seligen und Betrachtungen verschiedener Art, welche aus der damaligen Stimmung gegen ihn flossen, verzögerten die Ausführung, die endlich sein Tod unmöglich machte. Um den Gedanken des Verewigten auszuführen, veranlaßte der Verleger zwey berühmte

Theologen, die Verfertigung der Anmerkungen zu übernehmen; aber auch sie mußten anderer Geschäfte halber die Arbeit aufgeben, und sie kam nun in die Hände des s. D. Bertholdt, welcher denn die Anmerkungen in dem vorliegenden Bande, mit Ausnahme der zwey letzten Bogen, gearbeitet hat; doch finden sich auch mehrere derselben mit Tzsch. u. Sch. (Tzschirner. Schott) unterzeichnet. Daraus nun, daß der s. Reinhard bloß seine Reformationspredigten zu einer wiederholten, von Anmerkungen begleiteten Ausgabe ersah, möchte man wohl ziemlich richtig auf die Voraussetzung geleitet werden, daß er besonders geschichtliche Anmerkungen aus dem Hergange der Reformation selbst, und aus den sie vorbereitenden, sie begleitenden und auf sie und aus ihr folgenden Ereignissen und Umständen, bezielen mochte; aber ungewiß bleibt doch bey der Allgemeinheit jener Aeußerung, theils in welcher Form und Ausdehnung er die Anmerkungen geben wollte, ob z. B. als kurze Hinweisungen auf geschichtliche Umstände, vielleicht gar nur durch Mittheilung der Literatur darüber, oder als ausführliche Erzählungen; theils was er damit zunächst bezweckte, ob weitere Erläuterung des in der Predigt Gesagten und erhöhete Ueberzeugung davon, oder Erbauung, oder homiletische Hinweisung für Prediger, den Stoff, welchen die Reformation darbietet, für Erbauung zu benutzen, oder Belebung des echten Protestantismus, oder mehrere von diesen und anderen Zwecken zugleich; theils auf welche Classe von Lesern er die Anmerkungen berechnen wollte, ob auf Gelehrte, oder Ungelehrte, oder auf Beide zugleich? Diese und noch andere Fragen scheint aber der s. Bertholdt weder in des s. Reinhards noch in seine eigene Seele bestimmt aufgeworfen und beantwortet zu haben, bevor er an die Anmerkungen selbst Hand legte. Vielmehr scheint er ohne Weiteres bey der sich zunächst dar-

gebotenen Idee, den Stoff der Anmerkungen zu Reformationspredigten auch von der Reformationsgeschichte herzunehmen, ganz im Allgemeinen, ohne nähere Bestimmung ihrer Richtung, ihres Umfangs und Zwecks stehen geblieben zu seyn, was auch Hr. D. Engelhardt in der Vorrede zu billigen scheint, wo er selbst sagt: "die Predigten selbst geben viele Veranlassung, theils in die Reformationsgeschichte selbst einzugehen, theils und besonders auf jene Begebenheiten und Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, welche die Reformation selbst herbeyführten, daß der Gedanke, sie mit Anmerkungen zu begleiten, sehr natürlich scheinen muß"

So kommt es denn, daß die mehresten Anmerkungen aus der Kirchen- und namentlich aus der Reformationsgeschichte geschöpft sind. Wenn z. B. Reinhard in der ersten Predigt, darüber: "daß sich in den Händen der Menschen nichts mehr verschlimmere als die Religion" S. 13. sagt: gleich im Anfange des Christenthums habe sich schon ein Nebel von Vorurtheilen, von leeren Erwartungen und schwärmerischen Träumen erhoben; so wird in der Anmerkung S. 26-31. die Materie vom Chiliasmus erörtert. Wenn er ebendort klagt, daß man sich schon in den ersten Jahrhunderten nach Christo in unfruchtbare Streitigkeiten über die Geheimnisse des Glaubens verloren und es vergessen hätte, die Religion müsse bessernde Wahrheit seyn; so wird S. 31-36. von den Gnostischen, und von den durch Macedonius in der Lehre vom heil. Geiste, erregten Streitigkeiten, ausführliche Rechenschaft gegeben. Wenn es S. 14. in eben jener Predigt heißt: "Haben nicht unzählige Christen fortgefahren, die Religion mit allen Verderbnissen festzuhalten? Hat man nicht selbst unter uns sehr bald wieder angefangen, zu unfruchtbarem Gezänk zurückzukehren?" so werden in einer Anmerkung von S. 40-91. die antinomistischen, adiaphoristi-

schen, synergistischen und andere gleichzeitige Streitigkeiten, weitläuftig erzählt, und die kryptocalvinistischen an einen anderen Ort verwiesen, ohne der neuesten zu gedenken, welche zufolge jener Stelle der Predigt eben so sehr, wo nicht noch mehr gemeint seyn mochten. Eben so wird S. 123. von den Kreuzzügen, S. 128 ff. vom Gebrauche der lateinischen Sprache beym öffentlichen Gottesdienste, S. 220 ff. von den Schicksalen der Lehre von der Rechtfertigung, S. 273 ff. von dem Tezelschen Ablaß-Unfuge, unter Mittheilung des Lutherischen Ablaß-Sermons und seiner 95 Thesen, S. 302 ff. von Symbololatrie, S 318 ff. von scholastischer Theologie, S. 352 ff. vom Pfaffensturm zu Erfurth, von der Bilderstürmerey Carlstadts zu Wittenberg, von den neuen Propheten aus Zwickau, von dem Bauernaufstande und den Auftritten, welche Thomas Münzer in Mühlhausen erregte, S. 399 ff. vom Mönchswesen, S. 459 ff. vom Fasten rc. gehandelt. Alle diese und andere Anmerkungen sind, wie sich von ihren gelehrten und würdigen Verfassern nicht anders erwarten ließ, an sich betrachtet trefflich dargelegt, die Reinhardschen Behauptungen rechtfertigend und erhärtend und mit ausgesuchter Literatur ausgestattet. Nur fragen wir: sollten solche, und zum Theil so weitläuftige, bloß historische Anmerkungen, nicht für den nächsten Zweck der Lectüre von Predigten störend eintreten? und für welche Classe von Lesern sollen sie bestimmt seyn? für ungelehrte schwerlich, dazu sind sie zu gelehrt gehalten, und dazu ist zu viel Lateinisches, Griechisches und selbst Hebräisches eingemischt. Also für gelehrte, oder doch angehende Theologen; aber sollten diese solcher Nachweisungen erst bedürfen? Sollten für sie nicht ganz kurze Andeutungen ausgereicht haben, welche historische Umstände dem s. Vf. bey dieser oder jener Stelle vorschwebten, ohne fünf Predigten durch die sie begleitenden

Anmerkungen zu 448 S. anwachsen zu lassen? und dieser Ausführlichkeit ungeachtet, wie viele Stellen bleiben übrig, bey welchen man fragen kann, warum nicht auch sie Anmerkungen erhalten hätten? Rec. würde geglaubt haben, daß eine vorangeschickte pragmatische und populaire Reformation-geschichte, in welcher bey den, vom s. Reinhard benutzten Umständen besonders verweilet, und auf welche dann bloß durch Nachweisungen der Seiten in Anmerkungen unter dem Texte der Predigten selbst, Bezug genommen wäre, zweckmäßiger gewesen seyn möchte. Derjenige Leser, welcher jene Geschichte vorher erst aufmerksam durchgelesen hätte, würde sich, während der Lectüre der Predigten des vom Verf. hier und dort Gemeinten meistens von selbst erinnert haben, ohne von den Nachweisungen oft Gebrauch zu machen; die Lectüre der Predigten würde ungestörter von Statten gehen und weniger ihres Zwecks verfehlen; das jetzt in einzelne Anmerkungen zerstückelte erschiene durch den Verband einer zusammenhängenden Geschichte mehr in seiner Haltbarkeit, und auch der Ungelehrte könnte Gebrauch davon machen, ja er würde sich durch eine zusammenhängende Geschichte angezogen fühlen. So wie indessen die Anmerkungen jetzt vorliegen, scheinen sie uns hauptsächlich für den angehenden Theologen von besonderem Nutzen zu seyn, um sich die, ihm etwa noch nicht völlig geläufigen kirchengeschichtlichen Data, worauf kein tiefer eingehender Bezug in den Predigten selbst genommen werden konnte, augenblicklich und ohne umständlichere Aufsuchung derselben in andern Quellen, ins Gedächtniß zurückrufen zu können, und um die Reformationsgeschichte in einer weiteren, als gewöhnlichen, Umfassung für Kanzelvorträge benutzen zu können.

Wenn gleich der Titel der Schrift nur historische Anmerkungen verspricht, so sind doch auch mehrere

näher bestimmend, berichtigend und vervollständigend, und so wie der s. Reinhard selbst bey Revision seiner Reformationspredigten auch Berichtigungen und Vervollständigungen in diesen Predigten vorgenommen haben würde, so müssen dergleichen auch, in Form von Anmerkungen von einem anderweiten Herausgeber willkommen seyn. Sehr schätzbar ist z. B. die nähere Bestimmung von Verschlimmerung der christlichen Religion unter den Händen der Menschen S. 24 ff. und die von Hrn. Tzsch. beygebrachte Vervollständigung des Beweises für jene Verschlimmerung aus dem Wesen der Religion selbst: "Die Religion ist etwas Uebersinnliches; das Uebersinnliche aber läßt sich nicht in so bestimmte Formen fassen, wie das in der Erfahrung Gegebene, und kann daher leicht auf irrige Weise vorgestellt werden. Der Mensch muß die religiöse Idee, wenn er sie festhalten will, unter Bildern denken; wie leicht geschieht es nicht, daß er durch die Verwechselung des Bildes mit der Sache in Irrthum geräth! Die Religion ist etwas Geheimnißvolles und Unergründliches und dadurch kann sie die Veranlassung werden, daß sich die Phantasie in schwärmerischen Träumen verliert und der Verstand die seltsamsten Versuche wagt, das Unbegreifliche zu begreifen. Auch eine positive, in heiligen Schriften verfaßte Religion enthält zwar keinen nothwendigen Grund, doch aber die Veranlassung zu ihrer Verschlimmerung in sich, weil das Wort nie so klar und bestimmt seyn kann, daß kein Mißverstand und keine irrige Auslegung desselben möglich wäre." Es leidet wohl keinen Zweifel, daß man diese und ähnliche Betrachtungen auf eine populaire Weise darstellen und so den vom Verf. geführten Beweis vervollständigen könne. Auch darin pflichten wir Hrn. Tzsch. gern bey, wenn er den vom s. R. aus den Fähigkeiten und Leiden-

schaften unserer Natur entlehnten Beweis für die Verschlimmerung der Religion, lieber in der Beschränkung der menschlichen Fähigkeiten und in ihrer unregelmäßigen Thätigkeit finden möchte, denn in den menschlichen Fähigkeiten an sich betrachtet ist der Grund jener Erscheinung schwerlich enthalten. Aehnliche berichtigende und vervollständigende Bemerkungen finden sich S. 91 ff. S. 193 ff. S. 302 ff. und in mehreren Stellen. Ob aber dergleichen nicht aus oben angedeuteten Gründen vielleicht zweckmäßiger in eine vorläufige Kritik oder Würdigung der Reinhardschen Predigten überhaupt, unter besonderer Berücksichtigung seiner Reformationspredigten, hätten gebracht werden mögen? wollen wir nur gefragt, nicht behauptet haben.

Die vorangeschickte Lebensbeschreibung ist aus der Feder des Hrn. Pfarrers Schäzler geflossen, welcher einen Theil seiner Jugend in des s. Reinhards Hause zubrachte und bis an sein Ende in fortdauernder Verbindung mit ihm geblieben ist. Sie ist größtentheils aus seinen Geständnissen, aus Familien-Nachrichten und aus Briefen von ihm selbst geschöpft. "Sie gibt uns, (sagt Hr. D. Engelhardt mit völliger Beystimmung des Rec.,) das rührende Bild eines echt christlichen, unermüdeten, gelehrten Theologen, und wie sie anspruchlos und einfach gegeben ist, setzt sie den Leser in die rechte Stimmung, womit die nachfolgenden Predigten gelesen werden müssen." Insbesondere stellt sie ein redendes Beyspiel mehr zu der Erfahrung auf, welche Schwierigkeiten ein echt wissenschaftlicher Sinn, unter der Aegide des Glaubens an eine höhere Lenkung der menschlichen Schicksale, zu besiegen im Stande sey. — Das Bildniß des verewigten, von Hassel in Nürnberg ungemein sauber gestochen, gereicht der Schrift zur besonderen Zierde.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 3. Julius 1824.

Halle.

Bey Gebauer 1824. VI u. 395 S. gr. 8.: Geschichte, Alterthümer und Institutionen des Römischen Rechts im Grundrisse von D. *Lud. Pernice*, Prof. der R. (zu Halle). Zweyte, umgearbeitete und mit einer Chrestomathie von Beweisstellen vermehrte Auflage. Da die erste Ausgabe dieses Grundrisses, wenigstens die erste in den Buchhandel gekommene, (denn es soll eine frühere geben, 1821 auf 92 S.) eines von den drey Beyspielen von solchen Büchern mit besonderer Rücksicht auf den civilistischen Cursus des Unterzeichneten war, von welchen oben S. 103. die Rede gewesen ist, so sey es ihm erlaubt, auf Das, was er dort von jetzt sogenannten Grundrissen und den Vorträgen, bey welchen sie nöthig sind, überhaupt gesagt hat, zu verweisen, ob er gleich recht gut weiß, von wie gar wenigen Lesern die Zumuthung, man möchte eine andere Anzeige vergleichen, berücksichtigt wird oder auch nur, bey der zahllosen Menge von Büchern und Anzeigen und der

Art, wie man sich diese verschafft, berücksichtigt werden kann. Zu dem Allgemeinen, was er dort gesagt hat, kommen noch zwey Zusätze. Der erste betrifft Haubold (wie oft muß Dieser bey Dem, was in unser Fach gehört, genannt werden, und mit welcher Wehmuth!) aus dessen Briefen, die der Unterzeichnete neulich wieder durchlas, weil sie ihm die Stelle der laudatio, des Seelen-Amts, der Leichen-Predigt, kurz der letzten Ehre, die man einem Verstorbenen erweiset, von seiner Seite am Besten vertreten, ihm Aeußerungen jetzt mittheilbar scheinen, die im Grunde auch schon in den Vorreden stehen, wo es heißt: delineatio vix digna, quae in librorum numerum referatur. Auch Haubold wünschte, ein ordentliches Lehrbuch zu schreiben, aber seine, für einen Mann, der so Viel lehrte und so Viel lernte, wirklich schreckliche Acten-Arbeit würde ihn wohl nicht dazu haben kommen lassen, wenn er auch länger gelebt hätte. Auch bey ihm, wie bey dem dort genannten Herrn Präs. Heise, war der Grundriß eines Lehrbuchs nur ein Nothbehelf, statt daß nun so Viele glauben, außer ihrem Grundrisse bedürfe es zum mündlichen Vortrage keines Compendiums, das bey ihnen nachgeschriebene Heft vertrete ganz die Stelle eines Buches, wie denn auch Verweisungen auf Hefte nachgerade selbst in Acten vorkommen. Eine zweyte, viel bedeutendere Lücke, die schon dort nicht hätte gelassen werden sollen, die aber vollends bey der Nachricht von dem gegenwärtigen Grundrisse ausgefüllt werden muß, betrifft einen Lehrer, der gewiß sehr Viel dazu beygetragen hat, das Lesen ohne Lehrbücher nicht nur als unschädlich, sondern wohl gar als vorzüglich ansehen zu machen, einen Mann, den der Unterzeichnete gewiß nicht zum ersten Mahle neben Haubold nennt, und den er, wie Diesen auch, wohl schon genug gelobt hat, um auch ausdrücklich sagen zu dürfen, worin

er nicht wünschte, man befolgte gerade hierin dieses Muster, — Savigny. Abgesehen von frühern, durch große Reisen unterbrochenen, Versuchen liest Dieser seit sechzehn Jahren, wenn man Landshut mitrechnet, seit vierzehn Jahren in Berlin, mit ungetheiltem Beyfalle, fast immer ohne Lehrbuch, wohl meist ohne Grundriß. Vielleicht würden ihn fremde Lehrbücher mehr aufhalten, als fördern, und eigene zu schreiben scheint nun ein Mahl seine Neigung nicht zu seyn, wie ja auch Cujas, höchstens die paratitla abgerechnet, und so viele große Schriftsteller, die freylich keine Lehrer waren, Montesquieu und Möser keine solche Zwitter von Büchern, halb für Gelehrte und halb für Anfänger (nach Cujas peritis scribo, imperitos doceo), geschrieben, oder von Andern geschriebene erklärt haben. Wenn auch bey Savigny nicht einträte Was in der gelehrten Geschichte selten vorkommt, daß er nicht bloß Professor, sondern auch Mitglied zweyer der höchsten Behörden ist, die mit der Lehr-Anstalt bloß bey ihm verbunden sind, so brauchte man doch nur an seine zwey, auch neulich von Herrn GJR. Thibaut mit so vielem Rechte gerühmten, größern Werke zu denken, um die Frage: warum er denn nicht auch Lehrbücher schreibe? als höchst unbescheiden abzuweisen. Indessen so Viel ist gewiß, er hat keine geschrieben und liest über keine, auch um Deswillen nicht, weil es, höchstens Haubold's Epitome abgerechnet, die darin von den Institutiones abweicht, keine gibt, die, wie er es vorzieht, die äußere Rechts-Geschichte nach Zeiträumen, die innere aber mit dem heutigen Rechte verbunden, nach den Lehren vortragen und die bey letztern eine für das Wesen des Privatrechts unentbehrliche Eintheilung, die aber freylich von den Römern weder befolgt worden ist, noch nach der Natur ihrer Anordnungen befolgt werden konnte, die in Fami-

lich-Verhältnisse und Vermögen zum Grunde legen. Vor Beyden geht bey ihm nun noch vorher, was bey den Römern in den Institutionen zuletzt stand, so weit es da vorgetragen ward, die Lehre von der Verfolgung und Schützung der Rechte, wie sie hier heißt. Dabey ist denn, wie in solchen Fällen so oft, das Uebel, daß was er ein Mahl thut, von gar Vielen nachgethan wird, die bey ihm gehört oder auch nicht ein Mahl gehört haben, da einem Lehrer nachgeschriebene Hefte natürlich auch beym Unterrichte, den Andere ertheilen, um so wichtiger werden, wenn man aus keinem Lehrbuche den allgemeinen Gang seines Vortrages kennen lernen kann. In so fern war es gewiß wünschenswerth, daß ein so ausgezeichneter Zuhörer von Savigny, wie Herr Prof Pernice, wenigstens einen sogenannten Grundriß bekannt machte, von dessen Aehnlichkeit sowohl mit Savigny's größern als mit seinen genauern Eintheilungen nur um Deswillen Nichts in der Vorrede gesagt war — weil es überhaupt an einer Vorrede fehlte, da Herr Prof. P. sonst nicht nur auf Savigny's Zustimmung, sondern auch darauf hätte rechnen können, daß das Buch dadurch noch weit mehr Aufmerksamkeit erregt haben würde, wenn dieser Nahme dabey angegeben gewesen wäre. Ob nun, wie es in solchen Fällen geschieht, die Sage Das um so reichlicher ersetzte, was im Buche nicht vorkam, zumahl da es der Verf. im mündlichen Vortrage gewiß nicht verschwieg, genug die erste Ausgabe, Das, vor dessen ihnen nachtheiliger Unsterblichkeit sich manche Lehrer so sehr und doch gewiß fast immer mit Unrecht fürchten, hat schon nach drey Jahren einer zweyten Ausgabe Platz gemacht, welcher der Unterzeichnete, so wie die Sachen nun stehen, d. h. so lange wir kein ordentliches Lehrbuch nach dieser Einrichtung haben, recht viele Nachfolger, d. h. immer verbesserte neue Auflagen, wünscht. Hau-

bald besorgt nun ein Mahl keine zweyte Ausgabe seiner Institutionum historico dogmaticarum lineamenta (in einem bey Cicero, freylich aber auch neben einer ganz andern: Schattirung, vorkommenden Sinne) mehr, von denen er eine mit den Anhängen gerade halb so große Epitome, als Vorläuferinn der zweyten Ausgabe, hatte drucken lassen; möchte unser Verf. hierin an Haubold's Stelle treten, da auch er neben Diesem schon früher hat genannt werden müssen. Der erste Theil, die äußere Rechs-Geschichte von S. 6...52. stimmt mit der Lehrart, die der Unterzeichnete seit fünf und dreyßig Jahren für die beste hält, überein, und nun denn auch mit der von H.; aber bey dem zweyten Theile Alterthümer und Institutionen bis S. 174. hat der Unterzeichnete schon gar oft erklärt, daß er die, es sey ein für alle Mahle oder bey jedem Zeitraume von Neuem aufzustellende, Ordnung der einzelen Lehren vorzieht, die H. im Wesentlichen immer, zuletzt noch genau mit denselben Zahlen, befolgt hat. Wäre die Institutionen-Ordnung (nicht der einzelnen Titel, sondern der Hauptlehren), was der Unterzeichnete nicht glaubt, so schlecht, wie die Ordnung der Buchstaben im deutschen Alphabete, so müßte man sie doch neben jeder andern auch kennen, besonders seit den letzten drey bis fünf Jahren d. h. seit der Erscheinung der echten Institutionen von Gajus. Bey der besten neuen Anordnung hat man Zweyerley zu lernen statt Einerley, und die Anordnung, die actiones potestas vor den Rechten selbst abzuhandeln, die statutas domini in servos zu den Familien-Verhältnissen zu stellen, die ganze Lehre von den Verlassenschaften als einen bloßen Anhang anzusehen, zu Dem, was hier Vermögens-Verhältnisse unter Lebendigen (nach Art des eben nicht zur Nachahmung in andern Fällen zu empfehlenden Unterschieds zwischen inter vivos und mortis cau-

ca bey der donatio) heißt. Dieß alles mag immerhin das Neuste seyn, mag den Zuhörern zeigen, was für ein neues Licht aufgegangen ist, besonders mag der Anhang (bey Sabinus, und also bey den Werken über ihn, war es gerade das Gegentheil) von den Verlassenschaften recht gut zu der andern Neuerung passen, nach welcher die sogenannten Pandecten, auch ohne ein Wort von den Verlassenschaften, als Vortrag oder als Grundriß, ein Ganzes sind; daß in funfzig Jahren es noch für eine Verbesserung gehalten werde, ist wohl sehr zu bezweifeln. Hingegen worin der Verf. geradezu noch einen Vorzug vor H. sich verschafft hat, ist die noch größere Genauigkeit in Ansehung der Kunstwörter. Weder jus rerum noch jus obligationum, noch irgend ein nach Art von diesen früher oder später gemachtes, lateinisches oder deutsches, Kunstwort kommt hier vor, und zwar nicht ein Mahl, wie bey so vielen andern Gelegenheiten, mit dem s. g. Selbst Theodosianus codex, nicht umgekehrt, Mosaic. et Rom. LL. collatio, was freylich in keiner Handschrift steht, da die Handschriften davon gar keinen Titel haben, repetita codicis praelectio statt des nicht schlechten, aber doch erst neuen: codex repetitae praelectionis, summa novellarum (statt brachylogus) steht hier, zur Freude des Unterzeichneten, der im §. 131. edictales leges, 143 sanctio pragmatica als zwey entgegengesetzte Beyspiele, gegen den wirklichen Sprachgebrauch der Alten, Tabula Heracleensis und fragmenta Vaticana gegen die Aehnlichkeit von diesem, fast nur zum Spaße nennt. Eine andere Kleinigkeit ist, daß der Verf. in Ansehung der Schriften (der Lettern), für die er doch wohl haften muß, da dieser Grundriß unter seinen Augen gedruckt wurde, eine Erinnerung, die er gewiß kennt, übersehen hat, indem er bey den lateinischen Lettern, die auch für deutsche Wörter gebraucht sind,

das Lateinische (versteht sich lateinisch gebliebene, nicht deutsch Gemachte) nicht mit anderer Schrift, Cursivschrift, *italiques*, ausgezeichnet hat.

Bey jedem Paragraphen beynahe, und bey manchen mehr als ein Mahl, stehen in den Anmerkungen (780 an der Zahl zu 660 Paragraphen) zuerst die Angaben von Beweisstellen und dann die Bearbeitungen Neuerer, letztere mit der vielleicht eher zu großen Genauigkeit, z. B. die Anmerkungen 11 und 12. hält der Vf. der dort nach den Titeln aller Ausgaben bemerkten Lehrbücher nur in einer neuen Vorrede, wo so Etwas kaum fehlen sollte, an ihrem Platze, und im Grunde sollte dann doch auch der andere, allgemeinere, Titel genannt seyn, noch mehr die Sammlung von Beweisstellen, welche die Belege zu dem einen Lehrbuche enthält, und dem Vorwurfe der Kürze abhilft, wegen dessen das arme Buch wohl schon aus der ehrenvollen Gesellschaft seiner doch meist jüngern Herren Vettern ausgestoßen worden ist. Hier ist dagegen mancher von Diesen nicht genannt, Was eigentlich nicht ganz verhältnißmäßig ist.

Besonders zu rühmen ist noch die Chrestomathie von Beweisstellen, die auch wieder ein Anhang heißt, ob sie gleich von S. 175 bis 392 geht, also mehr als die Hälfte des Ganzen ausmacht. Es sind nicht bloß Stellen aus dem Corpus Juris und dem jetzt (Wer wird dabey sagen: leider?) so bereicherten Jus civile antejustinianeum, sondern auch aus griechischen und lateinischen Schriftstellern, ja sogar die bekannten Gedächtniß-Verse über die Justinianische Intestat-Erbfolge der ehelichen oder Diesen gleichen Blutsverwandten. Daß diese Verse unter den "Beweisstellen" stehen, ist so böse nicht gemeint; aber die Weglassung der vielleicht gar vom Unterzeichneten zuerst gedruckten zwey Verse vor dem vorletzten und der zwar sehr gewöhnliche, aber darum doch nicht zu ent-

schuldigende, Fehler in der zweyten Zeile müssen in Zukunft verbessert werden. Bey dem Verzeichnisse dieser Stellen (eigentlich nach ihren Quellen und der Ordnung der Buchstaben, kurz dem Register) hat es der Verf. seinen Lesern ein Wenig schwer gemacht, sein N und sein n zu verstehen, das große ist die Zahl unter den 462 Stellen, nicht etwa, wie man glauben könnte, die Zahl der Novellen, aus denen gerade gar nichts genommen ist (da sieht man wie nöthig das Descendens omnis war), und das kleine ist die Zahl unter den besonders gegen das Ende, um Raum zu ersparen, unten mit kleinerer Schrift abgedruckten, die aber S. 188. mit Worten von Savigny (im Magazin), S. 252. mit einer abweichenden Lesart, S. 264. mit Verweisungen auf andere Werke, S. 285. mit der Angabe, wo eine Stelle des Edicts steht, in Einem fort zählen. Bey jeder Stelle ist auch in einer Parenthese die Zahl des §. angegeben, zu welchem sie gehört und nach dessen Ordnung sie denn da steht. Diese Ordnung abgerechnet, die auch noch bey der Chrestomathie selbst durch Ueberschriften angedeutet seyn könnte, ist diese Sammlung gewiß sehr zu empfehlen, sie ersetzt und zwar auch noch wegen der neuen Quellen, so reichlich, wie es damahls kein Mensch ahnden konnte, Was an der unterbliebenen Fortsetzung der Chrestomathie des classischen Pandecten-Rechts verloren gewesen seyn kann. Sie enthält mehr als im Register gesagt ist, z. B. auch fast sieben Seiten (der Druck ist überhaupt weitläuftiger, als der Verf. wünschte, und als der Druck in den Anmerkungen, wohin die Beweisstellen sonst gewöhnlich kommen, leicht ist, aber nicht als etwa in den Zweybrücker Ausgaben oder als in der Chrestomathie für das heutige Römische Recht) aus der lange so merkwürdig wenig beachteten Verordnung Justinian's über den Gebrauch seiner

Institutionen und seiner Digesten beym Unterrichte, und eine mit Hülfe von dem Amtsbruder des Verf., Herrn Prof. Bluhme, wiederhergestellte Stelle aus Mai's Virgilii interpretes, von der erst neulich die Rede war, weil Haubold sie nicht kannte, als Herr Prof. Clossius auch den Unterzeichneten darauf aufmerksam gemacht hatte, und die beym testamentum in procinctu also beym §. 566. angeführt seyn sollte. Sie steht im Register unter Servius, im Grunde ganz richtig, aber man wird sie da nicht suchen. Auch Joannes Lydus (hier heißt er Laurentius Lydus) ist S. 218 u. 219. benutzt und beym Register nicht genannt, weil die Stellen nicht abgedruckt sind. Ein Gehülfe bey der Besorgung des Abdrucks, wie unser Herr Univ. Secretair Riedel für den Unterzeichneten schon so lange ist, wäre Herrn Prof. P. wohl zu wünschen; vielleicht hätte ihm Dieser auch gesagt, die Worte von Odofredus (hier S. 257.) welche Savigny hat aurum vel argentum drucken lassen, hießen, wie Dieser längst weiß, auctum vel augmentatum.

Was von der Genauigkeit des Abdrucks gesagt ist, macht einen natürlichen Uebergang zu einem andern, von demselben Gelehrten besorgten bey Anton erschienenen, Bande: *Franc. Car. CONRADI Icti et Antecessoris quondam Helmstadiensis* Scripta minora *cum praefatione et singularum commentationum epicrisi edita ab Lud. PERNICE Prof. Halensi*. XLIII u. 395 S. gr. 8. 1823. Es ist dem Herrn OLGR. Zepernik, einem Geschäftsmanne, der es, was die Verdienste um die gelehrte Bearbeitung betrifft, mit manchem Lehrer aufnehmen kann, bey seiner Jubelfeyer gewidmet. — Fra. Ca. Conradi erst in Wittenberg und dann in Helmstädt, dessen Vornahmen und Aufenthalt man hinzusetzen muß, um ihn von dem um eine Generation jün-

gern Joh. Lud. Conradi in Leipzig und Marburg, dem Vater des jetzigen hiesigen Lehrers, zu unterscheiden, gehört zu den Civilisten des vorigen Jahrhunderts, die noch jetzt in allen Ehren erwähnt werden, besonders wegen der Parerga und der Ausgabe von Brisson's formulae. Sein Leben hat Herr Prof. P. in der Vorrede beschrieben und der gegenwärtige Band enthält fünf Abhandlungen, wovon die vierte in zwey Mählen erschienen war, über die provocatio, über die Einsetzung von Göttern, über die Stellen aus Paulus de jure singulari, über fiducia und über die Fecialen. Daß der zweyte und letzte Band bald nachfolge, ist auch um deswillen zu wünschen, weil die Epicrisis des Herausgebers erst in diesem abgedruckt wird, welcher auch wieder an etwas Aehnliches von Haubold, an die Epicrisis hinter Heineccius Antiquitates juris Romani, erinnert.

Hugo.

Heidelberg.

Bey Engelmann: Entwurf einer vollständigen Theorie der Anschauungsphilosophie, von Hermann Wilhelm Ernst von Keyserlingk, Doctor der Philosophie. 1822. XI u. 351 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift gehört zu der bekannten Schule des neuen Absolutismus. Er verlangt aber, laut der Vorrede, daß man seine Philosophie auch als eine selbstständige und ihm eigne betrachte. Auf eine ähnliche Art hat sich der neue Absolutismus mit der zu ihm gehörenden pantheistischen Naturphilosophie seit einiger Zeit schon so vielfach umgestaltet, daß es ihm wohl bald ergehen könnte wie den Kantianismus, seitdem dieser von seinen Anhängern bald so, bald anders, deu-

ciis ursp ausgelegt werde. Der Titel, den der Verfasser seinem Systeme gibt, ist nicht der bestimmteste. Denn was eine Theorie der Philosophie soll, fällt nicht ins Auge, da die Philosophie selbst, als Wissenschaft, Theorie ist. Auch das Wort Anschauungsphilosophie hat keinen bestimmten Sinn, wenn es mehr bedeuten soll, als das Gegentheil jeder Philosophie, die, wie die scholastische, auf Definitionen und Erklärungen von allgemeinen Begriffen gebauet, die intuitive Erkenntniß unter die demonstrative stellt. In diesem weiteren Sinne kann auch der gemeine Sensualismus eine Anschauungsphilosophie genannt werden, weil die sinnliche Anschauung sein letzter Beweisgrund ist. Nimmt man aber eine geistige und intellectuelle Anschauung an, so bleibt wieder noch unentschieden, ob diese Anschauung einerley mit dem Bewußtseyn ist, in welchem die Vernunft sich selbst erkennt, oder, ob man sich durch eine solche Anstrengung als eine höhere Potenz der Geistesthätigkeit über das Bewußtseyn erheben soll. Auch kann man gar wohl die ganze Philosophie auf geistige Anschauung zurück führen, ohne darum eine Anschauung des Absoluten im Sinne des neuen Absolutismus zuzugestehen. Die Anschauungslehre des Verfassers darf indessen nicht zu den mystischen gezählt werden; denn sie sucht, ungefähr wie die mit ihr verwandte, sich selbst so nennende objective Logik, den Weg der Begriffe einzuschlagen, so gut es gehen will. Auch die systematisch gegliederten Abtheilungen und Unterabtheilungen sind Kennzeichen des Strebens nach einem logischen Gange der Untersuchung. Umständlich werden zuerst die allgemeinen Begriffe von Philosophie und Wissenschaft überhaupt erörtert. Dann tritt sogleich die Logik als erster oder formeller Theil der Philosophie auf. Aber die neue Schlußlehre, die der Verfasser einführen will, weicht so weit von der

gewöhnlichen ab, daß zu ihrer Prüfung hier kein Raum ist. Er theilt alle Schlüsse in ideelle, empirische, und gemischte ein, und die empirischen wieder in subjectiv-wahre und subjectiv-reale, was nicht ganz leicht zu verstehen ist, da Wahrheit und Realität doch nicht Gegensätze seyn sollen. Aber an diese neue Schlußlehre knüpft sich auch sogleich der vom Verfasser aufgestellte Begriff von Anschauung durch den metaphysischen Begriff von Gott. Nun erscheint die neue Logik wie durch einen Zauberschlag auf ein Mal in Metaphysik verwandelt. Der Begriff von Gott, nämlich in der Bedeutung, die der Verfasser dem Worte gibt, wird als unmittelbar durch sich selbst gewiß zum Mittelpuncte dieser Anschauungsphilosophie. Umständlich wird noch ein Mal der Spinozismus erörtert. "Urgrundanschauung des geistigen Erkennens ist der Satz: Gott ist", heißt es nun weiter. Also ein Satz eine Anschauung, und zwar eine Anschauung des Erkennens" nach den Worten des Verfassers; und das ist allerdings eine neue Lehre. Doch soll der folgende Satz: "Gott ist das unendliche Vernunftleben", nicht durchweg unmittelbar klare Urerkenniß seyn. Was mit dem unendlichen Vernunftleben beym Verfasser gemeint ist, zeigt sich deutlich genug, wo er mit andern Absolutisten der Schule, zu der er gehört, den Unterschied zwischen Geist und Materie für einen bloß formalen, erklärt, und S. 115. ausdrücklich meldet, daß "Vernunft und Leben, oder (oder?) Denken und Materie in dem göttlichen Wesen schlechthin "einerleiig" sey." S. 125. wird das Leben Gottes auch ein unersättliches genannt, weil alles Leben einen Entwickelungs- und Darstellungstrieb in sich schließe. — Doch wir wollen nur noch kurz anzeigen, wie der Verfasser dieser Anschauungsphilosophie von dem Begriffe aus, den er sich von Gott macht, weiter fortschreitet. Er läßt auf seine Theorie des Absoluten eine allgemeine Beziehungslehre

folgen. Dahin gehört eine neue und umständliche Erörterung der Begriffe von Raum und Zeit, mit beygefügten geometrischen Figuren, die zur Erläuterung dienen sollen. Vom Raum und der Zeit wendet er sich wieder zur Materie, und von da durch einen Rücksprung wieder zu seinem Begriffe von Gott, wobey er besonders noch den ihm eignen Begriff von Vollkommenheit erläutert. Dieß führt ihn zur Betrachtung des Uebels. Die Anwendung dieses Begriffes auf die menschliche Natur führt ihn in das Gebiet der Moral und der empirischen Psychologie, die hier als eine und dieselbe Wissenschaft erscheinen. Auch hierüber, besonders über die Theorie der Seelenkräfte und der Seelenkrankheiten sagt der Verfasser mancherley, das sich nicht wohl in einem kurzen Auszuge zusammenfassen läßt. Der Geist der ganzen Philosophie des Verfassers spricht sich besonders noch zum Beschlusse seines Systems aus, wo er seine Gedanken von der Schöpfung und dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts mittheilt. Er unterscheidet zwischen Schöpfung und eigentlicher Erschaffung oder Erzeugung eines neuen Daseyns. Eine solche Erschaffung sey unmöglich, da in Gott Alles von Ewigkeit her vorhanden sey. Schöpfung sey nur gänzliche Umgestaltung einer bereits vorhandenen Form. Solche Umwandlungen oder Schöpfungen haben die Erde und die Menschheit unstreitig mehrere erlebt. Was die alten Sagen davon melden, leide keinen Zweifel, weil diese Sagen von einem Menschengeschlechte abstammen, dessen kindlicher und einfach treuer Sinn noch keine Erdichtungen kannte. Aber das erste Geschöpf müsse der Mensch gewesen seyn, da zu seiner Erzeugung die höchste Erzeugungs- und Schöpferkraft erforderlich sey. Der erste Mensch müsse sich aus dem "gährenden und glühenden Lebensmeere" als Fötus entwickelt haben, und zwar nothwendig als ein hermaphroditischer, weil er

nicht nur überhaupt die Fähigkeit gehabt haben müsse, Leben aus sich darzustellen, sondern dieß auch schlechthin allein und durch sich zu bewirken. Nachdem aber das Leben in dem ersten Menschen sich "gesenkt", habe es sich in eine Zweyheit auflösen müssen. — Der Verfasser krönt sein System der Anschauungsphilosophie mit einer "philosophischen Nachweisung des Dreyeinigkeitssystems." Die Anschauung von drey Beziehungen sey uralt, und müsse "folglich" wesentlich in der Natur des menschlichen Erkennens begründet liegen. Daher könne man auch die fünf Elemente, Licht, Feuer, Luft, Wasser und Erde, auf drey zurückführen, indem Feuer in Licht, Luft in Wasser, sich verliere. In der Ethik könne man alle Tugenden unter Glauben, Liebe und Hoffnung subsumiren, und eben so alle Laster unter Lüge, Treulosigkeit und Falschheit. Eben so seyen in der Philosophie alle geistigen Thätigkeiten unter drey "Offenbarungsarten" zu stellen, die sich Gemüth, Vernunft und Einbildungskraft nennen. Auch alle Farben "verschwimmern" in Roth, Blau und Gelb. So lasse sich demnach auch der Urgrund vorzugsweise in dreyfacher Beziehung betrachten; erstens als "Gott heiliger Geist in so fern, als er sich offenbaren will oder unendliche Vernunft ist"; zweytens als "Gott der Vater in so fern, als er sich offenbaren muß oder unendliches Leben ist"; drittens als "Gott der Sohn in so fern, als er sich als All wirklich offenbart hat." — Wir haben nun keinen Grund mehr anzuführen, warum wir eine Philosophie wie diese, vom Jahre 1822, unter mehreren ihr ähnlicher, aus derselben Wurzel entsprossenen Philosophien, als ein Zeichen der Zeit nicht unangezeigt lassen zu dürfen glaubten.

Paris.

Die Académie des Inscriptions et belles-lettres hatte vor einigen Jahren die Preisfrage aufge-

stellt: Examiner quel fut l'état des Juifs en France, en Espagne et en Italie, depuis le commencement du cinquième siècle de l'ère vulgaire, jusqu'à la fin du seizième; sous les divers rapports du droit, du commerce et de la littérature. Die gekrönte Preisschrift ist uns noch nicht zu Gesicht gekommen; wohl aber eine andere, die um den Preis mitgekämpft hat:

Etat des Juifs en France, en Espagne et en Italie u. s. w. Ouvrage qui a concouru au prix décerné par l'Académie des Inscriptions et belles-lettres de l'Institut de France le mois de Juillet 1823, par le Chevalier Bail, Auteur des Juifs au dix-neuvième siècle, de l'histoire des revolutions et de plusieurs autres écrits sur les sciences morales et politiques. Paris, Alexis Eymery. 1823. 203 S. 8. Der Recensent kann sich zwar nicht rühmen, daß er Chroniken in der Absicht durchgelesen habe, alles was in ihnen von den Schicksalen der Juden während des Mittelalters enthalten ist, zu sammeln, er hat sich nur das angemerkt, was ihm der Art gelegentlich aufgestoßen. Und doch hat er wenig ihm Unbekanntes in dieser Schrift gefunden, nichts als die gewöhnlichen Nachrichten von den gegen die Juden erhobenen Anklagen, den Bedrückungen, Verfolgungen, den Pöbelaufständen gegen sie; wie vertrieben, geplündert, und zu neuen Plünderungen wieder zurückgerufen, wie häufig sie niedergehauen, gesteinigt u. verbrannt worden sind, und wie die übrigen Barbareyen heißen, die über sie verhängt worden. Sollten etwa die Quellen des Mittelalters an andern Merkwürdigkeiten von dieser Nation so arm seyn? Ohne darüber zu entscheiden, erklären wir uns, diese (wir gestehen es) auffallende Erscheinung, aus den Quellen, aus denen der Verf. geschöpft hat. Es sind einige der vorzüglichsten französischen, spanischen und italiänischen Geschichtschreiber, aus denen er die Schicksale der Juden im Mittelalter genommen hat, was ihn frey-

sich über seine Thema weder neu noch ganz genau in der Darstellung hat werden lassen: was nun diese angeben, versetzt er mit Declamationen. Wären die mannichfaltigen Quellen des Mittelalters selbst angegangen worden, wie weit tiefer würde er die Veranlassungen des Wechsels der Schicksale, welche die Juden erfahren, haben entwickeln können, als geschehen ist: denn allerdings hat er solche Betrachtungen — die Würze einer solchen Schrift — nicht ganz unterlassen. Sie zerfällt, wie die Preisfrage verlangte in drey Hauptabschnitte, über den état civil, commercial und littéraire. — Einer Angabe, die der Verfasser im Vorbeygehen fallen läßt, müssen wir doch widersprechen. "En 1816, l'Israélite était persécuté dans le nord de l'Europe. Plusieurs villes d'Allemagne faisaient (si nous osons nous exprimer ainsi) la chasse aux Juifs." Davon ist uns nichts bekannt. Der Pöbel herrscht in Deutschland nicht und die Regierungen sind zu so etwas viel zu wohldenkend und aufgeklärt.

Hannover.

Bey Hahn: Versuch über die Bestimmung der Gränzen für den Ideen-Umfang einer Predigt. Von Crome, Pastor in Gifhorn. 1824. 44 S. gr. 8.

Diese Abhandlung gibt einen erfreulichen Beweis von dem fortgesetzten wissenschaftlichen Studium der Homiletik, dem der Verf., dessen wir uns aus der Zeit seiner akademischen Concurrenz um den ausgesetzten Königl. Predigtpreis noch gern erinnern, seine Mußestunden mit rühmlichen Eifer widmet. Allerdings hat der geistl. Redner für seinen Zweck eben so sehr eine unrichtig angewandte Fülle der Ideen, als deren zu karge Abkürzung zu vermeiden. Hier räth denn Hr. C. den Ideen-Umfang einer Predigt theils durch das Thema an sich, theils durch das Verhältniß, in welches die Ideen zu jedem einzelnen Theile treten, und theils durch das Verhältniß bestimmt werden zu lassen, worin die eine dieser Ideen zu der andern, nach den Gesetzen des menschlichen Geistes, tritt. Für die Leser, welche der Verf. bey diesen, mit nachdenkender Sachkenntniß begründeten und entwickelten Rathschlägen zunächst im Auge hatte, möchte übrigens eine leichtere Vortragsmanier zu wünschen gewesen seyn, so daß aus allgemeiner anerkannten Musterpredigten die zur Frage kommenden Grundsätze mehr praecisch deducirt worden wären.

— t.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 5. Julius 1824.

Halle.

In der Gebauerschen Buchhandlung: Novum Testamentum. Textum graecum Griesbachii et Knappii denuo recognovit, delectu varietatum lectionis testimoniis confirmatarum, adnotatione cum critica tum exegetica et indicibus, historico et geographico, vocum graecarum infrequentiorum, et subsidiorum criticorum exegticorumque instruxit Jo. Severinus Vater, Theol. Doct. et Prof. Hal. cet. 1824. VI. 835 S. in 8.

So erkennt also schon auf dem Titel diese neue Handausgabe des N. T. den beiden ihr vorangegangenen, der Griesbachischen und Knappischen, den Preis vor allen übrigen zu. Er ist auch wohl verdient: von der Griesbachischen, in so fern sie mit einem vollständigen kritischen Apparat versehen ist; von der Knappischen, wegen ihres bedächtigen Erwägens des innern Werths der einzelnen Lesarten bey dem mühsamsten Fleiße, der darneben auch auf das Aeußere gewendet worden. Den griechischen Text dieser beiden Ausgaben unterwirft also die vorliegende einer neuen Recognition, um bey den

exegetischen Vorlesungen des Herausgebers zum Handbuch zu dienen. Und dieser Zweck forderte auch Beschleunigung der Ausführung. Sonst würde wohl die Erscheinung des neuen kritischen Apparats, dessen der Herausgeber in der Vorrede erwähnt, und von dem er sich viel für den neutestamentlichen Text zu versprechen scheint, vorher abgewartet worden seyn. Also nur eine Recognition der beiden neuesten Ausgaben des N. T. Diesen Gesichtspunct darf man nie aus den Augen verlieren, um gegen den Herausgeber gerecht zu seyn, und von ihm nicht mehr zu verlangen, als sein Plan mit sich brachte. Für Genauigkeit in Orthographie und Interpunction war schon in der zweyten Knappischen Ausgabe musterhaft gesorgt. Die Recognition konnte nur die Wahl der Lesarten selbst betreffen. Und diese hat manches Eigenthümliche; dabey verfährt sie merklich schonender mit den vulgären oder Elzevirischen Text, als die beiden zum Grunde gelegten Ausgaben. Um dieses nur aus einem kleinen Buch des N. T., weil in unserm schmalen Blatte zu mehr nicht Raum ist, aus dem Brief an die Philipper, zu beweisen: beide, Griesbach und Knapp, Phil. 1, 7. καὶ ἐν τῇ ἀπολογίᾳ, Vater: καὶ τῇ ἀπολογίᾳ. Beide 1, 11. πεπληρωμένοι κάρπον δικαιοσύνης τὸν, V. καρπῶν δικαι. τῶν. 1, 28. beide ἥτις ἐστὶν αὐτοῖς ἔνδειξις, V. ἥτις αὐτοῖς μέν ἐστιν ἔνδειξις. 2, 4. beide σκοποῦντες; V. σκοπεῖτε. 2, 21. beide τὰ Ἰησοῦ χριστοῦ, V. τὰ τοῦ Ἰησοῦ χριστοῦ, doch τοῦ mit Parenthesen umschlossen. 2, 27. beide λύπην ἐπὶ λύπην, V. λύπην ἐπὶ λύπῃ. 2, 30. beide παραβολευσάμενος, V. παραβουλευσάμενος. 3, 12. beide κατελήφθην ὑπὸ χριστοῦ, V. κατελήφθην ὑπὸ τοῦ χριστοῦ Ἰησοῦ, doch τοῦ mit einer ganzen und Ἰησοῦ mit einer halben Parenthese umschlossen. Anderwärts neigt sich der Herausgeber wider gegen Griesbach zu Knapp hin: 1, 23. beide, Knapp und Vater,

πολλῷ γὰρ μᾶλλον κρεῖσσον, wo Griesbach ohne Bedenken γὰρ ausläßt, 2, 1. beide εἴ τινα σπλάγχνα, Griesbach εἴ τις σπλάγχνα· 4, 13. beide ἐν τῷ ἐνδυναμοῦντί με [χριστῷ], Griesbach läßt χριστῷ geradezu weg. In andern Stellen neigt sich der Herausgeber gegen Knapp mehr zu Griesbach hin: 3, 16. beide, Vater und Griesbach, lassen κάνονι· τὸ αὐτὸ φρονεῖν und 3, 21. εἰς τὸ γενέσθαι αὐτὸ aus, Knapp behält in beiden Stellen, doch in der letzten mit einer verstärkten Parenthese die angezeigten Worte bey. So wählt also wirklich diese Recognition aus den beiden neuesten Texten ihre Lesarten aus. Und in dem beschriebenen Verhältniß steht sie durch alle Bücher des N. T. Man begreift daher wohl, daß den Verf. seine häufigen Abweichungen von den beiden neuesten Herausgebern veranlassen konnten, für seine exegetischen Vorlesungen eine eigene Ausgabe zu veranstalten. Ueber die Ursache der getroffenen Wahl in den Lesarten werden nun zwar, die, für welche sie zunächst bestimmt ist, hinlänglich belehrt werden: da aber auch das übrige Publicum an einer solchen Unternehmung mit Recht Antheil nimmt, so sollte dasselbe durch die Darlegung der speciellen Grundsätze, welche der Verf. bey der Kritik des N. T. für die richtigen anerkennt, wenigstens im allgemeinen über ihre Haltbarkeit benachrichtiget werden. Dieses ist aber gegenwärtig noch nicht mit Sicherheit möglich, weil der Herausgeber sein kritisches System noch zurückbehalten hat: quas critices regulas, animo per multos annos intenso et collatis libris huc pertinentibus habui, ex toto hoc qualicunque opere existimari velim: mox separatim declarabuntur. Der Erfüllung dieses Versprechens sehen wir nun mit Verlangen entgegen, da noch manche Schwierigkeiten, die den neuesten Grundsätzen der neutestamentlichen Kritik entgegenstehen, bis jetzt nicht gehoben scheinen. Der Verf.

bekennt sich zwar für die Griesbachische Schule; doch nur als ihren veneerabundus cultor, nicht aber als ein coecus sectator. Es ist auch für ihn ein gutes Vorurtheil, daß er sich, unsers Erinnerns, nirgends auf alte Recensionen beruft, und wenigstens den Ausdruck vermeidet, der zu Mißverständnissen Anlaß gegeben, und zu einer allzumechanischen Kritick verführt hat: doch hat er sich auch nirgends darüber erklärt, ob er etwa nur zwey oder drey Hauptfamilien der kritischen Auctoritäten annehme; und darnach sein kritisches Urtheil einrichte: er behauptet nur: mutandam esse textus vulgaris lectionem, ubicunque locupletium consensus testium manifestus est. Wenn gleich in den meisten Fällen der consensus testium schon entscheiden kann, so müssen doch in nicht wenigen Stellen noch philologische und exegetische Gründe hinzukommen, wenn der Beweis vollständig werden soll. Das aequiparanda est utraque lectio fällt in den meisten Fällen, wo wir auf diese Formel in dieser Ausgabe gestoßen sind, weg, und wird durch Gründe der letztern Art zur lectio praeferenda. Um dieses nur durch eines der obigen Beyspiele klar zu machen: mag auch Phil. 1, 11. πεπληρωμένοι καρπῶν δικαιοσύνης τῶν eine dem πεπληρωμένοι καρπὸν δικαιοσύνης τὸν aequiparanda lectio seyn (ob sie gleich nach dem Recensionen-System in allen drey Recensionen, wenn gleich in der Alexandrinischen etwas schwächer indicirt, befindlich ist, und daher vorzuziehen wäre), so würde sie (gesetzt man wollte auch die Alexandrinische Recension abrechnen) doch als lectio difficilior et rarior eine praeferenda.

Man kann daher unmöglich dem consensus testium ein so überwiegendes Gewicht beylegen, wie in neuern Zeiten geschehen ist, und daher nicht auf das Recensionen-System hauptsächlich die Entscheidung über die Aufnahme einer Lesart in den Text

gründen. Es hat dasselbe eine bedeutende Zahl unrichtiger Lesarten stehen lassen; die zwar, wenn sie stehen bleiben, keine neue Dogmen geben, und wenn sie weggenommen werden, keine alte Dogmen in Gefahr bringen: was aber bey der Kritik nie in Betracht kommt, die unbekümmert um das, was resultirt, nur den Text eines alten Schriftstellers seiner Ursprünglichkeit so nahe wie möglich gebracht wissen will. Wenn nun auch gleich die gegenwärtige Manier der neutestamentlichen Kritik zu manchen Misgriffen verleitet haben mag, so tadeln wir sie doch nicht, sondern halten sie für sehr brauchbar und von großem Nutzen, um die große Menge von Auctoritäten ins Kleine zu ziehen, und ihre Uebersicht zu erleichtern: auf diesen Dienst muß sie sich hauptsächlich einschränken, und wenn sie ihn geleistet hat, so fängt die Arbeit des Philologen und Exegeten an, um durch den innern Gehalt der Lesarten über den Vorzug der einen vor der andern zu entscheiden. Dürfen wir annehmen, daß auch der Herausgeber dieser neuen Recognition dem Recensionen-System beytritt, wie einst Knapp dasselbe hat stehen lassen, so darf es uns nicht Wunder nehmen, daß die drey Gelehrten, die sich für dasselbe bekennen, dennoch bey seiner Anwendung auf einzelne Fälle so verschieden in ihrem Urtheil sind. Jeder betritt dabey wieder seinen eignen Weg. Wenn gleich Knapp es nicht nach der Semlerischen, sondern nach der Griesbachschen Weise dargestellt hat, so hat er doch seinem Misbrauch entgegen gearbeitet, um es nicht in eine bloß mechanische Operation ausarten zu lassen; ja durch seine Hindeutung auf eine recensio Asiatica hat er wahrscheinlich für die Zukunft eine wesentliche Verbesserung desselben vorbereitet, daß man wohl bald nicht mehr bloß von einer Alexandrinischen, Orientalischen und Byzantinischen Recension sprechen wird, sondern auch von einem Asiatischen Text, auf den schon Michaelis

durch seine Edessenische oder Antiochenische Recension hingeführt haben würde, wenn nicht die zur Herrschaft gekommene Schule der neutestamentlichen Kritik (etwas unduldsam) durch die verächtlichen Blicke, die sie auf die Eintheilung derselben geworfen hat, die Nachforschung darüber aufgehalten hätte. Denn die Einwendung, daß es die Peschito bald mit dieser bald mit jener Partey halte, ist doch lange nicht durchgreifend. Mag sie auch im Lauf der Zeit noch so häufig interpolirt worden seyn, so sind dadurch ihre frühern Eigenthümlichkeiten nichts weniger als weggearbeitet worden, sondern fallen jetzt noch, selbst vor der kritischen Bearbeitung ihres Textes, stark und häufig genug in die Augen. Und sie verdienen gewiß alle Aufmerksamkeit, da die Peschito nächst der Itala die älteste Auctorität ist, die wir für den Text des N. T. übrig haben, und ohne genaue Untersuchung derselben sich überdies das auf Recensionen gebaute kritische System keine Festigkeit und Dauer versprechen kann. Vater läßt zwar das kritische System, das bey seiner Recognition zum Grunde liegt, bis jetzt noch nur errathen (ex toto suo opere existimari); aber wie viele Abänderungen des Griesbachischen Systems liegen dem forschenden Kritiker ganz nahe! Ist auch die Unterscheidung einer Alexandrinischen und Occidentalischen Recension gut begründet und unzweifelhaft? ist, was die neuere Kritik Occidentalische Recension nennt, nicht auch Alexandrinisch, da lauter Alexandrinische oder Aegyptische, über Afrika nach Europa übergegangene Handschriften die Mutter der Itala sind? wie kann man die Uebereinstimmung des Alexandrinischen und Occidentalischen Textes wie Uebereinstimmung zweyer Recensionen betrachten? wie kann man zwey Zweige Eines Astes für zwey Aeste rechnen? Warum wird nicht ein doppelter Alexandrinischer Text, ein unrecensirter bis Hesychius und ein durch Hesychius

recensirter, oder ein alt- und neualexandrinischer Text unterschieden? Zwingt uns nicht selbst Aegypten dazu? folgt nicht die Sahidische oder oberägyptische Version dem unrecensirten oder dem altalexandrinischen, und die Memphitische oder niederägyptische Version dem neualexandrinischen oder recensirten Alexandrinischen Text? Wie viele Modificationen der neutestamentlichen Kritik unserer Zeit lassen sich denken, denen eine neue Recognition, wie sie Herr D. Vater unternommen hat, nachgehen kann: wie läßt sich, ohne daß man sie näher kennt, über Zustimmung und Abfall von andern Kritikern ein Urtheil fällen? Wenigstens der Recensent könnte sich nicht entschließen, dieses auf seine Voraussetzungen zu gründen, um nicht ungerecht zu werden.

Der exegetische Theil dieser Ausgabe mußte sich der äußersten Kürze befleißigen, und eben dieser Kürze wegen ist es schwer zu bestimmen, wie viel von grammatischer Erklärung, wie viel zur Bestimmung des Zusammenhangs u. s. w. in die Anmerkungen unter dem Text hätte aufgenommen werden sollen. Man sieht sie am füglichsten für Winke an, die an den Stoff erinnern sollen, welchen der Lehrer mündlich weiter auszuführen habe. Und keinem gewandten Gelehrten, der diese Ausgabe bey exegetischen Vorlesungen zum Grunde legen wird, wird es leicht an Materialien fehlen, sich für oder wider die angedeuteten Erklärungen des Verf. zu verbreiten. Nur wird er nicht immer das treffen, wozu das Gesagte den Stoff zur weitern Erörterung an die Hand geben sollte. Wer z. B. noch so bündig erwiese, daß Matth. 3, 11. βαπτίσει ἐν πνεύματι ἁγίῳ καὶ πυρὶ stehe für βαπτίσει ἐν πυρὶ πνεύματος ἁγίου, der hätte vielleicht doch nicht errathen, warum der Herausgeber in der Anmerkung zu dieser Stelle geschrieben habe: omnes Messiae obsecutos πνευματικοὺς (quales saepe a Paulo

dicuntur) fore significatur. Ein anderer wird ἀνεῴχθησαν αὐτῷ οἱ οὐρανοὶ Matth. 3, 16. lieber auf den Täufer ziehen, selbst ohne Rücksicht auf Joh. 1, 32-34, als auf Jesus, und wird gegen den Verf. beweisen, daß bey der Taufe Jesus der Täufer in einer Entzückung seinen Täufling für den Messias erkannt habe. Der Verf. mag daher immer, wenn über sein Buch Vorlesungen gehalten werden, auf polemische Excurse sich gefaßt machen.

Noch hat diese Ausgabe nützliche Anhänge für den Anfänger: 1. einen index geographicus et historicus; 2. einen index infrequentiorum simulque difficiliorum vocum graecarum; 3. einen index subsidiorum criticorum, und 4. einen index subsidiorum exegeticorum, der viele einzelne kleine Schriften, die leicht übersehen werden, eingetragen hat.

Lüneburg.

Bey Herold und Wahlstab: Das Königl. Hannoversche Wechselrecht in alphabetischer Ordnung, nebst Erklärungen der bey Wechselgeschäften gebräuchlichen Kunstausdrücke und Erörterungen einiger zweifelhaften Fälle. Von F. W. v. Bodungen, Senator zu Münden. 1824. VI. u. 200 S. in gr. 8. Seit durch die Königl. Verordnung vom 23. Jul. 1822 auch für die ältern Provinzen des Königreichs eine allgemeine Wechselordnung eingeführt worden ist, gehörte ein Werkchen, wie das vorliegende zu den Bedürfnissen unserer juristischen Geschäftsmänner, und daß dasselbe von einem Magistratsmitgliede einer unserer bedeutendern Handelsstädte abgefaßt worden ist, erweckt für dasselbe ein günstiges Vorurtheil. Scherer's Handbuch des Wechselrechts scheint demselben zum Vorbilde gedient zu haben, und, wenn es gewiß Manchem unangenehm seyn muß, daß der Hr. Verf. statt einer systematischen Anordnung, die alphabetische gewählt hat, so wird diese Unannehmlichkeit doch dadurch gehoben, daß das Gesetz selbst am Schlusse des Buchs in extenso abgedruckt ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. 110. Stück.
Den 8. Julius 1824.

Upsala.

Bey Palmblad und Comp.: Anteckningar i Physik och Geognosie under Resör uti Sverige och Norrige, af W. Hisinger. Första Häftet. 1819. 112 Seiten. Andra Häftet. 1820. 90 Seiten. Tredje Häftet. 1823. 105 Seiten in Octav.

Es ist eine auffallende Erscheinung, daß in Schweden, wo die Natur und die Beschäftigungen der Menschen, ganz besonders zum Studium der Geognosie auffordern sollten, unter allen Zweigen der Naturkunde, dieser gerade am wenigsten bearbeitet wird. Man muß sich darüber um so mehr wundern, da in früheren Zeiten, ehe noch die Geognosie wissenschaftlich begründet war, dort mehrere der ausgezeichnetsten Naturforscher, Beyträge zur Kunde der vaterländischen Gebirge geliefert haben. Zu den Wenigen, die gegenwärtig in Schweden mit geognostischen Untersuchungen sich beschäftigen, gehört der Verfasser der vorliegenden Hefte. Schon früher lieferte er bekanntlich manche schätzbare geognostische Beobachtungen. In neuerer Zeit hat ihn sein unermüdlicher Eifer in einige der höheren Re-

gionen von Schweden und Norwegen geführt, um nicht allein über die geognostische Constitution derselben nähere Aufschlüsse zu erlangen, sondern um auch über andere physikalische Verhältnisse, über die Gränzen des Schnees und der Vegetation, Beobachtungen anzustellen, und dadurch zur Erweiterung und Verknüpfung der Arbeiten der Herren Wahlenberg und von Buch beyzutragen. Für diese Zwecke unternahm Herr Hisinger im Sommer 1816 eine Reise durch Westerdalarne, bis in die Gegend von Transtrand in Lima. Im Sommer 1817 setzte er sie durch Oesterdalarne in die Gegenden von Särna und vom Fämundsee in Norwegen fort. Die auf diesen Reisen gesammelten Beobachtungen, sind in der ersten Abtheilung des ersten Heftes enthalten.

Wenn man dem Westerdalelf von Djurmo aufwärts folgt, so eröffnet sich ein ziemlich flaches Thal, welches sich aber von Malung an wieder zusammenziehet und um so mehr sich verengt, je näher man Lima und Transtrand kommt. Oberhalb Transtrand erheben sich bedeutende Bergmassen, mit einer Haupterstreckung von NNW nach SSO. Die bedeutendsten darunter sind: Hemfjell, Gammalsäter, Hundfjell, Kjöarskalet, Sundkleppen, Närfjell, Wattendalsfjell, Näsfjell, Farefjell und der im Särna-Kirchspiel sich weiter erstreckende Fulufjell, der durch Herjehängenfjell mit dem Gebirgsrücken in Verbindung stehet, der sich östlich vom Fämundsee fort erstreckt. Hemfjellet erhebt sich 2848, Gammalsäterfjellet 3013 Fuß über das Meer. Die größte Höhe scheint die mächtige Pyramide vom Herjehägna zu haben.

Wenn man von Oesterdalarne aus zu dem Kjölen zwischen Schweden und Norwegen hinan-

steigt, so erblickt man zuerst, einige Meilen jenseit Särna, die auffallend geformte, isolirte Pyramide des Städjan, dessen Höhe über dem Meere nach Hisinger 3621 Fuß beträgt. In dem Fjellzuge, der von Norden nach Süden, an der Ostseite des Fämundsees sich erhebt, zeichnen sich besonders Svuckufjellet, Gröthägnan, Långfjellet, Salfjellet, Elgshägnan, und Waalaberget aus, welcher letztere an den vorhin erwähnten Herjehägnan stößt. Die größte Höhe hat Svuckufjellet, der sich 2346 Fuß über den Fämundsee und 4412 Fuß über das Meer erhebt. Die Pässe welche über diesen Alpenrücken führen, haben eine Höhe von ungefähr 2400 bis 2800 Fuß über dem Meere. Jene Gebirgshöhen, die unter dem 61sten und 62sten Breitengrade liegen, reichen nicht bis an die Gränze des beständigen Schnees; aber einzelne Schneeflecke lagen an den Abhängen derselben, bey ungefähr 3000 bis 3500 Fuß Meereshöhe, in der Mitte des Julius. Die Gränze für das Wachsthum der Kiefer (Pinus sylvestris) fand Hr. Hisinger unter dem 62sten Breitengrade, in der Nähe des Fämundsees, bey 2500 Fuß und die obere Gränze der Birke (Betula alba) bey 2800 bis 2900 Fuß. Die Gränze für die Fichte (Pinus Abies Lin.) fällt hier beynahe mit der Kieferngränze zusammen. Am Hemfjell in der Gegend von Transtrand, und einen Breitengrad nördlicher, am Städjan, wächst, als Ausnahme von dem im Norden gewöhnlichen Vorkommen, die Fichte, durch locale Verhältnisse begünstigt, in größerer Höhe als die Kiefer.

In den höheren Gegenden von Lima, Transtrand und Särna, fand Hr. Hisinger, in Uebereinstimmung mit den von dem Referenten über einen Theil jener Gegenden mitgetheilten Beobachtungen (Skandinavische Reise. V. 239. u. f.) in großer Verbreitung ein Gestein, welches sich ei-

ner Seits zum dichten Quarzfels, anderer Seits zum Sandstein hinneigt, aber nach seinem allgemeineren Vorkommen, am passendsten körniger Quarzfels zu benennen seyn dürfte. Im höheren Gebirge, nahmentlich in der Nähe des Fämundsees, nimmt dieses Gestein den Charakter eines Conglomerates an und verläuft allmälig in eine der Grauwacke ähnliche Gebirgsart. Hieraus bestehet auch der Gipfel des Städjan, an welchem unser Verfasser zwischen dem körnigen Quarzfels, der die Basis ausmacht und der Grauwacke, ein thonschieferartiges Gestein fand. In der Gegend des Fämundsees scheint das Conglomerat unmittelbar auf Gneus und Glimmerschiefer zu ruhen. Nach dem Verf. sollen dem körnigen Quarzfels untergeordnete Lager von dichtem und porphyrartigem Grünstein eigen seyn. In Westerdalarne liegt ein körniger Grünstein (oder etwa Syenit?) auf dem Quarzfels. Referent sah einen dem Grünstein ähnlichen Syenit auch in der Gegend von Idre auf jenem Gestein ruhen. Derselbe Syenit wird in Elfdalen hin und wieder durch Porphyrmassen von dem körnigen Quarzfels getrennt, der die Unterlage der letzteren ausmacht. - Die Meinung des Hrn. Hisinger, daß die Sandstein-, Kalkstein- und Thonschiefer-Massen in den Gegenden von Rättwik in Dalarne, jünger als der Porphyr von Elfdalen seyen, scheint noch einer genaueren Prüfung zu bedürfen. Sollte dieses Verhältniß das richtige seyn, dann wären freylich die Elfdal'schen Porphyre älter als die im südlichen Norwegen, welches auch die Ansicht unsers Verfassers ist, zu welcher aber Refer. für jetzt sich nicht bekennen kann. (Vergl. Skandinavische Reise V. 211.)

Eine zweyte Abtheilung des ersten Heftes enthält Beobachtungen über die physicalische

Beschaffenheit von Jemtland und einigen anderen, unter dem 63sten Breitengrade liegenden, theils zu Schweden, theils zu Norwegen gehörenden Gegenden, die Hr. Hisinger auf einer im J. 1818 unternommenen Reise von Sundswall nach Drontheim sammelte. Gneus, der im Skandinavischen Norden als herrschende Gebirgsart erscheint, zeigt sich vom Bottnischen Meerbusen bis zum Storsjö in Jemtland. In dieser Erstreckung erhebt er sich hie und da auf 1200 bis 1500 Fuß über dem Meere. Nächst dem kömmt Glimmerschiefer in großer Verbreitung vor, vom Areskutfjell über den Gebirgsrücken der Kjölen hinab, zur Küste gegen Drontheim. Der reinere, doch zuweilen Hornblende führende Glimmerschiefer, erhebt sich am Areskutan bis zu 4400 Fuß über dem Meere. Gegen Westen lehnt sich daran ein jüngerer, oft talk- oder chloritartiger, mit häufigen Einmengungen von Hornblende und Granat. Gegen das Meer gehet der Glimmerschiefer allmälig in Thonschiefer über. Diese Folge von Lagern hat ein westliches Haupteinfallen; an der Küste zeigt sich aber ein entgegengesetztes. Mehr ausgebreitet ist der Thonschiefer in Jemtland, vom Fuße des Areskutan und Mullfjell gegen Osten; mit gleichem westlichen Einfallen, wie der Glimmerschiefer in jenen Höhen. Er ziehet sich unter die, in mehrerer Tiefe ausgebreiteten Glieder des Uebergangsgebirges. Grauwacke fand Hr. Hisinger in Stördalen. Die Hauptmasse des Uebergangsgebirges, welches in einem, von höheren Gebirgen eingeschlossenen Kessel abgelagert ist, bestehet aus Sandstein, Thon- und Alaunschiefer und besonders aus Kalkstein. Es zeichnet sich besonders eine schwarze Abänderung mit weißen Kalkspathadern aus, die einer Varietät des Uebergangskalksteins der oberen Apenninen gleicht. Das oberste,

schwärzgraue Lager ruhet auf einem grauen und rothbraunen Kalkstein, dem von Tomarp und Fogelsång in Schonen änlich.

Was die Vegetationsgränzen betrifft, so fand Herr Hisinger: daß zwischen dem 63sten und 64sten Breitengrade, an der Westseite des Fjellrückens, die Kiefer bey 1825, die Fichte, bey 1800 aufhört; wogegen an der Ostseite die obere Birkengränze bey 2480, und die obere Fichtengränze bey 2200 Fuß über dem Meere eintrifft. Diese auffallende Verschiedenheit erklärt sich genügend aus einem localen Verhältnisse, indem die Westseite des Fjellrückens, den rauhen West- und Nordwinden frey gestellt, die Ostseite aber dagegen geschützt ist.

Zweytes Heft. — Die früheren Reisen des Hrn. Hisinger hatten den zwischen 62° 15' und 63° liegenden Theil der Gebirgskette, welche Schweden und Norwegen trennt, nicht berührt. Um diese Lücke auszufüllen, unternahm der eifrige Naturforscher im J. 1819 eine Reise durch Herjedalen nach Röraas in Norwegen. In der ersten Abtheilung dieses Heftes beschreibt er dieselbe. Auch theilt er einige Nachrichten über das Kupferbergwerk zu Röraas mit; so wie über mehrere von hier aus unternommene Excursionen nach Tönset, nach den Tronfjell, dessen Höhe er zu 5265 Fuß bestimmte; nach dem Syllfjell, dessen höchste Spitze nach seinen Barometermessungen, 5460 Par. Fuß über dem Meere liegt. Die Schneegränze würde nach anderen Beobachtungen an jenen, unter dem 63sten Breitengrade liegenden Höhen, bey etwa 4950 Fuß über dem Meere eintreffen müssen, und daher die Gipfel beider Fjelle etwas über dieselbe empor ragen. Demungeachtet fand Hr. Hisinger auf denselben im Monath August keine zusammenhängende Schneemassen, welches er bey dem Syllfjell hauptsächlich der spä-

tzigen Form und bey dem Tronfjell, der gegen die Seewinde geschützten Lage und geringen Ausbreitung zuschreibt. Die obere Birkengränze fand er am Syllfjell an der Südseite, bey 2700; am Tronfjell, an der Ostseite, bey 2860 Fuß; die am höchsten stehenden Fichten, welche am Tronfjell 160 Fuß weiter hinauf als die Kiefer sich verbreiten, bey 2500 Fuß über dem Meere.

Ein zweyter Abschnitt enthält Bemerkungen über die wahrgenommenen Gebirgsarten und ihre Verhältnisse. In Gestrikland, Gneus. Dieselbe Gebirgsart begleitet in verschiedenen Abänderungen den Ljusnaelf. Bey Linfäll, Granit. Bey Långås, an der linken Seite des Ljusnaelfs, Felsen von körnigem Quarzfels, der vermuthlich mit dem von Särna und Idre zusammenhängt. Am Ulfberge Grauwackenschiefer; darüber, grobkörnige Grauwacke. Nördlich von Långås, Kieselschiefer. Eine halbe Meile von Rånån, körniger Quarz mit Porphyreinlagerungen. Auf dem Wege von Mittåbron nach Ljusnedal, Syenit, der wahrscheinlich auf dem Quarzfels ruhet. Wenn man von Ljusnedals-Hütte zu den nächsten Fjellhöhen hinan steigt, so findet man zu unterst Glimmerschiefer, worin Quarz oft die Oberhand hat. Auf demselben liegt ein beynahe dichter Grünstein, der aber wahrscheinlich nur ein dem Glimmerschiefer untergeordnetes Lager bildet. Höher hinauf trifft man einen dünnschiefrigen Gneus, der beynahe ein porphyrartiges Ansehen annimmt. Darüber, gemeiner Glimmerschiefer. Jener Gneus ist mithin auch nur als eine Lagermasse im Glimmerschiefer zu betrachten. Darüber Quarzfels und grobkörniger Grünstein, oder vielleicht richtiger, Syenit. Die Magneteisenstein- und Kupferkies-Lager von Ljusnedal, von denen gegenwärtig

nur jene für den Betrieb eines Hohofens bebauet werden, gehören dem Glimmerschiefer an. Am Tennäskammen und Funnesdalsberge, Chlorit- und Quarzschiefer. Letztere Gebirgsart, welche Feldspath aufnimmt, kömmt auch am Vigelsfjell vor. Am Abhange gegen Feragens Thal, die Fortsetzung der Uebergangsgebirgs-Lager am Fämundsee: Grauwacke und Conglomerat. Dreyviertel Meile nördlich von Feragen, tritt Urgebirge darunter hervor. Am Storvolasfjell, Glimmerschiefer mit Kupferkieslagern. Der Glimmerschiefer verbreitet sich weiter über Röraas hinaus. Der Gipfel des Tronfjells, der zu den höchsten Gebirgsspitzen im Skandinavischen Norden gehört, besteht aus Serpentin, worin hin und wieder Bronzit und Diallag sichtbar sind. Wahrscheinlich bildet aber dieses Gestein, so wie der Chromeisenstein enthaltende Serpentin von Faasteenen Lager im Glimmerschiefer. Am nördlichen Fuße des Tronfjell, Graphit im Glimmerschiefer.

Drittes Heft. — Die hier mitgetheilten Bemerkungen wurden auf zwey Reisen in Norwegen, in den Jahren 1821 und 1822 gesammelt, deren Hauptzweck die Untersuchung von Gudbrandsdalen, vom Dovrefjeld und Snöhättan war. Den Verfasser begleitete Herr P. F. Wahlberg, der auch die ausführlicheren botanischen Bemerkungen in diesem Hefte geliefert hat.

Der erste Abschnitt enthält Nachrichten über die in Schweden bis Kongswinger durchreisten Gegenden. Auf den Eisengruben zu Nordmarken unweit Philipstad in Wermeland, fand Hr. Hisinger Apophyllit, Axinit und den sehr seltenen Pyrosmalith, den Referent dort vergebens suchte, theils in der gewöhnlichen, bekannten, theils von schwarzgrüner Farbe. — Der

zweyte Abschnitt berichtet über die Reise von Kongswinger nach Christiania und Holmestrand. Die geognostischen Bemerkungen des Verfassers, bestätigen die früher von dem Herrn von Buch und dem Referenten mitgetheilten Beobachtungen und liefern hin und wieder Ergänzungen derselben. Die Versteinerungen, welche in dem Uebergangskalkstein der Gegend von Christiania sich finden, sind größten Theils dieselben, welche auf Gottland nach den Bestimmungen Wahlenberg's darin vorkommen, nehmlich: Encrinites gotlandicus; Madreporites turbinatus, favosus und stellaris; Tubiporites Catenularia; Anomites Plicatella, reticularis und Pecten; Turbinites bicarinatus. Zwischen Asker und Giellebeck fanden sich in einem Kiesel-Kalkstein: Entomostracites punctatus, Anomites Pecten und Stielstücke von Encriniten. Der Verf. wirft die Frage auf: ob die bisher für Glieder des Norwegischen Uebergangsgebirges angesprochenen Porphyre, Syenite, Granite, Basalte, Mandelgesteine, nicht vielleicht mit mehrerem Rechte den vulkanisch gehobenen Massen beyzuzählen seyn dürften? Nach der jetzt so sehr beliebten Erweiterung des vulkanischen Gebietes, wird die bescheiden geäußerte Idee unsers Verfassers, vielleicht von Manchen ohne weitere Untersuchung, als ausgemachte Wahrheit angenommen werden. Referent erlaubt sich für jetzt gar kein Urtheil darüber; hält aber dafür, daß jene, auch schon von Anderen aufgeworfene Frage, Berücksichtigung und sorgfältige Prüfung verdiene.

Der dritte Abschnitt enthält Bemerkungen über die Gegenden zwischen Christiania und Bang am Midsen; der vierte, über die Strecke von Bang bis Dovrefjeld. Den Snöhätten, den Montblanc Norwegens, bestieg der Verf. zwey Mal und bestimmte seine Höhe baro-

meterisch zu 7100 Par. Fuß über dem Meere; welche Messung mit der von dem Herrn Doctor Naumann angestellten, sehr gut stimmt. Den Fuß fand Hr. Hisinger von kleineren und größeren Schneefeldern bedeckt. Die Gränze des beständigen Schnees trifft dort unter 62° 16′ N. B. bey 6046 Fuß ein. Die Kiefer ist im oberen Gudbrandsdalen der allgemeinste Baum, anfangs in Vermengung mit der Fichte. Die obere Kiefergränze fand der Verf. am Dovrefjeld, auf der südlichen Seite, bey 2820, auf der nördlichen, bey 2515 Fuß; die obere Birkengränze unter 62° — 62½°, N. B. etwa bey 3250 Fuß. Gerste ist in Gudbrandsdalen die allgemeinste Fruchtart. Die letzten Rockenäcker sind bey Laurgaard, unter 61° 48′ N. B. ungefähr 1000 Fuß über dem Meere. Vom Uebergangskalkstein und Thonschiefer in Hedemarken kommt man zur Grauwacke, zum Urthonschiefer, Quarz, Gneus und endlich zum Glimmerschiefer am Dovrefjeld. Das Streichen der Gebirgsschichten ist im Allgemeinen von Morgen nach Abend, der Haupterstreckung jenes Gebirgsrückens entsprechend, dessen Richtung, gleich dem Streichen seiner Schichten, von der Hauptrichtung abweicht, welche im Allgemeinen dem Inneren und Aeußeren des Norwegischen Urgebirges eigen ist. Die Schichten fallen von den Uebergangsgebirgslagern Hedemarkens, bis Tofte am Fuße des Dovrefjelds, nördlich ein. Hier nehmen sie dagegen eine aufgerichtete Stellung an und dann weiter am ganzen Gebirgsrücken, ein entgegengesetztes Einfallen gegen Süden. Diese fächerförmige Stellung — die nicht wohl zu erklären ist, wenn man mit dem Verfasser und anderen Geologen von der Ansicht ausgehet, daß die Gebirgsschichten früher eine horizontale Lage hatten, aus welcher sie durch Hebungen in ihre gegenwärtige Stellung ge-

rückt wurden — zeigt sich in Gebirgsprofilen nicht gar selten; und zu dem von dem Verfasser beschriebenen Schichtenbau jenes Nordischen Gebirges, finden sich u. A. in mehreren Durchschnitten der südlichen Alpen, sehr ähnliche Gegenstücke. —

Der Werth dieses schätzbaren Werkes wird durch einige Profilzeichnungen, Gebirgsdurchschnitte, Gebirgsansichten und eine petrographische Charte — auf welcher die Verbreitungen der Gebirgsarten nur so weit, als sie der Verfasser selbst beobachtete, durch Farben angedeutet sind — erhöhet. Die Barometerbeobachtungen sind als Belege für die danach berechneten Höhen, in besonderen Tabellen zusammen gestellt. — Referent schließt diese Anzeige mit dem herzlichen Wunsche, daß dem verdienstvollen Verfasser lange Gesundheit und Kräfte bleiben mögen, um die mit großen Anstrengungen verknüpften Untersuchungen der Skandinavischen Gebirge noch weiter fortsetzen zu können!

London.

Gedruckt bey Longman, Hurst ꝛc.: The present state of England in regard to agriculture, trade and finance; with a comparison of the prospects of England and France, by Joseph Lowe Esq. second edition, with various additions and emendations. S. XXVIII. 418 und Appendix S. 106. 1823. in Octav.

Leipzig.

Bey Brockhaus: England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaues, des Handels und der Finanzen betrachtet von Joseph Lowe Esqu. Nach dem Englischen bearbeitet und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen vom Staatsrathe und Ritter Dr. L. H. von Jakob, Professor der Staatswissenschaften in Halle. S. XVI u. 576. 1823. in 8.

Diese Schrift enthält manches Belehrende, sie ist durch nicht gemeine Kenntniß des Brittischen Volks- und Staats-Haushaltes, besonders durch genaue Untersuchungen über die Ursachen des Steigens und Fallens der Preise der Güter in England in der letztern Zeit ausgezeichnet, sie rührt von einem Verfasser her, der durch ähnliche Aufsätze bereits bekannt ist. Zugleich darf jedoch nicht unbemerkt bleiben, daß Herr L. Manches als ganz neu und unbekannt empfiehlt, worüber die Unterrichteten bereits längst einverstanden waren, daß er Anderes in Zahlen angibt und durch sie beweisen will, was sich also nicht berechnen noch beweisen läßt, und daß er einige Vorschläge macht, die theils unausführbar, theils, was ihr Gelingen betrifft, sehr zweifelhaft sind. Dieß allgemeine Urtheil muß, in so weit es der Raum hier verstattet, gerechtfertigt werden. Aus dem Inhalte der elf Kapitel, in welche das Ganze eingetheilt ist, und denen mit Ausnahme des ersten, zehn Anhänge (S. 1-105.) beygefügt sind, gedenkt der Rec. das Wesentlichste auszuheben und zu deren Prüfung einige Sätze, mehr erlaubt der Raum nicht, beyzufügen.

Nach einer kurzen Uebersicht der Kriegsbegebenheiten von dem Jahre 1793 an, bemüht sich der Verf. im zweyten Kapitel zu beweisen, wie irrig es sey, in dem mehr oder weniger in dieser Zeit von England ausschließend betriebenen Handel mit Andern, in der Erwerbung der fernen Anpflanzungen und in dem Vorherrschen auf allen Meeren, die Ursachen zu finden, wodurch die Regierung in den Stand gesetzt ward, solche, alle frühern so sehr übertreffenden, Anstrengungen zu machen; denn der Handel mit dem Auslande sey während des Kriegs beschränkter als zuvor und nachher gewesen. In dem durch die Regierung vermittelst Anleihen bewirkten im Voraus Verzehren sey diese große Volksthätigkeit vielmehr zu suchen, und diese

habe wieder die Möglichkeit grösserer Abgaben begründet. Der Verfasser erhärtet diese Behauptung ganz befriedigend, er ist indeß weit entfernt, solches im Voraus Verthun, unbekümmert um die Nachkommen, zu rechtfertigen, und Schein für Wahrheit zu nehmen. Erläutern will er nur, wie beym Frieden, von welchem man goldene Früchte erwartete, so Viele sich getäuscht sahen, während nun, durch den beschränkten öffentlichen Aufwand, weniger Arbeit begehrt ward, die Gewinnste fielen, die wirklichen Preise herabgingen. Aber ist diese Behauptung denn etwas so Unerhörtes, hat nicht die Partey der Minister und nahmentlich Lord Castlereagh selbst, dessen Andenken jetzt wenig geehrt scheint, und dessen, wenn auch geringes Verdienst man nun ganz verkennt, stets von dem Uebel des Uebergangs vom Kriege zum Frieden gesprochen? Der Uebergang vom Frieden zum Krieg riß im Jahre 1793 Viele darnieder, die damahls entstandenen Verlegenheiten sind unvergessen; bey Weitem grösser aber mußten die nachtheiligen Folgen bey dem letzten Uebergange werden, da so außerordentliche öffentliche Ausgaben die Volksthätigkeit auf die Bildung von Gegenständen geleitet hatte, die nachher keinen Absatz mehr fanden. Des Verf. Verdienst ist eigentlich, die Wahrheit der Behauptung im Einzeln, mehr denn bisher geschehen war, nachzuweisen. Dabey aber scheint es, daß er dem Besitze in fremden Welttheilen, der Herrschaft auf den Meeren, und dem Verkehr mit dem Auslande doch einen gar zu geringen Werth beylege, wie gewiß es auch ist, daß, nach der schon längst angenommenen Behauptung Ad. Smith's, bey einem großen gewerbthätigen Volke, wie bey den Britten, der innere Verkehr ohne Vergleich wichtiger und des Volks Wohlstand fördernder sey, als der mit dem Auslande, diesen selbst

in der großen Ausdehnung angenommen, wie er von den Britten betrieben wird.

Bey dem Steigen der Preise der Güter in England, während des Kriegs (Kap. 3.), wird die scheinbare von der wirklichen, die zufällige von der bleibenden Erhöhung mit vieler Einsicht geschieden, wenn auch im Einzelnen der Unterschied nicht immer ganz genau anzugeben seyn mag; aber der Leser wird doch auf die verschiedenen Ursachen aufmerksam gemacht und vor Einseitigkeit bewahrt. Außer der Entwerthung der Bank-Noten, wird das wirkliche Steigen des Arbeitslohns bey der Anwendung so vieler Arbeiter zu Kriegszwecken, die Unzulänglichkeit der ländlichen Erzeugnisse, vollends bey mäßigen oder mißrathenen Ernten, verbunden mit dem Zunehmen der Bevölkerung, es werden die höhern Steuern und die größern Schwierigkeiten und dadurch vermehrten Kosten der Herbeyschaffung der Bedürfnisse vom Auslande erwähnt.

Eben so unterrichtend wird man das folgende vierte Kapitel über das Sinken des Werths der Bank-Noten im Innern und im Auslande, oder den nachtheiligen Wechsellauf finden. Die mit so vieler Leidenschaft in und außer dem Parlamente, von den Anhängern und Gegnern der Bank verhandelten Fragen, besonders in Bezug auf das Ausgeben eines Uebermaßes der Bank-Noten (Over-issue) werden vom Verf. mit so vieler Einsicht beantwortet, daß er Unbefangene gewinnen wird, deren Zahl sich in der letzten Zeit, in dieser Beziehung wohl vermehrt hat. Die durch den Krieg belebte Thätigkeit, das durch denselben vermehrte Steigen der Preise u. a. habe schon, sagt unser Verf., eine größere Ausgabe der Banknoten nöthig gemacht, die allgemeine Verlegenheit durch die Beschränkung derselben vor dem Februar 1797 war daraus leicht erklärlich. L. unterscheidet dann

mit Recht zwischen der depreciation of Bank-paper und der dimintion of money generally. Daß unser Verf. nicht für die Aufhebung der Verbindlichkeit der Bank von England ist, ihre Noten gegen baares Geld umzusetzen, versteht sich. Er übersieht nicht, daß, Alles in Anschlag gebracht, seit dem Gesetz ein Uebermaß entstanden sey, unter Andern durch die Leichtigkeit, womit man auch unsichere Papiere nun in Noten discontirte, und unsichern Leuten Vorschüsse gab. Die Verlegenheit des Landes vor jenem Gesetze durch mißrathene Ernten und die Zahlung der Hülfsgelder nach dem Auslande, wird eben so befriedigend dargethan, als die Ursachen entwickelt, weßhalb dadurch die Verlegenheit gehoben ward und in dem nächsten Jahrzehend, seit dem J. 1797, die Banknoten nicht dauernd und bedeutend unter ihren Nennwerth fielen. Künstlich und erzwungen, wie die große Ausdehnung der Gewerbe war, blieb auch dieß Hülfsmittel in der Verlegenheit; die spätere Verwirrung alles Vermögens, die nun im Frieden eintrat, überwog, der Rec. gibt es gern zu, alle daraus hervorgehenden Vortheile in jener frühern Zeit. Ob, wenn damahls das verzweifelte Mittel nicht gewählt worden, man nicht später dennoch dazu genöthigt geworden seyn würde, läßt der Verf. unbeantwortet. Sollten einmahl so unnatürliche Anstrengungen gemacht werden, so ward zwar jene Maßregel nicht nothwendig, aber andere auch sehr drückende oder nicht zu empfehlende, waren kaum zu umgehen. Die größeren an dem Kampfe theilnehmenden Mächte auf dem festen Lande, griffen zu einem Papiergelde, das noch viel verderblicher war, und bedienten sich dessen in einem größern Umfange als die Britten mit ihren Banknoten thaten. Das Sinken der Preise der ländlichen Producte ist auch bey uns nachtheilig genug verspürt worden, die Uebergänge haben wir auch gefühlt,

obwohl diese nicht in dem Maße aus verschiedenen Gründen; denn Vieles, was voraus ging, war anders.

Im 5. Kap. über den Ackerbau, die Kornpreise und die Gesetze den Getreidehandel betreffend, findet man Alles gut zusammengetragen und dargestellt. Wie sehr die Zeitpächter mehr noch als die Grundeigenthümer durch das unerhörte Steigen der Getreide-Preise gewannen, und durch das Fallen nach dem Frieden und nach der vorübergehenden mißrathenen Ernte der Jahre 1816 und 1817 einbüßten, ist Jedem einleuchtend; die ihnen gewährte Hülfe durch Nachlaß von Seiten der Grundbesitzer an der Pacht ist allgemein rühmlich bekannt. Richtig wird bemerkt, daß die Pächter auch dadurch noch besonders litten, daß der durch die künstliche Vermehrung der Ausgaben, scheinbar und wirklich erhöhte Tagelohn, den niedrigen und billigen Satz, wie gewöhnlich in solchen Fällen, nicht sofort erreichte. Wegen der bestehenden Armensteuer und des Zehenten in England ist unser Verf. für eine sogenannte protecting duty für den Brittischen Landwirth, er wünscht die Aufhebung oder doch die Veränderung jener Abgaben, und erklärt sich dann für einen freyen Handel mit dem Auslande, empfiehlt auch, daß man jetzt, wie er in einem Zusatze zu dieser zweyten Ausgabe sagt, schon beym Preise des Quarters Weitzen in England zu 60 Sh. den fremden zulassen solle. Er hofft die Erfüllung dieser und ähnlicher Wünsche von den jetzigen Ministern, die ihre Grundsätze über Freyheit des Handels u. s. so laut ausgesprochen haben. In der That ist von dieser Seite Vieles zu hoffen, doch ist bey aller Erklärung der größern Freyheit des Handels bis jetzt in Bezug auf die Erleichterung der Korneinfuhr in England Nichts geschehen.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 10. Julius 1824.

London und Leipzig.

Beschluß der Anzeige von Lowe's Werk über den gegenwärtigen Zustand von England.

Die neueste Begünstigung der Einfuhr der rohen Seide und Seidenwaaren nach England ist für den Nord-Osten Europas, von keinem Werthe, für ihn ist die Erleichterung der Abgabe bey der Einfuhr der Wolle, die angetragene Gleichstellung in den Schiffahrts-Abgaben bedeutender; aber die erleichterte Getreideeinfuhr würde von einer weit größern Wichtigkeit für diesen Theil seyn, wenn hier der alte Markt für Brittische verarbeitete Stoffe wieder ganz und dauernd hergestellt werden sollte, für beide Theile welches ersprießlich seyn würde. Im entgegengesetzten Falle steht zu besorgen, daß die Sperre für Brittische verarbeitete Stoffe nur immer weiter getrieben werden würde, und ohnehin bleibt die Frage, ob, bey der bewilligten Freyheit der Getreide-Einfuhr von der andern Seite, die Zulassung Brittischer Güter in der Maße, wie man es wünscht und wie es früher geschah, würde verstattet werden.

Wegen der Armensteuer (Kap. 6.) die, während des Kriegs in den Jahren 1813 und 1814 zu einer bisher unbekannten Höhe von mehr denn acht Mill. Pf. gestiegen war, wird bemerkt, daß Schein von Wahrheit auch hier zu scheiden sey. Bedenkt man die Zunahme der Bevölkerung und damit auch die der Zahl der Armen, den hohen Preis der Lebensmittel, den gesunkenen Werth des üblichen Geldes, und daß die Abgabe guten Theils durch Ausartung nur ein versteckter Arbeitslohn ist; so verschwindet das Entsetzliche. Scheinbar und wirklich ist ihre Größe im Abnehmen, unser Verf. glaubt ihren Betrag für das Jahr 1823 auf weniger denn sechs Mill. Pf. annehmen zu können, und er glaubt, daß eine bessere Vertheilung und Verwaltung derselben, so wie deren theilweise oder gänzliche Aufhebung, zu hoffen sey.

In Bezug auf die Bevölkerung (Kap. 7.) ist Lowe ein entschiedener Gegner des Hrn. Malthus, dessen Uebertreibungen man sich nicht geneigt fühlen mag zu vertheidigen, ohne jedoch in den hier wieder vorgetragenen, obwohl in etwas beschränkten oder gemilderten Grundsatz einzustimmen: größte Bevölkerung größter Reichthum. Man kann unter einigen Voraussetzungen zugeben, daß eine dauernd zunehmende Bevölkerung, in einem Lande, wo die größere Zahl Menschen, so wie zuvor die geringere, dieselben Mittel zu ihrer Erhaltung eben so leicht und dauernd findet, auch auf ein wahres Zunehmen des Volkswohlstandes schließen lasse; dabey kann aber eben so wenig geläugnet werden, daß sich die Volkszahl doch stets nach den Mitteln sie zu erhalten, nach deren Vertheilung unter die Einzelnen u. s. richten werde: daß aber, wenn die Volkszahl dieser Vermehrung oder besseren Vertheilung der Güter vorauseile, nur Elend daraus hervorgehen werde, daß es nicht die vermehrte Bevölkerung an sich ist, sondern die zweckmäßige Ver-

wendung derselben, welche den Wohlstand fördert. Es hat noch Niemand bezweifelt, daß nicht eine sehr viel größere Anzahl Menschen eben so gut als jetzt in Europa würde leben können, wenn der Boden so vollkommen benutzt wäre, als er es seyn könnte, und wenn alle Mittel angewandt würden, Kunstfleiß und Handel so auszudehnen, als es möglich wäre; allein ist jener Satz: größte Bevölkerung, größter Reichthum, nicht eine Verwechselung der Wirkung mit der Ursache und sollte er nicht umgekehrt lauten? Ist die Vermehrung der Lazzaroni und ähnlicher, die aus Unbesorgniß für die Zukunft entsteht, ein Segen, und sind viele Theile Italiens, die eine verhältnißmäßig viel größere Bevölkerung haben als England, so wohlhabend als dieses? Die Thätigkeit und die verständige Anwendung der Kräfte vermehren die Mittel der Unterhaltung, die Zunahme der Bevölkerung ergibt sich dann von selbst. In andern Ländern ist es wohl erinnerlich, zu welchen verderblichen, alle Freyheit beschränkenden und unsittlichen Maßregeln jener unglückliche Satz geführt hat?

Die Berechnung des Volks-Einkommens und Capitals (Kap. 8.) geschieht mit und nach Zahlen; diesem Verfahren kann der Rec. nicht folgen, es ist gar kein Werth darauf zu legen. Ricardo's Schätzung, nach andern in die Sinne fallenden Erscheinungen (S. 276. R.'s polit. economy 2d ed. p. 170.) die Vermehrung des Volkswohlstandes zu beurtheilen, obwohl unvollkommen, ist doch viel empfehlenswerther, als die aus der Luft gegriffenen Zahlen, oder aus so unvollkommenen Angaben entlehnt, wie die, welche der Eigenthums- oder Einkommensteuer zum Grunde liegen, oder aus den noch unsichereren, hier willkürlich geänderten Zahlenreihen, in Colquhoun's Werk. Nach Zahlen ist der Gegenstand nie zu berechnen, Vieles und das Wichtigste, des Menschen geistige Kraft, kann nicht

in Zahlen gebracht werden, und Alles, was in anderer Beziehung gezählt werden kann, ist meist ganz unbefriedigend, oder nie amtlich und genau gezählt worden. Das barbarische, von Deutschland entlehnte, Wort: Statistik — wir hatten früher Staatenkunde — wird häufig nun von Engländern und Franzosen gebraucht und Zahlen besonders darunter begriffen, leichtfertig hingeworfene finden Glauben und führen zum Uebel. Nehme man Zahlen auf von Dem, was gezählt werden kann, nehme man sie auf, wenn sie die Folge einer sorgfältigen und genauen, amtlichen Zählung sind, wie von Volksmenge, Bodenfläche, urbarem und nicht urbarem Land, den Wohnungen, dem öffentlichen Einkommen, den öffentlichen Ausgaben u. A., aber man täusche nicht durch willkührlich angenommene Zahlen über Etwas, was nicht zu zählen ist, und verführe nicht zu Gesetzgebungen, die auf solchem unhaltbarem Grunde beruhen, wie man lange sie auf eben so falsche Zahlen der Ein- und Ausfuhr-Verzeichnisse glaubte gründen zu können. Was die in diesem Buche vorkommenden Zahlen betrifft, die zu billigen sind und denen man trauen kann; so hat der Rec. hier keine Auszüge geben wollen, denn sie sind aus den dem Parlemente vorgelegten Nachrichten dem Kenner nicht unbekannt, ihre hier gegebene Zusammenstellung ist verdienstlich.

Das neunte Kapitel über den Einfluß des Kriegs auf des Volkes und der Einzelnen Eigenthum, enthält Wiederhohlungen oder weitere Ausführungen des früher Erwähnten. In Bezug auf die beiden letzten Kapitel aber über den Werth des Geldes und über die Brittischen Finanzen muß der Rec. sich auf die beiden wichtigsten Puncte, die darin vorkommen, beschränken, nämlich in wie ferne dem Gelde ein festerer Tauschwerth zu verschaffen, und warum die Verminderung der Steuern in England dem Abtragen der öffentlichen Schuld vorzuziehen sey.

Es ist längst bekannt, daß man mit der gleichen Summe unveränderten Metallgeldes in verschiedenen Zeiten eine größere oder geringere, geschätztere oder minder geschätzte Zahl Güter kaufen könne; die Ursachen sind es nicht minder, weil das Metallgeld an sich sowohl als alle damit zu kaufende Güter, aus verschiedenen Gründen höher oder niedriger in verschiedenen Zeiten geschätzt werden. Es ist eben so bekannt, weßhalb langdauernde oder ewige Renten in sogenannten Naturalien oder in dem unentbehrlichsten Nahrungsmittel der Menschen, oder nach deren Geldpreisen, zufolge einer Durchschnittsberechnung, festgesetzt werden, wodurch, wie ebenfalls als bekannt vorauszusetzen ist, zwar eine Annäherung an Das, was man wünscht, keine vollkommene Erreichung der Absicht aber bewirkt wird. Ein Mittel diese vollkommener zu erreichen, schlägt unser Verf. vor, da er ohne Zweifel durch das scheinbare und wirkliche so plötzliche Steigen und Fallen der Geldpreise der Güter in seinem Vaterlande, die großen Verwirrungen im Privat- und öffentlichen Vermögen beachtete. Herr Lowe will die Bedürfnisse der Einzelnen, wie sie beym Abschluß des Uebereinkommens in den Geldpreisen stehen, festsetzen und danach die größere oder geringere Zahl gleicher Geldstücke bestimmen, welche der Berechtigte zu fordern, der Verpflichtete zu entrichten hatte. Wären die Geldpreise der gewöhnlichen Bedürfnisse des Zins- oder Renten-Empfängers z. B. zu Tausend Pf. St. berechnet, und die Rente zu gleicher Summe angenommen, um 10 vom Hundert gestiegen, oder gefallen, so würde er in jenem Falle elf, in diesem neun Hundert Pf. erhalten. Wie aber sollen die Bedürfnisse bestimmt werden, von welchem Umfange müßten solche Tafeln werden, und müßte man nicht dem Gläubiger in dem angegebenen Falle verstatten, daß er die Bedürfnisse festsetzte, wonach die Be-

rechnung zu wählen wäre, und was würde da wei- ter herauskommen? Sind nicht Viele die das Geld des Geldes wegen haben wollen, wie Ban- kiers, die es haben wollen, nicht um bey uns ihre Bedürfnisse zu befriedigen, sondern um mit dem- selben im Auslande Handel zu treiben u. s. w., und welche Tafel sollte für die öffentlichen Abga- ben und den Zins für die Schulden entworfen wer- den? Unser Verf. scheint, außer der allgemeinen Verwirrung, die durch das scheinbare und wirkli- che plötzliche Steigen und Fallen der Geld-Preise der Güter in England, besonders auch wegen der immer größer werdenden Schwierigkeit zwischen der Geistlichkeit und den Zehentpflichtigen ein beiden Theilen zuträgliches Auskunftsmittel zu finden, auf diese Gedanken gekommen zu seyn; aber schwerlich wird es allgemeinen Beyfall finden. Selbst in Bezug auf den Zehent, so lange er beybehalten wird, scheint Nichts übrig zu bleiben, um dessen Druck zu mindern, als dessen Ueberlassen in Pachtzeit an die Pflichtigen. Die Privaten, welche die verschiedene Tauschkraft des Metall-Geldes in verschiedenen Zeiten kennen und voraussehen, mögen ihre Ver- träge danach einrichten, so gut sie können und es verstehen, den Regierungen aber ziemt, die Verän- derlichkeit des Geldwerths nicht durch erzwungenes Papiergeld, welches unter den Nennwerth sinkt, noch zu vermehren. Eine plötzliche und bedeutende Veränderung in der Werthschätzung des Metall- Geldes an sich ist, selbst nach der Entdeckung von America, nicht mit einem Male eingetreten. Wo solche Veränderungen durch Papiergelder eingetreten sind, da müßte billig, und es ist thunlich, der Preis des Papiergeldes am Tage der eingetretenen Ver- bindlichkeit entscheiden; etwas dieser Art ist in an- dern Ländern geschehen, wo das Papiergeld weit tiefer als die Englischen Banknoten unter den Nennwerth allmählig oder sprungsweise gefallen

war; in England ist Nichts der Art geschehen, weil der Unterschied nicht so groß war, nicht dauernd blieb, aber zum Theil hat darin die Verlegenheit der Pächter ihren Grund, und das Volk findet sich nun mit einer größern Schuldenlast beladen, als sonst der Fall gewesen seyn würde, so wie andere höchst nachtheilige Folgen daraus hervorgingen.

Die Empfehlung die Abgaben zu vermindern und dagegen jährlich lieber kleine Anleihen zu machen, in so fern nicht durch größere Sparsamkeit die Ausgaben herabgebracht werden könnten, beabsichtigt vornehmlich, die Thätigkeit des Volks durch deren Erleichterung zu vermehren und durch das Herabgehen der hohen Preise der Brittischen Güter zu bewirken, daß sie auf fremden Märkten die Mitwerbenden verdrängen könnten.

Aller Orten herrscht die Mode, auch im Politischen nahmentlich was die Tilgung der Schulden betrifft. Es ist vielleicht noch erinnerlich, welche begeisterte Hoffnungen bey Errichtung des sinking fund durch Pitt, und der Anwendung der Lehre des Dr. Price in Bezug auf die Vermehrung des Stamms durch Zins von Zins u. s. zur baldigen Tilgung darauf gegründet wurden. Zuerst fing die Hoffnung an zu wanken, als man immer mehr neue Schulden machte als das Einkommen des Tilgungsfonds hinwegzunehmen im Stande war, bald fehlte es nicht an Tadel und Spott; als man aber vollends durch die großen öffentlichen Lasten genöthigt ward, die jährlich zur Tilgung der Schuld nach den verschiedenen Gesetzen bestimmte Summen zu beschränken, endlich aber, um nicht eine Vermehrung der Abgaben zu veranlassen, das Verbliebene größten Theils zur Befriedigung der laufenden Bedürfnisse zu verwenden, und dieß zuerst versteckt that, dann deutlich aussprach; so war es wenigstens um die schnelle Erfüllung der frühern Hoff-

nungen geschehen. Dieß Alles war wohl voraus zu sehen, aber die schnöde Behandlung eines jeden Tilgungsfonds, die nun bey Vielen aufkam, war doch kaum zu erwarten, und der Vorschlag des Verf. den er mit Anderen theilt, wie die letzten Parlaments-Sitzungen zeigen, ist doch neu. Bey einer Verminderung der Abgaben würde der Wohlstand des Brittischen Volks zunehmen, man gibt es gern zu; wenigern Werth würde der Rec darauf legen, daß die Britten dadurch in den Stand gesetzt würden, ihre Mitwerber auf fremden Märkten zu vertreiben. Heißt das nicht dem auswärtigen Handel, den Lowe doch zu Anfang so gering machte, einen zu großen Werth beylegen? England hat in Manchem natürliche Vorzüge über seine Mitwerber; wie sehr müßten die Abgaben herabgesetzt werden, um den Nord Americ. V. St in dieser Hinsicht gleich zu kommen? Zugleich ist die frey verstattete Mitwerbung in Europa ungewiß, wie sehr auch die Abgaben herabgesetzt werden möchten. Nicht zu übersehen ist, daß durch größere Umsicht beym Aufwande gewiß noch mehr, als bisher geschehen ist, gespart werden könne, daraus wird eine Verminderung der Abgaben entstehen, mehr noch durch den geringern Zinsfuß für die Schuld, und immer mehr, je länger die Friedenszeit dauern wird. Das wahre God send, um mit dem Minister Robinson zu reden, ist nicht die Oestreichische Zahlung, sondern die Eröffnung und vielleicht größere Ausdehnung des Markts im südlichen America. Es ist sonderbar und hätte der Rec. nicht erwartet, hier als Grund für die jährlich in England zu machenden Anleihen auch den angeführt zu sehen, daß dadurch die Capitale im Lande würden geblieben seyn, die nun bey der Theilnahme an fremden Anleihen außer Landes gingen. Was aber damit anfangen, wenn man im Innern keine gewinnbringende Privatanwendung da für findet? Die

Inhaber ziehen den Zins und können, wenn die Anwendung sich in England erweitert, sofort ihre Capitalien dazu benutzen. Wir können annehmen, daß die Brittische Schuld nie ganz werde abgetragen werden, vergessen dürfen wir aber nicht, daß außerordentliche Bedürfnisse, deren Vermehrung wieder herbeyführen werden, daß schon bey der großen vorhandenen Last im Brittischen Parlamente bereits ungescheut die Rede von einem Bankerott vor einigen Jahren war. Die Schuld muß in guten Zeiten vermindert werden, um nicht in schlimmen Mangel an Vertrauen zu finden. Bey der letzten Vermehrung der Schuld konnte der von Pitt beabsichtigte Entwurf nicht beybehalten werden, denn das Volk würde unter der Last der Abgaben bis zur Erreichung des Ziels haben erliegen müssen. Aber durch die Verminderung der Steuerlast vermittelst einer größern Sparsamkeit, durch die von den Gläubigern eingegangene Verminderung des Zinsfußes, verbunden mit einem Schulden = Tilgungsstamme jährlich von 5 Mill. Pf. St. nebst den damit verbundenen Gesetzen, wie sie das jetzige Ministerium durchgesetzt hat, werden beide Zwecke erreicht und ihre Erreichung ist gleich wünschenswerth. Der Verf. spricht oft sehr scharf über den Mangel an theoretischen Kenntnissen der Brittischen Machthaber, und erhebt sich auf ihre Kosten. Die überstandene Zeit war eine schreckliche Zeit, es galt um Englands Daseyn, Vieles ist aus Noth geschehen, was tadelnswerth bleibt; aber bey allem Tadel ist dem Rec. kein ähnlicher lange schon bestehender Verein bekannt, der dem Brittischen Parlamente zu vergleichen wäre, in welchem sich dauernd so viel gesunder Verstand, so große freye und edle Gesinnung erhalten haben; durch leere Theorien hat es sich nicht leicht irre führen lassen, die

beiden letzten Vorschläge Lowe's sind aber von einseitiger Theorie ganz und gar nicht frey.

Was die Deutsche Bearbeitung betrifft, so hat sich ihr Verf., wie er auch in der Zueignung sagt, große Freyheiten erlaubt, Manches, was ihm überflüssig schien, ist weggelassen, die Ordnung verändert worden. Wenn der Leser bey Vergleichung derselben mit der Urschrift Diesem auch immer beystimmen sollte, und er wird es meistens thun, so finden sich doch so bedeutende und wesentliche Verschiedenheiten, zwischen ihr und der Deutschen Bearbeitung, über welche er nicht so leicht hinauskommen wird. Allein der Rec. vermag nicht mit Gewißheit zu sagen, in wie fern diese Herrn Str. v. J. oder Lowe beyzumessen sind; Jener hat nach der ersten Ausgabe die Bearbeitung vorgenommen, der Rec. kennt diese nicht, er hat die zweyte vor Augen. Lowe sagt aber, daß er sehr wesentliche Verbesserungen, sowohl, was die Tafeln betreffe, als auch in Bezug auf das Uebrige in dieser zweyten Ausgabe vorgenommen habe. Vielleicht hat die Verschiedenheit darin wenigstens zuweilen ihren Grund. Um ein Beyspiel anzuführen, in der Deutschen Bearbeitung wird bey Aufzählung der Ursachen, welche die Preise in England so sehr in die Höhe getrieben haben, die eine also angegeben (S. 76.): "Die Veränderung der Producte des Bodens, wegen des Zugs der Arbeit und der Capitale vom Feldbau zum Staatsdienst;" im Englischen in der zweyten Ausgabe heißt es: the insufficiency of our agricultural produce, caused partly by bad seasons, partly by the drain of labour and capital for the public service. Vielleicht ist für Veränderung zu lesen Verminderung; Druckfehler hat der Rec. nicht angezeigt gefunden, sie sind aber, vollends, was die Zahlen und Tafeln betrifft, nur leider zu häufig, oder lauten die Zahlen anders in der ersten

Ausgabe? Eine Ursache jener Steigerung der Preise ist in der Uebersetzung übergangen; sie steht in der Urschrift zweyte Ausg. S. 45: The addition to the cost of imported articles, arising from the greater expence of freight, insurance and other charges of transport. Die letzte und fünfte Ursache lautet daselbst: the depreciation of our bank paper after the year 1809; — im Deutschen: Die Aufhebung der Verbindlichkeit der Bank ihre Noten auszuwechseln, und die daraus folgende Vermehrung ihres Papiergeldes. Die S. 77. (Deutsche Ausg.) angeführten Summen über den Kriegsaufwand im J. 1794 ist 20,240,000 Pf. in der Engl. Urschrift (S. 49.) 20,247,000 und im J. 1802 dort 32,772,000, hier 32,778,000 die Zusammenzählung derselben Ausgaben, während der J. 1792-1802, beträgt nicht wie in der Uebersetzung angegeben wird 253,251,000 sondern 266,220,000; die gesammte Summe aber der Ausgaben für Heer und Flotte würde sowohl nach der in der Deutschen als in der Engl. Ausgabe für die Jahre 1792-1815 über 800 Mill. Pf. St. betragen, nicht wie es in der Deutschen heißt "Total-Summe nahe an 800 Mill." sondern wie es im Engl. S. 40. richtig lautet: Total exceeding 800,000,000, nach der Zusammenzählung der in der Deutschen Ausg. befindlichen Zahlen würden 809,479,000 und genauer nach Berichtigung der, wie es scheint ebenbemerkten beiden Druckfehler nach der Engl. Ausgabe 809,485,000 Pf. St. herauskommen. So findet man S. 23. in der zweyten Engl. Ausgabe, die durch Anleihen aufgebrachten Summen im J. 1797 zu 32,500,000 in der Bearbeitung (S. 23.) zu 32,000,000 angegeben, und die Ausgabe an die Armen 1810 nach der Deutschen Ausgabe S. 361 zu 5,467,000 und im Jahre 1818 zu 7,990,142, dagegen in der zweyten Ausgabe der Urschrift Append. S. 58. für jene Summe 5,407,000 für diese:

7,890,143 Pf. In wie ferne diese Verschiedenheiten in der ersten Ausgabe der Urschrift begründet sind, kann der Rec. aus angeführten Gründen nicht sagen, in so fern sie aber in Druckfehlern der Deutschen liegt, wäre es zu wünschen, daß ein sorgfältiges Verzeichniß derselben, welches bey des Rec. Exemplar wenigstens fehlt, nachgeliefert würde, um der Brauchbarkeit des Buchs nicht zu schaden. Jene Beyspiele sind zufällig gewählt, sie ließen sich leicht vermehren.

Die Zusätze des Deutschen Bearbeiters betreffen vorzüglich weitere Ausführungen und eine genauere Begründung einiger Sätze des Verf., nahmentlich über die Art, wie der Aufwand im Kriege die Anstrengungen, die Thätigkeit und den Kunstfleiß im Innern fördern, in wie ferne die größern Abgaben, und der vermehrte Umlauf darauf wirke: der wesentlichste Zusatz aber, den ihr Verf. selbst für den wichtigsten hält und der es auch ist, betrifft das Gesetz, welches die Bank von England von der Verbindlichkeit ihre Noten gegen baares Geld umzuwechseln, befreyte. Zuweilen sind kürzere Anmerkungen unter den Text hinzugefügt, die, so wie jene größern Zusätze, um so belehrender für Diejenigen seyn werden, welche nicht selbst Das zu ersetzen vermögen, was Lowe nur angedeutet und nicht gehörig begründet hat. Der Rec. sieht sich hier auf den bedeutendsten Zusatz beschränkt. Herr von J. zeigt das Widerrechtliche dieses Gesetzes, und daß eben das Recht allem Andern vorausgehen müsse, und gleichwie in diesem Falle, meist, wo nicht immer, das Rechte auch das Klügere gewesen seyn würde. Die Verlegenheit der Bank kam nicht von einem Uebermaße ihrer ausgegebenen Noten her, sie verminderte deren Zahl und die Verlegenheit wuchs; in den Ankäufen fremden Korns und in der Zahlung baarer Hülfsgelder an Frankreichs Feinde lag der Grund derselben. Der Deut-

sche Herausgeber hält dafür, daß wenn die Regierung mit eigenem Aufwande, mit einem Verluste selbst von 8 vom Hundert, die Hülfsgelder im Auslande bezahlt hätte, die Bank nicht in die Verlegenheit gekommen seyn würde. Der Rec. ist ganz mit Dem, was über das Widerrechtliche dieses Verfahrens gesagt wird, einverstanden, ob aber das vorgeschlagene Mittel die Verlegenheit der Bank und des Volks ganz gehoben haben würde, da in dieser Lage, um Einiges zu erwähnen, doch auch die baaren Sendungen für das fremde Getreide und das gesteigerte Bedürfniß nach Geld bey der künstlich ausgedehnten Betriebsamkeit blieben, scheint ihm nicht hinlänglich erwiesen. Unnatürlich war diese und übertrieben, widerrechtlich und künstlich das Mittel, welches helfen sollte und zunächst half. Die Bank rechnete auf die Regierung, diese auf die Bank; jede Privatbank, die nicht so mit der Regierung verbunden und verwickelt gewesen wäre, hätte ihr Geschäft eingeschränkt, oder aufgegeben, oder hätte gebrochen. Aber die Bank von England war nur dem Nahmen nach noch eine Privatbank, und was wäre aus England nun geworden, wenn sie ihr Geschäft aufgegeben hätte? Es ist unbegreiflich, wie die vorgeschlagene Hülfe einem Manne wie Pitt hätte entgehen können, wenn sie damahls volle Rettung hätte gewähren können, denn das Verderbliche seines Mittels übersah er gewiß nicht, auch ist glaublich, daß, wenn er länger gelebt hätte, dem höchst Verderblichen seiner Maßregel, was sich recht fühlbar erst nach seinem Tode zeigte, auf irgend eine Weise früher würde begegnet worden seyn.

G. S.

Sulzbach.

Bey Seidel: Ueber die Einführung der Presbyterien und deren zeitgemäßen, allein annehmbaren

Wirkungskreis in Baiern. Eine unpartheyische Prüfung nebst manchen damit verwebten Bemerkungen über das protestantische Kirchenwesen in Baiern von Theod. Aug. Gabler, Baier. Decane, Districts-Schul-Inspector und Stadtpfarrer in Leipheim an der Donau. 1823. 88 S. kl. 8.

Eine der vernünftigsten und parteylosesten Schriften über diesen Gegenstand. Der Verf. zeigt sich als einen weisen, erfahrenen, für die Kirche und ihr wahres Interesse erwärmten Mann. Er erkennt die Sorgfalt und Liberalität der Baierschen Regierung bey der beabsichtigten Einführung der Presbyterien mit der Achtung und Dankbarkeit, welche sie in der That verdient, urtheilt aber zugleich freymüthig, uneigennützig und ohne Schmeicheley. Er unterwirft die Art und Weise, wie man in Baiern jene Einführung eingeleitet hat, einer Kritik, zeigt, wie delicat und schwierig schon die Vorbereitung sey und noch mehr die Ausführung seyn werde. Er sagt darauf seine eigene Meinung über den Werth und die Einrichtung der Presbyterien bey den evangelischen Kirchen mit Rücksicht auf Baierns Verfassung und den Geist der Zeit, beruhigt diejenige, welche von dieser Anstalt Gefahr für die Glaubens- und Gewissensfreyheit, eine unprotestantische Hierarchie und Inquisition besorgen, zeigt, daß vielmehr von einer Beschränkung der Geistlichkeit die Rede sey, warnet aber auch wider Mißgriffe und Mißbräuche. Er bemerkt, daß es auch sonst schon gewisse Arten von Presbyterien, auch wohl unter dem Namen von Kirchenvorständen, Kirchenpflegen, Kirchenconventen ic. gegeben habe und noch gebe, in Beziehung auf Baiern aber S. 22. "Wir haben überall, selbst im kleinsten Dorfe Baierns, für die Schulen eine Schulcommission, für das Armenwesen einen Armenpflegschaftsrath, so wie in rein bürgerlicher Beziehung einen Ortsvorstand mit einem Gemeindeaus-

schuß nebst Stiftungs- und Gemeindepflegern, nur die Kirche und ihre hohe Angelegenheit entbehrte bisher der gemeinschaftlichen Berathung und Leitung." Um so wichtiger und wohlthätiger muß die Einführung der Presbyterien für das Heil der evangelischen Kirchen in diesem Reiche erscheinen. Ueber die Geschichte der Presbyterien überhaupt ist nur wenig beygebracht. Richtig wird behauptet, daß unsere Presbyterien nicht mehr seyn können, was sie im apostolischen Zeitalter waren, wir setzen hinzu, was sie zu Calvins Zeit zu Genf und noch lange nachher in der reformirten Kirche waren. Wo ein feuriger Glaube an den unmittelbaren göttlichen Ursprung der christlichen Religion und Kirche, an die göttliche Seegnungen, welche von der Gemeinschaft und Freundschaft mit ihr und ihren Repräsentanten ausfließen, herrscht, da müssen natürlich solche Collegien mehr Ansehen, Kraft und Wirksamkeit gehabt haben, als jetzt. Was sie jetzt noch seyn können, bestimmt der Vf. so: Sie sind ein Institut, in welchem der Pfarrer mit einigen aus der Gemeindezahl gewählten, religiös kirchlichen und sittlichen Männern collegialisch alle kirchlichen Angelegenheiten aus Auftrag oder doch mit Zustimmung der Gemeinde berathet und zugleich nach den vom Kirchenregimente aufgestellten Grundsätzen leitet, jedoch mit der Beschränkung, daß den weltlichen Presbytern in Beziehung auf Lehre und Seelsorge nur eine allgemeine Aufsicht und Wachsamkeit zusteht, ohne deshalb den Geistlichen selbst zur Verantwortung ziehen zu können, welche derselbe nur den ihm vorgesetzten Kirchenbehörden schuldig ist, und daß die äußere kirchliche Aufsicht und Kirchenzucht nur in so weit ausgeübt werden kann, als die Gemeinde dazu Vollmacht ertheilt, und das Kirchenregiment dieselbe auf den Grund der in der allgemeinen Synode berathenen und vom Staatsoberhaupte bestätigten Gesetze als anwendbar auf-

stellt. Jede weitere Ausdehnung erklärt er für Eingriff in die persönliche Freyheit des Menschen oder in das Gebiet des Staats. Die Presbyterien will er in Verbindung mit den Diöcesan- und General-Synoden gesetzt wissen. Er schreibt ihnen drey Hauptzwecke zu: 1. das Band der kirchlichen Gesellschaft fester zu knüpfen, die einzelnen Gemeinen in Verbindung mit der Landeskirche von derselben Confession zu bringen, ein gemeinschaftliches Wirken ihrer Repräsentanten hervorzubringen, und dadurch ihre Rechte zu sichern. 2. Durch genauere Aufsicht das kirchliche und religiös-sittliche Leben bey den einzelnen Christen zu befördern; 3. über das Eigenthum und Vermögen der Kirche, die Erfüllungszwecke und das Armenwesen zu wachen. Am längsten verweilt er bey dem zweyten und schwierigsten Hauptpuncte. Er zeigt, wie die Aufsicht der Presbyterien in Ansehung der Lehre, des Cultus, der Liturgie, des Religionsunterrichts, der sittlichen Zucht, der Amtsthätigkeit des Geistlichen beschaffen seyn müßte. Unter diesen Puncten sind wiederum die beiden letzten die schwierigsten und delicatesten und was der Verf. darüber sagt, verdient vorzüglich gelesen und beherziget zu werden. Seine Erwartungen von der Wirksamkeit und dem Einfluße der Presbyterien sind nicht schwärmerisch, er kennt die damit verknüpfte Schwierigkeiten, ist aber überzeugt, daß ungemein viel Gutes durch sie geschehen könne. Er sieht wohl ein, daß es vor allen Dingen darauf ankomme, daß die Vertreter der Gemeinen, die weltlichen Presbyteri, seyen, was sie seyn sollen, daß überhaupt tüchtige Presbyterien gebildet werden und daß hier viele und große Hindernisse im Wege stehen. Allein er hofft, daß, wenn nur einmal die Presbyterial-Verfassung im Gange ist, in der Folge bey den neuen Wahlen, die immer wieder von den Gemeinden und nicht von den Presbyteris, aus rechtichen Gründen ausgehen müssen, frühere Mängel werden verbessert werden.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.
Den 12. Julius 1824.

Paris und Montpellier.

Chez Gabon et Comp.: Danger et absurdité de la Doctrine physiologique du Docteur Broussais, et observations sur le typhus de 1814, la maladie qui a regné à l'ecole de S. Cyr en 1821, et les fièvres adynamiques en général; par L. A. Lesage. 1823. 8. XLIV und 330 S.

Abgesehen von den allgemeinen Bedingungen, deren Vorhandenseyn die leichte Aufnahme und Verbreitung eines neuen Systemes in der Arzneywissenschaft gewöhnlich begünstigt, bedarf es nur einer Durchsicht der gegen den Dr. Broussais gerichteten Schriften seiner Landsleute, um zu begreifen, wie die einseitige Irritationslehre desselben, als Grundlage der gesammten Heilwissenschaft, sich einen so sichern Boden in Frankreich habe gewinnen können. Die Arbeiten von Chomel, Leroux, Larroque, Dardonville, Authenac u. A. geben, des meistentheils unwürdigen Tones, der auch als Repressalie nicht entschuldigt werden kann, nicht zu gedenken, bey der Vertheidigung der alten Lehre so auffallende Blößen, und verfehlen da-

wo sie angriffsweise verfahren, so häufig den eigentlichen Streitpunct, daß wir es zu Gunsten der französischen Medicin glauben müssen, daß die rechten Stimmführer, die ersten unter den Aerzten, schweigen, um die Gegner an eigner Ohnmacht und Armuth untergehen zu lassen. Freylich wollen wir damit dieses Verfahren keineswegs als lobenswerth darstellen, und sie mögen es vor ihrem Gewissen entscheiden, ob es die beste Weise sey, eine Theorie, welche so eindringend als zweydeutig auf die Praxis einwirkt, im eigentlichen Sinne des Wortes (und man vergesse nicht, auf wessen Kosten!) sich ausrasen zu lassen? — Der Verfasser des vorliegenden Buches, empört durch die heillose Praxis, und beleidigt durch das scharfe Absprechen der neuen Schule, hat die Waffen, welche eine zwanzigjährige Erfahrung ihm lieh, ergriffen, und gewiß nicht ohne Glück; demungeachtet dürfen wir ihn nicht von unserm eben ausgesprochenen Urtheile ausnehmen. Mit Recht hebt er manchen Widerspruch, der schon in den ersten Grundsätzen der sogenannten physiologischen Doctrin sichtbar ist, hervor, und macht namentlich bemerkbar, wie Broussais bald alle Krankheiten einer örtlichen Irritation zuschreibe, bald gewisse davon ausnehme, bald zu ihnen die Irritation wenigstens als ein wichtiges Symptom hinzugeselle, und so sich zwischen seinen wesentlichsten Aussprüchen schwankend winde; fälschlich aber beschuldigt er ihn des Brownianismus, weil er die Möglichkeit einer Entzündung bey allgemeinen, asthenischen Krankheiten, folglich wie der Verf. meint, einer asthenischen Entzündung gestatte. In diesem Sinne haben die eigentlichen Brownianer niemals von einer asthenischen Entzündung gesprochen, und wir rechnen es gegentheils dem Arzte von Val-de-Grace zum Verdienste an, daß er, wiewohl nicht zuerst, doch dringender als kaum jemand vor ihm, darauf auf-

merksam gemacht habe, wie bey einem hohen Grade allgemeiner Schwäche sich eine wahrhaft asthenische, und dann aus leicht begreiflichen Gründen oft sehr gefährliche Entzündung ausbilden könne. Vorsichtiger ist der Verf. da, wo er Beobachtung gegen Beobachtung stellt; aus mehreren einleuchtenden Beyspielen erkennen wir das Fehlerhafte der Broussais'schen, blutentziehenden Methode bey s. g. Gallenfiebern, und sehen den alten Satz: Sanguis domitor bilis, und den Nutzen des Brechmittels bestätigt. Auch stimmt Recensent ihm bey, daß die Hypothese von der Sympathie der Theile ohne reellen Nutzen für die Wissenschaft so hoch in Anschlag gebracht werde. Ist denn der Organismus nur ein Apparat von selbstständigen, unter sich fremdartigen Organen, die nur durch Nerven und Gefäße, wie durch Fäden einer Gliederpuppe, zusammen gehalten und zusammen angezogen werden? Ist dasselbe bildende Leben, welches die Theile durch Nerven und Gefäße verknüpfte, nicht noch auf gleiche Weise fortwirkend zu einem Gesammtzwecke, oder ist es nun, nachdem sie einmal gebildet sind, nothwendig an jene Mittelglieder gebunden? Aber in Krankheiten sehen wir deutlich, wie Theile mit einander conspiriren, ohne daß sie durch solche angebliche Leiter verbunden sind, oder wo diese auch existiren, bleiben sie dennoch nicht selten von dem, von Organ zu Organ überschreitenden Uebel unberührt. Ein Blick auf die Entwickelungsgeschichte des Thierreiches muß uns vor dem Misbrauch jener Hypothese, nach welcher der Organismus nur als ein subtilerer Automat erscheint, bewahren. In niedrigeren, unvollkommeneren Organismen sehen wir erst mehrere Apparate mit einander verschmolzen, dann zwar einzeln ausgebildet, aber noch räumlich neben einander liegend, welche späterhin, in den vollkommeneren Organismus räumlich weit aus einander getreten sind,

aber nun nach aufgehobenem materiellen Zusammenhange, um so inniger auf dynamische Weise zusammenwirken und zusammen leiden. Daher ist bey den höhern Thieren die organische Einheit viel vollständiger, als bey den niedrigeren obgleich die individuellere Entwickelung der Organe eine bey weitem complicirtere Differenz in jene setzt. — Mit Unrecht habe man, sagt der Verf., den Sitz des Lebensprincipes ausschließlich ins Hirn verlegt, da er vielmehr im Blute nachzusuchen sey, und somit berühren wir eine Seite des Buches, welche uns viel anziehender erschienen ist, als jene polemische, obgleich sie nach des Verf. Absicht dieser letztern durchaus untergeordnet seyn soll. Wir glauben in Deutschland eine Humoralpathologie, die sich keineswegs auf Schärfen, Fäulniß und überhaupt bloß auf die Mischungsveränderungen, denen gewiß in manchen Fällen eigenthümliche, dynamische Umstimmungen des vitalen Blutes vorhergehen, beschränkt, vorbereitet zu sehen, und finden in dem vorliegenden Buche ähnliche, vorzüglich auf Bichat's Lehre gestützte, Bestrebungen, welche freylich zunächst nur zur Widerlegung der Broussais'schen Theorie dienen sollen und, fester begründet, ihren Zweck nicht verfehlen werden, wie dieses Rec. schon früher und an einem andern Orte andeutete. Sydenhams Worte: in sanguinis massa res omnis (febris) peragitur, scheinen des Verf. Cardinalsatz zu bilden; das Fieber besteht nach ihm in einer primären, krankhaften Modification des Blutes; die Symptome des entzündlichen Characters erscheinen, indem das abnorme Blut das Herz zu übermäßiger Reaction anregt; im Faulfieber hat es seine vitalen Fähigkeiten (facultés vitales) eingebüßt, und vermag sie nicht mehr den Organen, welche ihrer zur Vollziehung ihrer Functionen bedürfen, mitzutheilen: da

her das allgemeine Daniederliegen der Kräfte, die Stockungen und Blutüberfüllungen, welche man mit Entzündung verwechselt, der übele Geruch des Athems und aller Excretionen, die Fuliginosität des Mundes, die schwarzgrünliche Farbe des Blutes, das schnelle Sterben der angesetzten Blutegel (?), die schwarzen Massen, welche ausgebrochen werden, oder bey der Section sich im Darmkanale befinden, der kleine Puls u. s. w. — Die Entzündung ist entweder primäre Krankheit oder Symptom; im ersten Falle fand eine örtliche Einwirkung von außen Statt, durch welche die festen Theile von ihrer Lebensenergie einbüßten, und daher mit den vitalen Säften in Disharmonie gesetzt wurden; in Folge derselben und durch die krankhafte Rückwirkung auf die Säfte kann sich ein Fieber ausbilden; im zweyten Falle ging die allgemeine Krankheit der Entzündung vorher, und diese entsteht dann umgekehrt durch die Einwirkung der entarteten Säfte auf die festen Theile, und ist eben so wenig hier als dort Effect einer erhöhten Lebensenergie; die Steigerung der Sensibilität eines Theiles berechtigt keineswegs immer zur Annahme einer Entzündung. Oertliche Krankheiten haben ihren Grund in den festen Theilen, allgemeine in den Säften. — Der Brand ist das Product eines krankhaften Zustandes des Blutes; in den verschiedenen möglichen Modificationen des Blutes liegt die Ursache des Krebses, der Lungenschwindsucht, der Elephantiasis, der Rhachitis, des Scorbutes, der Flechten, der Siphylis, der Scropheln, der Wassersucht, der Zellgewebsverhärtung und Gelbsucht der Neugebornen, des Diabetes, der organischen Krankheiten des Hirnes, der Gebärmutter, des Darmkanales, der Milz, der Lungen, ja selbst der Verrücktheit. — Blutentleerungen sind viel seltener angezeigt, als man glaubt;

toute espéce d'inflammation, sauf quelques exceptions, peut se guérir facilement sans saignées, S. 168; wo der Verf. Kinder am Croup verlor, hatte er sich zu sehr auf die Wirkung der Blutegel verlassen; bey weitem hülfreicher zeigten sich ihm Brechmittel und das Sulfure de potasse; eben so verdienen im Allgemeinen den Vorzug vor den Blutentleerungen die Brechmittel in der Bräune, Rose, Peritonitis, Pleuritis, Peripneumonie und Apoplexie; letztere war immer hartnäckiger, wenn der Verf., seinen Collegen zu Gefallen, mit den Brechmitteln, Blutentleerungen verband.

Rec. ist weit davon entfernt, die meisten der obigen Sätze unbedingt zu unterschreiben; er gesteht zwar, daß manche derselben durch den Zusammenhang, aus dem sie hier geschieden sind, einigermaßen beschränkt werden, doch darf man aus ihnen mit Sicherheit auf die vorherrschende Tendenz nach einem andern Extreme hin schließen. Sie mögen daher als Warnungszeichen stehen, die bey dem vielfachen Guten, welches das Buch enthält, und bey den heutigen Bestrebungen der, eine schon zu lange geduldete Einseitigkeit in der Pathologie verschmähenden, Aerzte nicht für gänzlich überflüssig gehalten werden dürfen. Wie sehr übrigens solche und ähnliche Uebertreibungen dem eigentlichen Zwecke der Streitschrift schaden, ist einleuchtend genug.

Paris.

Chez F. Schoell et G. Dufour: Voyage de Humboldt et Bonpland. Deuxième partie. Observations de zoologie et anatomie comparée I Vol. 1811 II préface 368 S. XXX planches 4.

Die Aussicht auf die weitere Fortsetzung und Vollendung dieses Theils der Humboldtischen Rei-

sehnsbeute scheint immer mehr zu verschwinden, und so ist es wohl Zeit in diesen Blättern wenigstens der beiden erschienenen Hefte nachträglich (obgleich ohne Schuld der Direction dieser Blätter und des gegenwärtigen Referenten nur nachträglich) zu gedenken um nicht ganz über diese wichtigen Beyträge zur Naturkunde geschwiegen zu haben. — Die erste Abhandlung über das os hyoideum und den larynx einiger Vögel, Affen und das Krokodil im Magdalenenflusse hat das Verdienst auf manche Eigenthümlichkeiten des Stimmapparats dieser Thierclassen aufmerksam gemacht zu haben, die man früher wenig oder gar nicht beachtet hatte. Die hieher gehörigen Abbildungen liefern auf vier Tafeln die obern und untern Stimmwerkzeuge und Zungentheile des Pelecanus olivaceus, Ardea cocoes, Phasianus garrulus, Palamedea bispinosa, Pelecanus alcatras, Psittacus Ararauna; Sciurus granatensis, Simia oedipus, senicalus und Crocodilus Orinoci. — Die zweyte Abhandlung beschreibt die auf dem östlichen Abhange der Andes vorkommende Simia leonina, verwandt mit der S. leucocephala, rosalia und pithecia; ohne Schwanz nur 7-8 Zoll lang, mit demselben das Doppelte. Hierzu die Abbildung Tab. V. — In der dritten Abhandlung beschreibt Humboldt zwey neue Fischgattungen aus der Ordnung der Kahlbäuche: Eremophilus und Astroblepus, wobey er zugleich auf die Eigenthümlichkeit aufmerksam macht, daß die amerikanischen hochliegenden Seen und Flüsse so wenig fischreich sind. Hierauf folgen die Nachrichten des Verfassers über den Pimelodus cyclopum mit den sich auf diese Gegenstände beziehenden Kupfertafeln. — Sehr anziehend sind die in den beiden nächst folgenden Abhandlungen enthaltenen Nachrichten über den Condor und den Zitteraal, welche indeß bereits in

so viele wissenschaftliche und bloß unterhaltende Schriften übergegangen sind, als daß es hier mehr, als der Andeutung, bedürfte. Hierauf folgen die Untersuchungen Cuviers über einige noch zweifelhafte Lurche, namentlich den von Humboldt aus Mexiko mitgebrachten Axolotl, beynahe den einzigen Bewohner der mexikanischen Seen, die jedoch es noch unentschieden lassen, ob man dieses Thier, in der Gestalt, in welcher wir es kennen, für vollkommen ausgebildet, oder nach Merrems Vermuthung für die noch nicht völlig entwickelte Salamandra gigantea oder nach Oken für den Triton montium Alleganis zu halten habe. — Die von Humboldt und Bonpland mitgebrachten Insekten werden von P. A. Latreille beschrieben, und erinnern an den großen materiellen Verlust der übrigen Sammlungen der verdienten Reisenden, den sie durch die Strandung des Schiffs, das einen Theil derselben von Havanna nach Cadix bringen sollte, erlitten haben. Indessen das Wichtigste, die wissenschaftliche Ausbeute, welche dieselben in sich in dem reichen Schatz von Erfahrungen und Beobachtungen trugen, ihre Manuscripte und der Theil ihrer Sammlungen, welche sie selbst bey sich führten, ist geblieben und läßt durch seinen Reichthum und Gehalt das Andre vergessen. In den beiden letzten Abhandlungen beschreibt Humboldt noch einen in der Lunge des Crotalas durissus gefundenen Porocephalus und die Affen von den Ufern des Orenoko, Cassiaquare, Rio Negro und Maranhon, an welche sich zuletzt noch einige Aufklärungen über mehrere von Linnee zu den Viverren gerechneten kleinern Raubthiere und eine Uebersicht über die bekannten amerikanischen Affenarten anschließen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. 114. Stück.

Den 15. Julius 1826.

Bonn.

Caabi ben-Sohair carmen in laudem Muhammedis dictum, denuo multis conjecturis emendatum, latine versum adnotationibusque illustratum una cum carmine Motanebbii gratulatorio propter novi anni adventum et carmine ex Hamasa utroque inedito edidit G. W. Freytag, Dr. Prof. publ. ord. in univers. Boruss. Rhen. XXIV. prol. 13 S. Uebers. 42 S. Anmerk. 29 S. arab. Text. in 4.

Das Gedicht des Caab ben Sohair gehört seinem Ursprunge wie seiner innern Güte nach zu den vorzüglichsten Dichtungen der Araber. Der schon vor Entstehung des Islam berühmte Dichter hatte sich bey Veranlassung der Bekehrung seines Bruders Bogair einige Verse entfallen lassen, welche dem neuen Propheten unangenehm seyn mußten, und dieser, von seinen ersten treuen Anhängern (den Ansariten) ermuntert, beschloß den Untergang des Dichters. Nun kam der gewarnte Caab selbst zu Muhammed, und wußte in dem Gedichte, welches er in Gegenwart des Propheten

und seiner Anhänger recitirte, das Mitleid so zu erregen und zugleich seine Feinde so zart zu loben, daß er statt der gedrohten Strafe mit Ehrenbezeugungen überhäuft entlassen wurde. Wie fein nun der Dichter zu loben und wie gewandt er durch die schönsten Wendungen von dem entlegensten Anfange zu seinem Ziele zu kommen weiß, erregt die Bewunderung jedes Kenners. Schon vor mehr als 70 Jahren hatte Ger. Joh. Lette dieses Gedicht mit Scholien und Anmerkungen nach Schultensischer Art herausgegeben, aber aus Uebereilung im Druck mit so vielen Fehlern im Gedicht und in den Scholien, daß das Verständniß beider selbst dem Geübtern sehr erschwert werden mußte. Hr. Prof. Freytag verdient daher den Dank aller arabischen Philologen, wenn er ihnen zwar nichts Neues, aber das früher kritisch Entstellte gesäubert und berichtigt zum Gebrauch darbietet. Zwar wer hier außer Text, Uebersetzung, den Gründen der Aenderung der Uebersetzung und der Lesarten und wenigen andern zum Verständniß des Dichters nothwendigen Sachen noch lange Erklärungen und Anwendungen auf das Hebräische sucht, wird sich getäuscht finden: aber soll die arabische Philologie immer nur als Magd der hebräischen dienen? und war es hier nicht vorzuziehen, bloß das in der vorigen Ausgabe übergangene zu berühren?

Da der Text so viele Aenderungen erleidet, so mußten wohl in einer Einleitung die Gründe derselben entwickelt werden. Billig ist unter den Verbesserungsmitteln vorzüglich das Metrum genannt und erläutert. Kaum sind die Fehler zu übersehen, welche aus dem nicht beachteten oder nicht verstandenen Metrum in dieses wie in die meisten andern früher herausgegebenen Gedichte gedrungen sind. Die einzelnen Füße findet man S. XXI. mit Genauigkeit angegeben; nur vermißt man, daß bey

ihrer Aufstellung nicht auf eine Sache Rücksicht genommen ist, welche doch allein erst in das todte Schema der Versfüße Leben bringt und vieles unverständige erläutert — auf die Lehre vom ictus der Sylbe, welche andre sie umgebende beherrscht. Mag diese Lehre auch in dem einfachen Gange der modernen Versarten ohne viel Gewicht seyn: in den classischen und überhaupt in allen den Versmaaßen, welche auf größere Abwechselung der einzelnen Füße gebaut sind, ist sie sehr bedeutungsvoll und entscheidet allein in ungewissen Fällen. Der Hr. Verf. gibt z. B. als ursprüngliches Schema des ersten viermal wiederholten Versgliedes einen Epitritus tertius und Amphimacer an: — — ◡ — | — ◡ — Wo soll hier der ictus seyn? Nach den allgemeinen Gesetzen müßte er auf der letzten Länge des Epitritus seyn: aber kann nun auf den ictus gleich wieder eine Länge mit dem ictus folgen? dies ist nach denselben Gesetzen unmöglich. Statt des Amphimacer steht noch häufiger ein Anapaestus, wie statt des Epitritus ein Dijambus: da nun wohl eine kurze Sylbe, wenn sie weiter vom ictus entfernt ist, in eine lange übergehen kann, umgekehrt aber eine ursprünglich lange Sylbe nie verkürzt wird, muß da nicht das Metrum folgendes seyn: ⏓ — ◡ ⏑́ | ⏓ ◡ ⏑́ Im ersten Falle kennt auch die griechische Metrik die syllaba anceps. Die erste Sylbe des Anapaestus zu verlängern ist zwar bloß der arabischen Poesie eigen; aber daß auch hier ein Amphimacer nicht an seiner Stelle sey, zeigt der Spondeus des Reimgliedes. Doch weiteres darüber zu sagen verbietet der Raum; Ref. versichert nur noch, daß die Gesetze des Metrum in dieser Ausgabe glücklich zu sehr vielen selbst den Sinn bessernden Aenderungen benutzt sind.

Was das Metrum unentschieden ließ, verbesserte der Hr. Herausgeber nicht durch die Hülfe von

Handschriften, sondern nach bloßer Vermuthung. Im Texte des Gedichts ist dieses, offenbare grammatische Fehler ausgenommen, mit Recht selten geschehen; desto häufiger in den Scholien. Ueberall erblickt man die vortreffliche Sprachkenntniß und den geübten Blick des kritischen Verbesserers, sollte es auch wahr seyn, daß durch eine zu strenge Kritik vorzüglich der nicht ganz sprachgenauen Scholien manches geändert ist, welches die Verfasser ursprünglich nicht besser schrieben. Freylich ist nicht jede der vielen Verbesserungen gleich evident, oder wenn die Kritik sie fordert, gleich richtig erklärt. So fordert das Metrum v. 18. statt musciraton die Aussprache, musacciraton, und damit fällt die Uebersetzung Lette's und Reiske's; aber sollte die richtig gefundene Lesart wohl auch richtig durch camela magno capite übersetzt seyn? In der Etymologie liegt nichts dahin führendes; selbst der angeführte Kamus bezeugt dieses nicht, da in allen Beyspielen nur die Bedeutung berühmt durchleuchtet: und warum sollte man nicht nach Etymologie und Gebrauch camela mascula übersetzen? Denn daß die männlichen Kamele stärker seyen, bezeugt Tebrizi zum Amrialkeis v. 14. bey Lette S. 174. Nicht alle Verbesserungen schließen sich auch leicht an die Schriftzüge des Textes an. So hat des Hrn. Herausgebers Scharfsinn glücklich die unrichtige Lesart العجب v. 20. entdeckt; aber sollte nicht, um zu dem Begriffe einer hohen Sache zu gelangen, die Aenderung النجب leichter seyn als das jetzt aufgenommene الجبل? Daß die Lesart der Scholien v. 63. verdorben sey, ist deutlich; aber ist es nicht zu hart, statt من الواشن das den Buchstaben nach entfernte يزالوا (es müßte auch im Präterito زالوا stehen) zu

setzen? Konnte wohl ein Abschreiber oder der vorige Herausgeber selbst in einem so deutlichen und im Texte selbst gebrauchten Worte irren? Will man einen erträglichen Sinn zugleich mit möglichst treuem Anschließen an den Text verbinden, sollte dann nicht mit Weglassung des folgenden و leichter من القريش gelesen und übersetzt werden können: unter den Koreischiten im Thale Mekka war keiner rc. Doch bey einer so großen Menge nöthiger Verbesserungen war es wohl nicht immer so leicht, das Natürlichste zu finden; schon auf das Zweifelhafte aufmerksam gemacht zu haben ist ein großes Verdienst. Mögen nun künftige Vergleichungen der Handschriften zu Hülfe kommen und vorzüglich über die häufig eingeschobenen Wörter entscheiden (v. 39. 54.). Daß nicht alle Fehler jetzt vermieden sind, liegt an den vielen Gebrechen des vorigen Textes. Selbst in dem durch den Fleiß des Hrn. Herausgebers gesäuberten Text des Gedichts möchte noch einiges einer kritischen Hülfe bedürfen, z. B. v. 40. wo Sinn und Lexicon die Aenderung in أذنب verlangen.

Angehängt ist der Kaside des Caab ben Sohair ein an Alter und Geist ganz verschiedenes Gedicht, ein Neujahrswunsch an den Fürsten Abulfadhl Muhammed in Persien, von dem großen Dichter Motanebbi. Dieses Gedicht ist nicht lange vor dem Tode des Dichters (nach d'Herbelot 354 der Flucht) geschrieben, fein, zugespitzt, nicht ohne Affectation und Zwang, und doch an Anlage und Schwung des großen Motanebbi würdig. Es ist hier ohne Scholien bloß mit Uebersetzung und sehr kurzen Erläuterungen gegeben. Ueber das Metrum Bemerkungen zu machen hindert der Raum.

Noch ist ob fugam spatii, wie es scheint, auf der letzten Seite ein kurzes Gedicht aus der Hamase mit bloßer Uebersetzung mitgetheilt. Der Inhalt führt auf ein Klaglied eines gefallenen Helden; es muß also aus dem zweyten Theile der Hamase des Abu Temman geschöpft seyn, aus welchem erst wenig durch den Druck bekannt geworden ist. — Der Druck des arabischen Textes ist sehr correct, so daß selbst das gespannte Auge nur selten (wie S. 6, 9. 18. 9, 14. 15, 15) auf sinnstörende Fehler stößt.

Die Anzeige der neuen Ausgabe des Caab führt uns auf: Amrulkeisi Moallakah cum scholiis Zuzenii e codicibus Parisiensibus edidit latine vertit et illustravit Ern. Guil. Hengstenberg. 40 S. Text und 63 S. Prolegomena und Anmerkungen.

Das berühmte Gedicht des Amrialkeis behauptet unter den sieben Moallakah immer den ersten Rang in den Handschriften, und zwar nicht seines Alters wegen, sondern weil ihm alle gelehrte Araber einstimmig den Vorzug des poetischen Werthes einräumen. Wenn es die Kaside des Caab an schönen Schilderungen und poetischer Fülle bey weitem übertrifft, so hat es doch nicht die schöne Anreihung der Gedanken zu einem vollkommnen Ganzen. Nur die drey Schilderungen der Geliebten, des Streitrosses und des Gewitters füllen das ganze Gedicht, einzeln unübertrefflich, aber alle kaum in der losesten Verbindung unter einander. Einzelne Stellen haben große Aehnlichkeit mit der Dichtersprache des A. T. Schon Jones fand Aehnlichkeit mit dem Hohen Liede, und der jetzige Herausgeber führt dies weiter aus; aber auch die Schilderung des Gewitters erinnert an verwandte Psalme, und die Beschreibung der Sterne, welche an den Himmel gebunden scheinen v. 45., wie der durch die Länge der Nacht erzürnte Dichter ausruft, wirft ein schö-

nes Licht auf die bekannte Stelle des Josua. Dieses Gedicht hatte Lette als eine Zugabe der Bearbeitung des Caab angehängt, aber noch mit weniger Fleiß bearbeitet. Hier erhalten wir eine neue Ausgabe durch Hülfe von vier Pariser Handschriften kritisch berichtigt, mit vorangehenden Bemerkungen über die Moallakah und die des Amrialkeis insbesondere, Auszügen aus Varianten, und einigen grammatischen und historischen Notizen zur Erläuterung des Dichters und Verbesserung der Uebersetzung. Statt der kurzen Glossen des Ibn Nahhas (den d'Herbelot wohl unrichtig Abu Gafar Al-Nahas nennt) ist nun aus Pariser Handschriften als eine schöne Zierde der neuen Ausgabe der ausführliche Commentar des Suseni mitgetheilt. Diese Scholien sind bey Amrialkeis, als dem ersten der sieben Dichter, weit ausführlicher als bey den folgenden, wie bey Amru ben Kelthum; sie sind gründlich und genau, doch nicht ohne eine lästige Geschwätzigkeit, und vieles hätte abgekürzt werden können. Der Text ist durch die Hülfe mehrerer Handschriften weit sicherer geworden, als er es durch die bloße kritische Vermuthung hätte werden können; daher sich Hr. Hengstenberg fast nie weder im Gedichte noch in den Scholien auf das unsichere Feld der Conjectur gewagt hat. Doch möchte in einigen Fällen diese lobenswerthe Gewissenhaftigkeit auch die Grenzen überschreiten, wenn der überlieferte Text offenbar entstellt ist. Was soll z. B. الغامرة S. 31, 17 seyn? Der Zusammenhang und die gleichfolgenden synonymen Adjective erfordern deutlich ein weibliches Adjectiv wie: dick, stark. Dieses liegt aber in jenem Worte nicht. Die Varianten النارة und البارة bringen auch keine Hülfe, und bezeugen bloß, wie die einmahl in den Text geflossene falsche Lesart schon die Abschreiber irre

führte. Sollte es hier wohl zu kühn seyn, mit Aenderung eines Buchstaben (denn das ausgelassene م ist ganz in der Ordnung) المغاضة zu lesen? Dieses würde vollkommen genügen. Eben so stimmt S. 22, 10. nicht zu S. 19, 1. und eine Verbesserung wäre hier an ihrer Stelle gewesen. Daß die Varianten von dem Hrn. Herausgeber nicht mit eigenen Augen gesammelt sind, scheint doch einige Irrungen veranlaßt zu haben. So soll S52. ح v. 54. eine Abkürzung aus حبنبك seyn; aber die Bedeutung erlaubt dieses nicht; auch ist diese Abkürzung ungewöhnlich. Sollte es nicht in dem einen Codex, worin es vorkömmt, die ganz gewöhnliche Abkürzung ج für das in allen andern ausgeschriebene جمع (pluralis) seyn? — Die Uebersetzung selbst ist nach Suseni's Auctorität und den verbesserten Lesarten nicht selten zu ihrem Vortheile geändert; nur an einigen Stellen ist sie nach Lette's Vorgange mehr Paraphrase. Daß nach einer so flüchtigen Uebersetzung, als die von Lette ist, noch immer manches sich nicht ganz an den Geist des Dichters und der Sprache anschließt (v. 22. 31. 53.), ist wohl kein Wunder und verdient gerechte Entschuldigung. Eigen ist der neuen Uebersetzung die Ansicht, daß حبيب v. 1. die Freundin sey. Aber kann diese mit der Grammatik und den Zeugnissen beider Scholiasten streitende Vermuthung wohl der Grund entschuldigen, daß der Dichter mit der Beschreibung seiner Geliebten anfangen müsse? Kömmt er nicht erst später v. 5. durch eine feine Wendung darauf? und fangen nicht auch andre, wie Amru ben Kelthum, so an wie Amrialkeis? Die Wahl der Lesarten ist in den meisten Fällen richtig getroffen; nur v. 55. möchte das mehr dichterische يطير vorzuziehen seyn,

welches die Randglosse des erklärenden Scholiasten in das mattere ينزل verwandelte. Die höhere Kritik freylich hat in diesem Gedichte noch viel zu untersuchen, um die schwankende Echtheit der vielen in einigen Handschriften fehlenden Verse auf feste Grundsätze zu begründen. Sollten z. B. nicht v. 46-49, welche selbst Ibn Nahhas ausläßt, schon deswegen als unecht herausfallen müssen, da ohne sie der Dichter ungestört von der Nacht V. 45. zur Beschreibung des Morgens V. 50. fortschreitet?

Die Einleitung stellt aus gedruckten Werken und aus dem Kitab el aghani alles zusammen, was das Leben des Dichters betrifft. Auch das Metrum ist, wie es unsre Zeiten wollen, erklärt und überall sorgfältig beobachtet. Nur findet man in dem Schema S. 12. die höchst wichtige und das ganze Schema umändernde Notiz nicht, daß die sechste Sylbe auch kurz seyn könne, welches V. 70. in einem doppelten Beyspiele lehrt. Auch ist auf Veranlassung eines Scholion bey Kosegarten's Amru ben Kelthum S. 66. die gewöhnliche Deutung der Moallakah als sieben an den Thüren der Caaba aufgehängten Gedichte bestritten. Es kömmt hier alles auf die Treue dieses Scholion an; und diese müssen künftige Untersuchungen wankend machen oder fest begründen. Die übrigen Zweifel sind leicht lösbar. Es ist unter andern auffallend, wie alle sieben Gedichte vor den Thüren haben hängen können: aber können sie auch nicht nach einander diese Ehre gehabt haben, da sie doch alle weder in einem noch in zehn Jahren gedichtet sind?

W e i m a r.

Im Landes-Industrie-Comtoir: Hydrotechnische Wanderungen in Baiern, Baden, Frankreich und Holland, im Jahre 1821 von Dr. Carl Batsch,

Artillerie-Lieut. in Großherz. S. Weimar. Diensten. Erstes Heft: Wanderungen in Baiern und Baden, auch unter dem Titel: Marginalien zu der neuumgearbeiteten und vermehrten Ausgabe der theoretisch-practischen Wasserbaukunst von Carl Friedr. von Wiebeking, ff. 1824. 142 Seiten mit 5 lithographirten Tafeln.

Bey der Vorbereitung zu seiner Reise fand der Verf. deß es an Anleitungen für angehende Hydrotecten, die durch Erfahrungen an ausgeführten Wasserbauwerken auf Reisen sich unterrichten wollen, noch fehle, zumal was von Tetens, Büsch, Woltmann und Schulze, hierüber mitgetheilt worden, auf einzelne Gegenden sich beschränkt; und aus großen Werken über die Wasserbaukunst Notizen zu sammeln, theils mühsam ist, theils auch diese Werke selten zur Hand und gewöhnlich sehr kostbar sind. Dieser Umstand bewog ihn, die Beschreibung seiner Reisen, die er größtentheils zu Fuß machte, drucken zu lassen; bewog ihn auch, zuerst nach München zu gehen, sich daselbst einige Monate vorzubereiten, und dann die berühmten Brücken und übrigen Werke des Hrn. v. Wiebeking zu sehen, wo er sich jedoch insonderheit über die viel besprochnen Bogenbrücken durch das denselben beygelegte Lob, theils von dem Hn. v. Wiebeking selbst, theils aber von einem unserer ersten Mathematiker, Hr. Langsdorf, sehr getäuscht fand (S. diese Anzeigen v. 1819. 134. St. S. 1342.) Hr. Langsdorf ist ohne Zweifel selbst irre geleitet, mag auch, wie es bey Panegyristen üblich ist, die Sache wohl nur allein von der besten Seite betrachtet haben; indeß hat dieser nachtheilige Irthum unsern Verf. veranlaßt, wie es scheint, mit desto größerer Sorgfalt alles selbst zu untersuchen, seine Beobachtungen in diesem Buche mitzutheilen, auch dieserwegen denselben obengedachten, zweyten

Titel: Marginalien ff. vordrucken zu lassen, welcher durch den Inhalt genugsam gerechtfertigt wird.

Der Verf. bemerkt zuvörderst, daß im Straßen- und Brückenbau das nördliche Deutschland hinter dem südlichen lange zurückgeblieben, und daß wohl nirgend so viel auf diese und andre Gegenstände der Wasserbaukunst verwendet worden sey, als seit einigen Jahren in Baiern; wo die vielen und reißenden Bergströme die Bauten und Anlagen dieser Art unentbehrlich machen, und wo der Holzreichthum die Ausführung begünstigt. In keinem Lande könne daher ein Hydrotect vielleicht so belehrende Wanderungen mit so wenigem Zeitaufwand anstellen, als in Baiern, und vorzüglich in und um München selbst. Diese Stadt ist am linken Ufer der Isar erbauet und die Bewohner suchten schon in früher Zeit den Strom zum Besten der Stadt zu benutzen, und gegen seine Hochwasser sich zu schützen. Den ersten Zweck haben sie durch den Stadtbach, der eine Stunde oberhalb München aus der Isar abgeleitet, in mehreren Aesten durch die Stadt fließt, und verschiedene Mühlen und andere Maschinen umtreibt, erreicht; aber mit Verfolgung des zweyten ist die Regierung noch jetzt beschäftigt, und in der neuesten Zeit sind die Vorstädte und die Stadt-Au noch mit gefährlichen Ueberschwemmungen heimgesucht worden. Die Wasserbauten bey München sind theils Städtische, theils Königliche; jene stehen unter der Leitung des Stadtbauraths und Aufsicht des Wassermeisters, und es gehört dazu der Stadtbach mit allen seinen Wehren, Schüttschleusen, Brücken, Ufereinfassungen und Reinigung. Die Königl. Bauten bestehen in den Anstalten zur Flössung des Holzes und Erhaltung der Ufer unterhalb der großen Isarbrücke, und überhaupt in Regulirung dieses Stroms, so wie die übrigen Flüsse, Brücken und Straßen im ganzen Königreiche, welche Bauverwaltung von dem Centralbüreau zu München, dessen Vorsteher nebst

vier Oberbaurathen, regiert wird. Der Verf. beschreibt zuvörderst die Werke, welche zur Regulierung des Stadtbaches dienen, welcher auch oft von Flössen muß befahren werden, weil die Isar unterhalb des obern Wehrs (Ueberfälle genannt) sich so vielarmig theilt, daß sie für die Flösse nicht fahrbar bleibt. Die zwischen den verschiedenen Stromrinnen liegenden Kiesbänke sind zum Theil mit Gebüsch bewachsen, widerstehen dem Strom, welcher eben deswegen die Ufer wegreißt, was nur durch Faschinendämme mit Kies beschwert, verhindert wird. Da eben diese vielen Kiesbänke auch die Floßfahrt und Trift (die Flössung des Brennholzes) benachtheiligen, so würde man ohne Zweifel den Strom lieber selbst reguliren, und nur die Uneinigkeit beider Behörden, von Seiten der Regierung und der Stadt über die Kosten-Beyträge, scheint solches zu verhindern. Die Länden (Landungs- und Löschungsplätze der Floßfahrer) haben keine Mauern und Steinpflaster, und sind wenig schicklich und im Regenwetter sehr unbequem, auch das Steinpflaster der Stadt fand der Verf. zum Theil zu schlecht für eine ansehnliche Residenz. Die vor zehn Jahren eingestürzte steinerne Isarbrücke war noch nicht wieder hergestellt, sondern man bediente sich noch der hölzernen Nothbrücke. Zwar ist nach dem Entwurf und unter Leitung des Hrn. v. Wieb. der Bau einer neuen steinernen Brücke angefangen, aber nach Verwendung ansehnlicher Kosten aus triftigen Gründen davon wieder abgestanden worden. Es werden hierauf die zunächst bey München belegenen Wieb. Wasserbauwerke, namentlich das große Schleusenwehr nebst dem Abrechen; die Uferbefestigung der Casern-Insel; der angefangene Bau der großen Isarbrücke; die Bogenhäuser Brücke, nebst Regulirung des Stroms oberhalb und unterhalb derselben beschrieben, zum Theil mit Zeichnungen erläutert, und mit Bemerkungen und Erinnerungen begleitet. Bey Gelegenheit der Bogen-

häuser Brücke, welche von den Wieb. Bogenbrücken sich noch am besten erhalten, jedoch seit acht Jahren, die sie gestanden, schon einige Vergänglichkeit und Reparatur erlitten hat, gibt der Verf. vollständige und deutliche Begriffe von der Construction dieser Brücken, die man füglich Elastische nennen könne, wegen Schwingungen der Bogen, wenn irgend ein Wagen darüber fährt, und wegen Elastizität des Holzes, worauf die Bauart sich gründet. Beym dortigen Faschinenbau war ihm die Anwendung der Fichtenäste zu Faschinen und selbst zu Wippen (Würste) neu und merkwürdig wegen einiger guten Eigenschaften dieser Buschart, die er anführt. Der Zweck des Verf. bey seiner Wanderung von München nach Passau war, die kostbaren Wehre zu Landshut, und die Bogenbrücken bey Freysing, Vilshofen, bey Neuhaus, Neu-Detting und Mühldorf ff. mit eignen Augen zu sehen. Zu Vilshofen war man beschäftigt, den kühnen Bogen der Brücke mit einem neuen Joche zu unterstützen; (ein Schicksal, welches die noch kühnere Brücke in Bamberg ebenfalls im J. 1820 betroffen hat) der Bogen hatte sich so sehr gesenkt, daß nur eine schleunige Unterstützung ihn vor dem gänzlichen Zusammensturz schützen konnte. Bey den vielen Bauten, welche Hr. v. W. in Baiern ausgeführt hat, möchten ein Paar Unfälle ihm keinen scharfen Tadel zuziehen können; aber die Bemerkungen unsers Autors über die verschiedenen Fehler bey allen Stromwehren und Brücken des Hrn. v. W. über dessen Unbeständigkeit, Inconsequenzen, Unbestimmtheiten, und fast möchte man sagen, Ungereimtheiten, in den Prinzipien und Bauregeln, sind in der That so mannichfaltig, zugleich aber so überzeugend gründlich und wahr, daß man unmöglich den Hrn. v. W. und die Lobredner seiner Bogenbrücken dagegen in Schutz nehmen kann, vielmehr unsers Verfs Wahrheits- und Wissenschaftsliebe rühmen, und eine oder andere Erinne-

rung, die etwa zu kleinlich oder gesucht scheinen möchte, gern übersehen muß. Hoffentlich wird dies Buch den Hrn. v. W. bewegen, von dem Vorhaben, seine Wasserbaukunst ins Franz. zu übersetzen, abzustehen, und damit den deutschen Wasserbaumeistern eine unverdiente Geringschätzung im Auslande zu ersparen, wo sein Werk wegen äußerer Schönheit und Größe und vorzüglich wegen der anmaßenden Sprache wahrscheinlich für das non-plus-ultra deutscher Wasserbaukunst möchte angesehen und nach solchem Muster unsre Kunde oder Unkunde in diesem Fach beurtheilt werden. Specielle Mittheilungen aus den Marginalien unsers Verf. verstattet der Raum nicht, sind auch hier um so weniger nöthig, da eine umständliche Beurtheilung der Wasserbaukunst des Hrn. v. W. in diesen Blättern in den Jahren 1816 — 18 erschienen ist. Zu Passau fand der Verf. eine neue Brücke über die Donau, nach dem Entwurf des Hrn. Oberbaurath Riedel im Bau begriffen, deren steinerne Pfeiler in Kästen aufgeführt wurden, Gebälke und Fahrbett aber mit ordentlichen Sprengwerk unterstützt werden sollte. Die beschriebene Construction verräth einen erfahrnen und verständigen Baumeister. Auf seiner Wanderung von München nach Karlsruhe und von dort nach Kaiserslautern sah der Verf. noch eine der Wieb. Bogenbrücken zu Dillingen über die Donau, die sich von den übrigen früher erbauten, in mehreren Stücken vortheilhaft unterscheidet, z. B. durch sieben Fuß dicke Pfeiler, Anwendung des Eichenholzes, keine Uebereilung im Bau; sie ward 1815 bis 18 ausgeführt; das Fahrbette derselben mit hölzernen Würfeln, einen Cub. Fuß groß, von Fichten oder weichem Holz, mit dem Hirnholz auf eine Lehmschichte, von zwey Zoll dick, so gesetzt, daß die Fugen diagonal laufen, bepflastert. Zu Karlsruhe, welches durch die Baukunst des geschickten Baudirectors Weinbrenner immer mehr verschönert wird, hoffte der Verf.

den Hrn. Obristlieutenant von Tulla, unter dessen Leitung die sämmtlichen Straßen-, Brücken- und Strombauten im Großherzogthum Baden ausgeführt werden, zu treffen, unter seiner Protection die begonnene Stromregulirung des Rheins zwischen dem Dorfe Darland und Germersheim zu sehen. Hr. von Tulla war auf einer Geschäftsreise begriffen, indeß ward des Verf. Absicht und Zweck von den übrigen Ingenieuren durch Mittheilung und Empfehlung aufs beste unterstützt. Er fand in der gedachten Gegend 5 bis sieben Durchstiche starker Krümmungen des Rheins hinter einander, die zwar alle angefangen, auch so weit gediehen, daß er mit einem Nachen durchfahren konnte, indeß noch weit von ihrer Vollendung waren. Wenn diese erfolgt ist, wird dem Rheinstrom ein in sanften Biegungen gehendes Fußbett angewiesen, und dadurch eine für die Bergfahrt zu große Geschwindigkeit des Stroms vermieden, welche sicherlich statt finden würde, wenn man die schnell auf einander folgenden Durchstiche in eine gerade Richtung gelegt hätte. Es folgen noch Bemerkungen über mehrere Gegenstände, Schleusen, Schiffbrücken, Straßenbau ff. Refer. schließt mit dem Wunsche, daß Hr. von Tulla, der ohne Zweifel sehr viele lehrreiche Erfahrungen im Strombau gemacht hat, wo noch so manches schwankend und zweifelhaft ist, z. B. sogar, ob Einbaue flußaufwärts, oder unterwärts zu richten sind, seine Erfahrungen zum Besten der Hydrotechnie bekannt machen, auch unser Verf. durch seinen neuen Beruf nicht abgehalten werden möge, die Wasserbaukunst, welche sein Lieblingsstudium zu seyn scheint, ferner befördern und ausüben zu helfen. —

Marburg.

Bey Krieger: Vermischte Abhandlungen, hauptsächlich in das Gebiet des Criminal-, Staats- u. deutschen Privatrechts gehörig; von Dr. Carl Vollgraff. Erster Bd. 1822. 270 S. Zweyter Bd. 1823.

243 S. in 8. Die vorliegende Sammlung von Abhandlungen zeichnet sich durch die Wahl des Gegenstandes, durch originelle Ansichten, und durch Klarheit der Darstellung auf eine so vortheilhafte Weise aus, daß Ref. den Vf. dringend auffordert, es bey dem zweyten Bande nicht bewenden zu lassen, sondern seine Forschungen fortzusetzen, und dem Publicum mitzutheilen. Der erste Band enthält folgende Abhandlungen: 1. Versuch einer genauern Bezeichnung der Grenzen zwischen bloßen Jagdfreveln und eigentlichen Jagdverbrechen, nebst Vorschlägen, wie solche nach einem rechtlichen Maaßstabe zu bestrafen; eine Abhandlung die manchen guten Gedanken enthält, aber dennoch die Unvollkommenheiten der bestehenden Gesetzgebungen über Jagdverbrechen und Wilddiebstahl nicht zu heben im Stande ist, weil den Vorschlägen des Vf. die Unmöglichkeit, sie in das practische Leben einzuführen, entgegensteht. 2. Ueber die Veräußerlichkeit der Lehen u. die Veräußerlichkeit altdeutscher agnatischer Stammgüter; vorzüglich interessant durch die aufgestellte Parallele zwischen den Lehen und Stammgütern, in deren Hinsicht 27 Unterschiede aufgeführt werden; eine Arbeit, die um so verdienstlicher ist, je häufiger angenommen wird, daß Controversen bey Stammgütern nach Analogie des Lehnrechts zu entscheiden seyen. 3. Darf Dolus bey strafbar erscheinenden Thatsachen vermuthet werden? was verneint wird, wenn die Vermuthung des Dolus in abstracto angenommen werden soll. Der zweyte Band beschäftigt sich dagegen mit folgenden Gegenständen: 4. das Begnadigungsrecht, aus dem Gesichtspuncte des Rechts und der relativen Nothwendigkeit betrachtet; eine sehr fleißige u. umfassende Darstellung; 5. die Verjährung der Verbrechen, aus ihrer einzigen rechtlichen Grundlage und in ihrer politischen Nothwendigkeit dargestellt; 6. die Verjährung im Strafrechte wird durch die Generalinquisition allerdings aufgehoben; gegen eine Abhandlung des Hrn. Hofr. v. Wening-Ingenheim im neuen Archiv für das Criminalrecht. Bd. IV. Heft 2.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 17. Julius 1824.

Göttingen.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 19. Junius las der Hr. Professor Müller eine Abhandlung de Phidiae vita; die sich indeß nur mit der Feststellung der äußern Lebensumstände dieses Künstlers beschäftigt; eine nachfolgende soll den Gang seines innern Lebens verfolgen. Phidias, Charmides Sohn, stammte aus einem Geschlechte, dem wahrscheinlich Kunst und Cultus der Pallas Ergane erblich war. Seine Geburt muß gegen die 73 Olympiade gesetzt werden (wovon die Gründe weiter unten folgen). Der Vf. verbreitet sich alsdann über die auf die Entwickelung der Kunst einwirkenden Verhältnisse und Begebnisse, unter denen Phidias zum Manne reifte. Hier heben wir nur hervor, daß Polygnotos des Mahlers Ankunft in Athen in Olymp. 79 J. 2 gesetzt, und mit Kimons Eroberung von Thasos in Verbindung gebracht wird; der damals vierundzwanzigjährige Phidias widmete sich, Polygnotos Ruhme folgend, auch eine Zeitlang der

Mahlerey. Seine Meister aber in der Bildnerey waren ein Hippias (dessen Namen indeß nicht einmal sicher ist), und der große Ageladas von Argos. Man hat durchaus keinen Grund, zwey Argeier Ageladas anzunehmen, sondern muß zugeben, daß einer und derselbe von Olymp. 68 bis 83 geblüht und gearbeitet, was in dem Zeitalter der μακρόβιοι unter Dichtern, Philosophen, Historikern nicht zu sehr Wunder nehmen darf. Es wird wahrscheinlich gemacht, daß Ageladas nach dem Bunde von Athen und Argos Ol. 79, 1. aus dieser Stadt nach jener zog, Phidias und Myron unterrichtete, und den Herakles ἀλεξίκακος von Melite verfertigte. Denn wenn diesen ein Byzantinischer Schriftsteller erst nach der Attischen Pest aufgestellt glaubt, so irrt er eben so wie Pausanias, der den Tempel des hülfreichen (ἐπικούριος) Apollon zu Phigalia nach dem Verschwinden derselben Seuche erbaut werden läßt, in einer Zeit, wo der Baumeister desselben, Iktinos der Athener, gar nicht nach dem feindlichen Arkadien wandern konnte; auch wissen wir durch ein völlig entscheidendes Zeugniß, daß jene Pest Arkadien gar nichts anging. Die fernere Untersuchung knüpft sich an Phidias Werke an, von denen aber hier auch nur die äußern Umstände, besonders die Zeit der Verfertigung, behandelt werden. Unter den Statuen der Pallas sollen der Koloß im Tempel der Area zu Platää, und der hochragende eherne auf der Burg zu Athen aus der Beute der Marathonischen Schlacht verfertigt worden seyn, daher man die Aufstellung beider gewöhnlich in eine sehr frühe Zeit versetzt. Der Vf. zeigt dagegen, wie hier die Geschichte durch die Eigenliebe der Athener verdorben worden ist, die in einer Zeit, wo sie dem übrigen Griechenland größtentheils verfeindet waren, die Marathonische Schlacht als die ihnen allein zukommende Großthat betrachteten, und

daran mehrere Denkmäler ihrer Nationalehre zu knüpfen suchten. Die Statue der Pallas aus Gold und Elfenbein, welche das Hekatompedon zierte, wurde Olymp. 85, 3. aufgestellt. Unmittelbar darauf folgte die Arbeit am Olympischen Zeus, mit welcher der Künstler Olymp. 86 beschäftigt war. Der Vf. hält diesen Punkt besonders fest, und führt die Gründe dafür um so sorgfältiger aus, weil ausgezeichnete Gelehrte, die sich um diesen Theil der Kunstchronologie große Verdienste erworben haben, davon abgegangen, und auf ganz andre Resultate gekommen sind. Es wird ferner nachgewiesen, daß Phidias mit seiner ganzen Schule auf die ehrenvollste Weise von den Eleern nach Olympia eingeladen worden war, daß ihm dort gestattet wurde, durch die Inschrift des Bildes sich, und durch die Bildwerke der Schranken seine Vaterstadt zu ehren; es werden die Ideen eines Flüchtlings und Verbannten sorgfältig entfernt, in welcher Eigenschaft, einer Stelle des Philochoros zufolge, Phidias nach Elis gekommen seyn soll. Die Notizen über den Proceß gegen Phidias werden umständlich geprüft; er war das Werk einer Partey, die dem Perikles das Leben zu verbittern und die Staatsverwaltung verhaßt zu machen suchte, und kann erst Olymp. 86, 4 gesetzt werden; der Tod des Künstlers im Gefängniß trifft in dasselbe oder das nächstfolgende Olympiadenjahr. Von hier aus werden erst die Momente zur Bestimmung des Lebensalters des Phidias gesammelt: daß er gegen Olymp. 85, 3 sich selbst kahlköpfig bildete, daß er Olymp. 86 in Liebeswuth oder tollem Uebermuth auf dem Finger seines Zeusbildes mit den Worten: Παντάρκης καλὸς einem schönen Knaben huldigte; jenes hindert ihn im blühenden Mannesalter, dies ihn sich als eigentlichen Greis zu denken; — daraus wird das oben angegebene Resultat abgelei-

tet. Die Nachrichten über andre Kunstwerke des Phidias werden übergangen, da sie nichts über seine Lebensverhältnisse lehren; dagegen ist die Geschichte seiner Schüler auch größtentheils die des Lehrers. Alkamenes war Athener aber zugleich Gutsbesitzer auf Lemnos, daher Λήμνιος und νησιώτης genannt; er hatte hier vermuthlich bey dem alten Meister Kritias gearbeitet; in Phidias Schule aufgenommen, behielt er immer eine große Unabhängigkeit von seinem Lehrer; er überlebte diesen und den Peloponnesischen Krieg, der indeß den Betrieb der Kunst und namentlich die Verbreitung ihrer Werke bedeutend störte. Weit enger schloß sich an Phidias sein Lieblingsschüler Agorakritos an, wie auch die Geschichte der Nemesis-Statue von Rhamnus beweiset; was über diese bis jetzt durch Untersuchung ausgemittelt scheint, wird mit einigen neuen Bemerkungen unter eine Uebersicht gebracht. Von andern Künstlern wissen wir nur, daß sie Phidias Schüler gewesen, nichts von dem nähern Verhältnisse.

London.

Travels in Nubia by the late John Lewis Burckhardt; published by the Association for promoting the discovery of the interior parts of Africa; with Maps etc. 1819. 4to. 543 Seiten.

Travels in Syria and the holy Land; by the late John Lewis Burckhardt, published etc. 1822. 4to. 668 S.

Wenn die Anzeige dieser beyden Werke, besonders des erstern, länger verzögert worden ist, als die Leser dieser Blätter vielleicht erwarteten; so lag die Schuld davon weder an der Direction, noch an dem jetzigen Beurtheiler. Sie sind die Früchte des Unternehmungsgeistes eines Mannes, der sich auf unserer Universität zu seiner Reise vorbereite-

te; und an den der Verfasser dieser Anzeige, der seiner genauern Bekanntschaft genoß, als Lehrer und Freund nicht ohne eine wehmüthige Erinnerung zurückdenken kann. Selten war wohl ein junger Mann von der Natur mehr zu ähnlichen Unternehmungen ausgerüstet, als Burckhardt es war. Sein Aeußeres imponirte, durch eine hohe Gestalt, und eine ernste und würdevolle Haltung. Seine Gesundheit schien jede Probe bestehen zu können. Seine Studien hatten hauptsächlich eine politische Richtung genommen. Länder und Völkerkunde lagen zunächst in seinem Plan. Harte Jugendschicksale, (sein Vater aus einer angesehenen Familie in Basel, war der Gegenstand des Hasses und der Verfolgungen der dortigen französischen Partey, die ihn zum Auswandern nöthigte,) hatten ihm einen unauslöschlichen Haß gegen die damalige Tyranney unter dem Nahmen der Freyheit eingeflößt; aber auch zugleich seinem Geist die Stärke und Festigkeit gegeben, welche Hauptzüge seines Characters wurden. Um jener Tyranney sich zu entziehen, gieng er, hinreichend vorbereitet durch Studien, nach England; kam hier in die Bekanntschaft mit Sir Joseph Banks; und trat als Reisender in die Dienste der African Society. Africa ward also das eigentliche Ziel seiner Entwürfe; doch gieng er zuerst im Jahre 1809 über Malta nach Syrien um in Aleppo des Arabischen mächtig zu werden; und sich überhaupt zum Orientalen umzubilden. Wenigen ist dieß so gelungen wie ihm; noch jetzt ist der Nahme von Sheik Ibrahim, den er annahm, in Syrien wie in Aegypten bekannt und geachtet; und unter den gleichzeitigen Brittischen Reisenden ist nur Eine Stimme zu seinem Lobe. Er blieb zwey und ein halbes Jahr in Syrien, meist in Aleppo, von wo aus er Palmyra, Damaskus, den Libanon, die unbekannten Theile von Palästina, besonders die Land-

schaft Havran, östlich vom Jordan, und die seitdem durch ihre Ruinen so berühmt gewordene Gegend der alten Decapolis besuchte. Im Frühjahr 1812 gieng er nach Aegypten. Sein erstes Geschäft in Cairo war, genaue Berichte über seine bisherigen Reisen nach London zu schicken. Zwey und ein halbes Jahr blieb er nun in Aegypten; während dieser Zeit aber wurden von ihm zwey Reisen nach Nubien gemacht. Die erste ward ausführtge im Anfang des Jahres 1813, und ging längs den Ufern des Nils bis in die Nähe von Dongola, von wo er am 31. März nach Assuan zurückkam. Nun blieb Burckhardt bis ins folgende Frühjahr in Oberägypten. Sein Plan war mit einer Caravane nach Sennaar, dem alten Meroe, vorzubringen; von da über Suakim am Arabischen Meerbusen nach Dsidda in Arabien herüber zu gehen; hier die heiligen Oerter Mecca und Medina in Hedjas zu besuchen; von dort nach Aegypten zurückzukehren, und dann von dort, so völlig vorbereitet, in das Herz von Africa nach Sudan zu gehen. Den 2. März 1814 brach er mit der Caravane aus Oberägypten zum zweytenmal nach Nubien auf. In Gestalt eines armen Muselmännischen Kaufmanns, nur mit den nothwendigsten Bedürfnissen versehen, auf einem Esel reitend, machte er die Reise durch die Nubische Wüste, die funfzig Jahre früher Bruce in umgekehrter Richtung gemacht hatte; und drang so bis Chandi in der Nähe des alten Meroe, vor. Hier blieb er vom 17. April bis 17. May; trat dann auf einem noch nie von einem Europäer betretenen Wege die Reise nach Suakim an; gieng über den Tacazzé; erreichte den Hafen von Suakim den 26. Junius; schiffte sich hier nach Dsidda ein, wo er am 20. Julius landete Nun blieb er bis um die Mitte des folgenden Jahres 1815 in Arabien; machte die Wallfahrt nach den heiligen Oertern; residirte län-

gere Zeit zu Mecca; gieng dann über Medina zu Lande nach Cairo zurück; wo er den 25. Junius ankangte, und von wo er noch eine Ausflucht in die Wüste Sinai machte. Nach seiner Rückkehr mußte er aus Mangel an Gelegenheit noch über ein Jahr in Aegypten bleiben; und war so eben im Begriff die längst gewünschte Reise nach Sudan anzutreten; als eine Dyssenterie ihn überfiel; wozu sein Aufenthalt in Mecca den Grund gelegt zu haben schien; und am 15. October 1817 seinem Leben ein Ende machte. — Wir haben diese kurze Uebersicht von den Reisen dieses merkwürdigen Mannes voran schicken wollen; dem ersten Theile ist eine ausführliche Biographie vorgesetzt: in welche zugleich seine an die Africanische Gesellschaft gesandten Briefe, voll der interessantesten Nachrichten, aufgenommen sind. Zu den ausgezeichneten Eigenschaften von B. gehört auch, daß er nicht nur die möglichst strengste Ordnung in der Führung seiner Tagebücher hielt; sondern auch das letzte Jahr seines Aufenthalts in Aegypten meistens dazu anwandte seine Papiere zu ordnen, und sie nach England zu schicken; um vor dem Antritt seiner Reise nach Sudan die Früchte seiner bisherigen Unternehmungen zu sichern. Es gelang ihm dieß zu Stande zu bringen; und so sah sich die African Society im Stande, nicht nur die beyden vorliegenden Bände erscheinen zu lassen; sondern es blieben ihr auch noch die Materialien zu zwey andern übrig, die die Reise in das innere Arabien und nach den heiligen Oertern enthalten werden.

Die Reisen selbst sind in der Form von Tagebüchern geschrieben; mit eingestreuten ausführlichen Erörterungen über einzelne Gegenstände. Schon deshalb können sie keines Auszuges fähig seyn; unsre Aufgabe muß bleiben zu zeigen, in wie fern die Länder- und Völkerkunde dadurch bereichert ist. Gleich die erste Nubische Reise, wenn sie auch nur

bis in die Nähe von Dongola ging, trug dazu wesentlich bey, weil sie, unmittelbar längst den beyden Ufern des Nils, nicht aber durch die Wüste gemacht worden, und zwar der Hinweg an der Ostseite, der Rückweg, so weit es die Umstände zuließen, an der Westseite. Die seitdem, besonders durch Belzonis Thätigkeit aus dem Schutt hervorgezogenen großen Monumente, waren damals noch unbekannt; nur von dem was er im Vorbeyreisen über der Erde sah, konnte B. kurze Nachricht geben. Der Weg ging über Dakke, Sebua, Derr und Ibrim. Das Dorf Birbe gegen der Insel Philae über, ist die Grenze von Aegypten. Gleich südlich von Birbe fängt das Gebiet der Nubischen Häuptlinge an; denen auch schon die Insel Philae gehört. Das Nilthal verengt sich hier bald so sehr, daß die Felsen sich bis an den Fluß drängen; und nicht einmal Platz zu Wegen lassen; und wo sie sich auch zurückziehen, lassen sie doch nur eine schmale Ebne übrig. Die Dörfer heißen Wadys (Thäler); sie bestehen aus Haufen elender Hütten. Die Nahrung besteht aus Kuchen von Durra, die mit süßer oder saurer Milch aufgesetzt werden. Mehrere Wochen lang genoß B. nichts anders. Man sieht hin und wieder Ueberbleibsel der alten Städte, die aus Plinius und Ptolemäus bekannt sind. Die Gegend um Sebua ist die am besten angebaute; die Einwohner sind thätige Kaufleute. Sie treiben den Handel mit den Producten von Sennaar, die sie aus Berber abholen. Weiter bis nach Derr hin, ist das Ufer reich an Dörfern und Palmbäumen. Bey Derr nimmt der Nil eine westliche Richtung bis nach Dongola hin; das östliche Ufer ist immer besser angebaut als das westliche, was immer mehr versandet. Der Tempel von Derr ist ganz in den Felsen gehauen, der aus Sandstein besteht. Die Reliefs an demselben stellen ähnliche Scenen wie

die in Theben dar. Derr ist der gewöhnliche Aufenthalt der Nubischen Häuptlinge (Kaschefs). Die Gegend ist besonders reich an Datteln und Durra. Zwischen den Nubiern ziehen Arabische Beduinen umher, von den Stämmen der Ababdes; die von den Häuptlingen gelegentlich Geschenke erhalten. Sie sind völlig schwarz; haben aber nichts von der Negerphysionomie, und kein Wollhaar. Gleich jenseit Derr fängt das Gebiet von Ibrim an, dessen Aga unabhängig von den Kaschefs ist. Der Wohlstand des Volks war durch die Streifzüge der aus Aegypten vertriebenen Mammelucken gänzlich zu Grunde gerichtet. Bey Wadi Halfa ist der zweyte Cataract; man hörte in der Nacht sein Geräusch eine halbe Stunde weit. Der Platz ist sehr romantisch. Zur Zeit der Ueberschwemmung bilden sich, wenn diese aufhört, zwischen den Felsen kleine Seen; die einen Raum von zwey E. Meilen in der Breite einnehmen. Die Schiffarth wird hier unterbrochen, fast hundert Engl. Meilen weit; denn der Nil ist bis Succot hin voll von Felsen; die eine Menge Wasserfälle, denen zu Assuan ähnlich, bilden. Bey dem Dorfe und der Insel Kolbé sah der Verf. eine Fähre, aus vier Palmstämmen bestehend; gänzlich ähnlich denen die man auf den Aegyptischen Denkmählern abgebildet sieht. Die südliche Grenze dieser ersten Reise war Tinareh in dem District Mahas. Bis Dongola vorzudringen war nicht möglich, weil damals die Mammelucken in dessen Besitz waren. Der Rückweg ging zuerst bis Kolbe an derselben östlichen Seite des Nils. Hier setzte B. über den Fluß; indem er es vorzog lieber auf seinem Cameel durchzuschwimmen, als sich dem überladenen Fahrzeug anzuvertrauen. Der weitere Rückweg ward also nun an der Westseite gemacht. Diese Westseite ist jetzt durchweg versandet; es ist aber kein Zweifel, daß sie einst fruchtbar gewesen seyn muß; denn der

Boden unter dem Sande war gewiß ein Bodensatz des Flusses. Die Beschreibungen der Tempel, zu Dakké, Ipsambul, Kalabsché und andere übergehen wir, da wir seitdem durch Belzoni, Gau und andere genauere Nachrichten und Abbildungen erhalten haben. Einzelne Bemerkungen des Verf. besonders über die historischen Reliefs zu Kalabsché dürfen aber nicht übersehen werden. Allgemeine Bemerkungen über Nubien und seine Bewohner beschließen diesen Abschnitt.

Es folgt nun die zweyte, viel wichtigere, Nubische Reise; deren Beschreibung die größere Hälfte dieses Bandes ausfüllt. Die Art und Weise, wie diese Reise gemacht wurde, welche den kühnen Unternehmungsgeist des Mannes am sprechendsten characterisirt, ist nicht weniger merkwürdig, als die Reise selbst. Indem B. den Beschluß faßte, sie als ein armer Muselmännischer Kaufman aus Aleppo, der einen verlornen Verwandten aufsuchen wolle, zu machen, weil aller Anschein von Reichthum, oder auch Wohlhabenheit, gefährlich gewesen wäre; entledigte er sich durchaus alles Entbehrlichen; nicht nur seines Gepäcks und seines bisherigen Bedienten, sondern auch seines einzigen Cameels, indem er für sich nur einen Esel behielt. Auf diesem reitend, oder auch neben ihm gehend, (für den Transport seines unentbehrlichsten Gepäcks hatte er mit einen Cameeltreiber accordirt) trat er in Begleitung einer kleinen Caravane, die aus Aegyptern, Ababdés und andern bestand, die Reise durch die Nubische Wüste an. Er fand zwar diese Wüste weniger furchtbar als die große Syrische Sandwüste, da sie doch mehr Abwechselung, und auch an mehreren Stellen Wasser darbietet; aber doch war, als gegen das Ende das Wasser nicht mehr ausreichte, die Lage der Caravane fast hoffnungslos. Um nur sein Lastthier zu erhalten,

entzog sich B. selber das Nothwendige; und hatte neben dem Mangel wegen seiner anscheinenden Armuth auch die Verachtung und selbst die Mißhandlung seiner Reisegesellschaft zu ertragen. Nach einer Reise von 22 Tagen langte endlich die Caravane in Ankheiré in dem District Berber an, wo sie wieder den Nil erreichte. Man fühlte, sagt der Verf. die Nähe des Nils schon in der Entfernung von zwey Stunden an der Feuchtigkeit der Luft; die Araber, die sich früher mit dem Spruche: Gott ist barmherzig! getröstet hatten, begrüßten ihn mit dem Ausrufe: "Gott sey gedankt, wir riechen den Nil!" Den heißen Wind fand B. nicht so gefährlich wie man ihn gewöhnlich schildert; die von Bruce beschriebenen Sandsäulen sah er hier nicht, wohl aber in der Syrischen Wüste; gibt aber zu, daß sie bey Wirbelwinden auch hier leicht sich bilden können. Ungeachtet der erstaunlichen Fatiguen hielt seine Gesundheit sich gut; einige Stunden Schlaf gaben ihm die nöthigen Kräfte wieder, auch nach der größten Ermattung. Der Weg, den sie gemacht hatten, ist die einzige Route von Berber nach Aegypten; und wird stets von den Caravanen von Shendi und Sennaar genommen. Sie hatten nur kleine Tagereisen gemacht, statt der 22 rechnet man gewöhnlich nur 16 oder 17 Tagereisen. Der Rückweg von Berber wird schneller in 12 Tagen gemacht; weil man leicht Camele haben kann; auf Dromedaren haben ihn Boten wohl in acht Tagen zurückgelegt. Der District Berber umfaßt vier oder fünf Dörfer. Die Einwohner sind Arabischer Abkunft; und stehen unter einem Meck (Meleck), der von dem König von Sennaar ernannt wird; dessen Autorität in Berber übrigens sich bloß auf die Erhebung einiger Geschenke beschränkt. Die Berbers sind ein schönes Volk; Männer sowohl als Weiber. Die Farbe ist

rothbraun; nur wenn die Mutter eine Negerin ist, wird sie ganz dunkel. Die Männer sind von etwas höherer und schlankerer Statur als die Aegypter, und haben stärkere Gliedmaassen. Die Gesichtzüge haben nichts vom Neger; die Form des Gesichts ist oval; die Nase oft ganz griechisch; und die Backenknochen nicht hervorstehend; nur die Oberlippe ist etwas dicker; doch gar nicht negerartig; Beine und Füße sind sehr wohl geformt. Sie haben einen kurzen Bart unter dem Kinn; und nur selten etwas Backenbart. Ihr Haar ist buschicht und stark; aber nicht wollicht; wenn es kurz ist kräuselt es sich in Locken. — Die Moralität ist tief gesunken. Trunkenheit und Ausschweifungen sind allgemein. Das berauschende Getränk ist die Buza, die von den öffentlichen Mädchen, die in Menge vorhanden sind, bereitet, und in ihren Wohnungen verzehrt wird; wobey es selten ohne blutige Händel abgeht. — Am 7. April brach die Caravane, jetzt um ein Drittheil kleiner, wieder von Berber auf, um nach Shendy (Chandi) zu gehen. Man folgte dem Laufe des Nils an dessen rechtem Ufer; setzte über den Magrem oder Tacazzé, (Astaboras) und kam am 10ten nach Damer, einen Ort von etwa 500 Häusern, der durch seine Schulen, worin der Coran gelesen wird, berühmt ist. Die jungen Leute aus Darfur, Sennaar, Kordofan u. s. w. gehen dahin um das Gesetz zu studiren. Es ist ein kleiner hierarchischer Staat, in dem die Lehrer (Fahkys) eines großen Ansehens genießen. Also auch noch jetzt sind die Priesterstaaten an den Ufern des Nils nicht ganz verschwunden! Am 15. April ward Damer verlassen; und am 17. Shendy erreicht. Der Weg ging über das große Salzlager zu Boeydha, von wo ganz Sennaar mit Salz versehen wird. In Shendy blieb B. vom 17. April bis zum 13. May. Vor

Schendy sah er einige Ueberbleibsel alter Gebäude; "aber, sagt er, wären es die Wunder von Theben gewesen, ich hätte es nicht wagen dürfen sie zu untersuchen!" Nach den vorläufigen Berichten von Cailliaud liegen die großen Ruinen einige Meilen von Schendy; wohin B. nicht kam. Wir werden darüber von dem französischen Reisenden das Nähere zu erwarten haben. Schendy liegt, wenn nicht genau an demselben Platz, doch in der Nähe der alten Stadt Meroe. Es ist auch jetzt eine der bedeutendsten Städte des östlichen Sudan und enthält 800 bis 1000 Häuser, und viele größere Gebäude. Die Häuser stehen einzeln, bilden keine Straßen. Die Herrschaft ist in den Händen eines Fürsten (Meck), der nur dem Nahmen nach von dem König von Sennaar abhängig ist. Schendy ist noch jetzt der Hauptplatz des Handels, besonders des Caravanenhandels in dieser Weltgegend. Der Verfasser gibt darüber ausführliche Nachrichten. Die Caravanen von Sennaar, Cordofan, Aegypten und Suakim stoßen hier zusammen. Die letzten, sehr bedeutende, bringen die Ostindischen Waaren, die ersten neben mehreren andern Waaren vor allen Sclaven, die dann in Aegypten ihren Hauptabsatz finden. Nach B. kommen jährlich über 5000 Sclaven auf den Markt von Schendy. Die Einrichtung und die Gräuel dieses Handels, besonders auch die Behandlung der Sclavinnen, werden hier dargelegt; sie empören alles menschliche Gefühl; von dem aber die Sclavenhändler gänzlich verlassen sind. — Der letzte Abschnitt dieses Bandes enthält nun die Reise des Verf. von Shendi nach Suakim auf einem Wege, der noch von keinem frühern Reisenden betreten war. Dieß war die Ursache weshalb B. diese gefahrvolle Route der leichtern über Sennaar und Gondar, schon von Poncet und Bruce betretenen,

verzog. Nach einem Aufenthalt von Einem Monath in Shendi, brach er von dort am 17. May mit einer Suakim = Caravane auf. Sie bestand aus wenigstens 200 beladenen Camelen und 20 bis 30 Dromedaren. Auch B. machte die Reise jetzt auf einem Camel. Die Ladung bestand hauptsächlich aus Tabak; außerdem über 300 Sclaven, und Pferde, die für Yemen bestimmt waren. Unter den Kaufleuten waren fünf schwarze (Tekayrne) an die sich B. anschloß, da sie außer ihm die einzigen Fremden waren; sie kamen aus Bornu, Kordofan und Darfur. Der Weg gieng durch eine sandige Ebene, bis man am 22sten den Atbara (Tacazzé) erreichte. Die reiche Vegetation seiner Ufer erweichte selbst das steinerne Herz der Sclavenhändler. Man setzte ohne Schwierigkeit durch den Fluß, an dessen rechtem Ufer das Dorf Atbare liegt; das eher einem Lager gleicht. Es wird, wie die Umgegend, von den Bischariens bewohnt, von brauner Farbe und schönem Wuchs und Augen. Sie bekennen sich zum Islam, sprechen jedoch kein Arabisch. Sie haben zahlreiche Heerden von Camelen und Schafen. Nach einem Aufenthalt von drey Tagen brach die Caravane wieder von Atbare auf; theilte sich aber, indem die eine Hälfte den geraden Weg durch die Wüste nach Suakim einschlug; die andre durch die Landschaft Taka, welcher auch B. folgte. Diese Landschaft an der Ostseite des Tacazzé ist eine völlige Ebne mit einem fetten Kleyboden, der gleich der Ebene des Nilthals eine Folge der Ueberschwemmungen des Flusses ist. Es wächst hier viel Durra, die gleich in den weichen Boden gesäet wird; doch ist Viehzucht die Hauptsache, da die Bewohner Beduinen = Stämme sind. Die Heerden werden zu der Zeit der Ueberschwemmung in die höheren östlichen Gegenden getrieben, und kehren nachher zu-

rück; der Grund dieser Wanderungen liegt also darin; nicht in den Bremsen, wie Bruce sagt. Löwen und Tiger sind hier sehr häufig und gefährlich; die ersten sollen die Größe einer Kuh erreichen. Die Giraffe ist häufig in den gebirgigten Gegenden; Heuschrecken sind sehr gewöhnlich; die furchtbarsten Thiere aber sagt B. sind die Bewohner dieser Wälder, die Hadendoa; ohne Gastfreundschaft, grausam und diebisch. Sie gehören nach Gestalt und Sprache zu den Nubischen Stämmen. Nach der Ebene folgte das Gebirg, dessen Uebergang nicht schwierig war; am 26. Junius erreichte die Caravane die Stadt und den Hafen von Suakim am Arabischen Meerbusen. Ueber diese Stadt, ihre Einwohner, Handel 2c. gibt B. ausführliche Nachricht; und den Beschluß dieses Bandes macht die Geschichte seiner Ueberfahrt nach Arabien, nemlich nach Dschidda; indem die Geschichte seines Aufenthalts in Arabien einem andern, noch nicht erschienenen, Bande vorbehalten ist.

Hn.

Königsberg.

Bey A. W. Unzer: Grundlage zu einer neuen Theorie der Gefühle und des sogenannten Gefühlsvermögens. Ein anthropologischer Versuch vom Professor Krug in Leipzig. 1823. VII und 140 Seiten in Octav.

Hr. K. bestreitet in dieser Schrift die Annahme eines eignen Gefühlsvermögens. Jedes Gefühl ist eine Bestimmung entweder des Vorstellungs- oder des Bestrebungsvermögens, aber die dunkel angeregte, noch nicht zum klaren Bewußtseyn erhobene. Sonach lassen sich die sinnlichen Gefühle zum Theil auf die theoretische Sinnlichkeit, zum Theil auf die practische oder den Trieb zurückführen. Von

den geistigen ist das Wahrheitsgefühl seinem Wesen nach nichts als ein Denken oder Urtheilen; das sittliche die Vorstufe einer deutlichen Erkenntniß des sittlichen Gesetzes; das religiöse ein dunkler Glaube an Gott und Unsterblichkeit, oder ein unbestimmtes Bewußtseyn der übersinnlichen Welt. Andere Gefühle wie die der Liebe und des Hasses, der Ehre und der Rache, der Mitfreude und des Mitleids, sind gleicherweise unentwickelte Gestaltungen des vereinigten Erkennungs- und Bestrebungsvermögens oder des letztern allein. Das sogenannte ästhetische Gefühl endlich des Schönen und Erhabenen läßt sich in eine mit besondrer Befriedigung verknüpfte gemeinsame Thätigkeit desselben zweyfachen Vermögens auflösen. Zum Schluß werden abweichende Ansichten einer Beurtheilung unterworfen. Die ganze neue Theorie ist offenbar aus der alten Behauptung hervorgegangen, das Gefühl habe es mit dunklen Vorstellungen zu thun. Wie dieses nun nicht zu leugnen, so folgt nicht, daß jene dem Gefühl wesentlich und nothwendig, alles Gefühl aber nur eine unvollkommen ausgebildete Thätigkeit des Vorstellens oder Strebens sey, in dem Licht also eines weiter vorgerückten sich selbst gegenwärtigen Bewußtseyns erlösche. Freylich fordert dies eine andre Prüfung, als hier vorgenommen werden kann. Es ist dem Verf. zu wünschen, daß er zu neuer Untersuchung wichtiger Fragen mit Erfolg aufgeregt habe.

T.

Druckfehler.

St. 111. S. 1897. v. u. Z. 9: für beide Theile welches l. welches für beide Theile.
— — S. 1102. v. u. Z. 19. Pachtzeit l. Zeitpacht.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.
Den 19. Julius 1824.

Paris.

Chez G. Dufour et E. D'Ocagne: Recherches sur les ossemens fossiles, où l'on rétablit les caractères des plusieurs animaux dont les révolutions du globe ont detruit les espèces; par M. le Baron de Cuvier, Commandeur etc. Nouvelle édition, entièrement refondue, et considérablement augmentée. Tom. V. prem. part. 1823. 504 S. XXVII Kupfert. in 4.

Dieser Band handelt von den Nagern, den Zahnlosen und von den Säugethieren des Meeres. Seinem bisherigen Gange getreu, bahnt sich auch hier der berühmte Verfasser den Weg zu seinen Untersuchungen über die fossilen Reste durch eine vergleichende Uebersicht des Knochengerüstes, namentlich der Backenzähne, der Nager überhaupt und des Bibers insbesondre, von welcher letztern Gattung sich bis jetzt die unzweydeutigsten Reste gefunden haben. Denn wenn auch im Ganzen die Nager eben so häufig, fossil vorgekommen seyn mögen, als größere Säugethiere, so hat man sie ihrer Kleinheit wegen doch minder geachtet und gesammelt,

Buckland ist damit bey seinen Untersuchungen der Höhlen von Kirkdale am sorgfältigsten gewesen, in welchen er Knochen von Kaninchen und verschiedenen Arten Mäusen in großer Menge, aber sehr zerstückelt gefunden hat. Im Ganzen scheinen diese Thiere auch in der Vorzeit nicht größer und verhältnißmäßig nicht häufiger gewesen zu seyn. Die Gattungen der Nager, welche Cuvier aufführt, sind folgende: Marmotta, Sciurus, Pteromys, Castor, Bathyergus, Hypudaeus, Mus, Rattus, Myoxus, Hydromys, Spalax, Helamys, Echimys, Hystrix, Cavia, Lepus, Lagomys, Cheyromys, Merion, Saccomys. Fossil sind bis jetzt gefunden worden: 1. in den Höhlen von Kirkdale Fragmente, die der Mus amphibius, arvalis und oeconomus, ferner Hasen und Kaninchen nicht unähnlich sind; 2. in mehrern alten Torflagern unzweydeutige Reste vom Biber; 3. eine größere Art von einem Biber in lockerm Boden bey Tangarok, ohnweit Asow, den Hofrath von Fischer Trogontherium Cuvieri genannt und zuerst in den Denkschriften der Societät zu Moskau beschrieben hat; 4. einige Abdrücke von einer Mäuseart aus den Steinbrüchen von Oeningen, desgleichen aus dem Erzgebirge und aus Böhmen. — Die Reste aus der Ordnung Bruta Linn.: oder édentés Cuv. sind noch seltener und bestehen vor der Hand nur in zwey verwandten Arten, dem Megalonyx und dem Megatherium. Die in einem Kalklager im Westen von Virginien 1796 gefundenen Reste der ersteren, welche in einem zerbrochenen Schenkelstück, einem radius, einem cubitus, drey Klauen und einigen weniger bestimmbaren Fußknochen bestanden, machte zuerst Jefferson, so weit er sie noch durch Washington, Steward und Hopkins sammeln konnte, denn mehrere andre sind verloren gegangen, in den philosophical transactions t. IV. bekannt. Er glaubte sie einer, vielleicht noch im

Innern von Amerika vorhandenen Löwenart zuschreiben zu dürfen, eine Meinung die jedoch Cuvier vollständig widerlegt. Nach seiner Muthmaßung mag das Thier selbst die Größe eines ungarischen oder Schweizer-Ochsen gehabt haben. Weit bekannter sind bereits die Reste des Megatherium. Der Verf. weiset drey verschiedene Exemplare nach, die successiv nach Europa gekommen sind, von denen jedoch nur noch das erste, welches der Marquis de Loretto, Vicekönig von Buenos-Ayres, im Jahre 1789 nach Madrid sandte, und welches bey Nachgrabungen am Ufer des Luxan gefunden worden war, noch vorhanden ist. Zuerst wurde es von Joseph Garriga, Madrid 1796 beschrieben. Eine weit vorzüglichere Beschreibung besitzen wir von Pander und D'Alton, welche zugleich eine sehr vollständige Abbildung desselben unter dem Namen Bradypus giganteus Bonn 1818 geliefert haben. Indessen sucht Cuvier auch dieser noch einige Unrichtigkeiten in der Stellung der Fußknochen nachzuweisen. Cuvier billigt jedoch den Namen Bradypus nicht, sondern sieht eine eigene Gattung darin, die den Panzerthieren noch näher, als den Faulthieren, zu stehen scheint. Diese Vermuthung findet noch eine sehr wichtige Bestätigung durch den mitgetheilten Auszug eines Briefs eines Geistlichen zu Montevideo, D. Damasio Larrañaga an Hrn. A. Saint-Hilaire, der nächstens noch sehr bedeutende Aufschlüsse über dieses Thier verspricht, Schilder von demselben besitzt und sogar vermuthet, daß es noch ähnliche Thiere an dem See Minim an der Grenze der portugisischen Colonien gebe. Nach Cuviers Vermuthung lebte es von Wurzeln, die es mit seinen Füßen ausgrub und war um ein Drittheil größer als der Megalonyx. Die zahlreichen Mittheilungen über die noch vorhandenen Arten aus der Familie der Zahnlosen, welche Cuvier in Paresseux, Fourmiliers, Pangolins, Tatous, Oryc-

térope, Monotrèmes, Ornithorynques, Echidnés theilt, sind keines Auszugs fähig. — Zuletzt erwähnt er auch noch eines Knochens, der wahrscheinlich auch einem hierher gehörigen, vielleicht einem riesenartigen Schuppenthier angehört haben dürfte, und welcher bey Eppolsheim, ohnweit Alzei in Rhein-Hessen neuerlich unter vielen andern Knochen von Pachydermen gefunden wurde.

Weniger befriedigend sind die Untersuchungen über die schwimmenden Säugethiere des Meeres. Die Schwierigkeit bey der Untersuchung dieser großentheils colossalen Geschöpfe, die Seltenheit vollkommener Skelete und ihr Aufenthalt in dem unwirthbaren Ocean haben es selbst Cuvier bey seinen Hülfsmitteln und ausgebreiteten Kenntnissen unmöglich gemacht, vollkommnes Licht über alle hier noch vorhandenen Dunkelheiten zu verbreiten. Indessen ist auch hier viel geleistet. Die Robben theilt er in eigentliche Phoken und Otarien, ohne jedoch eine genügende Uebersicht zu geben. Die neuesten Beyträge zur Kenntniß der Säugethiere, namentlich der Robben des Nordens hat der Verf. noch nicht gekannt. Fossile Knochen von Robben sind zur Zeit noch sehr selten, indessen doch unbezweifelt. Noch seltener sind vom Lamatin und Dugong, über welche Thiere viel Neues und Berichtigendes mitgetheilt wird.

Von den noch vorhandenen Delphinen zählt der Verf. folgende auf: D. delphis, frontatus nov. spec., coronatus, gangeticus, phocaena, globiceps, unter welchen beiden letztern Namen wahrscheinlich noch einige andre gehen; und endlich Delph. leucas und Peronii. Er theilt sie in drey Familien: mit spitzem Kopf, mit stumpfem Kopf und solche ohne Rückenflosse. Fossile Reste von Delphinen haben sich bereits an verschiedenen Orten gefunden; zwey beynahe vollständige in der Lombar-

bey; geringere Reste in dem Dep. de Landes und de l'Orne.

In Beziehung auf die nach Scoresby gegebene Beschreibung des Skelet des Narwal kann Ref. nach dem im Museum zu Bremen vorhandenen vollständigen Exemplar jene Angaben, als zuverlässig, bestätigen. Auch dieses hat im Ganzen 54 Wirbel, von denen 7 Halswirbel, 12 eigentliche Rückenwirbel, 22 Lendenwirbel und 13 Schwanzwirbel sind. Auch das Brustbein ist vollständig da, so wie auch das Zungenbein, das dem der übrigen Walen nicht unähnlich ist; nur sind die Seitenverlängerungen grösser als die geradeauslaufende. Mehrere aufgesägte Köpfe weisen alle den zwar ausgebildeten, aber verkümmerten Zahn nach. Es wäre möglich, daß dieser zweyte bey einer zufälligen Verstümmelung des andern seine spätere Ausbildung erhielte. — Nächst diesen beschreibt der Verf. noch den Hyperoodon, oder Balaina rostrata bey Pennant und Camper, nicht aber der des Fabricius, welcher wahrscheinlich der Finnfisch ist; ferner den Cachalot, unter welchem Namen man jedoch wahrscheinlich drey oder vier verschiedene Arten begreift, und von welchem sehr viel Neues und Berichtigendes mitgetheilt wird. Auch von dem Narwal werden einige ungewisse Reste angeführt; ferner ein völlig versteinerter Kopf eines Wales, der mit dem Cachalot und dem Hyperordon Aehnlichkeit hat, und wovon bereits zwey Exemplare, eins an den Küsten der Provence, das andre bey Antwerpen gefunden worden ist. Cuvier nennt ihn Ziphius.

Die eigentlichen Walen, Balaenae, theilt Cuvier in drey Familien: 1. ohne Rückenflosse und ohne Falte an der Brust; 2. Finnfische oder Gibbars, mit Rückenflosse, aber ohne Brustfalten; 3. Rorquals mit Längenfurchen an der Brust. Zu der ersten Unterabtheilung gehört der grönländische Wal, welcher den meisten Speck und das Fischbein

liefert; zu der dritten der Wal, welchen der selige Albers in seinen Iconibus ad illustrandam anatomiam comparatam. Fasc. I. Tab. I. nach dem in Bremer Museum befindlichen, 155 Jahr alten, desecten Skelet, und neuerlich Rudolphi in den Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus den Jahren 1820. 1821 weit vollständiger hat abbilden lassen. Mehrere von Cuvier und Rudolphi der von Albers gelieferten Abbildung gemachte Ausstellungen sind treffend; allein der selige Albers hat nur in so fern Schuld, als er keine vollständigere, berichtigende Beschreibung dazu gab, die vielleicht nicht in seinem Plan lag. Auch erschwerte die Art der Aufstellung, — es hängt hoch an der Decke — dem Zeichner die richtige Auffassung, und überdem mangeln offenbar mehre Knochen; einige sind unrichtig angefügt. Das Vorhandene besteht außer dem Kopf in folgendem: 6 Schwanzwirbel, 8 Lendenwirbel mit untern Dornfortsätzen in Gestalt eines V; 13 Lendenwirbel ohne diese, dagegen mit sehr langen seitlichen und obern Fortsätzen; 12 Rückenwirbeln mit eben so vielen Rippenpaaren; 6 Halswirbel. Das am Kopf fehlende hat schon Rudolphi bemerkt. Der unter der Alberschen Abbildung schwebend vorgestellte und auch am Skelet selbst in derselben Gegend angebrachte kreuzförmige Knochen ist, wie schon Rudolphi ganz richtig vermuthet hat, das Zungenbein, wie die Vergleichung mit dem Zungenbein andrer Walen leicht nachweist. Zuletzt werden auch noch einige fossile Reste von zwey hierher gehörigen Walen von dem Verfasser nachgewiesen. — Wir sehen der Vollendung des Werks mit Sehnsucht entgegen.

Königsberg.

In der Universitäts-Buchhandlung: Geschichte der Eidechsengesellschaft in Preußen aus neuaufge-

fundenen Quellen dargestellt von Joh. Voigt, Professor, Geh. Archivdirector und Mitgl. der Ges. für d. ältere Geschichtskunde. 1823. 280 S. in 8.

Es ist dieses wieder eine Schrift nach der neuesten und sehr guten deutschen Mode, einzelne Geschichtsgegenstände aus und nach Urkunden zu bearbeiten. Früher ließ man sich von Voltaire verführen, und machte, ohne seinen Geist, und der war eben so grosartig als angenehm, aus großen Geschichtswerken kleine Büchlein vermeintlich mit hohen Ansichten. Der Verf. hat emsig zusammengesucht, was sich in dem Geheimen Archiv zu Königsberg über die Rittergesellschaft von der Eidechse gefunden, deren Geschichte mit reichen litterarischen Hülfsmitteln und bedachtsamer Prüfung entworfen und einzelne Ausführungen beygefügt. Die Stiftungs-Urkunde der Eidechsengesellschaft ist von 1397 und noch in der Urschrift vorhanden. Vier Ritter und Gutsherren in der Nähe der Westpreußischen Stadt Reden schlossen den Verein, zum Lobe und Dienst Gottes einander, doch nicht wider die Herrschaft, zu helfen, und im Verarmungsfall zu unterstützen, unter Gewähr von Treue und Ehre, so daß der Genosse für einen Bösewicht gehalten und ausgestoßen werden sollte, der seine Pflicht nicht thäte, oder die Heimlichkeit verriethe. Der Verein hatte Fortgang und der Hochmeister kannte ihn. Doch schon 1411 sind die Genossen in die Verschwörung des Komthurs Georg von Wrisberg verwickelt, welcher sich zum Hochmeister machen wollte, und einer ihrer Obern Nicolaus von Renys wird enthauptet. Aber zwey Jahre später wird der Hochmeister Heinrich v. Plauen entsetzt, die Geflüchteten kommen zurück, und beschwören vor einem Mannengericht ihre Unschuld. Von dieser Zeit bis 1440 wird des Vereins nicht erwähnt, seitdem aber bis 1453 erscheint er immer wirksamer, der Landadel und die Städte in Westpreußen schließen sich an ihn wider die Ordenrit-

ter. Der Papst und der Kaiser wollen ihn auflösen, seine Abgeordneten wurden aber doch am kaiserlichen Hofe vorgelassen, er spricht das Recht an, welches den Schweizerbauern gewährt worden, unterhandelt heimlich mit dem König von Polen, und verschwindet, als das Land sich diesem unterwirft, und die Genossen mit Aemtern und Würden beliehen worden. Es war damals das Zeitalter der Bündnerey; und es ist eine Bestätigungs-Urkunde des Bischofs von Pamesanien für eine Brüderschaft des heiligen Leichnams und der heiligen Dreyfaltigkeit beygebracht, worin sich Brüder und Schwestern zur Grabfolge, zum Pfingstbier, und zum Vogelschießen in der Stadt Riesenburg vereinigen.

Braunschweig.

Bey Vieweg: Beyträge zu der Geschichte des Herzogthums Braunschweig von W. J. L. Bode, Kreisamtmann zu Braunschweig. Erster Beytrag. Das Grundsteuer-System des Herzogthums Braunschweig geschichtlich verfolgt und erläutert. 1824. IV. 186 S. in 8.

Der gelehrte und bescheidene Vf. macht einen so tüchtigen Anfang mit seinen Beyträgen, daß die Leser die Fortsetzung davon je eher, je lieber zu haben wünschen werden. Er gibt die Geschichte des Braunschweigischen Grundsteuerwesens mit seinen letzten Wurzeln und ihren Grundschichten, den nichts weniger als leichten, vielmehr schwerdrückenden Lasten zu Karl des Großen Zeiten. Es weist nach, wie sich in seinem Vaterlande die Beeden und die Fräuleinssteuer, die, beyläufig gesagt, schon Gregor von Tours bey Fredegunde's Aussteuerbesorgung für ihre Tochter beschreibt, die Schatzgefälle und die Reichsabgaben, dann in den deutschen Bürgerkriegen, von 1546 bis 1648, die Contributionen gestaltet und geartet haben, er verfolgt dann das neuere Steuerwesen durch alle seine Verwicklungen und fügt die Gesetze, manche noch nicht gedruckte bey. Die Vereinigung der mannichfaltigen Landsteuern und Regeln in eine einzige Grundsteuer und unter Ein Gesetz in der Westphäl. Zeit hält er für vortheilhaft, und schließt mit den Bestimmungen des jüngsten Landtagsabschiedes unter vormundschaftlicher Regierung des Königs von Großbrittannien, wonach alle Abgabenbefreyungen wegfallen, und die Besitzer bisheriger Freygüter durch landschaftliche Schuldverschreibungen entschädigt werden sollen. Die Hausbesteurung, das alte Schoßwesen hat er mit Recht von der Untersuchung über das Grundsteuerwesen ausgeschlossen, weil sie nach Gegenstand, Anlage und Wirkung völlig davon verschieden sind.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. 118. Stück.
Den 22. Julius 1824.

Leipzig.

Bey J. A. Barth: Die Apologetik des Christenthums als Wissenschaft dargestellt von M. C. W. Stein, Diakonus zu Niemegk. 1824. 450 Seiten gr. 8.

Der Verfasser sagt S. IX. der Vorrede, diese Schrift sey die gewissermaßen erste wissenschaftliche Bearbeitung der Apologetik in unsern Tagen und nachher im Buche selbst S. 1 f. sie sey nirgends bis jetzt, mit Ausnahme von Franke's Apologetik der christlichen Religion Altona 1817 als Wissenschaft bearbeitet worden und S. 3. sie sey im Verhältniß zu den übrigen theologischen Wissenschaften so gut, wie gar nicht, bearbeitet worden, da doch ihre Bearbeitung durch die Cultur der erstern eine ungemeine Erleichterung erhalten habe. Er macht also, was er ohne Zweifel auch durch den Titel anzeigen will, den Anspruch, die Apologetik, mit Ausnahme des genannten Schriftstellers zuerst als Wissenschaft und als solche vollkommener, wie dieser, bearbeitet und in ihr wahres Verhältniß zu der gegenwärtigen Cultur anderer theologischer Wis-

senschaften gestellt zu haben. Wider diesen Anspruch ist nichts zu erinnern, um so weniger, da wirklich, in dem Buche ein Streben nach Wissenschaftlichkeit verbreitet ist. Nur hätte erst untersucht und bestimmt werden müssen, ob, wiefern, in welchem Grade die Apologetik eine Wissenschaft werden könne, wie sie sich darin von anderen Wissenschaften unterscheide, ihr aber doch der Name und Rang einer Wissenschaft nicht abgesprochen werden könne. Außerdem hätte auch ausdrücklich angeführt und gezeigt werden müssen, welche Eigenschaften denn seine Apologetik zur eigentlichen Wissenschaft machen und wie sie sich in so fern von anderen apologetischen Schriften unterscheide. Noch eine andere Frage war die: ob die Apologetik eine besondere Wissenschaft sey? Der Verf. bejaht es, ohne jedoch auf die Frage weiter einzugehen. Er sagt nur S. XIV. Vorr. "Zu den Schriften, welche die Apologetik nicht als abgesonderte Wissenschaft wollen gelten lassen, gehört auch Stäudlins Encyclopädie S. 144. wogegen aber S. 172 ff. zu streiten scheint." Wir haben diese Stellen nachgeschlagen und finden Folgendes: "Besondere Wissenschaften sind Apologetik und Polemik nicht, sie gehören zur Dogmatik und Moral oder zur systematischen christlichen Theologie, so fern diese, wie andere Wissenschaften, ihre Wahrheit und Ansprüche darzuthun und wider Angriffe und Einwürfe zu vertheidigen hat. Sie gehören also auch nicht als besondere Wissenschaften in die Encyclopädie. — Die Apologetik, obgleich schon zur Dogmatik und Moral gehörig, ist doch so wichtig und hat nach und nach so sehr an Umfang gewonnen, daß man sie als besondere Wissenschaft behandelt und ihr eigene große Werke und Vorlesungen auf Universitäten gewidmet hat." Nachher wird in dieser Encyclopädie die Geschichte der theologischen Dogmatik und Moral in Verbindung, und die der Apo-

logetik besonders erzählt. Stäudlin hat gar nicht geläugnet, daß die Apologetik als besondere Wissenschaft abgehandelt werden dürfe, könne, ja zu gewissen Zwecken solle, eben so wenig, als er dieß von der Dogmatik und Moral geleugnet hat. Er hat nur behauptet, daß sie eigentlich schon zur systematischen christlichen Theologie und zu ihrem dogmatischen und moralischen Theile gehöre, daß sie keine selbstständige, auf sich selbst, auf ganz eigenen Principien ruhende, von andern Wissenschaften unabhängige, für sich bestehende Wissenschaft sey und alles dieß kann ihm der Verfasser der vorliegenden Apologetik zugeben, ohne daß dadurch in derselben das Geringste abgeändert wird. Die Geschichte der Apologetik, wie sie in diesem Werke S. 13-36. geliefert wird, ist nicht so befriedigend, wie manche andere Theile desselben und wie man sie von einem Manne hätte erwarten sollen, der die erste eigentliche Wissenschaft derselben liefern will. Sie hätte auch in diesem kleinen Raume besser gegeben werden können. Sie ist zu dürftig, die Gegner und Apologeten des Christenthums sind nach ihren unterscheidenden Eigenschaften nicht gehörig charakterisirt, geordnet und beurtheilt, nicht in ihrem Verhältnisse zur Wissenschaftlichkeit, auch kommt Manches nicht zur Sache Gehörige und Ungenaue vor. z. E. von Hobbes wird S. 21. gesagt: er behaupte, daß die Religion der Willkühr des Regenten unterworfen sey, welche alles vorschreibe, was geglaubt werden müsse, und dadurch bahne er sich allmählich den Uebergang, um zu zeigen, daß Gott eben so wenig wie ein weltlicher Beherrscher regieren könne; bey Tindal wird S. 23. angeführt Kortholti Dissertatio Lips. 1734 aber nicht von was; von Voltaire ebend. wird weiter nichts gesagt, als daß er vorzüglich darauf umgegangen sey, Widersprüche in der Bibel nachzuweisen und in einem gewissen Modetone gegen die christliche Offenbarung

zu philosophiren, von dem man aber selbst nicht wisse, was er eigentlich geglaubt habe. S. 24. kommen auf einmal die Theophilanthropen zum Vorschein und dann mehrere Schriften, die zur Geschichte der Dogmatik, nicht aber zur Apologetik gehören. S. 25. wird Lessing für den Verfasser der Wolfenbüttlischen Fragmente ausgegeben und darauf wird S. 25 f. und 20 f. eine Reihe von Rationalisten und Dogmatikern sammt ihren Schriften angeführt. Ungeachtet dieser Ausstellungen aber wollen wir dieß Werk in Ansehung der Hauptsache gar nicht tadeln, sondern legen ihm vielmehr einen hohen Werth bey. Wir wollen nun die Eigenthümlichkeiten bemerken, wodurch es sich vorzüglich auszeichnet und sich der Wissenschaftlichkeit nähert. Der V. hat sehr gründlich über das Wesen, den Inhalt, die Grenzen, die Bestimmung und den Plan einer Apologetik nachgedacht und darüber voraus bestimmte Grundsätze aufgestellt. Für jeden dahin gehörigen Abschnitt hat er sich wieder einen besonderen Plan entworfen und ihn treulich auszuführen gestrebt. Er legt der eigentlichen Apologetik eine Kritik der Offenbarung überhaupt und der verschiedenen einzelnen außerbiblischen angeblichen Offenbarungen, der Indischen, Persischen, Chinesischen, Aegyptischen, Kabbalistischen, Muhammedanischen, Griechischen und Römischen zum Grunde. Wir finden dieß sehr zweckmäßig. So neu ist es zwar nicht, als vorgegeben wird, man findet manches dahin Gehörige in den Apologieen von Grotius, Conybeare, Leß 2c, seitdem aber die philosophischen Untersuchungen über Offenbarung überhaupt, besonders durch die kritische Philosophie reger, tiefer und vielseitiger geworden sind und die Geschichte der Religionen sorgfältiger und in weiterem Umfange angebauet worden ist, so fällt auch mehr in die Augen, wie wichtig diese Gegenstände für die Apologetik seyen, und so kann auch darin mehr gelei-

leistet werden, als vorher. In Ansehung der Kritik außerbiblischer Religionen, die sich für geoffenbart ausgeben, heißt es S. 91 f. mit Recht: "daß diese Prüfung einen wesentlichen Theil der christlichen Apologetik ausmache, wird jedem sogleich einleuchten, da einerseits die angeblichen Offenbarungen heidnischer und anderer Völker an sich betrachtet ein gewisses Interesse für den menschlichen Geist und das menschliche Herz behaupten, und da auf der andern Seite gar nicht geleugnet werden kann, daß zwischen allen diesen Offenbarungen und derjenigen, der wir uns als Christen erfreuen, eine gewisse Verwandtschaft Statt findet, wir mögen nun auf die allgemein und tief gefühlten Bedürfnisse der Menschheit Rücksicht nehmen oder auf eine allgemein kund gewordene Symbolik sehen, oder auf gewisse Worte und Redensarten unsere Aufmerksamkeit hinlenken, oder endlich erwägen, welche Lehren in den nichtbiblischen Offenbarungen sich länger in Ansehen erhielten oder bald oder später wieder aufgehoben wurden. Hierbey wird es denn klar werden, ob diejenigen Recht haben, welche meinen, daß aus dem Vorhanden seyn so vieler angeblicher Offenbarungen die Nichtigkeit alles Offenbarungsglaubens folge, oder vielmehr diejenigen, welche gerade aus jenem Vorhandenseyn auf das eigentliche Bedürfniß und die Nothwendigkeit einer außerordentlichen und letzten Offenbarung schließen." Der Verf. unterscheidet ferner eine Apologetik des Christenthums, ohne Rücksicht auf die biblischen Urkunden und eine mit Rücksicht auf dieselbe, und liefert jede besonders und zwar jene zuerst. Dieß ist allerdings wider die gewöhnliche Weise und man könnte einwenden, daß gar nichts mit Sicherheit über das Christenthum, seine Wahrheit und Göttlichkeit ausgesagt werden könne, ehe die Echtheit, der Ursprung, die Glaubwürdigkeit und das Ansehen der neutestamentlichen Schriften dargethan sey, daß also diese

Methode verkehrt sey. Wir wollen aufsuchen, was sich in dieser Schrift zur Rechtfertigung und näheren Beschreibung dieses Verfahrens vorfindet. S. 171 f. "Wir gehen bey der allgemeinen Vertheidigung des Christenthums ohne Rücksicht auf die biblischen Urkunden von Principien aus, die man als allgemein zugestandene betrachten kann. Die große Geschichte der Menschheit und die eigene Erfahrung im weitesten und wahren Sinne werden uns hiebey thätig zu Hülfe kommen. Auch werden wir hier dasjenige aufsuchen müssen, was allen kirchlich- und theologisch-christlichen Parteyen als etwas Gemeinsames erscheint, damit wir desto sicherer auf allgemeine Zustimmung rechnen können. Zuletzt wird sich dann der Uebergang auf die schriftlichen Urkunden des Christenthums wie von selber finden." S. 175 f. "Der Beweis ohne Rücksicht auf die Urkunden kann nur in so weit geführt werden, als er eine vernünftige Ueberzeugung von der Göttlichkeit des Evangeliums im engeren Sinne des Worts in dem Gemüthe vorzubereiten, die allgemeinen Hindernisse, welche dieser Ueberzeugung entgegenstehen, wegräumen, mithin das Christenthum schon im Voraus mehr, als jede andere Anstalt der Welt empfehlen kann. — Seiner Form nach möchte ein solcher Beweis mehr unter die negativen, als unter die positiven gezählt werden, da wir durch die Geschichte und Erfahrung auf den Schluß geleitet werden, daß uns nichts hindere, mit der bestimmten Ueberzeugung an die biblischen Urkunden zu gehen: das Christenthum müsse in einem ganz anderen Sinne des Worts, wie jede sonstige Religionsanstalt, von Gott selbst hergeleitet werden. An der Möglichkeit dieses Beweises wird niemand zweifeln, wer sich an die mit der edelsten Wärme verbundene Vertheidigung des Christenthums in den Zeiten Jesu und seiner Apostel erinnert, wo noch keine Urkunden vorhanden waren.

und wer hiermit die neuern Bekehrungen zum Evangelium vergleicht, wo es möglich ist, unwissende Völker zum Herrn zu führen, ehe ihnen noch schriftliche Nachrichten von dem Christenthume in die Hände gegeben werden können. Ja es läßt sich nicht denken, daß wir in der heil. Schrift selbst eine göttliche Offenbarung durch Christum entdecken sollten, wenn nicht der Glaube an dieselbe durch unser Leben in der Kirche Christi von Jugend auf und durch damit verbundene Betrachtungen der Weltgeschichte angeregt worden wäre. Nothwendig ist endlich dieser Beweis zu nennen, weil wir da, wo wir ihn vorausschicken, den Inhalt des Christenthums immer besser verstehen, Demuth und Ehrfurcht gegen dasselbe beweisen und es auch gleich einsehen lernen, wie wir hier die Zweifel unserer Gegner entkräften, dort aber auf viele andere, eben weil unsere Gegner die geschichtliche Erscheinung und Entwickelung des Christenthums verächtlich behandeln, uns gar nicht einzulassen haben." Man kann zwar wider den einen oder anderen dieser Gründe noch einwenden, daß dabey die Echtheit und Glaubwördigkeit der Bücher des N. T. schon vorausgesetzt wird, allein es sind noch andere Gründe angeführt, durch welche die gewählte Methode vollkommen gerechtfertiget wird und als ganz zweckmäßig erscheint. Der Beweis selbst wird so geführt, daß das Christenthum 1. aus dem welthistorischen Standpuncte, 2. aus dem psychologisch-ethisch-religiösen Gesichtspuncte, 3. als Grundlage einer Verbrüderung der Menschen in einer nach moralisch-religiösen Grundsätzen geschlossenen Gesellschaft, vertheidiget wird. Die beiden ersten Puncte sind nicht so klar, treffend, bestimmt, gut geordnet, von Fremdartigem geschieden und überzeugend ausgeführt, als man wünschen möchte; auch kommt hier manches vor, was nicht als allgemein von den kirchlichen und theologischen Parteyen zugestanden

und nicht als ihnen gemeinsam angenommen werden kann. Was den welthistorischen Standpunct betrifft, so findet der Verf., daß bey der allgemeinen Betrachtung der Weltgeschichte der denkende Beobachter sich drey Fragen zu beantworten habe: 1. Welchen Gang wählte die göttliche Vorsehung, um sich der Menschheit möglichst anschaulich zu machen und ihrer Reife immer mehr entgegen zu führen? Da wird zur Antwort ertheilt, daß Gott die Entwickelung des menschlichen Geschlechts nie übereilen, sondern stuffenweise fortschreiten, dann weiter dieselben Erscheinungen, nur unter andern Modificationen, immer wieder an den Tag treten, seine Nähe durch Strafen und Segnungen fühlbar werden lassen, mithin die ganze Weltgeschichte in einen mächtigen Hebel jeder Art von geistiger Cultur verwandeln wollte. 2. Welches ist die wahre Bestimmung einzelner Menschen und Völker? Darauf wird geantwortet, daß die Weltgeschichte es deutlich nachweise, wie es der Menschen und auch ganzer Völker Bestimmung sey, das was ihnen jedesmal dargeboten wird, willig aufzunehmen, sich ganz in die Umstände, unter welchen sie leben, hineinzudenken, nützliche Einrichtungen und Anstalten selbst für die Nachwelt zu treffen, durch das Sinnliche zum Geistigen hinanzusteigen, mithin jeden Particularismus und den immer noch in enge Grenzen eingeschlossenen Particularismus in einen reinen Kosmopolitismus umzuschaffen. 3. Was haben einzelne Individuen gethan, um kräftig auf die ganze menschliche Gesellschaft einzuwirken? Die Weltgeschichte antwortet, daß das wirkliche Gute immerfort von einzelnen Menschen auf die ganze Gesellschaft übergehen und daß der physische und moralische Zustand und Character dieser Einzelnen mehr oder weniger das Gepräge der ganzen Gesellschaft wurde. Nach der Anwendung dieser Grundsätze auf das Christenthum findet der Verf. S. 180.

daß dem Christenvolke der Vorzug vor allen übrigen in der Weltgeschichte zuzueignen sey. "Jeder sagt er, wird es einräumen müssen, daß kein Volk so wenig, als das christliche, bey seinem Entstehen begünstiget wurde, da sich vielmehr dem äußerlichen Anscheine nach alles vereinigte, was dem Christenthum gleich wieder den Untergang drohen konnte. Und doch ist die wahre Bestimmung des Menschen nirgends so deutlich, wie hier, hervor getreten, die Cultur nirgends so schnell, wie hier, zur Reife gekommen. Nirgends ist es auch so entschieden gewiß, wie in der christlichen Geschichte, daß ein Einzelner den mächtigsten Einfluß auf das Ganze hatte, daß alle seine Nachfolger sich vereinigten, das edle Bild seiner Seele in sich aufzunehmen, unter allen Umständen ihm treu zu bleiben. Weder in den Werken der Kunst und des Geschmacks, noch in den übrigen Wissenschaften, noch endlich in der Cultur der Erde vermag irgend ein Volk des Alterthums und der neueren Zeit die Vergleichung mit denen auszuhalten, welche durch die christliche Geschichte erleuchtet wurden." Daß in dem Verhältnisse des Christenthums zur allgemeinen Weltgeschichte ein starker Grund für den Glauben an die Göttlichkeit desselben liege, hat keinen Zweifel. Aber wir können aus der Erfahrung und Geschichte nicht so viel über den Plan der göttlichen Weltregierung bestimmen, als hier geschehen ist. Die Geschichte weiset auch Erfahrungen auf, welche den hier angeführten entgegengesetzt sind. Es geht mit der Cultur der Völker bald langsam, bald schnell. Ganz neue Erscheinungen treten zuweilen in der Geschichte hervor. Die Bestimmung der Menschen und Völker kann nicht aus der Geschichte, nicht aus dem, was ist und geschieht, hergenommen werden, da würde man gar auf entgegengesetzte Bestimmungen kommen, sondern aus dem, was seyn und geschehen soll, aus unserer Ver-

kunft und aus unserem sittlichen Selbstbewußtseyn. Das Streben der Völker vom Particularismus zum Kosmoplitismus erhellt aus der Geschichte nicht. Was die Vertheidigung des Christenthums aus dem psychologischen Gesichtspuncte betrifft, so ist das Wesentliche, was darüber vorkommt, Folgendes: "Die Erscheinung des Christenthums wird ganz den psychologischen Gesetzen gemäß vorbereitet und herbeygeführt; wir finden einen successiven Fortgang vom Sinnlichen zum Geistigen, dieselbige Art der Entwicklung menschlicher Kräfte, welche noch heute bey der Erziehung und Bildung einzelner Individuen und ganzer Völker beobachtet wird. In der alten Welt wurden die Völker durch Drohungen und Strafen geleitet, erst mit der Erscheinung Jesu sollte ein Zustand der Mündigkeit für sie eintreten, die Zwangsarbeiten sollten aufhören und die Menschen zu einem freyen Gehorsam sich gewöhnen lernen. — Schreibt man Jesu nur einen etwas reineren, als den gewöhnlichen Jüdischen Particularismus zu, so kommt man auf Wiedersprüche, da sich psychologisch erweisen läßt, wie seit der Erscheinung des Christenthums alle Kräfte der Menschen mehr als vorher in Anspruch genommen, allmählig entwickelt und zuletzt herrlich ausgebildet wurden. Hat nicht Jesus selbst den Keim des Universalismus in seine Religion gelegt, so bildet es ein psychologisches Räthsel, wie denn der Erfolg seinen Absichten ganz widersprechen und Gott eine so mangelhafte, auf einen kleinen Kreis berechnete Anstalt plötzlich in ein Gemeingut für alle Menschen verwandelt haben soll. Psychologisch ist es gewiß wahrscheinlicher, daß Jesus selbst diesen Universalismus klar dachte und wollte. — Zeigt die Psychologie, wie es für den schwachen Menschen zu allen Zeiten Bedürfniß gewesen ist, etwas Positives und Symbolisches zu haben, so kann und darf auch das Christenthum nicht

von dem Positiven und Symbolischen entkleidet werden, sondern man soll vielmehr zeigen, wie eben hier dieß Letztere bis zur höchsten Vollendung gesteigert, ganz auf den praktischen Einfluß in das Herz und Leben der Menschen berechnet wurde. Daß Jesus eine universelle Religion lehren und stiften wollte, haben wir nie bezweifelt, daß sie aber ein Gemeingut für alle Menschen geworden sey, kann doch nicht gesagt werden. Der Universalismus des Evangeliums zeigt entweder seine Bestimmung und seine Fähigkeit, allgemeine Menschenreligion zu werden oder seine wirkliche allgemeine Ausbreitung oder die Anerkennung seines wahren Universalismus durch die Christen an. Das Erste hat keinen Anstand, das Zweyte ist nicht vorhanden und was das Dritte betrifft, so ist von den meisten Christenparteyen ein neuer christlicher Particularismus aufgestellt worden, vermöge dessen so viel Beschränktes, Willkührliches, Unwesentliches, Zufälliges, Nationales und Locales, Neuerfundenes, Jüdisches und Heidnisches zum Christenthum gerechnet wird, daß es damit seinen Universalismus verleugnen muß und sich nicht mehr zur allgemeinen Völkerreligion qualificirt. So geht also seine Universalität nicht aus der Weltgeschichte hervor. — Nach dem ethisch = religiösen Gesichtspuncte wird kurz gezeigt, daß in dem Christenthum eine reine vernünftige Moral und Religion enthalten sey, aber dieß konnte nicht als gemeinsamer Glauben der christlichen Völker angenommen werden, wenigstens nicht in dem Sinne, wie es hier verstanden wird, hier war der Beweis ohne Rücksicht auf die heiligen Urkunden in der That nicht möglich, wiewohl sich der Verf. nicht auf dieselbigen beruft. Das Christenthum, welches dieser Apologete vertheidiget, ist ein wohlverstandener christlicher rationaler Supernaturalismus, welcher auch in der That der einzige Gegenstand einer echten Apologetik seyn kann.

Seine hermeneutischen Grundsätze in Ansehung des Neuen Testaments sind im Wesentlichen dieselbigen, welche Stäudlin in seiner Abhandlung über die bloß historische Auslegung des N. T. aufgestellt hat. Seine Exegese ist lobenswerth, allein er hat sich viel zu wenig auf exegetische Untersuchungen und Entwickelungen eingelassen, um seine Behauptungen und Beweisführungen zu begründen. Der Sinn und Geist, womit er forscht, ist echt sittlich, gottselig, christlich, billig und ruhig. Seine Schreibart hat nicht die erwünschte Klarheit, Leichtigkeit und Bestimmtheit. Vorzüglichen Werth haben die Abschnitte über die Tüchtigkeit und Glaubwürdigkeit der neutestamentlichen Zeugen und die Inspiration der Evangelisten. Die Nothwendigkeit und Kraft der äußeren historischen Beweise für die Wahrheit des Christenthums wird sehr überzeugend dargethan und die Beweise selbst aus den Wundern und Weissagungen werden vortrefflich geführt und wider Einwendungen gerettet. Bey den Wundern wird die physische, psychologische und die neue magnetische Erklärung glücklich bestritten.

Berlin.

Bey Rücker: Nachweisung der vorzüglichsten, in Deutscher, Französischer, Englischer, Italiänischer, Spanischer, Portugiesischer, Holländischer, Schwedischer, Dänischer, Russischer, Polnischer, Böhmischer, Ungarischer, Griechischer und Lateinischer Sprache erscheinenden politischen und nicht politischen Tages- und Wochenblätter und periodischen Zeitschriften nebst Bemerkung des Preises für welchen solche durch die K. Preuß. Postämter zu beziehen sind. 1824. Fol. 31 S.

Unsere Leser werden nicht verlangen, daß wir die hier genannten, hundertfältigen, in funfzehn Sprachen geschriebenen Zeitungen characterisiren, oder aus dem Zeitungs-Preiscurant der Preuß. Posten, de-

nen die allgemeine Wohlfeilheit noch kein Leides zu thun scheint, einen catalogue raisonné machen. In England könnte man sich wohl unbedenklich, und mit nachbarlicher Hülfe recht gründlich damit befassen, aber dort kennt Jedermann die einheimischen Zeitungen ohnedies hinreichend und ist auf die fremden nicht sonderlich neugierig. Ohne Zweifel sind die Zeitungen der gelesenste und schnell wirkendste Theil des jetzigen Schriftwesen, und die geübtesten, hin und wieder auch die mächtigsten Hände helfen daran. Das Eigenthum eines englischen oder französischen Hauptblattes gibt einen Ertrag gleich dem größten Landgute, und es fallen dabey noch außerordentliche Einnahmen von mehreren tausend Thalern vor. Diese gewann selbst ein bloßes Sonntagsblatt, the observer, welches die Gerichtsverhandlung über Thurtell's Ermordung zuerst hatte, und 137000 Abdrücke davon verkaufte; dagegen ist es unrichtig, daß die Ministerialblätter im Solde der Minister ständen, wie man es nennt. Das könnte gar nicht ohne Wissen des Parlements geschehen, und würde allgemeines Aergerniß geben, da Niemand weder mit seinen Steuern bezahlen noch lesen will, was den Ministern beliebte, schreiben und lesen zu lassen. Die Zeitungen gehen dort, wie alle Waaren den Käufern, den Lesern nach, und richten sich nach ihrem Sinn und ihrer Liebhaberey. So hält es der Curier mit den Herren vom Hofe, und ist immer der herrschenden Meinung des Adels, weicht aber nicht selten von den Ansichten der Minister ab. John Bull spricht dem schlichten englischen Bürgersmann so recht nach dem Herzen, und donnert wider die Radicalen, wie ein strenger Hausherr über schlechtes Gesinde und Störung seiner (königmäßigen) Hausordnung. Auch er macht mitunter den Ministern nichts weniger als Complimente. Aber selbst in Frankreich ist es noch nicht gelungen, die Zeitungen zu wirklichen Ministerialblättern zu

machen, obgleich man sie durch große Bürgschaftsleistungen monopolisirt, und in die Hände der Reichen gebracht hat, obgleich kein neues Blatt ohne Genehmigung der Regierung erscheinen darf, obgleich die Gerichte jeden ungezügelten Ausdruck streng und schnell ahnden, und obgleich das Eigenthum misfälliger Blätter angekauft wird, wie von der Quotidienne, der Gazette de France und der Oriflamme geschehen seyn soll. Doch dagegen ist der Aristarch wieder aufgelebt, und das Eigenthum von Labourdonnaie, Sanlot Baguenault und Desmares geworden; Maisiere und Sarran, der auch wider die Zinsherabsetzung der Staatsschuld schrieb, werden als seine Redactoren genannt. Auch hat aller Ungelegenheiten unerachtet das Oppositionsblatt, der Constitutionel, fortdauernd am meisten Absatz. Uebrigens erscheint zu Paris nun auch eine englische Zeitung und in Südamerika stellt sich die englische Sprache der Spanischen zur Seite, die französische Zeitung zu Smyrna, le spectateur oriental, ist geschlossen, während Missolunghi, Athen und Hydra nun fünf griechische Blätter haben, hier ist nur erst der hellenische Telegraph zu Wien aufgeführt. Unter den Russischen Zeitungen fehlt die Senatszeitung, auch deutsch, welche die Anstellungen und Verordnungen enthält, die academische Zeitung redigirt der Astronom Schubart; und die Moskausche die Universität daselbst, wo gleichfalls eine noch nicht angemerkte Zeitschrift, Mnemosyne, erscheint. Unter den Preuß. Zeitschriften ist die lateinische des jetzigen Rectors Friedemann zu Braunschweig, sonst zu Wittenberg: Miscellanea angegeben; den englischen sind beyzufügen, das gelehrte Cambridger Review, das radicale Westminster Review, und das grundfarblose universal Review, das deutsche Schriften der eigenen, doch ziemlich beschränkten Beurtheilung unterwirft, statt daß man sie bisher gewöhnlich nach Inhalt unserer critischen Zeitschriften anzeigte.

Von dem deutschen Zeitungswesen ist noch nicht die Rede gewesen und wir haben doch eins, und es darf sich mit dem französischen und selbst englischen vergleichen lassen. Wenn es auch nicht so fein und geglättet wie jenes, und nicht so vertraulich und dienstfertig wie dieses ist, so nähert es sich doch, nach dem deutschen Sinn, der Idee der Universalität mehr als beide. Welche fremde Zeitung war so frey von historischen und geographischen Schnitzern, so unbefangen, so viel berichtend und so wenig räsonnirend als die Hamburgische Zeitung, und welche von allen war verbreiteter als sie vor der französischen Besitznahme von Hamburg. Aber ihr fehlte der Tact in der Aufnahme der Discussionen, die Würdigung der Quellen, die Correspondenz war zu mangelhaft und im Süden völlig beschränkt. Während sie von den Franzosen zerstört ward, erhob sich wunderbar genug die allgemeine Zeitung durch den einsichtsvollen und thätigen Buchhändler Cotta. Sie läßt sich am leichtesten dadurch charakterisiren, daß sie zu Paris einen ultra-, einen ministeriellen- und einen liberalen Correspondenten hat, also allen Parteyen offen steht. Sie ist reicher als die Englischen Zeitungen in auswärtigen Sachen, war es namentlich über das Spanische Ereigniß, und sie bleibt von den Aeußerungen der Englischen nichts wesentliches, als Persönlichkeiten schuldig, welche sich entweder entbehren lassen, oder doch schon umsprechen. Nur darin ist sie unvortheilhaft mit den Englischen im umgekehrten Verhältniß, daß sie besser mit den ausländischen als mit den inländischen, häuslichen Sachen bekannt macht.

Marburg.

Bey Johann Christian Krieger: Versuch eines Systems der Amphibien von Blasius Merrem, d. W. D. ordentlichem Professor der Naturhistorie und Kameralwissenschaften etc. 1820. Zweymal XV und zweymal 188 S. in Octav.

Eine systematische Zusammenstellung aller bekannten Amphibien und die Angabe der wichtigsten Gruppen-Gattungs- und Artenkennzeichen zusammengedrängt in ein nicht voluminöses Werk, war ein allgemeines, dringendes Bedürfniß, da so wenigen Zoologen die zahlreichen und kostbaren litterarischen Hülfsmittel zu Gebote stehen, in denen die Naturgeschichte der Amphibien enthalten ist. Hr. Prof. Merrem hat das Seinige gethan, um dieses Bedürfniß zu befriedigen: sein Buch gewährt nicht allein eine wissenschaftliche Uebersicht der ganzen Thierklasse und ihrer natürlichen größern und kleinern Abtheilungen, sondern es ist auch zur vorläufigen Bestimmung der einzelnen Arten und zur Anordnung von Sammlungen recht sehr brauchbar. Der Vf. hat freylich nur 160-170 Arten von Amphibien selbst untersuchen können, diesen Mangel an eigenen Beobachtungen aber hat er durch eine sorgfältige Benutzung der Schriften anderer Naturforscher mit gutem Erfolge zu ersetzen gesucht: und an neuen Bemerkungen und Eigenthümlichkeiten in Anordnung und Bezeichnung fehlt es deshalb keinesweges. Ref. würde gern einiges zur Bestätigung des Gesagten anführen, wenn er nicht überzeugt wäre, daß das Buch selbst schon in den Händen der meisten Zoologen sich befinde: nur ein Paar Bemerkungen, die sich ihm schon beym ersten Anblicke des Buchs aufdrängten, will er nicht unterdrücken. Gar vielen wird es mit ihm auffallend gewesen seyn, daß die Farben in den Diagnosen und den oft hinzugefügten kurzen Beschreibungen so ganz unbeachtet geblieben sind. Sind sie nicht eben so gut der Ausdruck des Wesens eines Naturkörpers, als die Gestalt der Schuppen und Schilder? Zwar sind sie manchem Wechsel unterworfen, aber doch auch oft genug höchst constant und wenn auch nicht hinreichender Grund zur Unterscheidung, doch wenigstens nicht selten das beste Kennzeichen des Unterschiedenen. Die andere Bemerkung betrifft die innere Einrichtung des Buches, welches einen doppelten Text in Deutscher und lateinischer Sprache hat: einer von beiden ist auf jeden Fall überflüssig. Ref. würde dem Lateinischen den Vorzug gegeben haben und ist überzeugt, daß alle, welche die Naturgeschichte der Amphibien studieren, die Bearbeitung des Deutschen dem Verf. gern erlassen hätten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.
Den 24. Julius 1824.

Paris.

Wir müssen noch einmal auf den Zodiakus von Denderah zurückkommen, und dabey von der Notice sur le Zodiaque de Denderah par M. J. Saint Martin (von der wir schon oben S. 961. redeten) ausgehen, um auch den Kenner der Astronomie der Alten darüber zu hören.

Nachdem durch die Herren Saulnier und Lelorrain der eine Thierkreis von Denderah nach Frankreich gebracht worden war, wurden die Untersuchungen darüber aufs neue angeregt, und veranlaßten unter andern Hrn. Saint-Martin zu gegenwärtiger Notice. Er gibt zuerst eine kurze Nachricht von den Bemühungen beider Männer und von dem Monumente selbst, und stellt darauf Untersuchungen über das Alter desselben an, besonders gegen Testa und Visconti, welche beide unter andern aus dem Daseyn der Wage auf dem Monumente demselben einen neuen Ursprung geben, so daß es, nach Testa in das dritte Jahrhundert vor unsrer Zeitrechnung, nach Visconti aber in das erste nach Chr. G. zu setzen sey. Hr. S. M. geht

nun zwar ebenfalls von der Wage aus, glaubt aber die Verfertigung des Thierkreises zwischen 900 und 569 vor Chr. Geb. setzen zu müssen. Seine Untersuchung nimmt folgenden Gang. Die Wage sey das Symbol der Aequinoctien. Dieses könne aber deswegen nicht von den Römern und aus den Zeiten Augusts abstammen, weil sich schon das Sternbild zu weit vom Kolur durch die Präcession entfernt habe. Cicero und Varro gebrauchten schon den Ausdruck iugum, so wie [der gleichzeitige] Geminus ζυγός. Derselbe Ausdruck komme in der dem Eratosthenes oder Hipparch fälschlich beygelegten Erklärung Arats vor. Achilles Tatius versichern überdieß, daß die Aegyptier andre Sternbilder gehabt hätten, als die Griechen. Hierin könne also der Unterschied liegen, daß die Griechen den Scorpion in zwey Zeichen ausdehnten, wenn auch die Aegypter die Wage gekannt hätten. Cäsar habe außerdem ägyptische Astronomen bey seinem Calender zu Rathe gezogen. Die Wage als Symbol der Nachtgleichen könne aber nur durch den ortus heliacus gefunden seyn. Man könne aber dabey nicht wohl den Aequinoctialpunct im 30sten Grade des Zeichens annehmen, (im Jahr 2252 vor Chr. Geb.). Eben so wenig im ersten Grade oder 164 vor Chr. Geb., weil, ehe die Sonne bis zu dem 30sten Grad gekommen seyn würde, die Ungleichheit der Tage und Nächte schon zu merklich gewesen wäre, um dem Symbol eine Bedeutung zu geben. Man müsse also zu dem 15ten Grad seine Zuflucht nehmen, oder zum Jahr 1172 vor Chr. Geburt. Indessen, fügt Hr. S. M. hinzu, ließen die Nachrichten der Alten über die Aegyptier nicht vermuthen, daß dieselben bey ihren Calendern auf die Aequinoctien und Solstitien besondere Rücksicht genommen hätten. Wichtiger sey ihnen die Nilüberschwemmung gewesen. Diese sey aber mit der größten Hitze und mit dem Frühaufgang des Lö-

wen zusammen getroffen. Wenn daher auf dem Monument die Spirale, welche durch die 12 Zeichen gehe, vom Löwen anfange; so sey dieses nicht so wohl ein Merkmal des Kolurs, als der Ueberschwemmung und der Hitze, nach Plutarch, Aelian und Horapollo, der Löwe aber nach dieser Ansicht und nach Porphyrius das erste Zeichen des Thierkreises. Wenn nun damit nach andern der ortus heliacus des Sirius verbunden worden sey, so zeige dieser wieder nicht das Solstitium an, sondern nur, daß eine Gattung des Aegyptischen Jahres im Löwen seinen Anfang genommen habe. Dieses könne nun nicht das wandelbare seyn, sondern ein anderes bloß religiöses, dem Julianischen ähnliches. Weil ferner unter dem Löwen und dem Krebse auf dem Monument eine Kuh abgebildet sey, und dieselbe den Sirius ausdrücke als Sterne der Isis, so sey die Entstehung des Monumentes noch bestimmter in das Jahr zu setzen, wo beym ortus heliacus des Sirius die Sonne im Krebse gestanden habe, also in das Jahr 900 vor Chr. Geburt. Früher könne also das Monument nicht errichtet worden seyn, aber auch nicht später, als um das Jahr 569 vor Chr. Geb. aus folgenden Gründen. Aus der Inschrift von Rosette wisse man, daß der Name der Könige in den Hieroglyphen durch eine Kreislinie, seine Würde durch eine Biene vor dieser Einfassung bezeichnet werde. Die Fuchsente (χηναλώπηξ) bedeute ferner nach Horopollo einen Sohn. Auf dem Monumente finde sich nun beides und noch überdieß nach gewissen Kennzeichen der Name einer Königin. Dieses müsse die Tochter des genannten Königs gewesen seyn, folglich die Schwester dessen, unter welchem das Planisphär verfertigt worden sey, also wahrscheinlich auch nach ägyptischer Sitte, dessen Gemahlin. Der Name des Königs selbst sey nun zwar nicht zu enträthseln, aber der Name eines Ptolemäers sey es

wenigstens nicht, wie die Inschrift zu Rosette deutlich zeige. Eben so wenig könne ein römischer Kaiser gemeint seyn, da die angegebenen Umstände bey keinem zusammentreffen. Man müsse also in die früheren Zeiten zurückgehen, und auch hier die Könige ausschließen, deren Regierung von kurzer Dauer war. So kömmt nun Hr. S. M. bis auf die Regierung von Amasis oder auf das Jahr 569 vor Chr. Geb. Dieses ist der Ideengang des Vf., zu welchem sich Ref. nur noch einige Bemerkungen nach seiner Ansicht erlaubt. Auch Hr. S. M. erklärt sich, wie man sieht, für die jetzt in Europa immer zahlreicher werdenden Parten derer, welche das hohe Alter der ägyptischen Thierkreise bezweifeln. Die astronomischen Gründe aber, wodurch er das Zeitalter derselben zu bestimmen sucht, beruhen auf eben den irrigen Voraussetzungen, welche den mancherley Hypothesen über das Alterthum der Astronomie selbst zur Stütze dienen, und wobey gewöhnlich mehr auf die Versicherungen der späteren Orientalen, als auf den Gang der Wissenschaft, wie wir ihn aus den Fragmenten von Eudoxus, Hipparch, der Syntaxis des Ptolomäus und andern einzelnen Nachrichten kennen, Rücksicht genommen wird. Es wird nämlich unter andern dabey, als ausgemacht, vorausgesetzt, daß die Beobachtungen (wenn man sie so nennen will) der Solstitien und Aequinoctien, auch schon bey den ältesten Astronomen auf Tag und Stunde genau gemacht und der Thierkreis ganz planmäßig gefunden oder nach seinen Theilen bestimmt worden sey, ohne auf die Schwierigkeiten und den Mangel an Hülfsmitteln zu achten. Wenn also z. B. Eudoxus die Koluren in die Mitte der Zeichen setzt; so suchen ihn seine Nachfolger unter den Griechen zurecht zu weisen, und den Fehler der Beobachtung zu berichtigen. Keinem der Alten ist es aber in den Sinn gekommen, zu vermuthen, daß

hier ein viel älteres System zum Grunde liegen müßte, das Eudoxus wohl nicht allein gekannt haben würde. Selbst Columella zieht noch diese Bestimmungen des Eudoxus, der subtilitas Hipparchs vor. Es lassen sich also keine chronologische Untersuchungen auf die Beobachtungen vor Eudoxus nur mit einiger Gewißheit gründen, wenn auch die Wage als Symbol der Nachtgleichen an den Himmel gesetzt seyn sollte. Aber auch die Geschichte stellt noch einige Zweifel dagegen auf. Daß der Widder und der Schütze durch Cleostratus aus Tenedos um die 61te Ol. an den Himmel gesetzt worden sey, glaubte man noch zu Plinius Zeit. Unmöglich hätten die Römer der Ueberzeugung des Zeitalters und aller Völker entgegen, sich die Bestimmung der Wage zueignen können, wenn irgend ein Zweifel übrig gewesen wäre. Wenn also auch Varro und Cicero das Wort iugum, Geminus und Ptolemäus, den Hr. S. M. nicht einmal anführt, ζυγός (der letzte bey einer chaldäischen Beobachtung vom Jahre 237 v. Ch. G.) schon gebrauchen; so beweiset dieses weiter nichts, als daß man um diese Zeit das frühere größere Sternbild des Scorpions in zwey Zeichen zerlegte, und den beiden glänzenden Sternen α und β der Wage den Namen ζυγός gab, woraus alsdann späterhin unter August die Wage entstand. Daß diese Begriffe, so wie der julianische Calender, von Alexandrien ausgingen, leidet wohl keinen Zweifel. Aehnliche Bemerkungen lassen sich nun über den Löwen und den ortus heliacus des Sirius machen, welcher allerdings bey der Ueberschwemmung des Nils als Merkmal im Calender betrachtet wurde, ohne daß es deswegen schon in der früheren Zeit eines doppelten Jahres bey den Aegyptern bedurft hätte. Ohne Rücksicht auf die Jahresbestimmung selbst, traf der Morgenaufgang mehrere Jahrhunderte hindurch ungefähr in die Monate der Ueberschwem-

mung, die Zeugnisse also von Vettius Valens, Porphyrius, Horapollo u. a. sind für die früheren Zeiten von keinem Werthe. Schon Bainbridge beruft sich zwar auf dieselben, aber Ref. darf sich hierbey nur auf Hrn. Idelers Urtheil (über die astronom. Beobacht. der Alten S. 120) beziehen. Das übrige überläßt Ref. dem Urtheile der Leser. Testa's und Visconti's Zweifel scheinen dadurch noch nicht gehoben. Von einer andern Seite wird derselbe Gegenstand in folgender Schrift behandelt. Paris bey Treutel und Würz: Nouvelles considérations sur le planisphère de Dendéra, où, non obstant les Calculs de M. Biot, et en employant aussi le Système de projection indiqué par M. Delambre, on demontre, que ce Monument n'offre autre chose que la Sphère d'Hipparque, telle qu'elle est figurée sur le globe Farnèse. Par M. de Paravey, membre du Corps royal du Génie des Ponts et Chaussées, ancien Elève de l'Ecole polytechnique; Considérations précédées d'un apercu sur la question de l'antiquité du zodiaque en général, et sur l'origine commune des Sphères de tous les peuples. 1822. 315 S. 8.

Hr. P. beginnt seine Untersuchung mit der Bemerkung, daß wenn Newton in seiner Chronologie von einer vollkommenen Sphäre mit allen Kreisen, wie wir dieselbe jetzt uns vorstellen, habe sprechen wollen, so würde er sich gewiß den Zeiten von Eudoxus und Hipparch lieber genähert, als die Entstehung derselben in die Zeit Chirons versetzt haben. Es würde ihm nicht entgangen seyn, daß in Homer und Hesiod nur einige bedeutende Bilder und Sterne vorkämen, die übrigen aber allmählich an den Himmel gekommen wären. Es folgen darauf Auszüge aus Werken über das Alter der ägyptischen Thierkreise, die wir hier übergehen, um seine Resultate kurz anzugeben. Hr. P. geht von der Bemerkung aus, daß die Eintheilung des Thierkreises

in 28 Theile, älter sey, als die 12 Zeichen, und findet durch eine Vergleichung aller Sphären, selbst der Indier, der Japaner und Araber einerley Sternbilder bey allen diesen Völkern. Selbst die Namen der meisten Nacshatras der Indier scheinen ihm von den arabischen Namen der correspondirenden Sternbilder abgeleitet zu seyn. Außerdem fand er durch die Vorarbeit, welche Remusat durch seine Uranographie der Mongolen in den Fundgruben des Orients ihm geliefert hatte, daß die meisten südlichen Sternbilder der asiatischen Nationen sich auf den ägyptischen Thierkreisen wieder finden. Ja selbst die meisten Hieroglyphen, welche in der Sphäre der Asiaten neben den einzelnen Sterngruppen vorkommen, sind nach Hrn. P. nichts anders, als Abkürzungen der Figuren von Menschen, Thieren u. s. w. bey den Aegyptern und Griechen. Nach weiteren Untersuchungen, Messungen und Vergleichungen mit dem Farnesischen Globus, die nicht wohl in einer Uebersicht und im Auszuge dargestellt werden können, findet er nun in den ägyptischen Thierkreisen nichts, als das Werk der Alexandrinischen Schule, die Sphäre und den Horizont Arats und Hipparchs, besonders aber in dem Plafond von Denderah eine stereographische Projection, welche nicht älter seyn könne als der Porticus, welchen die Tentyriten zum Andenken an Tiber der Venus geweiht hätten. Der Thierkreis zu Esne aber könne zwar für älter gehalten werden, reiche aber auch nicht über das alexandrinische Zeitalter hinaus. Noch anders wird die Untersuchung über denselben Gegenstand in folgender Schrift geführt:

Paris, bey Agasse: Recherches sur les Zodiaques égyptiens. Par M. Latreille, membre de l'institut, Academie royale des Sciences etc. 1821. 75 S. 8.

Nach Hrn. L. sind die Thierkreise der Aegypter des tableaux hieroglyphiques, religieux, histo-

riques, civils et disposés dans un ordre astronomique et cosmogonique. Eine geheime Lehre könnten sie nicht enthalten, weil sie an die Tempel gesetzt wären zur Betrachtung aller. Besonders spräche sich der Sabäismus durch dieselben aus. Die Bilder am Abendhorizonte nach Untergang der Sonne hätten natürlich allmählich einen Calender bilden müssen, wobey sich die Menschen an frühere Ereignisse erinnert hätten, und wodurch die Feste zugleich bestimmt worden wären. Der erste Thierkreis entstand nach Herrn L. in einem Lande Asiens, wo die Jahreszeiten, und alles, was davon abhing, in derselben Ordnung vorkamen, wie in Aegypten, nur daß z. B. hier die Ernte im Februar, dort im Julius und August war, und daß eben so die Nilüberschwemmung mit den Regengüssen vor der Frühlungsnachtgleiche in nördlicheren Gegenden verglichen werden könnte. Er nimmt dabey eine doppelte Gattung von Astronomie an, eine natürliche, und eine rationelle oder mathematische, die mit Nabonassar angehe. Zu jener könnten die Thierkreise zu Esne, zu dieser die von Denderah gerechnet werden. Bey der weiteren Untersuchung geht nun alles von dem Meerungeheuer Oannes nach dem, was Apollodor, Syncellus und andre davon erzählen, und von den andern sieben Halbgöttern bey den Chaldäern vor der Flut des Xisuthros aus. Die Gestalt des Oannes, wie sie Berosus beschreibe, führe auf den Steinbock. Da man sich aber in jener Zeit bloß an die Sterne erster Größe habe halten können, so könne Fomalhaut der einzige gewesen seyn, welcher an der Wintersonnenwende gestanden, folglich zu dem Bilde gehört habe, welches symbolisch die Ereignisse der Jahreszeit habe ausdrücken sollen. Dieses müßte um das Jahr 3450 vor unsrer Zeitrechnung geschehen seyn. Nach einiger Zeit habe sich der Stern vom Kolur entfernt und eine neue Constellation (den

südlichen Fisch) gebildet. Die erste Hieroglyphe des Steinbocks sey aber geblieben. Auf diese Art wird die Gestalt des Dannes mit dem Steinbocke in Vereinigung gebracht. So dürfe man also nur durch Analogie weiter schließen, um zu finden, daß auch die sechs übrigen chaldäischen Halbgötter nichts als astronomische Sinnbilder gewesen wären, von Beobachtungen vor der Sündfluth, weil Xisuthros der Noah der Genesis sey. Die Sothische Periode bestätige auch dieses. Denn die 1460 Jahre würden in der geraden Aufsteigung des Sirius nur eine Veränderung von 16°, 18′ geben. Es gehörte also eine größere Reihe von Beobachtungen dazu, um die Periode zu bestimmen. Immer lasse sich annehmen, daß dieselbe schon 2000 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung im Gebrauch gewesen sey. Nach diesen Voraussetzungen werden nun die Thierkreise einzeln beurtheilt. Der Thierkreis am Porticus zu Esne wird in das Jahr 2550 vor unsrer Zeitrechnung gesetzt, nach der Stellung, welche nach Hrn. L. die ersten Sterne des Widders gegen den Kolur an demselben haben. Der Thierkreis habe außerdem, setzt Hr. L. hinzu, nur 21 Sternbilder, und sey überhaupt einfacher, als die übrigen, auch in Ansehung der Composition der Hieroglyphen. Man bemerke überdieß auf demselben kein Symbol, welches sich auf eine Ueberschwemmung beziehe. Den andern Thierkreis an der Nordseite dieses Tempels setzt Hr. L. in das Jahr 1760 vor unsrer Zeitrechnung, und zwar wieder nach der Stellung der ersten Sterne des Widders, des Antares, α der Wage und anderer gegen den Kolur an demselben. Aus ähnlichen Gründen endlich werden nun die beiden Thierkreise zu Denderah, und zwar der des Porticus in das Jahr 670, und der kreisförmige in das Jahr 550 vor unsrer Zeitrechnung, gesetzt. Auch hier muß Ref. die weitere Darstellung dieser Combinationen sowohl, als der nun

folgenden Erklärungen der Symbole aus Mangel des Raums übergehen, und auf die Schrift selbst verweisen, da ohnehin Manches ohne Zeichnung nicht verständlich seyn würde. – Die kurze Erklärung der Wage mag bloß als Beyspiel hier stehn. Nach Hrn. L. Urtheil nämlich konnte sie, wegen der Entfernung vom Aequinoctium anfänglich nicht die Tag- und Nachtgleiche ausdrücken, sondern sie bedeutete nur symbolisch den ersten Streit zwischen Ahriman und Ormusd. Auch Hr. L. geht also von der Idee aus, daß der Thierkreis eine planmäßige Erfindung und Anordnung der ältesten Zeit sey, was sich geschichtlich nicht nachweisen läßt. Wenn Cleostratus einige Bilder den älteren hinzufügen konnte, so ließe sich dieses im Einzelnen auch von Babyloniern, Syriern, Phöniziern erwarten, wie der Zufall, oder die Jahreszeit ihrer Phantasie Veranlassung gab. Die Gruppen des Steinbocks, des Wassermanns, der Fische können Fluthen oder die Nilüberschwemmung anzeigen, und zwar in den nächsten Jahrhunderten vor und nach der Gründung der alexandrinischen Schule, wenn man auf den Abendaufgang Rücksicht nimmt, was bey der damaligen Zeitbestimmung geschah, dabey aber zugleich bedenkt, daß eine Präcession und eine Veränderung am Horizonte von einigen Graden dem bloßen und ungeübten Auge kaum bemerklich ist. Dieses gesteht Hr. L. selbst. Es bedarf also dazu keiner natürlichen anti-diluvianischen Astronomie. Ref. wiederholt daher noch einmal seine Ansicht, daß ihm weder die Orientalen noch auch die griechischen Schriftsteller nach Christi Geburt allein in der alten Astronomie, als gültige Zeugen erscheinen. Wie sehr die alexandrinischen Grammatiker bemüht waren, alle vorhandenen Fabeln zusammenzu tragen, und den Sternbildern anzupassen, zeigen die noch vorhandenen Mythographen.

Heidelberg.

Bey Winter 1824 auf XII u. 124 S. gr. 8.: Juristische Litterärgeschichte im Grundrisse, wissenschaftlich geordnet und mit Nachweisungen versehen, von D. Gu. Ado. Martin, Privatdoc. d. R. an der Universität Jena.

Die gelehrte Geschichte gehört nicht zu den Vorlesungen, die man auch da vorschreibt, wo es noch nicht Sitte ist, Alles, wovon sich wünschen ließe, daß es gelernt würde, zum Zwangs-Collegium zu machen, und bey der juristischen ins Besondre tragen die andern, zum Theil immer mehr Stunden erfodernden, Vorlesungen das Ihrige dazu bey, daß sie um so Weniger gehört wird. In so fern ist es eine erfreuliche Erscheinung, daß doch auch über die juristische Litterär-Geschichte in Kurzem zwey Grundrisse, was man nun Grundrisse nennt, erschienen sind: der erste vielleicht nicht ein Mahl in den Buchhandel gekommene, wenigstens ist kein Verleger genannt, 1822 Grundriß der juristischen Litterär-Geschichte vom Herrn Prof. Wiener in Berlin 47 S. gr. 8., wo, wie sich von diesem Verfasser erwarten läßt, das Civilrecht und das Canonische Recht im Orient zwar nur nicht ganz drey Seiten einnimmt, es ist aber selbst an Haubold, und zwar von Jemand, der ihn sonst für sich anführte, getadelt worden, daß er das Neu-Griechische Recht übergeht (im Grunde thut er es freylich nur in der Litterair-Geschichte und stellt es, wie der Unterzeichnete auch, als eine Zugabe zu der eigentlichen Rechts-Geschichte bis auf Justinian, wohin es zwar der Zeit nach nicht, wohl aber in anderer Rücksicht doch ganz füglich gehört). Im Westen macht Herr Prof. W. sechs Zeiträume, ohngefähr wie sie in der zweyten civilistischen gelehrten Geschichte sind, nur daß der letzte (der aber doch die noch Lebenden ausschließen soll) nach dem An-

fange der strengern wissenschaftlichen Bearbeitung des Rechts durch deutsche Gelehrte", die vorletzte aber nach der "Abnahme der französischen civilisti- schen Schule" als den Anfangs-Puncten, bezeichnet wird, wo denn Cujas, der Berühmteste von Allen, dessen Bücher aber doch den Verfall der französischen hohen Schulen veranlaßt haben sollen, weil man sie allem mündlichen Unterrichte vorzog, noch zur vorhergehenden Zeit gerechnet werden mußte. In jedem Zeitraume machen die verschiedenen Länder und unter diesen bald die Fächer bald die einzelnen hohen Schulen die Unterabtheilungen.

Der zweyte Grundriß, bey Gelegenheit von welchem die Anzeige der ersten hier nachgeholt wird, ist in so fern kein bloßer Grundriß, als er bey Weitem größern Theils aus vollständigen Nahmen der Gelehrten und dem Todesjahre, bey den Neuern auch wohl dem Todestage (nach der Zahl des Monats und des Tages) besteht, wo jeder das erste Mahl, wo er vorkommt, eine Zahl hat (wie bey Haubold, es sind aber 754) dann noch eine Anmerkung unter dem Texte, in welchen Büchern (wäre es auch nur Moréri oder Jöcher und seine Fortsetzer) und an welcher Stelle derselben (wenigstens mot oder der Nahme des Mannes noch ein Mahl) weitere Nachricht von ihm zu finden ist, außerdem noch Zahlen von Paragraphen, die jetzt bey Grundrissen kaum fehlen dürfen. Aus den Anmerkungen ergibt sich ein sehr großer Fleiß des Verfassers, — bekanntlich des in die Fußstapfen seines Vaters tretenden Sohns von dem ehemaligen hiesigen Lehrer, — der es rühmt, wie er von öffentlichen und Privatsammlungen unterstützt worden sey. Das Geburtsjahr ist nie angegeben, und doch ist es gewiß oft sehr erheblich, zumahl da die Männer nach dem Todesjahre gestellt sind, also der früh Gestorbene vor dem viel früher Gebornen und viel früher Berühmten steht, oder nur ein Bey-

tafel anzuführen, worin auch die zweyte civilisti-
sche gelehrte Geschichte, die sonst nicht nach den
Todesjahren geht, fehlerhaft ist — Bach steht vor
Ritter. Der Verf. gibt nicht ein Mahl die Ge-
burtsjahre der hohen Schulen an, auf welche er
von Begebenheiten fast allein Rücksicht nimmt,
denn selbst die Druckerey, deren Wichtigkeit immer
mehr bemerkt wird, ist gar nicht erwähnt, auch
nicht die Handschrift, die erst zu Pisa nachher zu
Florenz so berühmt war. Nur ein Geburts-
jahr kann man sagen, ist gebraucht, und zwar um
den Endpunkt dieser Geschichte zu bilden; aber wenn
die Leser auch erfahren, es sey das Jahr 1815, so
denken sie vielleicht an die Wiener Congreßacte,
aber diese ist es nicht und was in diesem Jahre
sonst noch entstanden seyn soll, errathen sie gewiß
nicht, es ist "die geschichtliche Schule, als solche",
denn in diesem Jahre hat sie sich gleichsam con-
stituirt, wie man bey etwas Aehnlichem sagt, sie
hat sich, wie es hier heißt, "öffentlich der ungeschicht-
"lichen gegen über gestellt und zwar durch den
"herrlichen Aufsatz von Savigny" (streng gerech-
net 13 S.) "über den Zweck der Zeitschrift". Da
möchte man wohl fragen, wie kann nicht voll ein
Bogen solche große Dinge thun? Und noch dazu
ein Aufsatz, von dem man, bey aller Vorliebe für
diese Anstalt, doch gestehen muß, es sey keine ein-
zige Entdeckung darin, denn, die Thatsachen über
die angekündigte Zeitschrift ausgenommen, stand
gewiß kein Gedanke in diesen sieben Blättern, wel-
cher die Freunde von Savigny gewundert hätte.

Sonst ist die Eintheilung nach denselben Zeit-
räumen, wie bey Herrn Prof. Wiener, nur geht
sie hier nach Jahrhunderten, selbst bey Justinian
steht, vielleicht durch einen Irrthum im Drucke 500,
da doch wohl von seinem Tode an gerechnet wird,
denn nicht ein Mahl Julian (der freylich, nach
Wiener, schon unter Justinian die Novellen

bearbeitete) steht mit diesen hier, und nur bey Bartolus ist die Hälfte des Jahrhunderts als Grenze angegeben. Der letzte Zeitraum heißt hier die deutsche philosophische Schule, womit ihr gewiß auch zu viel Ehre angethan wird, obgleich allerdings Thomasius und mehrere seiner Schüler schon Juristen waren, die philosophische Compendien (z. B. über Logik, Moral) schrieben und philosophische Vorlesungen hielten, wie vor bald dreyßig Jahren, den Bearbeitern der Geschichte der Philosophie hat zu Gemüthe geführt werden müssen. Jeder Zeitraum hat eine Einleitung und dann folgen seine Verdienste (hoffentlich doch auch seine Sünden) durch Unterricht auf Universitäten und Schriftsteller. Diese, die, wie schon erwähnt, bey Weitem die Hauptsache ausmachen, sind nach 1. Römischem, 2. Canonischem, 3. Lehnrecht, 4. Proceß, 5. Criminalrecht, 6. Staatsrecht. 7. Völkerrecht, 8. Rechtsphilosophie, 9. Einheimischem (aa. Privatrecht, bb. Kirchenrecht) genannt und in jedem Fache kommen wo möglich 1. Italiäner, 2. Franzosen, 3. Niederländer, 4. Deutsche (die Schweizer sind entweder Franzosen oder Deutsche) und zwar nach dem Geburtsorte, vor. Daß oft derselbe Mann mehrere Mahle genannt wird, versteht sich, immer ist sein voller Nahme und sein Todesjahr, nur nie der Tag zum zweyten Mahle, angegeben. Hinten steht ein Register von neun Seiten über die 754 Einrangirte, das gewiß sehr brauchbar ist, auch für die Leser, wenn die Nichtzuhörer so heißen dürfen, eigentlich für die, welche das Buch nachschlagen, und vielleicht wäre es für diese noch bequemer, wenn der größte Theil des Vorhergehenden in dieses Register gestellt würde, daß nähmlich auch da die Verweisungen auf andere Bücher ständen. Jetzt ist das Buch eigentlich was man ein obituarium genannt hat von Rechtsgelehrten "wissenschaftlich geordnet" und wer getraut sich, gleich von Jedem (es

sind Nahmen darunter, die gewiß nicht alle kennen, die so Etwas brauchen möchten) das Fach, das Vaterland und das Todesjahr zu wissen, also muß man im Register und so zwey Mahl nachschlagen, und ob der Civilist nicht auch als Canonist aufgeführt ist, weiß man damit doch nicht, denn das Register nennt nur eine Stelle, nähmlich die erste. In dem Grundrisse selbst könnte dann viel Platz erspart werden, und auch bey den Nachweisungen hat die zweyte zur. BS. im Register mit der Nummer aus Haubold sich kürzer gefaßt, als die Anmerkungen hier, wo Haubold und der Unterzeichnete Jener mit n. Dieser mit H. so gar oft genannt sind. Daß der Verf. wenn er seinen Eifer auch für dieses Fach behält, das Buch in Zukunft besonders auch durch Angabe wichtiger Bücher und Begebenheiten besser machen wird, getraut sich der Unterzeichnete zu verbürgen. Kleine Versehen hat dieser ihm in einem Briefe angegeben. Daß Pastoret, der bekannte Schriftsteller, der Vater, unter dessen Vornahmen statt Pie stehen muß Pierre, noch lebt und zwar als Marquis und Vice-Präsident der Pairskammer, war nicht darunter. In den von Hrn. D. M., damit man ihm nicht aufs Wort glaube, angeführten Büchern, muß ein Mißverständniß seyn, wenn das Gegentheil darin steht.

Hugo.

Hamburg.

Bey Perthes und Besser: Segunda parte de la floresta de rimas antiguas Castellanas, ordenada por Don Juan Nicolas Böhl de Faber, de la Real academia Española. 1823. 554 Seiten, nebst anderthalb Bogen Anhang. Octav.

Als vor zwey Jahren der Band, der nun der erste dieser trefflichen Sammlung spanischer Gedichte geworden ist, in diesen Blättern angezeigt wurde (Jahrg. 1822, S. 1334), hatte der Herausgeber noch keinen zweyten ausdrücklich versprochen. Wir müssen ihm

für die Fortsetzung um so mehr verbunden seyn, da nicht leicht ein Anderer mit solcher Beharrlichkeit, Liebe zur Sache, und Sachkenntniß, die Zeit eines vieljährigen Aufenthalts in Spanien für diesen Zweck so gut benutzt haben würde. Das Wort alt auf dem Titelblatte hat nun freylich eine erweiterte Bedeutung erhalten. Denn gewöhnlich denkt man sich unter alten spanischen Gedichten solche, die, wo nicht vor dem sechszehnten Jahrhundert, doch vor der Periode entstanden sind, da die italiänischen Formen in die spanische Poesie eingeführt wurden, und diejenigen Dichter und Schriftsteller aufzutreten anfangen, die noch jetzt von den Spaniern zu ihren Classikern gezählt werden. Aber es ist auch bekannt, daß in der spanischen Litteratur das Classische, wie man es nun einmal nennt, sich nie scharf von dem Alt-Romantischen geschieden hat, und daß seit der neueren Französirung des spanischen Geschmacks auch der größte Theil der spanischen Dichter des 16ten und selbst des 17ten Jahrhunderts in ihrem eignen Vaterlande veraltet ist, während doch fast alles, worauf die Nation in litterarischer Hinsicht stolz seyn kann, jener vorigen Zeit angehört. Wir erhalten daher in diesem Bande außer einigen Proben aus den Werken des Gonzalo de Berceo, des ältesten namhaften Dichters in castilianischer Sprache, eine Auswahl aus den Gedichten von Boscan, Garcilaso de la Vega, Castillejo, den beiden Argensola's, Herrera, Jauregui, Luis de Leon, Diego de Mendoza, und vielen Andern, auch Ungenannten aus dem sechszehnten Jahrhundert, zusammen 319 poetische Stücke, mit der größten Sorgfalt nach den ältesten und besten Ausgaben, in deren Besitz der Verf. sich setzen konnte. Beybehalten ist die Abtheilung wie im ersten Bande, rimas sacras, doctrinales (didaktische, wozu auch die Fabeln gezählt sind), amorosas und festivas (lustige). Wenn man auch über den Werth mancher aufgenommenen Stücke nicht einerley Meinung mit dem Herausgeber ist, muß doch zugestanden werden, daß die ganze Sammlung den bekannten Parnaso Español weit hinter sich zurück läßt, und daß sie nicht leicht von einer zweckmäßigeren übertroffen werden wird. Kritische Fingerzeige für deutsche Leser sind wieder in deutscher Sprache angehängt. Noch ein Band soll folgen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 26. Julius 1824.

Berlin.

Grundzüge einer allgemeinen Pflanzengeographie, vom Dr. Joakim Frederik Schouw, Professor. Aus dem Dänischen übersetzt vom Verf. Mit vier Tafeln und einem pflanzengeographischen Atlas, 22 illum. Charten und ein Blatt Erklärung enthaltend. 1823. Bey Georg Reimer. in 8.

Die Pflanzengeographie, in frühern Zeiten ziemlich vernachlässigt, wurde in den letztern Decennien ein Gegenstand, bey dem die Pflanzenforschung gern verweilte. Sie zog das Interesse unserer vorzüglichsten Pflanzenforscher auf sich, und erhielt von mehreren Seiten sie fördernde Beyträge, unter denen die von Wahlenberg, Rob. Brown, Decandolle und Link besonders schätzenswerth, die von Humboldt aber unstreitig die wichtigsten sind. Sie zeichnen sich neben Reichthum an Beobachtungen durch eine oft glückliche Benutzung des Gehalts zur Gewinnung allgemeiner Resultate aus; doch beziehen sie sich entweder nur auf den Welttheil, um dessen genauere Kenntniß Hr. v. Humboldt sich überall so vieles Verdienst erwarb, oder sie haben nur ein-

zelne Theile der Pflanzengeographie zu ihrem Gegenstande. Es waren daher die bisherigen Arbeiten in diesem Theile der Naturkunde nur als Bruchstücke zu betrachten, die abgesehen von den vielen Lücken, die sie ließen, besonders den Mangel sicherer Grundsätze für die Lehre der Pflanzengeographie fühlbar machten. Der Verf. des vor uns liegenden Werkes unternahm es, den hieraus sich ergebenden Bedürfnissen abzuhelfen, indem er sich der Bearbeitung der Pflanzengeographie in ihrem ganzen Umfange unterzog. Er bestimmte ihre Verhältnisse zu den verwandten Wissenschaften, untersuchte ihre Quellen und Hülfsmittel, und bildete ihr Wesen selbst durch Festsetzung der Lehre zum Grunde liegender Sätze, durch vollständige Zusammenstellung und Sichtung des bisher bekannten, so wie durch eine reichhaltige Ergänzung mancher Lücken zu einem wohlgeordneten Ganzen. Die Ausführung der Arbeit zeichnet sich durch eine große Gründlichkeit im Gange der Untersuchung sowohl als der Durchführung der einzelnen Theile, durch helle Ansichten und eine Kritik aus, die überall den scharfen Denker und Sachkenner verräth. Der Werth, den hierdurch das Werk erhält, wird durch Treue in der Darstellung und eine von vorgefaßten Meinungen eben so sehr, als vom Drange einer zu lebhaften Phantasie freye Ausmittelung der Resultate vermehrt. Der Inhalt zerfällt in drey Abtheilungen, denen eine Einleitung vorangeht, welche den Begriff und Gehalt der Wissenschaft, ihre Stellung, Nutzen, Geschichte und Literatur nachweiset. Es ist die Wissenschaft, *welche das Vorkommen, die Verbreitungsbezirke und die Vertheilungsweise der Pflanzen* (der Deutlichkeit wegen vielleicht besser den Vertheilungszustand) *wie solche jetzt bestehen, wie auch die jetzigen Vegetationsverschiedenheiten der Erdoberfläche mit Berücksichti-*

zung der äußern Momente darstellt, wodurch mit Recht die häufig mit ihr confundirte Pflanzengeschichte von ihr getrennt wird. Der mit Sorgfalt gesammelten Literatur möchten wir nur Links Beyträge zur botanischen Geographie des südwestlichen Europa in seinen Beyträgen zur Naturgeschichte Thl. 2. hinzufügen. In der ersten Abtheilung handelt der Verf. vorbereitend für die beiden folgenden von den äußern Momenten, welche die örtlichen Verhältnisse der Pflanzen bestimmen. Sie enthält die Lehnsätze aus der Meteorologie, Geognosie, Pflanzenphysiologie, Chemie u. s. w. auf die sich die Pflanzengeographie stützt. Das Vorhandene ist mit vieler Belesenheit zusammengestellt und mit Umsicht benutzt; eigene Beobachtungen liefern manche Beyträge zu dem bisher bekannten; besonders lehrreich ist die Abhandlung der Temperatur, als des Hauptmoments für die Verbreitung der Pflanzen. Es ergaben des Verf. Untersuchungen, übereinstimmend mit denen von Humboldt, daß das Maximum der Temperatur um zwey oder drey Uhr Nachmittags, das Minimum gegen Sonnenaufgang eintrete, die halbe Summe beider sich dem Medium zwar sehr nähere, es aber deshalb nicht genau ausdrücke, weil die Veränderungen des Thermometers keiner arithmetischen Progression folgen. Für die Ausmittelung des Medium nach Observationen die nicht zu jenen Tageszeiten angestellt sind, entwickelt er aus den von Chiminello unternommenen Beobachtungen eine ihm eigene Correctionsmethode. In der zweyten den Haupttheil des Werks ausmachenden Abtheilung handelt der Verf. die Lehre von den örtlichen Verhältnissen der Pflanzen mit großer Ausführlichkeit ab, nachdem er die gesammte auf die Ortverhältnisse sich beziehende Terminologie einer Revision unterworfen und besonders die Begriffe der Hauptverhältnisse, in denen die Pflanzen zur Erdoberflä-

che erscheinen — in deren Annahme bisher eine zu großer Verwirrung führende Willkühr herrschte — logisch entwickelt und mit bestimmten Ausdrücken bezeichnet hat. Es werden die örtlichen Verhältnisse der Pflanzenarten, Gattungen und Familien und zuletzt der beiden natürlichen Hauptgruppen der phanerogamischen Gewächse dargestellt und durch Beyspiele erläutert. Für die Verhältnisse der Arten sind hierzu die Buche und der Weinstock — für die der Gattungen die Fichten- und Heidengattung — für die der Familen eine Anzahl derjenigen derselben gewählt, die zu den interessantesten und am sichersten begründeten gehören. Es sind diese Beyspiele mit einer Vollständigkeit durchgeführt, die kaum irgend etwas zu wünschen übrig läßt. Der dritte Abschnitt, der dem vorhergehenden botanischen als physisch-geographischer gegenüber steht, enthält eine vergleichende Darstellung der Vegetation in den verschiedenen Erdtheilen nach der Verschiedenheit der Breiten- und Längenzonen, der beiden Hemisphären und der Höhenregionen in mehrfachen Zusammenstellungen, der Continental- und Küstenländer, des festen Landes und der Gewässer. Jeder Zusammenstellung geht eine Untersuchung der klimatischen Beschaffenheit der Gegenden voran. Den Beschluß macht ein höchst interessanter Versuch die Erdoberfläche, so weit wir sie jetzt kennen, in pflanzengeographische Reiche einzutheilen, deren 22 aufgestellt und charakterisirt werden. Beide Abtheilungen enthalten so viele die bisherige Kenntniß berichtigende und erweiternde Bemerkungen und sind so reich an Resultaten, daß sich keine Auswahl derselben zur Mittheilung treffen läßt. Wir müssen uns daher mit der, die Vollwichtigkeit ihres Inhalts im Allgemeinen beurkundenden, Bemerkung begnügen: daß die hier gegebene Darstellung der pflanzengeographischen Verhältnisse des Erdbodens das Resultat einer von großer Belesen-

heit und kritischer Sorgfalt geleiteten Benutzung — größtentheils durchgängigen Excerpirung — sämmtlicher einschlagenden vorzüglichern Werke, der mehrsten Floren, ja sogar der Species plantarum ist, und folglich, mit Vermeidung der so leicht durch eine unvollständige und weniger geprüfte Benutzung der botanischen Litteratur herbeygeführten Uebereilungen und Fehlschlüsse, ein dem jetzigen Zustande unserer Pflanzenkenntniß entsprechendes Bild von der Verbreitung der Gewächse gibt; — daß der Werth dieser Darstellung besonders dadurch noch erhöhet wird, daß der Verf. überall die Quellen nachwies, aus denen er schöpfte, die Schwierigkeiten bemerklich machte, die sich ihrer sichern Benutzung entgegenstellten, und stets speciell die Methode angab, durch deren Anwendung er zur Ausmittelung seiner Resultate gelangte; wodurch er folglich eine Controlle darbietet, welche die Wissenschaft vor jeder Aufbürdung fehlerhafter oder irriger Sätze schützt — eine Controlle der sich die bisherigen Schriftsteller in diesem Fache fast ohne Ausnahme zu entziehen suchten.

Der dem Werke beygefügte Atlas enthält in Beziehung auf die gegebenen Beyspiele bildliche Vorstellungen des Verbreitungskreises der Buche und des Weinstocks, des Verbreitungs- und Vertheilungszustandes der Fichten- und Heidengattung, einer gewählten Anzahl von Pflanzenfamilien und der pflanzengeographischen Eintheilung der ganzen Erdoberfläche. Jeder einzelnen Vorstellung sind zwey gegen einander über stehende Blätter, die beiden Hälften des Planiglobs enthaltend, gewidmet. Die Verbreitung der Pflanzen ist durch Illumination der betreffenden Gegenden mit einer einfachen Farbe ausgedrückt, während der übrige Theil uncolorirt gelassen ist, wodurch sich die Grenzen der Verbreitung bestimmt ergeben. Das Maximum der Vertheilung ist durch gesättigtere Auf-

tragung der Farbe, die größere Artenzahl durch punctirte Illumination angedeutet. Es giebt diese Art der Darstellung ein klares, einem Jeden verständliches und wahres Bild der Pflanzenverbreitung, und verdient daher unstreitig den Vorzug vor der Methode, nach welcher man versucht hat, die Verbreitung der Gewächse auf einem Blatte durch divergirende Strahlen auszudrücken, die sich vom Aequator als einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte über eine Halbkugel verbreiten; denn davon abgesehen, daß sie ohne Bezeichnung des eigentlichen Kreises der Verbreitung, diese nur ungefähr andeutet, liegt ihr die irrige Voraussetzung zum Grunde, daß zwischen der nördlichen und südlichen, der östlichen und westlichen Halbkugel kein Unterschied in der Verbreitung der Pflanzen Statt finde, und die Verbreitung nach der geographischen Breite und der Höhe über dem Meere völlig gleich sey. — Es wird diese durch den Raum beschränkte Anzeige hinreichen, um den Werth dieses gehaltvollen Werks anzudeuten. Das eigene Studium wird zu der Ueberzeugung führen, daß die Geschichte dem Hrn. Prof. Schouw das Verdienst einzuräumen hat, die Pflanzengeographie nicht allein zuerst wissenschaftlich begründet, sondern sie auch in ihrem ganzen Umfange in einem hohen Grade gefördert zu haben.

Züllichau und Freystadt.

In der Darnmannschen Buchhandlung. 1823: Die Formenlehre und das Elementarzeichnen in wechselseitiger Verbindung. Ein Handbuch für Volksschullehrer und für Lehrer an den untern Classen am Königl. Schullehrer-Seminarium zu Neuzelle in der Niederlausitz. Zweyte völlig umgearbeitete und sehr erweiterte Ausgabe. Mit 200 Abbildungen in Steindruck auf 24 Quarttafeln, und mit

einer Vorrede von Herrn Seminar-Director Striez. XIV u. 36 Seiten in 4.

Die Formenlehre kündigt sich hier nicht, wie nur zu häufig früher geschehen, als das allein seligmachende Mittel der Pädagogik an, legt nicht beynahe auf die ganze Zeit des Unterrichts Beschlag, will nicht ausschließend des Schülers sich bemächtigen, wie wohl zu Zeiten geschah; so daß nach geendigter Schulzeit sich häufig nichts im Kopf vorfand, als Formen, wie von gewissen Universitäten die jungen Leute nach verflossenem Triennium nichts zurückbrachten, als ihre metaphysischen, oft nicht einmal verstandenen Floskeln. Sie nimmt bescheiden ihren Platz neben den andern Zweigen des Elementarunterrichts, fordert nur wöchentlich zwey Stunden, aber macht sich dann so als ein vortreffliches, unschätzbares, durchs ganze Leben sich bewährendes Mittel der Entwickelung des jugendlichen Verstandes und der Einübung allgemein nützlicher, häufig höchst nöthiger mechanischer Fertigkeiten geltend. In diesem Sinn heißt es in der Vorrede des Hrn. Striez: "Findet es gleich keinen Zweifel, daß sich die Formlehre nie zu dem Rang einer Wissenschaft, im strengen Sinne des Worts erheben wird, und daß sie deshalb auch nicht als Selbstzweck und in einer mit ihrem Nutzen im Mißverhältniß stehenden Ausführlichkeit behandelt werden darf, so hat sie doch als anfängliches und vorbereitendes Hülfsmittel im Elementarunterrichte unbestreitbaren Werth und behauptet ihn in gleichem Maaße, wenn sie als Stoff zu Denk- und Schreibübungen, oder als Grundlage des Schreibens und Zeichnens, oder endlich als Propädeutik der Mathematik betrachtet wird."

Das Buch besteht aus vier und vierzig Uebungen, in denen der Schüler vom Zeichnen der einfachen Linie, der Winkel, der Dreyecke, der Vielecke zu immer mehr complicirten Figuren geführt wird;

sein Auge, seine Fassungskraft, sein Urtheil übt, die Hand dazu gewöhnt, mit Präcision, Reinheit, Geschmack alle mögliche Figuren zu zeichnen, und so sich für die Größenlehre, die Geometrie, die eigentliche Zeichenkunst, und alle Wissenschaften, bey denen Anschauung zum Grunde liegt, vorbereitet. Es bietet dem Lehrer einen reichen Vorrath stufenweise geordneter Materialien dar, aus dem er mit dem erforderlichen Takt zu wählen hat; denn um mit des Verf. Worten zu sprechen, der Geist einer guten Methode soll vom Lehrer ausgehen, er soll stets die Seele des Unterrichts bleiben. Dieser Takt wird dann den Lehrer und durch ihn den Schüler bewahren, daß das Zeichnen und Componiren der am Ende zu behandelnden symmetrischen Figuren, von deren endlosen Mannichfaltigkeit das Calloidoscop einen deutlichen Begriff geben kann, nicht in Spielerey ausarten, und nicht wieder das Mittel zum Zweck werde. Sonst wird gewiß jeder Jugendfreund bey Durchlesung des Buchs in Gedanken mit inniger Freude solchen Uebungen beywohnen, die das jugendliche Gemüth so sehr ansprechen, seine Thätigkeit auf eine so anziehende Art entwickeln, ihm für so manches Trockne, Abstracte, dessen es nicht überhoben werden kann, Erhohlung verschaffen. Das Nützliche derselben hat sich schon in vielen Lehranstalten zur Freude der Eltern bewährt, und wenn man bedenkt, wie jeder dadurch Fertigkeiten erhält, die ihm in der Folge des Lebens zu statten kommen, wie mancher künftiger Handwerker dadurch in Stand gesetzt wird, sein Geschäft verständiger zu betreiben, wie mancher es bedauert, daß ihm zur Zeit, wo es noch möglich war, nicht diese Fertigkeiten eingeübt wurden, so muß man wünschen, daß wo möglich bey allen untern Classen der Schulanstalten ein Paar Stunden dazu ausgesetzt werden möchten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 29. Julius 1824.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät der Wissenschaften den 26. Junius hielt Herr Hofrath Mayer eine physicalische Vorlesung: Lex Mariotti ex principiis physicis nostrae aetatis super causam elasticitatis fluidorum aeriformium theoretice deducta. Daß die Dichtigkeit einer zusammengepreßten Luft in dem geraden Verhältnisse der zusammendrückenden Kraft stehe, haben Mariotte u. a. auf empirischen Wege gefunden, und nachher haben mehrere sich bemüht dies Gesetz aus ihren Ansichten über die Ursache der Elasticität luftförmiger Flüssigkeiten theoretisch abzuleiten. Z. B. Euler aus der (durch nichts zu erweisenden) Hypothese, daß die Lufttheilchen aus Bläschen beständen, in deren Höhlung sich eine feine ätherische Flüssigkeit in einem Wirbel bewege, d'Alembert aus Ansichten die von der Federkraft fester Körper hergenommen zu seyn scheinen, Dan. Bernoulli aus der Hypothese des Descartes, daß die Elasticität flüssiger Materien in einer sehr schnellen Bewegung aller ihrer Theile nach allen

Richtungen bestehe u. dergl. Allein diese und mehr ähnliche aus der Cartesianischen Schule hergenommenen Ansichten werden wohl in unsern Zeiten keinen Beyfall mehr finden. Auch sind die Formeln, welche sich durch jene Ansichten für die Dichtigkeit der Luft, nach Maßgabe der zusammenpressenden Kraft, ergeben haben, zum Theil von der Beschaffenheit, daß nach ihnen das Mariottische Gesetz nur innerhalb gewisser Gränzen des Drucks soll statt finden können. Es ist freylich richtig, daß auch die Versuche selbst, aus denen man jenes Gesetz folgerte, nur höchstens bis auf die achtfache Zusammenpressung der Luft nahe an der Erdfläche gehen, so wie auch ihre Verdünnung bey abnehmendem Druck, nur ungefähr bis auf diese Gränze beobachtet worden. Der insbesondere zu den Versuchen über die Zusammenpressung der Luft erforderliche Apparat wird zu kostbar und weitläuftig, wenn solche Versuche noch über jene Gränze hinaus angestellt werden sollten. Aber innerhalb dieser Gränze hat sich jenes Gesetz bewährt, und wenn gleich Sulzer schon eine Abweichung bey dem achtfachen Drucke hat wahrnehmen wollen, so stellen sich ihm doch Winklers Versuche wieder entgegen, der auch beym achtfachen Drucke das Gesetz noch vollkommen richtig gefunden hat. Bedenken wir nun ferner die ungemein gute Zusammenstimmung der beobachteten astronomischen Refractionen mit den berechneten, und daß die Entwickelung der allgemeinen Refractionsformel (die perturbirenden Ursachen nahe am Horizonte bey Seite gesetzt) sich mit auf die Gültigkeit des Mariottischen Gesetzes durch die ganze Höhe der Atmosphäre, also für jeden Grad der Verdünnung der Luft von unten nach oben, gründet, so ist wohl kein Zweifel, daß die Richtigkeit dieses Gesetzes auch bey den Verdichtungen der Luft noch viel weiter als bis auf obige Gränze angenommen werden darf, und daß

Abweichungen davon wie z. B. in den Sulzerischen Versuchen nur Beobachtungsfehlern zugeschrieben werden dürfen, indem unter andern zu beobachtenden Vorsichten bey solchen Versuchen hauptsächlich darauf zu sehen ist, daß die Luft, welche man dazu anwendet, möglichst vom Wasserdunste, und bey den Verdünnungsversuchen von concreten Wassertheilchen befreyet sey. Man hat sich vorgestellt, daß, wenn die Luft durch eine große zusammendrückende Kraft sich der äußersten Gränze ihrer Verdichtung (welche freylich bis jetzt unbekannt ist) nur zu nähern anfinge, diese Verdichtung schon nicht mehr in dem Verhältnisse der zusammenpressenden Kraft seyn könne, und diese Kraft vielmehr in einem größern Verhältnisse als mit der Dichtigkeit zunehmen müsse. Aber warum dies letztere geschehen müsse, wird kein Grund weiter angegeben, als weil die Luft doch nur bis auf so weit zusammengedrückt werden könne, als bis ihre Theilchen sich selbst berührten. Das letztere kann vollkommen zugegeben werden, ohne daß das erstere daraus folgt, nämlich daß das Verdichtungsgesetz der Luft nicht mehr das Mariottische seyn könne, wenn die Luft sich jener äußersten Gränze ihrer Verdichtung nur zu nähern anfange. So bald sie nämlich so weit zusammengedrückt ist, daß sich ihre Theilchen berühren, in welchem Fall sie denn freylich keine discrete Flüssigkeit mehr, sondern ein fester oder liquider Körper seyn würde, so würde dann, wenn sie noch weiter sollte zusammengedrückt werden, etwa wie man Wasser zusammengedrückt haben will, freylich von keinem Mariottischen Gesetze mehr die Rede seyn können. Aber es erhellet doch, daß so lange sich die Lufttheilchen noch nicht berühren, so lange Luft noch eine discrete Flüssigkeit ist, sie noch weiter zusammendrückbar, und zwar nach dem Mariottischen Gesetze, gedacht werden kann, aber es wäre ungereimt, von diesem Gesetze auch

dann noch sprechen zu wollen, so bald die Luft bereits ihrer Luftform beraubt worden ist. Es ist daher auch lächerlich, wenn man berechnen will, die Luft könne dem Mariottischen Gesetz zufolge, in einer Tiefe von etwa 10 Meilen unter der Oberfläche der Erde, die Dichte des Goldes haben. Sie kann keine größere Dichte erlangen, als bis sich ihre Theilchen berühren. Dann könnte sie vielleicht nur die Dichte des Wassers haben, über diese Dichte hinaus wird dann freylich das Mariottische Gesetz aufhören, aber bis dahin könnte es immer statt finden, und weiter verlangt man auch nichts. Die Ansichten der neuern Physik über die Ursache der Elasticität luftförmiger Flüssigkeiten, daß nämlich diese dem mit den ponderablen Bestandtheilen solcher Flüssigkeiten verbundenen Wärmestoffe zuzuschreiben sey, scheinen dem Mariottischen Gesetze in seiner ganzen Ausdehnung d. h. so lange eine solche Luft noch eine discrete Flüssigkeit ist, deren ponderable Bestandtheile also durch jenen Wärmestoff noch in gewissen Abständen von einander erhalten werden, günstig zu seyn. Dieser Wärmestoff, unter der Vorstellung eines feinen materiellen Wesens, dessen sich jene Bestandtheile ohne Zweifel durch Anziehung bemächtigt haben, ist freylich auch eine Hypothese, aber eine viel wahrscheinlichere als andere, denen man die Elasticität der Luft zugeschrieben hat. Denn sieht man nicht diesen Wärmestoff aus elastischen Flüssigkeiten gleich einem materiellen Wesen, wirklich wieder hervortreten, wenn man sie schnell zusammendrückt, erscheint er nicht gleichsam im freyen Zustande, wenn die ponderablen Theile einer solchen Flüssigkeit andere Verbindungen eingehn, z. B. bey den Oxydations- und Verbrennungsprocessen in unserer atmosphärischen Luft? Man mag, was irgend für eine andere Theorie der Wärme annehmen, keine macht diese und mehr ähnliche Erscheinungen so begreiflich, als wenn man

sich unter dem wärmeerregenden Princip ein feines materielles imponderables Wesen gedenkt, welches bald im freyen Zustande bald in einem latenten durch Anziehung gegen diese oder jene ponderable Stoffe modificirten Zustande existirt, aber auch selbst durch diese Anziehung keineswegs in einem solchen gebundenen Zustande sich befindet, daß es nicht seiner Expansivkraft, seinem Bestreben sich auszubreiten, auch wiederum folgen, und jene Stoffe unter den gehörigen Umständen ganz oder zum Theil wieder verlassen könnte, wie in obigem Beyspiele der Zusammendrückung der Luft, und ähnlicher elastischer Flüssigkeiten, wohin auch die durch Biot bewerkstelligte gänzliche Decom[illegible]on eines Gemisches aus Sauerstoff- u. Wassersto[illegible]s durch bloße Zusammendrückung, die Verwandlung des Ammoniacgases in eine liquide Flüssigkeit durch bloßen Druck u. dgl. gehört, so daß kaum zu zweifeln ist, daß nicht alle Gasarten durch einen solchen Proceß, wobey ihre latente Wärme zu entweichen genöthigt ist, in die feste oder liquide Form übergehen würden, nur daß bey manchen ein sehr großer Druck erforderlich seyn würde, um ihre ponderablen Bestandtheile zur völligen gegenseitigen Berührung zu bringen, da hingegen insbesondere bey den Dämpfen das oft schon eine mäßige Kraft zu bewerkstelligen vermag. Daß Luftarten nur als Dämpfe anzusehen sind, welche ihrer Zersetzung, es sey durch Druck oder andere Mittel, nur mehr widerstehen, ist ohnehin bekannt. So zersetzen sich die Dämpfe leicht, auch nur durch Abkühlung, wo ihr latenter Wärmestoff also in ein umgebendes Medium strömt, in welchem gleichsam die Spannung der Wärme geringer als in jenen Dämpfen ist. Auf eine ähnliche Art läßt sich kaum zweifeln, daß auch alle Gasarten sich zersetzen würden, wenn man sie in ein absolut wärmeleeres Medium bringen könnte. Aber alle uns bekannten Grade künstlicher Kälte sind

von jenem absoluten Nullpunkt der Wärme noch weit entfernt. Da also so wohl in den Dämpfen als auch in den Gasarten der sogenannte latente oder auch specifische Wärmestoff noch immer eine Tendenz äußert, seiner Expansivkraft zu folgen, und sich von den ponderablen Theilen jener elastischen Flüssigkeiten wieder abzusondern, wenn z. B. ein äußerer Druck auf jene Flüssigkeiten ihn nöthigt, jene Theile zu verlassen, oder sich sonst seiner Expansivkraft kein äußeres Hinderniß z. B. gleiche Spannung der Wärme in dem umgebenden Mittel, entgegenstellt, so sieht man leicht, daß von einem eigentlich chemisch gebundenem Wärmestoffe in den Dämpfen und Gasarten, d. h. von einem Wärmestoffe den weder ein äußerer Druck noch ein absolut wärmeleeres Medium nöthigen könnte, die ponderablen Bestandtheile jener Flüssigkeiten zu verlassen, wohl nicht die Rede seyn kann. Er ist an solche Bestandtheile wohl durch Anziehung gefesselt, wie etwa unsere gröbere Luft durch die Schwerkraft an unsern Erdkörper, aber immer noch in dem Zustande sich von diesen Bestandtheilen durch Druck oder Verminderung der äußern Temperatur ganz oder zum Theil entfernen zu können, welche Betrachtung denn zeigt, daß so lange ein Gas noch eine discrete Flüssigkeit ist, das Zusammendrücken desselben in einen kleinern Raum auch noch immer nach dem Mariottischen Gesetze statt finden könnte. Um demnach dieses Gesetz zu deduciren, betrachten wir aus den angeführten Gründen den Wärmestoff als ein äußerst feines materielles Wesen, dessen Theilchen mathematischen Punkten so nahe man will kommen, und welches den Gesetzen der Anziehung gegen andere materielle Punkte zwar gehorcht, ohne jedoch durch diese Anziehung seines wesentlichen Characters, der Expansivkraft gänzlich beraubt zu werden. Jedes Theilchen einer Gasart würde demnach zu betrachten seyn, als ein materieller

Punkt, mit so viel Wärmestoff umhüllt, als er nach seiner Anziehung in geraden Linien nur fassen kann, und diese Hülle von Wärmestoff wird sich denn um einen solchen Punkt in ihrer völligen Ausdehnung erstrecken, wenn sie durch keinen äußern Druck genöthigt wird zum Theil wieder zu entweichen z. B. wenn man sich ein Lufttheilchen an der äußersten Gränze des Luftkreises gedächte. In den tiefer liegenden Luftschichten sind nämlich die Lufttheile schon von den obern gedrückt, und können daher wegen dieses Drucks nicht ihre ganze Hülle von Wärmestoff um sich haben. Um aber nun zugleich eine richtige Vorstellung von der Art, wie die Theilchen des Wärmestoffs ein Gastheilchen umhüllen, zu erhalten, muß auch noch hinzugefügt werden, daß nach Pictets Versuchen der Wärmestoff auch die Eigenschaft der Strahlung, wie das Licht, mit sich führt, eine Eigenschaft von der sich freylich, so wenig wie bey dem Lichte, ein näherer Grund angeben läßt, die aber als Thatsache keinem Zweifel unterworfen ist. Strömt demnach ein materieller Punkt Wärmestoff aus, so müssen wir uns diesen unter dem Bilde gerader von diesem Punkte ausgehender Linien gedenken. Aber die Kraft die diese Strahlung bewirkt, wird ohne Zweifel die Theilchen des Wärmestoffs schon selbst nach solchen geraden Linien, auch ehe eine Strahlung erfolgt, ordnen müssen, und so würde denn der Wärmestoff, welcher ein Lufttheilchen umgibt, selbst unter dem Bilde solcher gerader Linien aufgefaßt werden müssen, so wie denn auch die Kraft, wodurch die Theilchen des Wärmestoffs nach jenem Lufttheilchen hingezogen werden, gleichfalls nach solchen geraden Linien wirkt. Es kann zwischen dieser Strahlungs- und Anziehungskraft auch nicht eher ein Gleichgewicht statt finden, als bis die Theilchen des Wärmestoffs sich um jenes Lufttheilchen in die Richtungen dieser Kräfte selbst geordnet haben. Wenn nun zwey Lufttheilchen durch einen gewissen Druck genöthigt werden, sich auf einen gewissen Abstand einander zu

nähern, so findet zwischen beiden eine Spannung der Wärme statt, welche jenem Drucke das Gleichgewicht halten muß, und diese Spannung der Wärme läßt sich aus den bisher angegebenen Principien durch Beyhülfe des Integralcalculs bestimmen. Sie verhält sich umgekehrt wie die Entfernung jener beiden Lufttheilchen. Aus diesem Satze folgt dann ganz leicht das Mariottische Gesetz selbst, daß wenn eine ganze Luftmasse zusammengedrückt wird, der Raum in welchem sie durch die Spannung der Wärme jenem Drucke das Gleichgewicht hält, in dem umgekehrten Verhältnisse jenes Drucks, ihre Dichtigkeit also in dem ordentlichen Verhältnisse dieses Drucks selbst stehen müsse, welches aber hier weiter auszuführen, der Raum unsrer Blätter nicht verstattet, und in der Abhandlung selbst nachgelesen werden muß. Das Gesetz gilt, bis durch einen Druck die Lufttheilchen selbst zu ihrer gegenseitigen Berührung gelangen würden, wo dann begreiflich von einem solchen Gesetz nicht weiter mehr die Rede seyn kann. Das übrige was diese Abhandlung noch enthält, wenn eine Luftportion nun auch noch wie ein jeder Naturkörper durch freye Wärme von einer gewissen Intensität, ausgedehnt wird, also den Einfluß der Temperatur auf das Mariottische Gesetz, müssen wir hier gleichfalls übergehen, und bemerken nur noch, daß bey der Gelegenheit wo der Verf. von der Materialität der Wärme spricht, er auch des Döbereinerischen Versuchs über das Erglühen des Platinstaubs beym Hinzuströmen von Wasserstoffgas Erwähnung thut, und die Erklärung davon aus bekannten Sätzen über die Aenderung der Wärme-Capacität in Conflict gesetzter Körper ableitet. Ist der Platinstaub im Conflict mit dem Wasserstoffgase einmal erhitzt, so ist alsdann auch der gewöhnliche Verbrennungsproceß des ferner hinzuströmenden Wasserstoffgases beym Zutritt der atmosphärischen Luft eingeleitet.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. Stück.
Den 31. Julius 1824.

Göttingen.

Die Preisvertheilung an die Studirenden ging in einer feyerlichen Versammlung am 4. Junius, als dem Stiftungstage, vor sich. Die Aufgaben, welche zu beantworten waren, sind im vorigen Jahrgange dieser gel. Anz. St. 102. S. 1010. angezeigt worden; wir beschränken uns daher den Erfolg davon nebst den neuen Preisaufgaben auf das kommende Jahr hier anzugeben.

Die theologische Preisfrage blieb wider alles Erwarten ganz unbeantwortet. Den Predigerpreis erhielt Carl Stoeter aus Westerlinden im Braunschweigischen; das Accessit Christian August Ludwig Friedrich Bauermeister aus Northeim; und Caspar Otto Friedrich Aichel aus Elsdorf in Bremischen.

Um den juristischen Preis hatten sich zwey beworben; Herr Aug. Friedrich Christian Georg Hauff aus Herzberg erhielt den Preis.

Die medicinische hatte ebenfalls zwey Schriften erhalten, wovon die eine den Preis, deren Verfasser Hr. Friedrich Pauli aus Landau; die

andere, zu der sich Hr. Carl Friedr. Koch aus Magdeburg bekannte, das Accessit davon trug.

Die philosophische hatte nur einen Bewerber, der sich aber bey einer Mehrzahl von Concurrenten als Sieger ehrenvoll würde behauptet haben, Hrn. Raphael Kühner, aus Gotha, Mitglied des philologischen Seminars.

Die Gründe der Urtheile sind in dem Programm von dieser Feyerlichkeit angegeben, welches bey Dieterich auf 2 Bogen gedruckt ist.

Es bleibt noch übrig, die Aufgaben auf den 4. Junius des künftigen Jahres 1825 bekannt zu machen.

Die theologische: ut inquiratur in fontes, quibus Socrates, Sozomenus et Theodoretus in scribenda historia sacra usi sunt, adjuncta eorum epicrisi;

Zur Preispredigt ist Matthäi 7, 21—23. bestimmt.

Die juristische: quo ordine Justiniani Digesta composita sint? Partes, et si quae partium conjunctiones inveniuntur, eae quoque potius quam singuli tituli inspiciendi sunt.

Die medicinische: quum vera materiae tingentis, quae sanguini impertit colorem purpureum, natura nondum satis explorata esse videatur, et accuratior ejus indolis et constitutionis chemicae cognitio ad explicanda meliusque intelligenda respirationis phaenomena haud dubie maximi sit momenti, desiderat Ordo medicus, ut opiniones ea de re a Chemicis et Physiologis prolatae iterum recenseantur et dijudicentur, atque experimenta, quibus illae inprimis nituntur, maxima cum diligentia magnaque cum circumspectione repetantur, eaque varia ratione mutata et novis tentaminibus aucta sollicite et candide novo examini submittantur.

Die philosophische ordentliche Aufgabe ist: Detexatur historia calculi variationum inde ab origine calculi differentialis et integralis usque ad nostra tempora.

Die außerordentliche: Concinnetur historia Samanidarum ex Abulfeda, reliquis, qui hujus dynastiae mentionem injecerunt, scriptoribus Orientalibus in subsidium adhibitis.

Paris.

Chez Méquignon-Marvis: Traité des Maladies de l'oreille et de l'audition, par J. M. G. Itard, Doct. en médecine, médecin de l'Institution royale des sourds-muets, Membre de l'académie royale de médecine, chevalier de la Légion d'honneur. Tome premier. 1821. Tome second. 1822. XVI und 396 S. in Octav avec trois planches.

Unter den dem Menschen und den Thieren zu ihrer Verbindung mit der Außenwelt gegebenen Organen sind die des Gesichts und des Gehörs wohl die wichtigsten; ihre Güte und Vollkommenheit gewähren Freuden und Genüsse, die kein andrer Sinn geben kann, und setzen den Menschen in die glückliche Lage, sowohl mit Allem, was die Sinnenwelt geben kann, vertraut zu werden, und dadurch Geist und Herz auszubilden, als auch den Reichthum seiner Gedanken und Empfindungen andern mitzutheilen, und dadurch auf ihre Aufklärung zu wirken. So wichtig aber diese beiden Sinnesorgane für das geistige und Gemüthsleben sind, und so viel die Vollkommenheit derselben zur Ausbildung beyträgt, und einen Schatz der kostbarsten Freuden bereitet, so unglücklich und elend fühlet der Mensch sich beym Verluste derselben, indem er dadurch für die reinsten und schönsten Lebensgenüsse erstirbt, oder doch aus ihrer Quelle nur kärglich

zu schöpfen im Stande ist. Ob der Blinde oder der Taube unglücklicher sey, ist eine Frage, welche oft aufgeworfen aber bis jetzt noch nicht gründlich beantwortet ist; ob es gleich nach den mehrsten Erfahrungen einen großen Grad von Wahrscheinlichkeit hat, daß ersterr für das Leben nicht so abgestorben ist, als leztrer, sich einer ruhigern, sanftern und geduldigern Gemüthsstimmung erfreuet, und der Mittel, Geist und Herz auszubilden, weniger beraubet ist, als der Taube, der ganz auf sich verwiesen, jede Freude und jeden Vortheil des gesellschaftlichen Lebens entbehren muß, und, besonders, wenn er dabey des Vermögens der Sprache unfähig ist, in jeder Art geistiger und sittlicher Ausbildung hinter andern Menschen zurückbleiben muß, und, wenn menschliche Theilnahme und Kunst sich seiner nicht annehmen, zulezt in den traurigen Zustand des Idioten übergeht. — Seit den ältesten Zeiten haben daher die Fehler und Krankheiten dieser beiden Sinneswerkzeuge einen wichtigen Gegenstand der Arzneywissenschaft ausgemacht. Die Augenheilkunde ist vorzüglich in den letztern Jahren besonders in Deutschland mit großem Fleiße und Aufmerksamkeit bearbeitet worden, und hat herrliche Resultate geliefert; minder glücklich ist man in der Erkenntniß und Behandlung der Gehörkrankheiten gewesen, besonders wenn die Ursache derselben in dem innern Gehörorgane vorzüglich den Nerven desselben ihren Sitz hatte, da die Verborgenheit desselben und die Schwierigkeit zu ihm zu kommen, und sich Kenntniß von der wahren Natur des Uebels zu verschaffen, nur zu oft blos ein Tappen im Finstern erlaubte, so wie die Feinheit der ganzen Organisation desselben, die Bestimmung des Sitzes und der Art der Abweichung unmöglich machte. — Die vielen Schriften, welche bisher über Gehörkrankheiten erschienen sind, haben in dieser Rücksicht noch wenig Licht in der hier

herrschenden Macht angezündet, obgleich einigen derselben, besonders der des sel. Trampels "wie erhält man sein Gehör gut," so wie sie von dem verdienstvollen Herren Hofmed. Dr. Menke, in Pyrmont mit Anmerkungen bereichert und verbessert 1822 herausgegeben ist, das Verdienst nicht abgesprochen werden kann, sehr viel Gutes geleistet zu haben. — Dankbar muß sowohl die leidende Menschheit als die Wissenschaft die Verdienste des Hrn. Itard anerkennen, der aus dem großen Schatze seiner Beobachtungen und Erfahrungen ein Werk geliefert hat, das auf den Namen eines classischen mit allem Rechte Anspruch machen darf und es wohl verdient hat, auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. — Der Verf. der sich schon seit vielen Jahren diesem Zweige der Heilkunde gewidmet hat, konnte aus dem Schatze seiner Erfahrungen, dessen Reichthum man nach der Anzahl von Beobachtungen, die in diesem Werke geliefert werden, und welche bis 172 steigen, mehr liefern, als ein andrer gleich guten Willen und Fähigkeit habender Arzt, und zeichnet sich dabey als ein vorzüglich glücklicher Heilkünstler aus. Sein Werk verdient alle Empfehlung, ob es gleich nicht von dem Fehler der Weitschweifigkeit frey ist, und man oft die so sehr zu wünschende Deutlichkeit in den Diagnosen der verschiedenen Gehörfehler ungerne vermißt. Der Ref. will suchen, den Lesern eine so viel als möglich kurze Darstellung dieses weitläuftigen Werkes zu geben.

Der erste Band desselben zerfällt in zwey Theile; der erste Theil ist der Beschreibung des Gehörorgans im gesunden Zustande von Hippocrates bis auf unsern trefflichen Sömmerring gewidmet; der zweyte handelt von den Krankheiten der Gehörwerkzeuge, sowohl der äußern als der innern. In jenem wird eine genaue anatomische Darstellung dieses Sinnorgans geliefert und eine Ver=

gleichung desselben mit den darin herrschenden Modificationen bey den verschiedenen Thierclassen angestellt, nachdem vorher die Geschichte der Anatomie desselben, wie sie bey den Alten gewesen ist, und nach und nach bis auf unsere Zeiten an Vollkommenheit zugenommen hat, gegeben ist. — Den Beschluß desselben bildet die Ansicht des Verfs von dem physiologischen Zwecke und Nutzen der verschiedenen Theile dieses Organs. Sehr schwer ist es, dieselbe bey allen einzelnen Partikeln genau anzugeben, so daß dieser Theil der Physiologie noch sehr im Dunkeln liegt. Das äußere Ohr scheinet zum wirklichen Hören unnöthig zu seyn und nur zur Auffammlung und Leitung der Schallstrahlen zu dienen. Das Trommelfell und die Gehörknöcheln sind zum Hören, besonders zum deutlichen nothwendig, ob es gleich nicht an Beyspielen fehlet, daß auch ohne beide die Function dieses Organs fortdauern kann, wenn auch nur auf eine unvollkommene Weise. Die tuba Eustachii läßt keine Schallstrahlen ins innere Ohr kommen, eben so wenig, wie diese dadurch dahin gelangen, daß ein elastischer Körper an die harten Kopfknochen gesetzt als Fortpflanzer des Schalls gebraucht wird, da durch dieses Mittel nur die Vibrationen, in welche die Knochen versetzet werden, sich dem innern Ohre mittheilen. Ueber die Gegenwart und den Nutzen der Cotunnischen Feuchtigkeit enthält sich der Verf. aller Entscheidung. Die canales semicirculares und die Schnecke dienen nach seiner Meinung nur zur Fortpflanzung des Schalls, nicht aber zur Abändrung und Modification desselben, die allein durch die Gehörnerven bewerkstelliget werden. — Der zweyte die Gehörkrankheiten abhandelnde Theil hat drey Abschnitte; in dem ersten finden sich diejenigen, welche dem äußern und innern Ohre gemeinschaftlich sind, im zweyten die des äußern, im dritten die des in-

nern Ohres. Zu den gemeinschaftlichen Krankheiten des äußern und innern Ohres gehöret zuerst die Entzündung (otitis): der Sitz derselben ist der äußere Gehörgang und das Paukenfell. Der Verf. nimmt zwey Gattungen davon an, die katarrhalische und eiterartige. Jene äußert sich durch heftige Schmerzen, aufgedunsene und geröthete Haut im Gehörgange, Sausen und schwaches Gehör mit einem übelriechenden eiterartigen Ausflusse. Die Folgen davon sind Verdickung des Trommelfells, Entzündung der Paukenhöle. Die Ursachen können Erkältungen oder andere entferntere Reize seyn, die syphilitische, skrophulöse, krätzige Schärfen, die Blattern, oder sie sind auch ganz örtlich. Diese oder die eiterartige, wobey kleine Geschwüre oder Fisteln sich gebildet haben, ist gewöhnlich eine Folge psorischer Schärfen. Die otitis interna hat die Paukenhöle selbst zu ihrem Sitze. Der Schmerz ist hiebey sehr heftig, das Gehör noch mehr gestöret und sie endiget sich oft mit caries und Abscessen am processu mastoideo. Heftige Fieber und Kopfleiden sind mit dem Ohrenschmerze verbunden, das äußere Ohr bleibt dabey frey und ohne Ausfluß, obgleich die Haut der Paukenhöle an einer abnormen Absonderung leidet. Zuletzt entstehet auf einmal ein Ausfluß einer mit Blutstreifen gemengten Materie zum Beweise, daß das Trommelfell zerfressen ist; gewöhnlich verschließt sich dabey die tuba Eustachii und erlaubt der Materie keinen Abfluß in die Rachenhöle. Diese innere Entzündung kann gleich purulenter Natur seyn und hat dann Knochenfraß zu ihrem Begleiter. — Die Behandlung der otitis kann nur durch ein ganz entzündungswidriges Verfahren geschehen, wobey aber vorzüglich auf allgemeine Ursachen Rücksicht genommen wird. Vermuthet man eine Anhäufung von eiterartige Materie in der Paukenhöle, so müssen erweichende Gurgelwasser, Nießmittel, Tabacksrauch

u. dgl. Mittel angewendet werden, um die Materie wo möglich durch die tuba auszuführen; gelingt aber dieses nicht, so bestehet die einzige Hülfe in der Durchborung des Trommelfells; wenn man nicht Gefahr laufen will, daß diese Haut ganz zerfressen und zerstöret werde. Nicht weniger wichtig als die Otitis ist die Otorrhoea, der Ohrenfluß, die weniger bedeutende Art derselben ist die schleimichte, welche von einer otitis catarrhalis, von plötzlicher Unterdrückung einer entfernten pathologischen Secretion oder von Reizen, die im Ohre selbst liegen, ihren Ursprung nehmen kann. Das plötzliche Aufhören dieses Ausflusses kann die Durchborung des Trommelfells, Affection des innern Ohres, Knochenfraß zur Folge haben; auch können entferntere Leiden, vorzüglich der Augen nach seiner Stockung entstehen. Gefährlicher ist die otorrhoea purulenta, welche idiopathisch oder symptomatisch seyn kann. Diese ist fast immer mit Knochenfraß besonders der Zellen des processus mastoidei verbunden. Geschwüre in der Nähe des Ohres können den eiterichten Ohrenfluß symptomatisch hervorbringen, besonders Abscesse, Vereiterungen im Gehirn oder des Schlafbeines vom Gehirne aus, so wie letzteres durch diese Art von Ohrenleiden auch consecutiv ergriffen werden kann. Die Behandlung der Ohrenflüsse erfordert im Allgemeinen Abführungsmittel, warme Kopfbedeckung, Haarseil im Nacken, Einspritzungen erweichender lindernder Mittel, zuletzt von zusammenziehenden Stoffen, die inneren Heilmittel sind solche, welche den allgemeinen Ursachen entsprechen, so wie psorische Schärfen entfernende. Ein plötzlich unterdrückter Ohrenfluß muß wieder hergestellt werden, hiezu dienen äußerlich heißes Brod vor die Ohren gelegt, eine leichte Auflösung von Sublimat in den Gehörgang gebracht.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.
Den 31. Julius 1824.

Paris.

Beschluß der Anzeige von **Itard**, traité des maladies de l'oreille.

Eine der unangenehmsten und empfindlichsten Krankheiten ist der Ohrenschmerz (Otalgie) der so heftig seyn kann, daß er Delirien und Convulsionen hervorbringt, obgleich ihn der Verf. nicht in diesem Grade gesehen hat. Das Wechselnde in der Heftigkeit und Gelindigkeit desselben unterscheidet ihn von Otitis, und ist ihm charakteristisch. Indessen kann er von einem gewissen Grade von Entzündung oder endzündlicher Reize, rheumatischer katarrhalischer Materie oder von fremden Körpern im Gehörgange entstehen. Wahrscheinlich kann er auch bloß nervös seyn. — Der Verf. der von demselben nur sehr kurz und unvollständig handelt, empfielt gegen ihn nichts weiter, als Waschen des Kopfes mit warmen Wasser, Reiben desselben, warme Wasserdämpfe mit liquor anodinus, erweichende warme Einspritzungen und Umschläge, Blasenpflaster, schwarze Seife in den Schläfen eingerieben. Er warnt sehr vor Anwendung des Opiums

ins Ohr gebracht, wovon schon die ältern Aerzte, Galen und Zacutus, üble Folgen wahrgenommen hätten, und will lieber, daß dasselbe in Pflasterform in die Schläfen oder auf den processus mastoideus gelegt werde. — Unter die schmerzhaftesten und empfindlichsten Affectionen gehören die Zufälle, welche von Würmern und Insecten, die von Außen in das Ohr gekommen sind, oder sich darin in Folge der daselbst abgesonderten scharfen und faulen Materie entwickelt haben, entstehen. Daß Askariden aus den Gedärmen heraufkriechen und durch die tuba Eustachii ins Ohr schlüpfen können, ist wohl nicht denkbar. — Die Zufälle, welche von diesen fremden Gästen hervorgebracht werden können, sind Schmerzen, Convulsionen und Fieber. Die Mittel dagegen Injectionen von Oel, und Herausziehung derselben. Zuweilen sind die Würmer auch Folgen von Excrescenzen und Caries, das Gehör gehet gewöhnlich dabey verloren oder ist schon eingebüßt. Auch andere fremde anorgische Körper, die ins Ohr kommen, können änliche Erfolge haben. — Zu den dem äußern Ohre allein eignen Fehlern gehöret zuerst die Verengung und Verschließung des äußeren Gehörganges, die von einer Verdickung und Anschwellung der allgemeinen Decken von einer widernatürlichen aus verhärtetem Schleim erzeugten Membran, von Anschwellen der knöchernen Wand des Ganges, oder von Verdickung der knorplichten und häutigen Gebilde desselben, von polypenartigen Auswüchsen, nach einer adhäsiven Entzündung oder von verhärtetem Ohrenschmalze hervorgebracht werden kann. — Flechten, Skropheln, andre Schärfen, Exulcerationen, ein anhaltender Ohrenfluß geben dazu die Veranlassung. Nach diesen Ursachen muß sich die Behandlung richten; äußerlich sind Dampfbäder, erweichende und reinigende Einspritzungen, Durchschneidung der Haut, oder Entfernung derselben durch mechanische Mittel nothwen-

dig, wobey man sich aber vor Verletzung des Trommelfells zu hüten hat, über welches sich die innormale Haut oft ausbreitet. Polypen im Gehörgange bilden eine andre Ursache des schwachen Gehörs und sind entweder Veranlassung oder Folge eines Ohrenflusses, sie bluten leicht und müssen ausgerissen, oder, wenn sie klein sind, durch Druck entfernt werden. — Eine sehr häufige Ursache des schwachen Gehörs ist Anhäufung und Verdickung des Ohrenschmalzes, das durch seine Gegenwart auch zu einer Entzündung Gelegenheit geben kann, sie entstehet auch zuweilen nach einem Ohrflusse. Öfteres Ausspritzen des Ohres mit lauwarmen Wasser bildet hier das Heilmittel. — Eine seltne Gehörkrankheit, die zuweilen bey Alten beobachtet wird, ist die Erweiterung des Gehörganges, die wohl Folge einer Desorganisation desselben ist. — Alle Krankheiten und Fehler des inneren Ohres liegen in großem Dunkel eingehüllet; die einzigen, die wir genau kennen, sind die des Trommelfelles und der Trommelhöle mit ihren Theilen. Zuerst verdienet der Riß des Trommelfelles Beobachtung. Eine einfache Stichwunde in demselben ist nicht bedenklich und heilet von selbst. Eine nach Entzündung und Eiterung im innern Ohre von Durchfressung entstandene Oeffnung ist, wenn sie nahe am Rande ist, oft von keinen bedeutenden Folgen und kann wohl wieder heilen, schlimmer ist es schon, wenn die Haut in der Mitte durchboret oder ganz durchfressen, zerstöret und mit diesem Schaden der Verlust der Gehörknöchelн verbunden ist, worauf in der Regel unheilbare Taubheit folget, denn die Fälle, wobey das Gehör noch blieb oder sich wieder verbesserte, sind selten. Starke erschütternde Töne vermögen diese Haut zu zerreissen. Eine natürliche Oeffnung im Trommelfelle hat der Verf. nie gefunden und bezweifelt deren Existenz. Hat man sie einzeln beobachtet, so war sie hier wohl

ein Fehler der ersten Bildung. Jede Oeffnung in dieser Haut ist für das innere Organ von mehrern oder mindern bedenklichen Folgen, und immer gefährlich. Die Heilkunde hat für diesen Fehler keine Mittel; sorgfältige Verschliessung des Ohrs ist das einzige Mittel, welches die Vorsicht gebietet. Die angehängten Beobachtungen zeigen zum Theile, daß der Gehörsinn nach Durchborung des Trommelfelles bald früher, bald später wieder vollkommen wurde. — Die Verdickung des Trommelfells, in dessen Folge ein schwaches Gehör entstehet, ist schwer und nur fast einzig dadurch zu erkennen, daß, dasselbe seine Weisse und Durchsichtigkeit verliert und dagegen dunkel und gelbweiß erscheint. Dieser Fehler kann in einer Degeneration desselben liegen, oder von einem fremden schleimartigen Ueberzuge herrühren. Im ersten Falle nützet die Perforation, im andern kann man zuweilen nach vorhergegangener Anwendung erweichender und auflösender Mittel die widernatürliche Haut mit der Pincette abziehen. — Die mancherley andern Fehler der das innere Gehörorgan bildenden Theile, entziehen sich wohl der Wahrnehmung und sind schwer zu unterscheiden. Hieher gehören dir Erschlaffung und Spannung des Trommelfells, der Haut des Fensters, die Anchylose der Gehörknöcheln, die Anfüllung der Trommelhöle durch Schleim, Blut und Wasser, oder nach Zerreissung des Paukenfells die Anfüllung desselben mit Ohrenschmalz, die Atrophie, Lähmung und Compression der Gehörnerven, die Abwesenheit der Feuchtigkeiten im Labyrinthe. Die Affectionen der tuba Eustachii, sind für das Gehör mehr oder weniger nachtheilig und dieser Theil kann auf mancherley Weise vom gesunden Wege abweichen. — Die Entzündung derselben ist ihr häufigstes Leiden; sie kann idiopathisch in ihr entstehen, oder die Folge eines Schnupfens, einer Hals- und Rachenentzündung seyn, wobey

alsdann beym Athmen, Kauen, Schlucken ein Schmerz in der Gegend derselben entstehet der mit Gehör-Affectionen verbunden ist. Ist die Entzündung so stark, daß sie eine gänzliche Verstopfung der Röhre zur Folge hat, so kann die in ihr abgesonderte Feuchtigkeit in die Paukenhöle dringen und eine Zerreissung des Trommelfells veranlassen. Diese Röhre kann auch zum Nachtheile des Gehörs verstopft werden, durch geschwollene Mandeln, Polypen, Schleim, Eiter. Die darin steckende Materie hat oft die Consistenz und den Geruch von faulem Käse. —

In dem zweyten Bande dieses Werkes handelt der Verf. von den Fehlern des Gehörsinnes selbst und zwar 1. von der Erhöhung und widernatürlichen Schärfe desselben; 2. von der Verminderung der Schärfe und dem gänzlichen Verluste dieses Sinnes. — Das Gehör kann gegen gewisse oder auch alle Töne empfindlich seyn, so daß diese eine unangenehme Empfindung hervorbringen, oder dasselbe nimmt bey den gewöhnlichen Tönen ein verwirrtes Geräusch wahr, oder seine Empfindlichkeit ist so gesteigert, daß jeder Laut und Ton ein schmerzhaftes Gefühl macht. Der Verf. belegt diesen Fehler, welchen Sauvages paraousis nennet, mit dem Namen hypercosis. Er gehet sehr oft der Taubheit vorher und liegt entweder in einer eignen Stimmung der Gehörnerven selbst, oder ist die Folge anderer krankhaften Abweichungen, der Hypochondrie, Hysterie, der Migräne, der Phrenesie und dgl. Heilung der allgemeinen Krankheit, oder bey dem idiopathischen Ursprunge derselben, die Anwendung erweichender herabstimmender äußerer Mittel und sorgfältige Verschließung der Ohren ist Alles, was der Arzt thun kann. Die zweyte Klasse der Gehörfehler, wobey dieser Sinn zwar weder erhöhet noch herabgestimmet ist, sondern nur falsch und der Natur zuwider afficirt wird, begreift den Zustand, in wel-

chem Geräusch und Töne wahrgenommen werden, die von keinem Gegenstande der Außenwelt ausgehen, sondern ihren Grund in einer eignen krankhaften Thätigkeit des Gehörorgans selbst haben. Hieher gehöret das Geräusch vor den Ohren, das Sausen und Singen vor denselben, deren Ursachen im Kopfe selbst liegen, ferner diejenigen Töne, die oft ohne alle physischen Ursachen wahrgenommen werden, oder die nach wirklichen physisch hervorgebrachten Tönen noch lange nachklingen, wenn diese schon längst aufgehört haben. Erstres kann von Anfüllung der Gefäße des Gehirnorgans, von einer mechanischen Ursache, wodurch der freyen Bewegung der Luft im Ohre ein Hinderniß in den Weg gelegt wird, herrühren. Letzteres hat seinen Grund in einer Verstimmung der Nerven, oder kann auch symptomatisch seyn. Die Heilung muß sich ganz nach den Ursachen richten; ist ein örtliches Hinderniß im Ohre selbst, so sucht man dasselbe zu entfernen. Als äußeres Mittel räth der Verf. eine Abkochung von Kerbel und Koriander-Saamen mit Koloquinten in Rautenöl, und einem Zusatze von Melissengeiste, wovon zu Zeiten einige Tropfen ins Ohr gebracht werden. — Oft machen die wirklichen Töne einen ganz ungewöhnlichen Eindruck, sie werden falsch vernommen, oder wirken ungleich auf das eine oder andre Ohr, oder sie machen in verschiedenen Höhen den nämlichen, oder in gleichen einen verschiedenen Eindruck. — Die Gehörschwäche, das abnehmende Gehör und die Taubheit sind nur dem Grade nach von einander verschiedene Uebel, der Verf. handelt zuerst von diesen Krankheiten im Allgemeinen und gehet dann zu ihren speciellen Verschiedenheiten über. — Nachdem derselbe sich über die Versuche, welche angestellet werden können, um zu erfahren, ob ein Kind, welches nicht spricht, taub oder Idiot sey, erklärt hat, macht er den Leser mit seinem Tonmesser oder dem von ihm

erfundenen Instrumente, wodurch der Grad der Schwäche des Gehörs gemessen werden kann, bekannt, dessen nähere Beschreibung hier aber nicht gegeben werden kann, da sie ohne die dazu gehörige Zeichnung unverständlich seyn würde. — Die Ursachen der Gehörschwäche und der Taubheit können sehr verschiedene, bald allgemeine, bald örtliche seyn; sehr oft liegt die Veranlassung im Gehirne selbst, auch dürfen Skropheln und Ausschläge dabey Rücksicht verdienen. — Die Heilung derselben ist immer schwer. Die Entwicklungsperiode trägt wenig dazu bey — Oft findet man nach dem Tode große Abweichungen und Destructionen im Gehörorgane selbst, oft auch gar keine Veränderungen. Vorbereitende Veranlassung dazu geben oft Erblichkeit, das Aufhören gewohnter Transpiration des Kopfes, kahler Kopf, Beschäftigungen die mit starkem Geräusche verbunden sind; Drang des Blutes nach dem Kopfe. Bestimmt zum Ausbruche kömmt die Taubheit oft nach Entzündung der innern Haut des Gehörorgans. Die nächsten Ursachen können nach Verschiedenheit der afficirten Theile des Organs, so wie nach der Art ihrer Entstehung unterschieden werden, ob sie nämlich in allgemeiner oder örtlicher Vollblütigkeit, in metastasischen Ablagerungen oder psorischen Schärfen oder allgemeiner specifiker Affection des Organismus, in Syphilis, Skropheln u. s. w. ihren Grund haben. Der Verf. nimmt nach diesem 18 verschiedene Species der Taubheit an, nämlich vom eiterartigen Ausflusse, Ulceration und Caries im Ohre, Excrescenzen im Gehirngange, Concretionen in demselben, seiner Verschließung, Erweiterung und Verengung, Verdickung des Trommelfelles, Durchborung desselben, Trennung und Verlust der Gehörknöcheln, Verstopfung der tuba Eustachii, Anfüllung des innern Ohrs, Congestionen, Druck des Gehörnerven, Lähmung desselben, Metastasen, krankhafte Stimmung der Nerven, allgemeine Vollblütigkeit,

Erblichkeit. — Die allgemeine Heilung kann nur von den verschiedenen Ursachen ihre Richtung erhalten, je nachdem diese allgemein oder örtlich sind und einen eignen Character haben. Ist hierin kein Licht zu gewinnen, so ist man gezwungen, zur Empirie zu greifen. Nach dieser wählet man derivirende Mittel, Purganzen, Fußbäder, Exutoria, die Salivation, schweißtreibende Mittel, Reizung des Gehörganges bis zur anfangenden Entzündung, heißes Brod mit Rautenöl vor die Ohren gebunden, Tamponiren der Ohren, Kauteria hinter denselben, locale Blutungen, selbst Oeffnen der vena jugularis. Nach der Anwendung dieser Mittel greift man zu solchen, welche die Nerven des Gehirns aufregen, Elektricität, Galvanismus, doch hat der Verf. von diesen beiden wenigen Nutzen gesehen. Besser ist die Moxa auf den processus mastoideus, nächstdem dienen Dämpfe und Räucherungen, der Verf. empfielt die Dämpfe einer Abkochung des Asarum mit Essig oder der geistigen Tinctur derselben, oder des schweflicht sauren Gases, die Douche im Ohre oder auf dem Kopfe, ätherische Oele ins Ohr, Injectionen einer Auflösung des ammonii muriatici, Kochsalzes, die Ausspritzung der tuba Eustachii, starke erschütternde Töne. — Bey dieser Gelegenheit läßt sich der Verf. weitläuftig über das Gehörrohr und das was Aeltere und Neuere darüber gesagt haben, aus. — Nach ihm sind Silber, Kupfer, Weisblech am besten zur Construirung derselben; die Form ist konisch, und will man sie so vollkommen haben, daß nicht allein die Töne dadurch verstärket werden, sondern auch nichts an ihrer Deutlichkeit verlieren, so sucht man so viel wie möglich die Construction des Ohrs dabey nachzuahmen, und versieht das Ohr mit ein oder zwey die membrana tympani vorstellenden Scheidewänden von Goldschlägerhaut und macht an dem in dem Gehörgange liegenden Ende eine schnek-

[...]nartige Windung, die man aus dem Gehäuse einer natürlichen Schnecke nehmen kann; zwey Kupfertafeln erläutern diese Construction, die aber dem Ref. mehr zur Spielerey zu gehören, als einen wahren Werth zu haben scheinet. — Taubheit nach ihren verschiedenen örtlichen Ursachen betrachtet. Schleimichter oder eiterartiger Ausfluß kann oft wegen der von ihm angerichteten Zerstörung einen Verlust des Gehörs verursachen, doch kann man ihm nicht immer die Schuld davon beymessen. Caries, Verlust der Gehörknochen als Folge einer heftigen Otitis tragen oft mehr wie er dazu bey, und so wie er in diesen Krankheiten seinen Ursprung hat, so kann er ihn auch in Fungositäten haben und höret alsdann nicht anders auf, als bis diese ausgerottet sind. Er selbst kann nur nach Entfernung aller Entzündung geheilet werden und findet diese Heilung in solchen Mitteln, welche den Zudrang der Säfte zum kranken Organ mäßigen und sie davon ableiten, also in Abführungsmitteln und magrer Diät, sodann in der Anwendung solcher Dinge, welche die Ausdünstung des Kopfs befördern, und durch ihren Reiz im kranken Organe die normale Thätigkeit der Haut und der Gefäße wieder herbeyführen. Diese Mittel sind Räucherungen, Warmhalten und Reiben des Kopfes, Einspritzungen ins Ohr von Auflösungen des schwefelsauren Zinks, essigsauren Bleyes, Alauns, salpetersauren Silbers und der vorsichtige Gebrauch der Douche. Ist mit dem Ausflusse Vereiterung oder Caries verbunden, so ist nicht viel mehr zu thun, als durch öftere Injectionen für Reinhalten des Ohrs zu sorgen. Uebrigens ist es sehr schwer und oft unmöglich, die Gegenwart dieser Veränderungen genau zu bestimmen. Zuweilen entstehet eine glückliche Exfoliation, nach welcher der Ausfluß vergeht und die Taubheit sich bessert. — Nach Entfernung der polypösen Auswüchse kömmt das Gehör oft nicht

wieder, weil die innere das Organ bekleidende Haut verdickt ist und fortdauernd eine widernatürliche Materie absondert. — Selbst nachdem verhärtetes Ohrenschmalz erweicht und fortgeschafft ist, erhält der Gehörsinn oft seine Integrität nicht wieder, weil eine ähnliche Concretion in der Paukenhöle gegenwärtig ist. Auch die Entfernung von Würmern oder fremden Körpern in dem Gehörgange hat nicht immer Wiederherstellung des Gehörs zur Folge, weil eine chronische Entzündung in der Paukenhöle nachgeblieben ist. Zuweilen höret der Kranke gleich nach der Operation, aber bald darauf wird er wieder taub und auf immer. — Jede Verengung oder Verschließung des Gehörgangs, wenn sie nicht ganz vollständig ist, hat keine Taubheit zur Folge; die gänzliche Verschließung ist durchgängig ein angeborner Fehler. Zur Hebung der Verengung hat der Verf. kleine immer mit größern abwechselnde Röhren in den Gehörgang gebracht, in einigen Fällen, wo dieselbe nach Flechten entstanden waren, sie durch Heilung derselben gehoben. — Ist die Taubheit Folge einer Verdickung des Trommelfells, so ist sie schwer zu heben und oft unheilbar; diese Verdickung ist gewöhnlich alsdann mit chronischer Entzündung, Eiterung und Erosion des innern Ohrs verbunden, wobey die übrigen Häute in demselben eben so desorganisirt sind. Ist die Verdickung bloß von einer äußern Entzündung entstanden, so stellet die Durchborung dieser Haut oft das Gehör wieder her. — Die Durchborung des Trommelfelles als Folge einer krankhaften Affection, ist nicht immer mit Leiden und Verlust des Gehörs verbunden. Befindet sich aber die Oeffnung in der Stelle, wo der Handgriff des Hammers dasselbe berühret, oder ist er ganz zerrissen, oder aus seiner Verbindung gebracht, so entstehet, wenn nicht gleich, doch bald nachher Taubheit wegen der durch den freyen Zutritt der Luft bewirk-

ten Entzündung und Verdickung der Haut, so wie durch die beständige widernatürliche Reizung der Nerven. — Die Lostrennung und der Verlust der Ohrknöcheln haben immer Taubheit und zwar eine unheilbare zum Begleiter. — Die Taubheit von der Verschließung oder Verengung der tuba Eustachii, liege die Ursache außer oder in ihr, ist diejenige, gegen welche die Heilkunst noch am meisten vermag. Viererley ursachliche Momente sind hiebey aufzufassen. Die Ursache dieses Fehlers liegt nämlich in einer Geschwulst an ihrer Oeffnung, in einem Polypen an dieser Stelle, in einem Aufschwellen der Mandeln, oder in Schleimansammlung in der Röhre selbst, oder in einer Entzündung derselben, oder in Verwachsung ihrer Wände nach vorhergegangener Phlagose. — Im ersten Falle dienen Brechmittel, Exstirpation, Skarification der Mandeln und ähnliche bekannte Mittel; die zweyte ist vorübergehend, und durch Dämpfe, Gurgelwasser, Einspritzungen u. s. w. zu heben; bey der dritten empfindet der Kranke im Schlunde und der Umgegend der Trompete Schmerzen, dabey ist gewöhnlich trockne Nase und Schnupfen, die eigne Sprache wird nicht vernommen. Bey einem chronischen Zustande sind mehrentheils Syphilis oder Skropheln im Spiele. Die vierte Gattung endlich ist Folge von Entzündung und Eiterung und die Verschließung dabey vollständig. Man erkennet dieselbe, wenn man das Ohr mit Wasser anfüllet und dann bey verschlossenem Munde und Nase stark exspiriren ließ, durch die Ruhe und Unbeweglichkeit, worin das Wasser bleibt. — Bey diesem Fehler ist das einzige Mittel die Durchbohrung des Trommelfelles. Der Verf. macht einen Einstich und hält die Wunde offen, indem er von Zeit zu Zeit eine feine Sonde einbringt und fleißig Einspritzungen von lauwarmen Wasser macht. Leider hat aber diese Operation selten den erwünsch-

ten Effect, oft folget ihr eine unangenehme Entzündung. Die Capacität des innern Ohres kann oft durch vermehrte und perverse Schleimabsondrung in demselben Leiden, und zur Taubheit dadurch die Veranlassung entstehen. Der Verf hält sie für katarrhalisch und sie zeigt sich bey denjenigen Subjecten, die vielen Schleim im Rachen, eine rauhe Stimme, eine aufgedunsene Nase und eine Nasenstimme haben. Ist des Morgens und bey kalter und nasser Witterung schlimmer. Zur Heilung dienen Brechmittel, Niesspulver, Reiben des abgeschornen Kopfes mit warmen Flanell, Haarseil im Nacken, Durchborung des processus mastoideus und Einspritzungen durch die gemachte Oeffnung. Gegen letztere Operation warnet er aber sehr und weiset auf die unglückliche Erfahrung beym sel. Prof. Berger hin. Auch gegen die Durchborung der membrana tympani spricht derselbe, als ein gefährliches und selten von guten Erfolge begleitetes Mittel. Vor allem entscheidet er sich für Injectionen in die tuba Eustachii, wobey er sein Verfahren, seine Spritze, Holsonde und einen Apparat, um eine elastische Sonde in dem Canale zu befestigen, angibt, welches durch die beygefügten Kupfertafeln die gehörige Erläuterung erhält. Starke Blutcongestionen nach dem Ohre, besonders aber Blutextravasate in demselben, die oft nach Gehirnerschütterungen, Kopfverletzungen, Apoplexien entstehen, bewirken leicht durch Reiz, Druck und Entzündung einen Verlust des Gehörs. Das Extravasat muß durch eine im Trommelfell gemachte Oeffnung herausgeschafft werden. Der Verf. will das Blut aus dem innern Ohre auch dadurch weggebracht haben, daß er in den Gehörgang eine Saugspritze brachte und die Luft plötzlich auszog, worauf das Trommelfell nachgab und das Blut herauskam; (wahrlich eine unsichere und gefährliche Methode). — Bey der Taubheit vom Drucke der

Gehörnerven sind Kopfschmerz, Schwindel, schwache Augen, geschwächte Geisteskräfte, besonders des Gedächtnisses vorhanden. Die Ursache können Geschwülste, Ansammlung von Eiter und Schleim oder serösen Feuchtigkeiten bilden. Hiebey erfolget sehr leicht der Tod. — Ist Lähmung der Gehörnerven die Ursache des Verlustes der Gehörfähigkeit, so kann der Grund davon in einer vorhergegangenen Commotion dieses Organs vom Falle, Schlage auf das Ohr, starkem Getöse und ähnlichen Erschütterungen liegen, oder auch von Convulsionen, Apoplexien, Fiebern herrühren oder Folge einer krankhaften Sympathie seyn. Die Lähmung nach Commotionen stellet sich gewöhnlich gleich nach diesen ein und vergehet oft wieder von selbst. Convulsionen bey jungen Kindern veranlassen gewiß öfter als man glaubt, die Taubstummheit und in seltenen Fällen nur ist diese angeboren. Die sympathetische Taubheit findet mannichmal, ihre Heilung in solchen Mitteln, die auf die ersten Wege wirken, in der Ekelkur, kleinen Brechmitteln, drastischen Abführungen, Wurmmitteln. Das Zahngeschäft hat großen Einfluß auf Bildung dieses Fehlers. Bey der Taubheit von idiopathischer Lähmung des Gehörnerven dienen die Moxa hinter dem Ohre, oder auf dem processus mastoideus, ätherische Dämpfe im Ohre, die Arnica, das Eisen.

Taubheit von allgemeiner oder örtlicher Vollblütigkeit, weichet den bekannten Blutausleerungsmitteln. Unter der exanthematischen Krankheiten, welche durch Metastase die Taubheit erzeugen können, gehören die Masern. Die nach dem Verschwinden der erstern entstehende hat der Verf. nach dem Peitschen mit Brennesseln und Beförderung der Transpiration heilen sehen; Gicht, Blattern, Krätze, Kopfausschläge werden ebenfalls bey ihrem Zurücktritte und ihrer Ablagerung aufs Gehörorgan Ursache der Taubheit. Aeußere Reizmittel, um diese

Uebel wieder auf ihren verlaßnen Platz zurückzuführen, die essentia terebintini haben sich in diesen Fällen oft nützlich bewiesen. — Taubheit nach syphilistischer oder Flechten Diathese wird selten nach Heilung der allgemeinen Krankheit gehoben. Die angeborne Taubheit oder Taubstummheit kann ihren Grund in vielerley Ursachen haben, als Lähmung der Gehörnerven, kreidenartigen Concretionen, Auswüchsen auf der innern Haut des Gehörorgans mit Verderbung des Paukenfelles und der Gehörknöcheln, einer gallertartigen Materie im Innern des Organs, Auflösung des Nerven, Abwesenheit des Gehörganges, Verlängerung der innern Haut desselben, Polypen, Ausschlägen, kann auch nach Convulsionen, schwerem Zahnen, entstehen. Die mindere oder größere Schwierigkeit oder die Unmöglichkeit sie zu heilen, liegt, wie leicht zu erachten, in der Möglichkeit oder Unmöglichkeit der Entfernung dieser Ursachen. — Der Verfasser nimmt 5 Grade dieses Uebels an. 1. Hören der Sprache, 2. Hören der Stimme, 3. Hören der Töne, 4. Hören von Geräusch, 5. Kein Gehör. Ersteres ist sehr selten; bey dem zweyten hört man bloß die Vocale, aber keine Consonanten, oder letztere nur unbestimmt; beym dritten findet nur das Hören einzelner Töne statt, vorzüglich der Vocalen. — Die Unglücklichen an diesem Fehler Leidenden sind stumm wegen Mangel des Gehörs. Sie bleiben in geistiger, gemüthlicher und sittlicher Bildung hinter andern Menschen zurück, weil sie der Mittel zu ihrer Cultur, die das menschliche und gesellschaftliche Zusammenleben gibt, wegen Mangels des Gehörs und der Sprache entbehren müssen. Ihre geistige Entwicklung ist sehr mangelhaft, ihre Begriffe sind falsch und unzusammenhangend, das ganze intellectuelle Wirkungs-Vermögen zeiget sich nur schwach. Eben so unvollkommen sind die Aeußerungen ihrer Gemüths- und Gefühlsseite; sie

sind gewöhnlich Egoisten. Aber es fehlet ihnen nicht an Ausbildungsfähigkeit, und diese entfaltet sich oft in den Instituten für Taubstumme auf eine bewunderungswürdige Weise, wo mehrere sich durch ihre Zeichensprache ihre Ideen mittheilen können, wo sie in der ihnen zusagenden Welt leben. Der Verfasser äußert die eigne Idee, daß in einem Institute, wo alle Taubstumme von Frankreich oder noch mehrern Ländern beysammen wären, eine Gesellschaft sich bilden würde, worin die Individuen sich eben so gut im socialen Leben ausbilden und erzogen werden könnten, als Hörende in der gewöhnlichen Welt-Umgebung. Die Heilung der physischen Taubstummheit richtet sich allein nach dem Grunde ihres Daseyns; als ein allgemeines Mittel empfindet der Verf., die Anwendung der Moxe.

Den Schluß dieses Werkes bildet die Ansicht des Verf. von dem Unterrichte im Hören und Sprechen, die aber keinen Auszug zuläßt, sondern selbst gelesen und studiret werden muß.

Halle.

Commentatio historico-theologica de Docetis — auct. Hermann. Agath. Niemeyer. Halae. 1823. S. 49 in 4.

Eine mit gelehrtem Fleiße ausgearbeitete Probeschrift eines angehenden Theologen, die eben so sehr um ihrer selbst, als um des geachteten Namens willen, den sie an der Stirne trägt, eine rühmliche Auszeichnung verdient. Der Verf. ein Sohn des berühmten Hallischen Gelehrten, der an der Spitze der dortigen Universität steht, hat sich den Docetismus der ersten christlichen Gnostiker zum besondern Gegenstand einer neuen historischen Forschung ausgewählt, deren Resultate in dieser Schrift

in drey Kapitel zusammengedrängt sind. In dem einen sind jene Ansichten des Gnostizismus selbst nach ihren unterscheidenden Zügen dargelegt, die seinen Anhängern den Nahmen von Doketen und Phantasiasten — nicht mit gleichem Rechte — zugezogen; in dem zweyten wird der Quelle nachgeforscht aus welcher sie wahrscheinlich ausgeflossen seyn mögen, und in dem dritten werden ihre bekanntesten und vorzüglichsten Vertheidiger einzeln aufgeführt. Da diese Ansicht von dem menschlichen in der Person Christi nur eine von den besondern Eigenschaften des Gnostizismus war, so war sie auch um so mehr zu einer solchen Monographie geeignet, die aber durch den Mangel an sicheren und zuverlässigen Nachrichten von den alten Gnostikern, oder vielmehr durch die Menge der handgreiflich-falschen, verwirrten und zum Theil widersprechenden Nachrichten, die uns ihre parteyischen Gegner von ihnen gegeben haben, ein sehr mühsames Geschäft werden mußte. Der Verf. hat sich jedoch sehr gut durch diese Schwierigkeit hindurch gearbeitet. Er hat auch im zweyten Kapitel bey der ohne Zweifel wichtigsten Untersuchung über die Quellen des gnostischen Doketismus S. 14 die weiteren Aufklärungen nicht unbenutzt gelassen, die erst unser Zeitalter über die ältere indische und persische Philosophie und ihren Zusammenhang mit der griechischen erhalten hat; bey der streitigen Frage über das mit den Aposteln gleichzeitige Alter einiger gnostischen Doketen, hat er sich aber mit sehr guten Gründen gegen die Meinung Tittmanns und der Ernestischen Schule erklärt, welche gar keine Spuren von Gnostikern in den Schriften der Apostel finden wollte. Nur bey dem Tittmannschen: vel abundant: hätte er sich S. 27. die Frage: quanam re? ersparen mögen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.
Den 2. August 1824.

London.

Travels in Syria and the holy Land by J. L. Burckhardt etc. S. oben S. 1140.

Wir kommen nun auf den zweyten Theil der Reisen Burckhardts, nach Syrien und Palästina, die jedoch der Zeitfolge nach die frühern waren. — Der Band enthält eine Reihe einzelner Reisen, die in den Jahren von 1810 bis 1812, und zuletzt noch 1816, meist von Damascus aus, zu der Erforschung der unbekannten Theile von Palästina und Syrien gemacht worden; und welche wir daher einzeln anzeigen. 1. Journal einer Reise von Damascus in die Gegend des Libanus und Antilibanus S. 1-50. Die Reise ging nördlich von Damaskus über den Antilibanus nach Baalbeck, und demnächst nach Bekaa über den Libanus. Sie ging zum Theil durch das Land der Drusen, denen die seit einiger Zeit wichtig werdende Stadt Zahle gehört. Ihr Oberhaupt der Emir Beschir erhebt hier den Miri, und fordert oft noch außerordentliche Contributionen. In der Stadt ist weder ein Scheik noch Stadthalter; ent-

stehende Streitigkeiten werden durch die Freunde der Parteyen ausgeglichen, oder gehen im schlimmsten Fall an den Emir Beschir, der zu Deir el Kammar seinen Sitz hat. Zwischen ihnen und dem Pascha von Damaskus ist über die Grenze ihres Gebiets fast beständiger Streit. Der Anblick der Ruinen von Baalbeck kommt im Ganzen an Größe den von Palmyra nicht gleich; allein das Innere des Sonnentempels macht doch einen größern Eindruck als des zu Palmyra. Das Gebiet von Baalbek, das noch vor Kurzem durch seinen trefflichen Weinbau wohlhabend war, ist durch die Bedrückungen der Statthalter verarmt, und der Weinbau hat gänzlich aufgehört. Von Baalbek ging der Weg über den höchsten Rücken des Libanus. Von den Cedernwäldern stehen noch etwa ein Dutzend der größten und ältesten Stämme, 25 die man groß nennen kann, die übrigen 300 bis 400 an der Zahl, sind kleine und junge Stämme. — Geldmangel und Uebelbefinden nöthigten B. zu der Abkürzung dieser Reise. II. Journal einer Excursion in das Havran, im Herbst und Winter 1810. S. 51-121. B. hatte zum Begleiter auf dieser Reise einen griechischen Priester, der einst auch der Führer von Seetzen gewesen war. Er fand ihn in dem Dorf Ezra, einst einer blühenden Stadt; deren Ruinen drey bis vier Engl. Meilen im Umfange haben. Der Verf. fand hier mehrere griechische Inschriften, theils aus heidnischer, theils aus christlicher Zeit, die er sorgfältig copirt hat. Dasselbe ist aber auch in mehreren andern Ortschaften der Fall; und die Copien dieser Inschriften machen die wichtigste Ausbeute dieser Reise aus. III. Journal einer Reise von Aleppo nach Damaskus, durch das Thal des Orontes und den Berg Libanus, im Februar und März 1812. S. 121-211. Der Weg ging durch Dörfer, deren Nahmen immer genau angegeben

werden. In dem Thal des Orontes fand B. die Ueberbleibsel einer Römischen Heerstraße, mit Säulen, die einst Meilenzeiger waren. Ruinen von Gebäuden findet man häufig. Hamah, das alte Epiphania, am Orontes ist eine Stadt von 30,000 Einwohnern, worunter etwa 300 griechische Familien sind. Sie ist gut gebauet, und es wohnen hier mehrere reiche Türken. Der Handel wird mit den Arabern getrieben, die hier ihre Bedürfnisse an Kleidern und Gezelten kaufen. Hamah gehört mit zu der Provinz von Damaskus, der westliche Theil des Districts ist die Kornkammer des nördlichen Syriens; doch gibt die Ernte nur das zehnte Korn. Die Stadt Mahzyad ist der Hauptsitz der Secte der Ismailli, die vom Ismael abstammen wollen. Es ist schwer ihre Religionslehre zu erfahren, weil unter ihnen selber nur wenige davon unterrichtet sind. Es wohnen in der Stadt etwa 250 ihrer Familien, und 50 christliche. Sie leben fast beständig im Streit mit den Anzeiries, einer andern Secte. Der Fluß Nahar el Hibir (Eleutherus) ist reißend, und konnte in der damaligen Jahreszeit, im März, nicht ohne Gefahr passirt werden. — Die Stadt Terabolos (Tripoli) hat etwa 15000 Einwohner. Sie liegt sehr schön. Der Haupthandel ist mit Seide, der sonst in den Händen der Franzosen war; außerdem Schwämme, Wachs u. s. w. Der Weg ging nun in das Land der Drusen nach el Kammar, in dessen Nähe der Emir Beschir sich einen neuen Pallast erbaute. Der Emir Beschir beherrscht dermalen das Gebirg von Belad Akkar bis Acre; wofür er 130 Beutel der Pforte jährlich entrichtet, außer den außerordentlichen Geschenken. Die jährlichen Einkünfte sollen sich auf 2000 Beutel (50000 Pf. St.) belaufen. Ueber die Verfassung, Sitten und Character der Drusen gibt B. genauere Nachrichten, die nicht sehr zu ihrem Vortheil ausfallen. Sie sind nicht viel mehr als dem

Schein nach Muhammedaner; ihre geheime Lehre zu erfahren, ist äußerst schwer, da nur wenige sie kennen. Die Blutrache herrscht unter ihnen in ihrem ganzen Umfange. IV. Journal einer Reise von Damaskus in das Havran und die Gebirge östlich und südöstlich vom See Tiberias, im April und May 1812. S. 213-311. Die zweyte Reise in das Havran war in die südlichen Theile desselben, die alte Decapolis, gerichtet; und hatte besonders zum Zweck die von Seetzen zuerst entdeckten Ruinen von Djeresch (Gerasa) und Amman (Philadelphia), zu untersuchen. Sie übertrifft an Interesse die vorige; auch wiederum durch eine Reihe hier abgeschriebener Inscriptionen. So zu Boszra; wo auch noch Ueberbleibsel alter Gebäude und eine sehr alte Mosché sich finden. Vier Säulen, den schönsten von Baalbek und Palmyra gleich, sind auch noch von einem Tempel vorhanden. Ausführliche Nachricht über die Ruinen von Dieresch, mit einem Plan derselben. Die Ruinen zeigen die Größe und Wichtigkeit der Stadt. Zuerst fällt ein Tempel in die Augen, der nach Bs. Urtheil alle andern in Syrien, nur den Sonnentempel zu Palmyra ausgenommen, übertrifft. Eine Straße war mit einer Colonnade geziert, von der noch dreyßig zerbrochene Säulenschäfte und zwey ganz erhaltene, stehen. Die Hauptstraße endete in einem großen offnen Platze, den ein Halbkreis von Säulen umgab, von denen noch 57 aufrecht stehen. Man sieht zwey Theater; ein größeres und ein kleineres. Die Reise nach Amman mußte B. wegen Unsicherheit der Straße aufgeben. Der Verf. gibt dann noch Nachricht über die einzelnen Districte des Havran, und über die Sitten und Lebensart seiner Bewohner. In Beziehung auf die ersten bemerken wir noch, daß alle Geographische Nahmen, selbst der Dörfer, stets mit Beyfügung der Arabischen Schrift ange-

führt werden. Das Havran steht unter dem Pascha von Damaskus, der es meist durch einen Statthalter verwalten läßt. Die Einwohner sind Türken, Drusen, Christen und Araber; im Frühjahr und Sommer besuchen es auch Beduinen-Stämme aus der Wüste. Es gibt aber auch einheimische Beduinenstämme. So wohl über diese, als über die Fellahs; ihre Lebensart, Abgaben ec. genaue Nachrichten. V. Beschreibung einer Reise von Damaskus durch die Gebirge des Peträischen Arabiens, und die Wüste el Ty nach Cairo; im Sommer 1812. S. 311-457. Der Zweck dieser Reise war, die Districte östlich von dem todten Meer bis zum Arabischen Meerbusen zu untersuchen. Deßhalb wählte B. diesen Weg nach Cairo statt des zuerst gewählten. Die Reise ward ohne alles Gepäck, in Beduinen-Kleidung auf einem Pferde gemacht, das die Raubsucht nicht reitzen konnte. Der erste bedeutende Ort war Tabaria (Tiberias) mit etwa 4000 Einwohnern. Es ist ein Ziel der Wallfarthen. Es sind hier viele Juden, deren Synagoge schöne Abschriften des Pentateuchs besitzt. Der Berg Tabor liegt einzeln; ragt aber über die andern Gipfel hervor. In Nazareth, das unter dem Pascha von Acre steht, ist das Lateinische Kloster von Spanischen Mönchen besetzt, das wichtigste. Der Vf. gelangte nun in das Jordansthal, und ging über den Fluß. Jetzt gelang es ihm Ammân (Philadelphia) zu erreichen, dessen Ruinen beschrieben, und durch einen Grundriß erläutert werden. Das Theater ist das größte das B. in Syrien sah; es hat 40 Reihen Sitze. Die Gebäude waren hier aus Kalksteinen und haben weniger der Zeit widerstehen können. — Ausführliche Nachrichten über Kerek und Wadi Musa, und die dortigen Alterthümer, die aus spätern Reisen bereits hinreichend bekannt sind. Von Wadi Musa auch ein

Grundriß. Am 19. September erreichte B. Cairo. Endlich VI. Journal einer Reise in die Halbinsel des Bergs Sinai, im Frühjahr 1816. S. 457 - 693. Diese Reise ward von Cairo aus gemacht, das er am 20. April verließ; und am 24. Suez erreichte. Der Aegyptische Handel mit Caffee und Indischen Waaren wird noch immer über Suez geführt. Suez gleicht mehr einer Arabischen als einer Aegyptischen Stadt; Luft und Wasser sind ungesund. Die Stadt muß ihre Bedürfnisse jetzt aus Cairo ziehen. Im Sommer 1817 kamen direct von Bombay Schiffe nach Suez, die theils Engländern, theils dem Pascha von Aegypten gehörten — Von Suez ging B. durch die Halbinsel des Berges Sinai nach Akaba, dem alten Aila; an der Spitze des östlichen Busens des rothen Meers. Dieser endet nicht, wie man bisher meinte, in zwey Spitzen. Akaba ist ein Fort mit einer schwachen Türkischen Besatzung. In dem Meere sollen noch unter Wasser Ruinen einer Stadt sichtbar seyn. Von dem Südende des todten Meers zieht sich ein Thal, das erst wenige Stunden vor Akaba sich in eine Ebne verliert. Ueber den Sinai, seine Umgebungen, die benachbarten Beduinen-Stämme, genaue Nachrichten. Die ganze Halbinsel hat schwerlich über 4000 Einwohner. Das Wadi el Scheik an der W. Seite des Sinai ist das einzige, wo das Manna von den Tamarisken Bäumen kommt, die hier in Menge sich finden. Mit der Suez Caravane ging B. wieder nach Cairo zurück. In einem Anhange werden noch besondere Nachrichten über die politische Eintheilung von Syrien, und einige Reiserouten gegeben.

Hat gleich das Schicksal nicht gewollt, daß Burckhardt sein Vaterland wieder sehen sollte, so hat es doch gestattet, daß die Früchte seiner mühsamen und gefahrvollen Reisen erhalten wurden. Mit Verlangen sehen wir jetzt dem folgenden Theile entgegen; der

über Arabien und die heiligen Städte uns die ersten genauen Nachrichten eines Europäischen Augenzeugen geben wird. Den beiden Theilen ist sein wohlgetroffenes Bildniß, den einem als Europäer, dem andern als Scheik Ibrahim vorgesetzt. Hn.

Königsberg.

In der Universitäts-Buchhandlung: Peter der Große als Mensch und Regent dargestellt von Dr. Benjamin Bergmann, Prediger zu Ruien in Liefland. Erster Theil. 1823. XX u. 394 S. in 8.

Ein besseres Lebensbild von Peter dem Großen besitzen wir nicht; es ist mit Fleiß, Geschick und einigen neuen Hülfsmitteln, als einem Verzeichniß von Unterhandlungen der Moskauschen Gesandtschaftsbehörde, den Briefen des Schwedischen Residenten Koch an den Gouverneur Hastfor zu Riga und dem Hallartschen Tagebuch gearbeitet, und wenn, wie billig aus Rücksicht der Ehrerbietung für den Landesfürsten, manche harte Farben vermieden sind, so sind doch keine falsche gewählt. Der Ton hat etwas Fremdartiges, aber nichts von dem phantastischen Flitterwerk, womit man sich jetzt in Deutschland plagt, sondern Gediegenheit und Kraft. Das Bild wird unsern Lesern gefallen, wenn auch das Fußgestell, die Vorgeschichte, zu weitläuftig seyn sollte. — Peter vergegenwärtigt mit seinen Russen und seinen fremden Lehrmeistern vor uns das Mittelalter. Mit sich selbst und mit den Seinigen ist er im ähnlichen Kampfe wie der Fränkische Klodwig oder der Sächsische Heinrich; seine Gesetze gleichen denen von Karl dem Großen; seine Russen werden die Herren ihrer Lehrmeister nicht langsamer als die Franken oder Sachsen; und sie gerathen in dieselbe Verbindung wie diese, durch die Annahme einer fremden Sprache, und eben dadurch einer fremden Denkart, durch die Gewöhnung zu sinnlichen und geistigen Bedürfnissen, welche weder die einheimische Arbeitshand, noch die vorhandene Entwickelung des Volksverstandes zu be-

friedigen vermag, und wodurch ein Theil des Volkes dem andern fremd wird. Peter wollte zugleich säen und ernten. Er begnügte sich nicht den Grund zur Volkscultur zu legen, sondern wollte zugleich ihren vollständigen Erfolg sehen und haben. Aber es ist viel Zeit nöthig, um die Hülfsmittel der Cultur recht zu handhaben, und auch alsdann kommt der Volksverstand nur langsam zum Durchbruch. Hätte er sich darauf beschränkt, einen rüstigen tüchtigen Bauern- und Handwerksstand zu bilden, und das Meutereywesen der Strelitzen und Bojaren zu brechen; es würde viel Unglück vermieden seyn, und alles würde jetzt leichter unbedenklicher gehen. — Es soll nun etwas mit des Vfs Worten erzählt werden. "Auf die Frage, was ihm wohl in Preußen am besten gefallen habe? antwortete Peter: Wer hat wohl die Kurfürstin gesehen und sie nicht für das Herrlichste der Welt erklärt. Sehr eigenthümlich gab Peter dies der Fürstin selbst zu erkennen, als er bey Tafel in ihren Busen etwas warf, das als großer Rubin zum Vorschein kam, und zum Geschenke dienen sollte." (In unserer Nachbarschaft zu Koppenbrügge wäre es beynah auf germanische Weise zum Fräuleinsraub vor dem ganzen Hofe gekommen). "Boerhaave führte ihn auf das anatomische Theater" (zu Leiden, dort war B. Arzt und Professor und hinterließ seiner Tochter ein Vermögen von zwey Millionen Gulden)" wo ein von Haut entblößter Leichnam die beiden zarischen Begleiter anekelte, die aber gerade deshalb auf Geheiß ihres Beherrschers, die Sehnen des todten Körpers mit den Zähnen ablösen mußten. — Es war kein Wunder, daß viele von den jungen Leuten unnütz hin und herreisten, da sie gleiche Vorurtheile mit ihren Eltern theilten. Wozu dienen wohl, sagten diese zum Monarchen, unsern Kindern die Spitzfindigkeiten des Auslandes? Ihr Verstand taugt dazu nicht — das Geld ist weggeworfen. Der Sinn des Monarchen, der solche Vorurtheile bekämpfte, spricht aus seiner Antwort: stammen wir denn nicht alle von einem Gott und von einem Vater? Sind wir etwa allein durch die zürnende Natur des Nachdenkens und Ueberlegens beraubt? Sind denn bloß unsere Herzen so roh und unempfänglich, daß sie gar nicht geformt und bearbeitet werden können? So etwas zu behaupten wäre Undank und Tadel des Schöpfers. Wir haben Augen, Ohren und Gliedmassen gleich den gebildeten Völkern und also auch dieselben Anlagen." (Die richtige Meinung liegt wohl in der Mitte, die jungen Leute (die nicht Gelehrte werden wollen) zu Hause zu lassen, aber gute Lehrer ins Land zu ziehen; zum Reisen ins Ausland weder mit Gewalt anzuhalten, noch davon abzuhalten.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 5. August 1824.

Paris.

Bey Trouvé, der aber erst auf der Rückseite des Titelblatts genannt ist, denn auf dem Titel steht nur de l'imprimerie Royale und Vol. 1. p. 299. sagt, bey Gelegenheit von Hardouin's Concilien, die auch da gedruckt waren, welche Auszeichnung Dieß ehemals wenigstens war: *Lettres inédites du Chancelier d'Aguesseau publiées sous les auspices de S. E. Mgr. le Cte* Peyronnet . . . *par* D. B. Rives *Directeur des affaires criminelles et de grace au départ. de la justice* 1823. T. I. CXCVIII. u. 355. T. II. 388 S. gr. 8. und drey Blätter fac simile. Daß der Schreiber dieser Briefe zu den gefeyertsten Nahmen der französischen *magistrature* gehöre, ist auch in Deutschland bekannt, wo von dem langen Verzeichnisse ähnlicher Männer, zu Ende der Introduction, nur etwa sein Vorgänger l'Hopital, oder Brisson und Bignon aus juristischen Büchern bekannt sind, denn de Thou ist eher der Vater des Schriftstellers, als Dieser selbst, Pasquier aber und beyde Pithou's gehören eigentlich zu

den Advocaten, die von den gewisser Maßen erblichen Stellen unterschieden werden, obgleich auch in ihren Familien solche vorkommen, wo denn der Nahme Mehrerer den einzelen Mann scheinbar bekannter macht. Wer nur französisch geschrieben hat, wird in Deutschland weniger genannt und so hieß es in der zweyten civilistischen Litterär-Geschichte S. 402. kein Fortsetzer von Lipenius sage ein Wort von den dreyzehn Quartbänden Oeuvres von d'A. Dieß ist unrichtig, obgleich der Irrthum leicht zu entschuldigen ist. Senkenberg nämlich nennt Daguesseau, er setzt ihn aber im Register unter das D und ahndete gewiß nicht, daß er bey dieser Abweichung von dem allgemeinen Gebrauche sich auf einen so guten Grund berufen könnte, als es nur einen gibt, nähmlich auf die Art, wie der Canzler selbst und sein Vater den Nahmen geschrieben haben. Beide ließen den Apostroph weg und so steht der Nahme nun in den Briefen und in den fac similes, ob er gleich in allem Uebrigen, wie gewöhnlich, Was wir sagen würden von Aguesseau heißt S. VIII. Durch weibliche Nachkommen ist der Canzler mit Schriftstellern aus ganz andern Fächern verwandt, seine Lieblingstochter (eine andere, immer kränkliche, lebte im Kloster) ward die Mutter des Grafen Chastellux und die Tochter seines zweyten Sohnes ist die Gräfinn Segur, deren Gemahl noch 1822 eine *Notice sur le Chancelier d'Aguesseau* auf ein Paar Bogen hat drucken lassen, worin auf diese Briefe zum Voraus aufmerksam gemacht wird. Beide Familien haben ihren Vorrath von Familien-Briefen (auch einige vom Vater des Canzlers und mehrere von *Me. la Chancelière*, wie sie der Canzler, uns auffallend, selbst in den vertraulichsten Briefen an seine Kinder immer nennt) hergegeben, der jetzige Pair d'Aguesseau wird nicht dabey genannt; dazu sind noch Briefe an den

Sohn des großen Racine, einige von Prevost de la Jannès, und auch ein Paar andere aus jedes Mahl angegebenen Sammlungen gekommen. Der Herausgeber, der auch 1821 die Werke beider Talon (Verwandter von d'Aguesseau) in sechs Octavbänden hat drucken lassen, hat hier eine Zueignung an seinen Minister, ein kurzes Avertissement, eine weitläuftige *Introduction* und viele theils biographische theils sonst den Inhalt der Briefe erläuternde Anmerkungen hinzugethan, und die ersten 64 Seiten der Briefe sind einer Lebensbeschreibung der Gräfinn Chastellux durch ihre Tochter, als einer Ergänzung der schon sonst bekannten Nachrichten vom Leben des Canzlers, gewidmet. Die Introduction ist eine Geschichte der Parlamente, deren Streitigkeiten mit dem Hofe und deren Vertheidigung der *église gallicane*, für die man in Frankreich längst mit mehr Eifer streitet, als für die Kirche überhaupt, gegen die Jesuiten, auf den Canzler, nahmentlich in den Jahren, aus welchen die Briefe sind, von 1712 bis 1749, so vielen Einfluß gehabt haben. Sie ist, im Sinne der jetzigen Verfassung, gegen die Vereinigung der Pairs mit dem Gerichtshofe, woraus eine größere Einschränkung der Königlichen Gewalt in Frankreich, als in England, gefolgt sey, denn der König von England kann sein Unterhaus immer neu wählen lassen, die Stellen beym Parlament waren Eigenthum. Trieb der Minister die Sache aufs Aeußerste, so war Frankreich eine unumschränkte Monarchie; that es das Parlament, so kam es zur Revolution. Daher war denn ein Mann, wie d'Aguesseau, für ein gegenseitiges Nachgeben, das sich freylich weder durch strenge Folgerichtigkeit empfahl, noch den Eiferern auf einer von beiden Seiten, zu denen ja auch die Cardinäle Dubois und Fleury gehören wollten, genug that. Die boshaften Worte von Bayle *les extrêmes sont*

dangereux et les milieux insoutenables passen leider auch hier und man könnte sogar die Frage aufwerfen, Was in andern Verfassungen heraus käme, wenn entweder die höchste Justizbehörde dabey verharrte, Etwas, was die Regierung thut, für Unrecht zu erklären und dagegen zu sprechen, oder wenn die Regierung ihre Maaßregeln durchsetzte, die Gerichte möchten sagen was sie wollten. Wir haben z. B. in manchen Ländern Gesetze, wie Männer im Dienste nicht ohne gewisse Formen in Untersuchung gezogen und ihrer Einnahme, wenigstens der, die sie vom Dienste haben, beraubt werden sollen. Wenn nun ein Regent oder ein Finanz-Ministerium diese Formen in einem einzelen Falle unbequem findet und sich darüber hinweg setzt, die Gerichte erkennen nach dem Gesetze, sie befehlen, ihrem Erkenntnisse zu folgen, das Justizdepartement tritt ihnen bey, aber die Gegner lassen befehlen so Viel man will, wie soll es da werden? Doch unsere Anzeige kehre über den Rhein in das Vaterland dieses Buches zurück. Da findet sich eine Nachricht, die dem Unterzeichneten, der den Streit der Jansenisten mit den Jesuiten als einen wichtigen Punkt der juristischen Litterär-Geschichte in Frankreich wohl kannte, doch neu gewesen ist, T. II. S. 320. die Note, daß Prevost de la Jannès, ein vom Canzler auch in gelehrter Rücksicht sehr unterstützter Professor der Rechte in Orleans, der Freund von Pothier, mit einem Leben von Domat beym Censor großen Anstoß gefunden hat, denn Domat war nicht nur der Landsmann (Beide waren aus Clermont) von Pascal, Domat war nicht nur, wie er, für Port-royal (schon seine Sprache, das on, verräth es), sondern Pascal hatte ihm auch auf dem Todbette seine geheimsten Papiere anvertraut. Diese Verhältnisse hinderten den Druck des Buches, das in der Handschrift, wo es sich auf der Bibliothek von

Orleans befand, durch die Revolutions-Stürme zu Grunde gegangen ist. Wer jetzt, auch in Frankreich, zu viel Einfluß der Jesuiten befürchtet, dem muß es eine erfreuliche Erscheinung seyn, daß im Justiz-Ministerium doch auch noch jetzt der Widerstand gegen diese Partey Nichts ist, was man zu verhehlen Ursache hat. Der Vice-Canzler Peyronnet hat der Gesammtheit der Advocaten in Bordeaux ein Original-Gemählde von eben diesem Domat geschenkt, wie es hier heißt, und wenn das Oberhaupt aller Unterrichts-Anstalten, der Bischof von Hermopolis, Dieß nicht billigen sollte, so sind wenigstens die Rechtsgelehrten wohl nicht, aus Vorliebe für die Jesuiten, dagegen, und Rechtsgelehrte von Einfluß zeigt auch der neuste almanac royal, wie alle vorhergehenden Werke dieser Art. Hugo.

Helmstädt.

Bey C. G. Fleckeisen: Archiv für Philologie und Pädagogik im Vereine mit mehreren Gelehrten herausgegeben von Gottfried Seebode. Erster Jahrgang. Heft 1 und 2. 396 Seiten groß Octav. 1824.

Dieses Archiv kann als Beylage zur kritischen Bibliothek für das Schul- und Unterrichtswesen (herausg. von Seebode) betrachtet werden, von welcher bereits der sechste Jahrgang erscheint. Der Raum, der in dieser Zeitschrift den Abhandlungen und Bemerkungen aus dem Gebiet der Philologie und Pädagogik gewidmet werden konnte, reichte nicht mehr zu. Die zahlreichen Beyträge mehrerer Gelehrten setzten den thätigen mit seltener Uneigennützigkeit und unermüdetem Eifer für die Wissenschaft wirkenden Herausgeber in den Stand, ein neues Archiv für solche Beyträge zu eröffnen. Längst war dieß von vielen gewünscht. Denn während an-

dere Wissenschaften mehrere treffliche Zeitschriften dieser Art aufzuweisen haben, entbehrte jetzt gerade die Philologie im engeren Sinne des Worts eines solchen Archivs, in welchem einzelne Bemerkungen und kürzere Aufsätze aufbewahrt würden, die sonst gewöhnlich verloren gehn, oder in kleinen Schriften ausgesprochen nur weniger bekannt werden. Auch halbvollendete Untersuchungen finden auf einem solchen Sammelplatz ihre Stelle zur künftigen weiteren Bearbeitung, critische Bemerkungen werden daselbst einem künftigen Herausgeber des Schriftstellers dargeboten, und es ist zu wünschen, daß niemand künftig gleich eine Ausgabe veranstalte, bloß um einige von ihm gemachte Bemerkungen auszubringen. Dieses Archiv ist für Bemerkungen und Abhandlungen aus dem ganzen Gebiete der classischen Philologie bestimmt, und es befinden sich in diesen ersten Heften mehrere sehr schätzbare Mittheilungen aus den verschiedenen Theilen der Wissenschaft. Unter den grammatischen Untersuchungen zeichnet sich besonders Krüger's Abhandlung über die Attraction der Lateinischen Sprache, und Bernhard's (schon früher bekannt gemachte) Bemerkung über nescio an, und haud scio an aus, unter den lexicographischen mehrere Proben einer neuen Bearbeitung des großen Scheller'schen Lat. D. Wörterbuchs von Lünemann, Krüger's und Günther's Bemerkungen über die Anlage eines Deutsch-Lat. Wörterbuchs nebst einigen schon früher bekannten Aufsätzen von Passow und anderen. Vergleichungen von Handschriften sind mitgetheilt vom Varro de L. L. (besonders wichtig, von Niebuhr verglichen,) vom Sextus Rufus, vom Horaz, vom Sallust. Kritische Bemerkungen und Erklärungen zu verschiedenen Schriftstellern, zu Euripides Andromache von Bothe; zum Lucan von Heller; zum Cicero de Sen. von D. M. Müller; zur Griechischen Uebersetzung aus den Büchern ad Herennium von Jacobs; auch mehreres, das schon

früher bekannt war, von Passow und Rost. Uebersetzt ist Claudian's Rapt. Pros. von Schulze, ein Stück aus dem Apollonius Rh. von Ahlwardt (dem jüngeren). Unter den historischen Untersuchungen zeichnet sich besonders die von Krüger: über den Kimonischen Frieden aus, die in ihrem Resultat mit Dahlmann übereinstimmt, aber mehrere Puncte noch genauer und richtiger erörtert hat, dann: Pinzger über das Zeitalter des Curtius. Literarische Bemerkungen zu Ebert's Bibl. Lex. sind mitgetheilt von Dronke, und kürzere antiquarische und mythologische Bemerkungen von mehreren. Auch ist Schneiders Programm von 1821 worin vor einer gewissen ungründlichen, unhistorischen Behandlungsart der Mythologie gewarnt wird, wieder abgedruckt.

Der andere Hauptgegenstand dieses Archivs ist Pädagogik. Es tritt somit an die Stelle des vor einigen Jahren verendeten Pädagogischen Journals von Gutsmuths, und kann, nach diesen ersten Heften zu urtheilen, dasselbe ersetzen. Es sind folgende Rubriken gemacht: 1. Wissenschaftliche Abhandlungen über wichtige Gegenstände der Pädagodik. (Wie kann sich der Lehrer an einer öffentlichen Schulanstalt das gehörige Ansehn verschaffen? von C. Benecke in Magdeburg. — Einige Hindernisse beym Lehren der alten Sprachen von Platz. — Ueber Methode beym Unterricht im Griechischen von Crusius). 2. Chroniken von Gymnasien, Lehrplan und Lehrhülfsmittel; (vom Gymnasium zu Heidelberg, Bayreuth, Breslau, Darmstadt, Dillenburg, Liegnitz, Saalfeld, Wetzlar, und ein sehr interessanter Aufsatz: über die Krakauer Universität und die wichtigsten Lehranstalten in Polen von W. Münnich). Dann 3. Biographieen verdienter Schulmänner (Kunhardt's Selbstbiographie in einem nicht gewöhnlichen guten Latein geschrieben). 4. Schulnachrichten, Verordnungen, Beyträge zur älteren und neueren Schulgeschichte. 5. Lateinische und Deutsche Schulreden. Auch werden Griechische und

Lateinische Gedichte mitgetheilt, und am Schlusse des Jahrgangs soll ein alphabetisches Verzeichniß der verstorbenen oder beförderten Gymnasiallehrer geliefert werden. — Ref. glaubt durch diese kurze Aufzählung des Wichtigsten die Reichhaltigkeit und den Werth dieses neuen Archivs angedeutet zu haben. Er wünscht, daß der Hr. Herausgeber auch künftig die nöthige Strenge in der Auswahl der aufzunehmenden Stücke beobachten, und durch zahlreiche gründliche Arbeiten vieler theilnehmenden Gelehrten unterstützt werden möge.

Genf.

Discours sur l'utilité de la langue Arabe. Prononcé le 16 Juin 1823 aux promotions du Collége de Genève par Jean Humbert, Professeur d'Arabe dans l'Académie de Genève etc. etc. 1823. 31 S. 8. — Die Aspecten für die Asiatische Gelehrsamkeit werden immer günstiger! Die Academie zu Genf, von der schon so viel Merkwürdiges ausgegangen ist, besitzt durch eine Stiftung der letzten Jahre einen eignen Lehrstuhl für die Arabische Sprache, durch den sie mit den übrigen Instituten unsrer Tage für die Asiatische Litteratur, in Reihe und Glied treten wird. Der gegenwärtige Inhaber desselben, Hr. Humbert, ist ein beredter Lobredner der Arabischen Sprache von Seiten ihres Reichthums, ihres Baus, ihres Wohllauts, ihrer Kürze, ihrer Stärke und Majestät; er weiß die Wichtigkeit ihrer Litteratur für die Gelehrsamkeit überhaupt, und ihre Unentbehrlichkeit für einen Theologen insonderheit wegen Kritik und Exegese, er weiß den Reichthum ihrer Ausbeute für die Geschichte der ersten aller Wissenschaften, und der denkwürdigsten Reiche, für Poesie überhaupt und für Romantik ins besondere hervorzuheben. Um mit seinen Arabischen Jüngern recht thätig für sie zu seyn, bittet er in seiner Rede die Musageten, den Staatsrath zu Genf, um eine Arabische Druckerey: wer des großen Gedankens der Stiftung eines Arabischen Lehrstuhls fähig war, wird auch die Bitte um seine Bedürfnisse gewähren.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. Stück.
Den 7. August 1824.

Genf.

Essai d'une introduction critique au nouveau Testament, ou analyse raisonnée de l'ouvrage intitulé Einleitung in die Schriften des N. T. c'est-à-dire, introduction aux ecrits du N. T., par J. L. Hug, Professeur en Theologie à l'université de Freybourg en Brisgau 2e edition 1824. Par J. E. Cellérier fils, Pasteur et Professeur de Langues orientales, Critique et Antiquités Sacrées à l'Académie de Genève. 1823. XIV und 524 S. 8.

Die deutsche Kritik des N. T., das unbestreitbarste Eigenthum der deutschen Gelehrten, ist im Begriff über den Rhein zu dringen! Desto mehr Ehre und Glück, da die deutschen Theologen jenseits desselben, eben nicht zum besten angesehen sind. Les Docteurs Allemands, puissant en érudition, mais emportés quelque fois par le goût des systèmes; supérieurs aux préjugés, mais ne respectant aucune barrière; revêtus de toutes les forces du génie, et d'une audace irréfléchie qui se croit tout permis et tout possible, se sont

élancés dans la lice comme des geants. Armés du flambeau de la science et l'agitant au hasard, on a pu craindre qu'ils n'embrassent l'édifice en voulant l'éclairer. Le monde savant s'est étonné de tant de force réunie à tant de légèreté; mais en bouleversant la critique, ils l'ont renouvelée. Wohl uns also; unser ungebundener Geist und unser Genie, unsre Gelehrsamkeit und unsre Kühnheit waren doch der Welt zu etwas nütze. Wenn unsre westlichen Nachbaren unter der Bezeugung ihrer Bewunderung und ihres Mißfallens uns ferner beachten wollen, so können wir gar hoffen, einst noch Lehrer der Welt zu werden.

Diesesmal konnten die Mittel dazu nicht glücklicher gewählt werden. Das ganze volle Licht, dessen sich Deutschland in der Kritik erfreut, auf einmahl dem Ausland unter die Augen zu bringen, würde dieselben, statt sie zu erleuchten, nur verzehrt haben. Wie wir selbst nur nach und nach daran gewöhnt worden sind, muß auch das Ausland ihm Stufenweis näher gebracht werden. Unser Michaelis hatte sich durch die frühern Finsternisse hindurcharbeiten, und für dieselben mühsam einen Strahl nach dem andern aufgreifen müssen, um es um sich helle zu machen. Seine Einleitung in das N. T. zeigt uns noch historisch, wie ihm ein Strahl nach dem andern aufgegangen ist und kann daher der noch schwachen Sehkraft zu der nöthigen Stärke verhelfen, um ohne geblendet zu werden aus der Finsterniß in das Licht zu treten. Glücklicher Weise hat sich die französische Sprache dieselbe vor kurzem zugeeignet: l'Introduction au Nouveau Testament de Michaëlis, traduite en français par Mr. le Professeur Chenevière. Sollte nun dem Gelehrten der protestantischen Kirche, auch ein deutscher Gelehrter der katholischen Confession in den Hauptsachen beygetreten seyn, und

nur seine Selbstständigkeit gegen ihn in einzelnen Nebenuntersuchungen behauptet haben, so müßte die Vereinigung von beiden den neuen Lehren zur großen Empfehlung bey Uneingeweihten gereichen. Und dazu kann nun das vorliegende Buch vortrefflich dienen. Der scharfsinnige Hug hat in manchen Theilen der allgemeinen und besondern Einleitung in das N. T. seine eigenen Wege eingeschlagen; und wie protestantische Schriftsteller zur Verbreitung seiner Vorstellungen in ihrer Kirche das ihrige beygetragen haben, so vergilt er nun reichlich ihnen das Geschehene wieder in der seinigen durch das Vehikel dieser Uebersetzung.

Die allgemeine Einleitung in das N. T. handelt in zehn Abschnitten von der Authentie der Schriften, ihrer Glaubwürdigkeit, und ihrer Bekanntmachung, von den Autographen und ihrem Untergang, von der Erhaltung der Schriften des N. T., ihrer Sammlung und dem Kanon, von der Geschichte des Textes, und dessen Veränderungen im Aeußern, von den kritischen Hülfsmitteln, den Handschriften, Uebersetzungen und Kirchenvätern, von den Ausgaben und Grundsätzen der Kritik in möglichster Kürze. Hier, wie in der Einleitung in die einzelnen Bücher, wird Hug bald in einer wörtlichen Uebersetzung, bald im Auszug, selbst da, wo sein französischer Bearbeiter ihn verläßt, immer mit Rücksicht auf Michaelis mitgetheilt. Nur in dem kurzen Anhang über die Apokryphen des N. T., die Michaelis und Hug nicht berührt haben, ist er von ihnen unabhängig.

Der Inhalt dieser Schrift ist aus den deutschen Originalen unsern Lesern so bekannt, daß wir ihnen daraus nichts ausziehen dürfen: und wir haben nur die Art des Gebrauchs, den der Uebersetzer von ihnen macht, mit einem Wort zu bestimmen. In die Grundsätze der in Deutschland gewöhnlichen Wortkritik, (den mehr mechanischen Theil), hat

sich derselbe recht gut gefunden, nicht so gut in die höhere und Sachkritik, die tiefere Penetration und höhere Geisteskraft erfordert: daher ihm der allgemeine Theil seines Buchs besser gelungen ist als der specielle (ohnehin auch etwas zu kurze). Ob er gleich der Kritik nach den so genannten Recensionen seinen Beyfall gibt, so glaubt er doch, daß noch viel daran zu bessern seyn möchte, und die Allgemeinheit ihrer Annahme etwas voreilig sey. Das Unpassende in dem Hugischen Ausdruck κοινὴ ἔκδοσις ist ihm nicht entgangen; aber er entschuldigt ihn, was jeder, der nicht um Worte streiten mag, billigen wird. Eine eigene Recension des N. T. von Origenes findet er nicht gehörig bewiesen u. s. w. Doch läßt der Uebersetzer es bloß bey seinen Zweifeln in dem allgemeinen Theil bewenden, ohne an die Stelle des Bezweifelten etwas Eigenes zu setzen: in dem speciellen wagt er es eher: man kann aber nicht sagen, daß er glücklich darin sey.

Sulzbach.

Bey Seidel: Der Sieg des christlichen Glaubens über die Welt, ein Beytrag und Anhang zur Würde und Hoffnung der katholischen Kirche von Joh. Bapt. Kastner, kathol. Pfarrer zu Mißbrun, im Regenkreise Baierns 1823. 208 S. 1823. 8.

Diese Schrift soll keine strenge, historisch-kritische Untersuchung, sondern eine beredte, wiewohl auf Geschichte, Theologie und Philosophie gebaute Schilderung seyn und die frühere Schrift, zu welcher sie ein Beytrag und Anhang ist, in gewissen Stücken ergänzen, weiter ausführen und tiefer begründen. Sie stellt die wunderbare Erscheinung, Ausbreitung und Erhaltung des Christenthums und die dadurch bewirkte wohlthätige Erleuchtung und Veredlung der Menschheit unter dem Bilde eines Siegs über die Welt dar. Sie theilt sich in drey

Abschnitte. Der erste stellt die "Besiegten" vor Augen, nämlich die Menschen im Widerstreite gegen den Christusglauben, in Ansehung ihrer Denkarten und Begehrungen, und ihr Besiegtwerden durch den Glauben; der zweyte "den Sieg nach seiner Beschaffenheit, seinen Folgen und seiner Fortdauer, wie er zwar mit manchen Verlusten verknüpft ist, aber dennoch davon getragen wird, wie er an sich still und unbemerkt, bey dem heftigsten Widerstande, unaufhaltsam bey scheinbarer Langsamkeit, entscheidend bey scheinbarer Schwäche, wie er groß und unübersehbar in seinen Folgen für Religion, Sittlichkeit, Aufklärung und selbst irdische Glückseligkeit, wie er beharrlich zu aller Zeit ist, seine Eroberungen stets nach außen ausdehnt und beständig im Inneren fortsetzt; der dritte "den Sieger" oder die Streit- und Siegeskräfte des Christenthums: Gott selbst, die innere Lebens- und Wahrheitsfülle des Evangeliums, Glaube, Unterricht und Tradition, Christi Person, Macht, Liebe, Leiden und Tod ꝛc. die Kirche mit ihrer Würde, ihren göttlichen Verheißungen, großen Aufträgen, Hülfsmitteln und ruhmwürdigen, die Hierarchie in ihrer göttlichen Institution, ihrer heiligen Wirksamkeit, ihrer Leitung der Gläubigen durch Wort, Sacrament und Beyspiel, in ihrer wichtigen Stellung gegen die Kirche, die Welt und den Staat, endlich das sichtbare Oberhaupt der Kirche.

Der Verfasser sagt selbst: man könne ihm den Einwurf machen, daß er ganz einseitig zu Werk gegangen sey und statt des christlichen Glaubens den Katholicismus substituirt habe. "Aber, antwortet er, ich konnte ja wirklich nicht anders, und die redliche Weltgeschichte würde mich zurecht weisen, als welche es klar ausspricht, daß jene große Erscheinung, die unter dem Namen des Christenthums in die Welt trat, sie allmählig besiegte, erleuchtete und erneuerte, eigentlich das katholische Christen-

thum gewesen ist. Ein Christenthum in einer andern Form wäre auch wirklich zur Ausführung eines so großen Werks nicht geeignet gewesen. Alles, was daher außer dem katholischen Christenthum auf Erden noch besteht, und sich Christenthum nennt, besteht auf katholischer Basis, lebt auf und von dem Grund und Boden, den ihr die katholische Kirche angebaut, erntet die Früchte, welche jene mühsam angepflanzt hat, sonnt sich in jenem himmlischen Lichte, zu dessen Ausbreitung die katholische Kirche das auswärtige Organ gewesen war, tritt auf, wo bereits die große Hitze und Last des Tages getragen und der entscheidende Sieg von der katholischen Kirche errungen worden ist, und, wenn und was es auch Großes wirkt, so setzt es doch lediglich nur jene Arbeit fort, die es von der katholischen Kirche — gleichsam übernommen oder vielmehr eigenmächtig an sich gerissen hat und welche es mit eben so gesegnetem Erfolge zum Besten der Menschheit fortzusetzen nie im Stande seyn wird. Sollte es aber was immer für ein sogenanntes Christenthum noch wagen, feindlich und rivalisirend gegen die katholische Kirche sich zu erheben, so bewiese es eben dadurch sonnenklar, daß es seine Aufgabe gar nicht kenne und daß es auf höhere Siegeskronen, als sie die Welt auszutheilen pflegt, gleichsam selbst Verzicht leiste, da es sich nicht scheut, mit der Welt, dieser Feindin des göttlichen Christenthums und der Kirche Jesu, statt sie anzugreifen, vielmehr ein geheimes Bündniß zu schließen, um mit vereinten Kräften die katholische Kirche, diese standhafte Streiterin Jesu, diese ehrwürdige Weltbesiegerin, wo nicht zu zerstören, doch wenigstens in ihren Siegen zu verdunkeln." Das ist nun freylich sehr stark, wir müssen aber doch hinzusetzen, daß das Allermeiste, was er zur Ehre des Christenthums mit so viel Begeisterung und Beredsamkeit sagt, nicht nur vom katholischen, son-

dern von demselben überhaupt und namentlich vom protestantischen, gilt. Uebrigens wird kein einsichtsvoller und unparteyischer Protestante verkennen, was seine Kirche der katholischen schuldig ist, welche Verdienste sie sich erworben hat, wie sie in gewissen Grundlehren und gemeinschaftlichen Bestrebungen mit ihr übereinstimmt. Die Haltbarkeit der Fundamente, welche er für das ganze Unterscheidende des Katholicismus legt, haben wir schon bey der Anzeige und Beurtheilung der frühern Schrift, zu welcher diese ein Anhang ist, angegriffen und erschüttert, und bedarf es hier keiner Wiederholungen. Der Hauptfehler der vorliegenden Schrift ist der, daß die Kehrseite der Sache fast gar nicht in Betracht gezogen wird. Es mußte auch gefragt werden: Ob nicht auch Unsittliches, Wahn, Irrthum und Lüge in den Katholicismus und zwar auf dem nach seinen Grundsätzen ganz rechtmäßigen Wege aufgenommen wurde, ob nicht die Zwecke und Mittel bey dem Siege der katholischen Kirche oft gleich unsittlich waren, ob nicht dadurch große und mannichfaltige Uebel über die Menschheit gebracht wurden, ob sich die Schuld davon bloß auf die Menschen werfen läßt, ob sie nicht vielmehr ganz consequent, wenigstens zum Theil auf den Katholicismus selbst fällt? Rednerisch ist zwar diese Schrift geschrieben, aber oft zu wortreich, weitschweifig und wiederholend, stößt auch zuweilen wider den guten Geschmack an. Die literarischen Nachweisungen, auch aus protestantischen Schriftstellern, sind zahlreich, stehen aber oft auch müssig und unnütz und am unrechten Orte da.

Hildesheim und Hannover.

1) Hildesheim bey Gerstenberg: Hildesheimische Landesordnungen. Neue auf Befehl des K. Großbrit. Hannov. Cabinetsministerii veranlaßte Ausgabe. Erster Theil, v. J. 1609 bis 1774. — 1822. 647 S.; Zweyter Theil, von 1776 bis 1802. — 1825. 549. XCV. u. 82 S. in 4. 2) Sammlung von

Von Verordnungen und Ausschreiben, welche für sämmtliche Provinzen des Hannoverschen Staats, jedoch, was den Calenbergischen, Lüneburgischen und Bremen- u. Verdenschen Theil betrifft, seit dem Schlusse der in denselben vorhandenen Gesetzsammlungen bis zur Zeit der feindlichen Usurpation erlassen sind. Mit Genehmigung des Königl. Cab. M. herausgegeben von Ernst Spangenberg, Dr. beider R. u. Hof- u. Canzleyrathe (jetzt Oberappellationsrathe, zu Celle. Vierter Theil, dritte Abtheilung, die Hadelnschen Verordnungen bis 1739 enthaltend. (Auch unter dem Titel: Corpus privilegiorum et constitutionum Terrae Hadeleriae, oder Sammlung der für das Land Hadeln ertheilten und ergangenen Privilegien, Verordnungen und Ausschreiben.) 1823. IV. u. 508 S. in 4.

Das erste Werk enthält eine sehr zweckmäßig eingerichtete Sammlung der für das Fürstenthum Hildesheim ergangenen Verordnungen, welche um so willkommener ist, als die in den Jahren 1782 und 1791 auf landesherrlichen Befehl erschienene, theils an u. für sich unvollständig, theils nicht bis zur Preußischen Besitznahme fortgesetzt war, mithin sowohl einzelne Verordnungen der ältern Zeit, als auch sämmtliche seit 1791 bis 1802 erlassene Verfügungen in derselben fehlten. Eine neue Sammlung ward daher dringend erforderlich, und so wurde Hr. Justizrath Koken in Hildesheim, durch das Königl. Cabinetsministerium beauftragt, eine solche zu entwerfen und herauszugeben. Unmöglich konnte diese Arbeit in bessere Hände gelangen; denn sie ist mit großer Umsicht und möglichster Genauigkeit ausgeführt. Ausgelassen sind in derselben mit Recht, alle veralteten Verordnungen und Ausschreiben, welche keinen weitern practischen Werth hatten; dagegen sind die practisch gültigen in einer früher nicht vorhanden gewesenen Vollständigkeit mitgetheilt. Angehängt sind außerdem die Hildesheimischen Religionsverträge, und ein Auszug aus dem statutarischen Rechte der Stadt Hildesheim. Ein chronologisches Verzeichniß sämmtlicher in dem Fürstenthum Hildesheim seit 1605 bis 2. Aug. 1802 ergangenen Verordnungen, Patente und Generalrescripte, so wie der Ausschreiben der Landescollegien, und ein sorgfältiges Sachregister über beide Bände sind eine dankenswerthe Zugabe. — Nr. 2. enthält die zum größten Theile ungedruckt gebliebenen Privilegien, Verordnungen, Rechtsbücher, und Ausschreiben, des Landes und für das Land Hadeln, seit dem Jahre 1719 bis 1739 einschließlich. Die seit 1740 erlassenen finden sich in den ersten vier Bänden des oben angezeigten Werks.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 7. August 1824.

Paris.

Chez Treuttel et Würtz: Précis du systême hiéroglyphique des anciens 'Egyptiens ou Recherches sur les élémens premiers de cette écriture sacrée, sur leurs diverses combinaisons, et sur les rapports de ce systême avec les autres méthodes graphiques 'Egyptiennes. Par M. Champolliou le Jeune. Avec un Volume de Planches. 1824. S. XVI u. 410. mit 16 eingehefteten Steindrucktafeln; das Volume de Planches enthält 32, u. 45 S. Explications.

Als wir im 36. Stück dieses Jahrgangs von der Entdeckung der phonetischen Hieroglyphen Meldung thaten, glaubten wir, wie andre Leser der Lettre à M. Dacier, den Gebrauch derselben erst von der Zeit datiren zu müssen, da die Aegypter fremden Herrschern unterworfen in die Nothwendigkeit gesetzt worden waren, in monumentaler, d. i. hieroglyphischer, Schrift Namen zu schreiben, die in ihrer Sprache keine Bedeutung hatten und folglich durch eigentliche Sinnschrift nicht ausgedrückt werden konnten, und eine Andeutung am Ende der lettre schien

uns zu unbestimmt und weitgreifend zugleich, als daß wir sie auf Forschungen, den vorher gegebnen an Nüchternheit gleich, gestützt und daraus hervorgegangen glauben durften. Jetzt dagegen hat uns die Lesung des vorliegenden Werks völlig überzeugt, daß der Gebrauch von Hieroglyphen zur Lautbezeichnung so alt ist wie das System dieser Schrift überhaupt; ja daß erst die Combination von Zeichen derselben Gattung als Sinn- und als Lautzeichen die Anwendung derselben außerhalb einer Sphäre, die man sich sonst aufs höchste beschränkt denken mußte, möglich machte: denn was konnte mit 958 Zeichen — so viel zählte Zoëga, der alle kleine Verschiedenheiten in seiner Hieroglyphenliste beachtete; Champollion, der das Wesentliche von dem Zufälligen unterscheidet, kennt bey weit größerem Vorrathe benutzter Denkmäler noch nicht einmal so viel, sondern bloß 864 — wenn jedes Zeichen einem bestimmten Begriffe angehörte, Zusammenhängendes und Mannichfaltiges ausgedrückt werden.

Bey der Wichtigkeit der Entdeckung und ihrer Ergebnisse muß uns einige Umständlichkeit in der Relation, besonders der ersten dazu führenden Schritte, von welchen alles übrige abhängt, gestattet werden. Zunächst an die in der Lettre dargelegten Resultate reiht sich das neue, daß auch die Namen von Griechen und Römern, die nicht Regenten, in phonetischen Hieroglyphen geschrieben wurden, mit dem Unterschiede, daß nur die der Souveräne in die elliptischen Einfassungen, welche die Franzosen cartouches nennen, eingeschlossen gefunden werden, die anderer Personen dagegen das Zeichen eines Mannes oder einer Frau (eine auf den Knieen sitzende oder kauernde Figur) hinter sich haben. So steht auf dem Obelisk Barberini, der dem Inhalt der cartouches zufolge unter Hadrian errichtet wurde, der Name des Antinoos mit den Zeichen eines Verstorbenen umgeben; auf dem Obelisk von Be-

nevent, welcher der Zeit Domitians angehört, der Name Lukilios, dahinter, wie es scheint, Rufus, so daß der Name eines damaligen, sonst schon bekannten, Präfecten herauskommt. Dies war eine vornweg zu erwartende Folge der frühern Entdeckung, da dieselben Umstände und Bedingungen die Schreibung der Namen von Privatleuten, wie der Regenten, bestimmen mußten. Unerwartetes dagegen gewährte folgende Procedur. Herr Champollion verglich zwey Texte hieroglyphischer Manuscripte, die dem bildlichen Theile und der gesammten Abfassung nach sehr ähnlich seyn müßten, und sich auf Bestattung Verstorbener bezogen, und fand die Zeichen derselben sich im Einzelnen völlig entsprechend, nur daß die Namen der bestatteten Personen verschieden waren, und daß, zweytens, diejenigen Zeichen mit einander beständig verwechselt und als völlig gleichgültig behandelt wurden, welche der Verf. bey der Analyse der Königs- und Kaiser-Namen als denselben Laut bezeichnend, als homophon, gefunden hatte. Diese Thatsache ist von der größten Wichtigkeit, da diese Verwechselung doch in den Namen allein darum statt findet, weil die den Zeichen entsprechenden Worte mit demselben Buchstaben anfangen, und also auch nur dann eintreten kann, wenn die Zeichen Laute, nicht aber wenn sie Dinge und Begriffe bedeuten. Das Factum anders zu erklären ist wohl eben so unmöglich, wie es zu läugnen, und so zieht es unmittelbar den Schluß nach sich, daß die phonetischen Hieroglyphen auch außerhalb der Namen angewandt wurden. Ferner: bey Vergleichung hieroglyphischer, und in hieratischen Charakteren geschriebener Manuscripte, welche sich auf dieselbe Weise entsprachen, finden sich sehr oft den Hieroglyphen gegenüber, statt der aus ihnen hervorgegangenen hieratischen Charaktere, die aus den Homophonen derselben entstandnen. Noch mehr: wenn hieratische Manuscripte unter sich verglichen werden, so

zeigen sich darin als gleichbedeutend die Abkürzungen der homophonen Hieroglyphen. — Diese Facta mußten dem Verf. die bestimmte Aussicht gewähren, auch nomina communia, Verba, Adjective, grammatische Bezeichnungen von Geschlecht, Zahl, Zeit, Personen in Laut-Hieroglyphen ausgedrückt zu finden, eine Erwartung, die der Versuch rechtfertigte. Der Verf. führt nur Einzelnes an, z. B. daß er den Begriff "Sohn" durch Zeichen dargestellt fand, die das Wort Scha, Sche oder Schi geben, von welchen Formen die mittelste noch in koptischen Zusammensetzungen Sohn bedeutet. Das Segment eines Kreises bedeutet den Buchstaben T und sonach den Artikel des Femininum; T-She in hieroglyphischen Texten heißt Tochter. Eben so ist ein senkrecht abgetheiltes Quadrat Zeichen des Π oder Φ, und darum auch der maskulinische Artikel; die Zikzaglinie oder deren Homophon, die Vase, bedeutet N und, mit den Zeichen für E oder I combinirt, den im Koptischen mit diesen Buchstaben ausgedrückten Artikel des Pluralis NE oder NI. Die bloße Endigung des Plural, E im Thebanischen, I im Memphitischen Dialekt der Koptischen Sprache, wird durch die Hieroglyphe der beiden Buchstaben, die perpendiculäre Linie, gegeben; weil aber jene Endung vollständiger OYE oder OYI heißt, tritt vor das genannte Zeichen gewöhnlich der Krummstab oder die Wachtel, beides phonetische Hieroglyphen für OY. Die pronomina possessiva, die im Koptischen zwischen den Artikel und das Substantiv eingeschoben werden, stehen in den hieroglyphischen Texten als Affixa der letztern; die grammatischen Formen sind indeß dieselben geblieben, indem auch in diesen das Pronomen des Maskulinums durch die phonetischen Hieroglyphen von T, das des Femininums durch die von Σ gegeben wird. So weiset der Verf. eine große Anzahl grammatischer Elemente nach, die das tableau général des signes et groupes hieroglyphiques in eine

Uebersicht bringt; Ref. bedauert nur, daß er es nicht für dienlich erachtet hat, eine vollständige Analyse eines hieroglyphischen Textes zu geben, welche durch ihre Consequenz erst völliges Vertrauen zu der Richtigkeit der Erklärung des Einzelnen geben könnte. Dagegen beschäftigt sich der größte Theil des Werks von Chap. 5–8. S. 84–251. mit der Anwendung der Entzifferungsmethode nach dem phonetischen Alphabet auf die in Hieroglyphen geschriebenen Eigennamen der Götter und der alten Pharaonen; und so bedeutende Resultate diese Anwendung gewährt, aus der mit großer Evidenz das hohe Alter der phonetischen Hieroglyphen hervorgeht, und die Religions- und Staatsgeschichte der Aegyptier neu begründet und erweitert wird; so würde doch für den Zweck dieses Werks eine ausgeführte und regelmäßige Analyse, wie wir sie eben wünschten, wichtiger gewesen seyn. Auch werden ja die neuen Ergebnisse für Aegyptens alte Geschichte in der Chronologie des monumens de l'Egypte et de la Nubie — welche Herr Champollion mit dem fleißigen und treuen Zeichner Aegyptischer Denkmäler, Herrn Huyot, vereint unternommen — und die Entdeckungen über Religion und Cultus des Volks in dem seit Julius 1823 in einzelnen Lieferungen ausgegebnen Panthéon 'Egyptien, mit größerer Ausführlichkeit und Vollständigkeit, als hier geschehen konnte, mitgetheilt werden. Doch wollen wir diese Capitel in unsern Anzeigen eben so wenig übergehn, wie der Verf. in seinem Buche — aus demselben Grunde, weil sie gerade am meisten geeignet sind, die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt auf die phonetischen Hieroglyphen hinzulenken. Die Namen bey den Bildern der Götter scheiden sich in der Reihe der Hieroglyphen sehr leicht ab durch die vorausgeschickte Formel: dies ist das Bild — und durch die unmittelbar folgende Hieroglyphe für Gott, welche in einer sitzenden, leicht erkennbaren, Figur besteht.

So findet sich der Name des Sonnengottes, Rê, Ra oder Ri, geschrieben mit zwey Zeichen, einer rothen Scheibe, und einem perpendikulären Striche, den phonetischen Hieroglyphen für R und I. Doch könnte man das erste auch als bildliche Hieroglyphe der Sonne betrachten, wie denn der Sonnengott — der Sperberköpfige — in Basreliefs und Gemälden stets die rothe Scheibe über seinem Haupte hat; indeß kommt der Name auch auf andere Weise mit phonetischen Hieroglyphen geschrieben vor. So findet sich ferner der Name des Ammon, geschrieben AMN (Feder, Parallelogramm mit Zinnen, Zigzag) über dem menschlich gebildeten, so wie über dem widderköpfigen Bilde des Gottes; und wie dieses öfter Symbole des Re erhält, so findet sich denn auch meistentheils der combinirte Name AMNPH dabey. Oefter führt indeß nach Herrn Champollions Beobachtungen dieses combinirte Bild den Namen NB und NOTB, in welchem er den Κνήφ oder Κνοῦφις der Alten erkennt, den dieselben auch als identisch mit Ammon betrachteten. Besonders bestätigt die Richtigkeit dieser Deutung, daß die von Eusebius (Praep. Ev. 3, 11.) beschriebene Gestalt des Kneph ganz mit den noch vorhandenen und NB oder NOTB überschriebnen Bildwerken übereinstimmt: eine menschliche Figur mit blauen Haaren, einem Gürtel und Scepter, und auf dem Kopfe einen königlichen Schmuck mit Federn; auch begleitet den Gott sehr häufig sein bekanntes Symbol, die Schlange. Das K oder X des Griechischen Namens sieht Hr. Champollion bloß als eine starke Aspiration an, welche bey der Schreibung des Namens von den Aegyptern ausgelassen werden konnte; auch hat eine griechische Dedicationsschrift, die in der großen Oase gefunden worden ist, den Namen AMENHBIΣ als eine Composition von Ammon und Kneph. Den Phthas erkennt unser Vf. in der Gestalt des Gottes mit der anliegenden Haube, aus der ein Horn oder eine Haarflechte hervor-

ängt, Leib und Beine in ein vollkommen anschlie-
ßendes Gewand eingewickelt, in welcher man sonst
Horus oder Harpokrates vermuthet hat. Der The-
banisch-Koptische Dialekt nannte den Gott Ptah,
und so findet man den Namen constant den bezeich-
neten Bildern beygeschrieben. Die mit Ammon-
Chnuphis in der griechischen Inschrift von Sehhêle
zusammengestellte und mit der Hera verglichne Sa-
tis kommt in Aegyptischen Bildwerken häufig vor,
wo sie durch ein großes Blatt über den Kopfschmuck
charakterisirt ist, übergeschrieben ΣΤΙ oder ΣΤΗ.
Der Schakalköpfige, der als Anubis bekannt ist,
trägt in dieser Schrift den Namen ΑΝΠ oder
ΑΝΠΩ, gesprochen Aneb, Anebo. Osiris heißt
ΟΤΣΡΙ, wo nur der mittlere Vokal von der kop-
tischen Form ΟΤΣΙΡΙ ausgelassen ist; Arueris
ΑΡΩΡΙ. Diese in phonetischen Hieroglyphen ge-
schriebenen Namen der Götter werden indeß häufig
ersetzt durch bildliche, ins Kleine gezogne Darstel-
lungen, so wie durch symbolische Zeichen und At-
tribute derselben, wie Osiris durch ein Auge, Anu-
bis durch einen Schakal, Re durch eine Sonnen-
scheibe. Die Entzifferung der Götternamen ist eine
treffliche Vorbereitung zur Lesung von Eigenna-
men Aegyptischer Personen, da diese fast durchaus
Götternamen in sich schließen und daraus zusam-
mengesetzt sind. In solchen Verbindungen ist nun
der Göttername entweder mit phonetischen, oder
mit den beiden andern, eben angegebenen, Gattun-
gen von Hieroglyphen geschrieben; das Wort aber,
welches das Verhältniß bezeichnet, wie ΠΕΤ, an-
gehörig, ΠΑ geweiht, ΦΤΕΠ, geprüft, immer pho-
netisch. Ein besonders interessantes und überzeu-
gendes Beyspiel, welches der Verf. erst S. 344.
nachbringen konnte, gewährt eine von Caillaud mit-
gebrachte Mumie aus Griechischer oder Römischer
Zeit. Die hieroglyphische Inschrift zeigt den Namen:
Petamon, Sohn der Kleopatra, daneben stand eine
Griechische, die noch die Worte erkennen ließ: Πε-

τεμενος ο και Αμμωνιος μητρος Κλ........ Mit solchen Namen zeigen die Titel große Verwandtschaft, die den Beherrschern Aegyptens beygelegt werden, wie schon die Deutung der Hieroglyphen auf dem Obelisk des Ramestes durch Hermapion wahrnehmen läßt — die sich indessen nach Herrn Champollions Untersuchungen auf keinen der noch vorhandnen und bekannten Obeliske bezieht — in welcher die Ehrenbenennungen vorkommen: ὀν Αμμων φιλει, ὀν Ἡλιος φιλει, ὀν Ἡλιος προεκρινεν u. s. w. Dieselben nun und ähnliche Titel findet der Verf. mit phonetischen Hieroglyphen, denen indeß auch symbolische beygemischt sind, ausgedrückt auf dem Obeliscus Flaminius, dem Lateranensis, und andern Monumenten unzweifelhaft altägyptischer Kunst. Von da geht der Verf. zur Anwendung des hieroglyphischen Alphabets auf die Eigennamen der Pharaonen über — zur vollständigen Widerlegung des Irrthums, daß der Gebrauch desselben erst in der Zeit der Dienstbarkeit und des Verfalls der Nation aufgekommen sey—; nachdem er vorher nachgewiesen, daß unter zwey cartouches, die man immer in geringen Zwischenräumen zusammengestellt findet, jedesmal der zweyte den Eigennamen des Monarchen, der erste dagegen nur seine Ehrentitel einschließt. So steht z. B. auf den Plinthen der beiden Sphinxe im Louvre zu Paris, auf der einen [von Knuphis gebilligt] Sohn der Sonne [Hakr]; auf der andern [von den Göttern geliebt] Sohn der Sonne [Naiphroue]. In diesen beiden Namen glaubt Herr Champollion die Könige Nephereus oder Nepherites und Akoris zu erkennen, die der 29sten Dynastie des Manethon, der Mendesischen, angehörig, in der kurzen Zeit der Befreyung Aegyptens vom Persischen Joche herrschten, und wohl einen Pylon mit einem Paar von Sphinxen verzieren konnten. Auf dem Pyramidion des Obeliscus Campensis liest Hr. Champollion [wohl-

)uende Sonne] Sohn der Sonne [ΠΣΜΤΓ], nd erkennt darin einen der beiden Psammetichs, ie nach der Dodekarchie Aegypten von Sais aus eherrschten. Weiter in der Zeit zurück führt folendes Beyspiel. Der Obelisk von Heliopolis :ägt den Namen ΟΣΡΤΣΝ, in dem der Vf. wohl echt hat den Osorthos der 23ten Dynastie des Manethon zu erkennen, besonders da eine Aegyptihe Stele im Museum von M. Thedenat zu Pais seinen Vater auch in phonetischen Hieroglyphen)tahaphtep nennt, und in Manethons Liste vor)sorthos der Name: Petubas oder Petubates steht. Auf einer andern, mit jener zugleich gefundenen Stele dieses Museums, und auf einem drey Zoll)ohen Bilde bey M. Durand zu Paris ist der Sohn es Osorthos, aber nicht mit phonetischen, sondern nit der symbolischen Hieroglyphe, dem Vordertheil ines Löwen, bezeichnet. Diese bedeutet nach Hoapollon — dessen Deutungen, wie Manethons Dyastieen, aus diesem Werke mancherley Bestätiungen erhalten — den Begriff der Stärke, koptisch djom, sjom, sjam, und daher auch den Gott Som; woraus mit dem dabeygeschriebenen Artiel des Maskulinums Psam, Psammus wird, der Nachfolger des Osorthos bey dem genannten Chroologen. Wir übergehn einige andre minder beeutende Beyträge zur Kenntniß der Tanitischen Dynastie, so wie die Forschungen über die Bubaiten Scheschack (Σέσογχις, Sesak) und Osorchon, veil der Abschnitt, bey dem wir stehen, noch wichigeres und interessanteres enthält. Sowohl in Aeypten als in Nubien, von der zweyten Katarakte bis Philä, kommt ein Königsname vor allen an)ern häufig vor, der, auf mannichfaltige Weise gechrieben, doch leicht zu lesen ist, und mit dem Ehrennamen und den umgebenden Hieroglyphen zuammen so lautet: Der König des gehorsamen Volks [Re-Sate, wohlgefällig der Sonne] Sohn der Sonne [ΡΗΜΣΣ d. i. Ramses] oder [ΑΜΝΜΑΙ

PHMΣΣ d. i. der von Ammon geliebte Ramses. Dies ist der Fürst, der nach dem Bericht, den Aegyptens Priester dem Germanikus gaben, Tacit. Annal. II, 60, Afrika und den Orient durchzog und unterwarf, und dessen Name daher auf den Reliefs, welche Belagerungen, Märsche, Schlachten zu Land und Meer, Züge von Gefangenen aus fremden Ländern darstellen, immer wiederkehrt; unter den vier Rhamses bey Manethon offenbar derjenige, der nach der Erzählung dieses Historikers eigentlich Sethos oder Sethosis (nach Andern Sesoosis, Sesostris) heißt, und seinen andern Namen von seinem Großvater Rhamses, dem Ammonliebenden, (Mei-Amoun) angenommen hatte. Auch diesen Großvater weist Herr Champollion in phonetischen Hieroglyphen als Erbauer des Pallasts von Medinet-Abu nach, und bemüht sich mit Glück, noch andre Rhamses von den beiden genannten zu unterscheiden. Weiterhin wird Manethons Amenophis II., der achte König der achtzehnten Dynastie, den die Griechen mit ihrem Heros Memnon verglichen, in dem vielbeschriebenen Coloß zu Theben nachgewiesen; er heißt hier in phonetischen Hieroglyphen AMNΦ, woraus durch Zufügung des Artikels Φαμενωφ wird, wie ihn eine griechische Inschrift und Pausanias nennen. Herr Champollion vermuthet nicht ohne Grund, daß der Name eine Abkürzung der ursprünglicheren Form Amenoftep, den Ammon geprüft hat, sey. Von diesem Amenoph unterscheidet sich durch den vorausgestellten Ehrennamen ein andrer, der auf dem Tempel von Amada in Nubien vorkommt, und den der Vf. für den ersten des Namens erklärt, weil auf später angebauten Theilen des Heiligthums der Name ΘΩΟΥΤΜΣ, Thoutmosis, vorkommt, der in der Reihe der Könige der 18ten Dynastie zwischen den beiden Amenophs steht. Die früher nur aus Manethon bekannte Folge dieser mächtigen und ruhmvollen Herrscher erhält eine wunderbare und unerwartete Be-

tätigung durch eine von Caillaud zu Abydos entdeckte Sculptur, die außer Rhamses Namen und Titel zwey Reihen von Ehrennamen seiner Vorgänger in chronologischer Ordnung enthält. Herr Champollion hat nämlich die dem Rhamses zunächststehenden achtzehn in andern Monumenten mit den dazugehörigen Eigennamen wiedergefundnen, die letzteren alsdann mit dem phonetischen Alphabet gelesen, und so die ganze 16te und 18te Dynastie der Könige Thebens in völliger Uebereinstimmung mit Manethon gefunden. Die 17te ist nämlich die usurpatorische der Hyksos, und darum ausgelassen. Solche Resultate, auf so besonnene Weise vorgetragen, mit so klarer Bezeichnung der Auffindungsmethode, nöthigen wirklich, jeden Zweifel an der Richtigkeit der Entzifferung im Ganzen aufzugeben; wenn auch die Möglichkeit von Irrthümern im Einzelnen bey der schwankenden Orthographie, der Vermischung phonetischer und symbolischer Charaktere, und andern ähnlichen Umständen zugestanden werden mag. Wir folgen sonach mit viel Vertrauen den Schlüssen über das Wesen der hieroglyphischen Schrift, welche das neunte Capitel in 130 Paragraphen aus den Forschungen, welche die acht ersten enthalten, ableitet, und wollen auch daraus das Hauptsächlichste des Neuen mittheilen. Doch übergehn wir der Kürze wegen die sonst nützlichen Auseinandersetzungen über die Classen der hieroglyphischen Gegenstände, die verschiedenen Arten der Zeichnung und Ausführung, die Zahl und endlich die Stellung und Anreihung der Zeichen; nur von den verschiedenartigen Bedeutungen derselben wollen wir des Verf. Ansichten und Gedanken mittheilen. Erstens gibt es eine bedeutende Anzahl Hieroglyphen, die nichts anders als Bilder der Gegenstände, die sie darstellen, sind, wie in der Inschrift von Rosette den Griechischen Worten *ναός*, *εἰκών*, *ξόανον*, *τέκνον*, *ἀσπίς*, *στήλη* die Dinge selbst in den Hieroglyphen entsprechen. Der Vf.

nennt sie caractères figuratifs propres; figuratifs abregés, wenn sie das Bild entfernter angeben, wie das eines Hauses durch eine Art Grundriß, figuratifs conventionnels, wenn der dargestellte Gegenstand nicht wirklich auf die Weise, wie er dargestellt wird, vorhanden ist, wie bey den Bezeichnungen der Götter. Es ist höchst wahrscheinlich, daß diese direct und unmittelbar darstellenden Bildzeichen die ältesten von allen, und somit der Anfang aller Schrift waren. Doch mußten sich sehr bald Zeichen dazu finden, die mit den Gegenständen oder Begriffen nur in einer innerlichen Beziehung und Verbindung standen, die nicht darstellten, sondern nur bedeuteten, in denen das Bild zum Begriffe sich verhielt, wie in den meisten Worten der edleren Sprachen der Ton zum Gegenstande. Dies sind die symbolischen Hieroglyphen. Nach dem Verf. fand dabey entweder eine Synekdoche oder eine Metonymie oder eine Metapher statt, doch sind diese Ausdrücke hier weder recht passend noch erschöpfend. Sehr richtig ist aber bemerkt, daß eine bedeutende Anzahl dieser Charaktere änigmatischer Natur sind, und die Beziehung des Gegenstandes zum Zeichen sehr weit hergeholt oder sehr versteckt, so daß sie hervorzusuchen eine Aufgabe des enträthselnden Scharfsinns wird. Die Griechischen Gelehrten haben sich am meisten mit der Classe der symbolischen Hieroglyphen abgegeben, und auf solche beziehen sich Horapollons Deutungen; unter den 70 Zeichen, die er erklärt, hat Herr Champollion 30 wiedergefunden, aber nur 13 in den Bedeutungen, welche dort angegeben werden. Die Differenz in der Deutung der übrigen sucht er so zu erklären, daß Horapollon nicht eigentliche Hieroglyphen, sondern allegorische Reliefs vor Augen habe, die auch von Neuern oft mit jenen verwechselt worden sind. Herr Champollion nennt diese speciell anaglyphes, wie er glaubt, nach altem Sprachgebrauche, in dem aber ἀνάγλυφον überhaupt Relief heißt.

Nun folgt die Theorie der phonetischen Hieroglyphen, deren Erfindung erst die Hieroglyphenschrift zu einer wirklichen, zusammenhängenden, lesbaren Schrift machten. Sie beruhte auf dem Gedanken, ein Zeiche nicht bloß zur Bezeichnung des Begriffs, sondern auch des entsprechenden Wortes zu gebrauchen, und alsdann auch nur einen Theil des letztern, einen Laut, dadurch anzugeben; sie führte sonach die Auflösung der Worte in Laute herbey, aus der sich allmälich der Organismus des Alphabeths hervorbildete. Hr. Champollion hat über 100 phonetische Hieroglyphen entdeckt, die das tableau général zusammenstellt, für alle Buchstaben des koptischen Alphabeths, für den einen mehr, für den andern weniger. Α hat deren, geringe Abweichungen ungerechnet, 8; Β 3; Γ 1; Δ 8 u. s. w. Die Vocale spielen darin eine sehr untergeordnete Rolle, indem die kurzen ohne Bedenken ausgelassen, und auch die langen unter einander mannichfach vertauscht werden; aber von den Consonanten gelten fast nur die als gleichgültig, welche auch in den verschiedenen Dialekten der Koptischen vertauscht werden, Π und Φ, Κ und Χ, Τ und Δ, Ρ und Λ. Eine feine Bemerkung, an deren Richtigkeit wir nicht zweifeln, ist, daß man bey der Auswahl unter den verschiedenen phonetischen Hieroglyphen, die für einen und denselben Laut vorhanden waren, diejenigen vorzog, welche zugleich eine symbolische Deutung hatten, und z. B. in dem Worte ΝΟΥΒ (Chnubis) den Widder zum Β nahm, weil dies Thier dem Gotte heilig. Oft gab auch bey der Wahl der phonetischen Hieroglyphen das Streben nach Symmetrie und schönem Verhältniß den Ausschlag; und dergleichen Rücksichten bestimmten selbst oft die Entscheidung zwischen phonetischer oder symbolischer Bezeichnung, und bewirkten eine Abwechselung, die eine allmälich fortgehende Entzifferung der eigentlichen Hieroglyphen durch die phonetischen verheißt. — In der bekannten Stelle des

Clemens von Alexandrien, über die der Verf. auch einige Bemerkungen Letronnes mittheilt, entspricht die συμβολικὴ κυριολογουμένη κατὰ μίμησιν den hieroglyphes figuratifs, die συμβ. τροπικῶς γραφομένη den symboliques des Hrn. Champollion, der dazu auch die κατ' αἰνιγμοὺς ἀλληγορουμένην rechnet. Aber die διὰ τῶν πρώτων στοιχείων κυριολογικὴ bezeichnet offenbar die phonetischen Hieroglyphen, man mag πρῶτα στοιχεῖα für prima elementa, Buchstaben, nehmen, oder für die alten 16 Buchstaben des sog. Kadmeischen Alphabeths (Plutarch. Symph. Quaest. 9, 3.), wie Letronne meint, oder — was Ref. am einfachsten findet — für die ersten Buchstaben in jedem Worte, was der von Clemens excerpirte Schriftsteller vielleicht deutlicher ausgedrückt hatte. — Was die beiden andern, von Clemens angeführten, Arten der Schrift betrifft, die epistolographische oder demotische und die hieratische, so sucht der Verf. in dem letzten Abschnitt des 9. Kapitels darzuthun, daß die hieratische durch tachygraphische Abkürzung von Hieroglyphen, unter denen die phonetischen vorherrschten, entstanden ist, indem er der entsprechenden Zeichen in beiden Systemen schon über 400 gefunden hat, zu denen denn andre hinzuerfundne und willkührlich gebildete gekommen sind; die demotische aber sey wieder aus dieser so hervorgegangen, daß man fast nur Lautzeichen dazu nahm, und diese möglichst vereinfachte und zusammenzog.

Wie groß, wie ersprießlich für die ganze Wissenschaft des Alterthums diese Resultate sind, sieht jeder Aufmerksame von selbst, und es bedarf keines Posaunens. Sie werden sich immer bedeutender erweisen, je weiter man auf diesem Wege fortgeht. Jetzt schon lehrt das tableau des hierogl. phon., wie mit den zusammengezogenen Hieroglyphen die Buchstaben des Phönicischen Alphabeths zusammenhängen. Aus der Hieroglyphe für Sch. (einem Garten mit drey hohen Lotosstengeln) macht die hie-

tische Schrift eine Figur, die in das koptische Al-
abeth übergegangen ist, weil das diesem zur Unter-
ge dienende Griechische keinen Buchstaben dafür
tte, und in der das hebräische ש unverkennbar ist.

Breslau.

Bey Joseph Max und Comp.: Geschichte der Helle-
chen Stämme und Städte von D. Karl Otfried
üller. Zweyter Band. Die Dorier erste Abthei-
ng. Dritter Band. Die Dorier zweyte Abtheilung.
it einer Karte des Peloponnes. S. XXIV. 458. 560.
24. — Das Hauptbestreben dieses Werkes geht
rauf, den Dorischen Volkstamm geschichtlich so dar-
stellen, daß der eigenthümliche Charakter desselben
r werde, der sich in seiner gesammten Geschichte,
nem Cultus, der Verfassung des öffentlichen We-
is, den Sitten des Privatlebens, der Uebung der
inste endlich als allen Richtungen der Thätigkeit
d des Lebens gemeinsam ausspricht. Neuere mögen
lleicht zweifeln — wenn es auch die Griechen nicht
ten — ob es überhaupt einen solchen Begriff Dorischer
enthümlichkeit gebe, und, wenn es einen solchen gegeben,
er noch erkennbar sey, sintemal die Völkerschaften der
iechen in zu vieler Berührung u. Verbindung gestanden
en, und die Dorier selbst fast überall mit andern
echenstämmen zu sehr zusammengewachsen seyen, als daß
n sie noch in ihrer Besonderheit zu trennen vermöge.
sem Zweifel kann man schwerlich anders antworten und
egnen, als durch den Versuch, das angeblich Unmögli-
zu leisten; um aber, in wie fern er gelungen sey, zu be-
heilen, traut sich der Vf. nicht Selbstentäußerung ge-
zu. Was nun aber die Auffassung dieses größern Zu-
menhanges betrifft, so wird dieser freylich den meisten
: vielleicht allen Lesern erschwert werden durch die Auf-
me und Verarbeitung des ganzen Details in die For-
ng und Darstellung. Doch ist diese gerade bey der Anla-
ieses Werkes von Anfang an Grundsatz gewesen; der
mmte geschichtliche Stoff soll organisirt werden, Le-
gewinnen, sich aneinander schließen und zum Ganzen
inigen. Der Vf. wollte keine Ansichten, keine allgemei-
Gedanken liefern, obgleich ihm auch die durch solche Aus-
ke bezeichnete Behandlung der Geschichte sehr ver-

dienstlich und rühmenswerth erscheint, wenn sie nicht den Stoff völlig durch bloßes Räsonnement verdrängt; er hatte sich dagegen vorgesetzt, so selten wie möglich selbst hineinzureden, und seinen Begriff vom Gegenstande möglichst allein durch Combination der Thatsachen und der Angaben der Alten zu construiren und darzulegen. Als Bürgschaft für die Richtigkeit des Verfahrens muß aber bey dieser Weise gefordert werden, erstens daß die Mittel der Forschung vollständig beygebracht sind, denn wenn man einmal die Facta beliebig auswählt und zusammensucht, ist aller Willkühr Thür u. Thor geöffnet; zweytens daß jedem Moment das volle Gewicht, das ihm zukommt, gegeben wird, was demselben oft aber erst durch die Zergliederung und Anwendung des Zeugnisses zu Theil wird. Alsdann wird der aufmerksame Leser selbst in den Stand gesetzt, im Einzelnen und Ganzen zu prüfen und sich zu überzeugen, während ihm die entgegengesetzte Methode oft viel Vertrauen zu der Person des Schriftstellers zumuthet und zumuthen darf. — Ref. gibt statt eines Auszuges aus dem Buch nur einen aus dem Inhaltsverzeichniß. Einleitung. Ueber den Norden Griechenlands. Erstes Buch. Aeußere Geschichte des Dorischen Stammes. Kap. 1. Dorier in Thessalien. 2. Am Oeta und Parnaß. 3. Heraklidenzug. 4. Der Peloponnes. 5. Die Dorier im Peloponnes. 6. Anlagen der Dorier außerhalb des Peloponnes. 7. Geschichte des Peloponnes bis Olymp. 40 8. Zeit der Tyrannen. 9. Zeit der Perserkriege und bis zu dem Peloponnesischen. Zweytes Buch. Religion und Mythus des Dorischen Stammes. Apollon. 1-4. Ursprung und Verbreitung des Dienstes. 5-8. Von dem Begriff und Wesen des Apollocults. 9. Artemis. 10. Andre Gottheiten. 11. 12. Herakles. Drittes Buch Staat der Dorier. 1. Grundbegriffe. 2-4. Von den Unterthänigkeitsverhältnissen. 5. Verfassung der freyen Bürgerschaft. Volksversammlungen. 6. Gerusia und Königthum. 7. Ephoren u. andre Magistrate. 8. Magistrate zum Ersatz des Königthums. 9. Umwandlungen der Verfassung bey den Doriern außer Sparta 10. Von der Haushaltung der Dorischen Staaten. 11. Von der Gerichtsverfassung. 12. Dorische Kriegsverfassung. Viertes Buch. Sitte und Kunst der Dorier. 1-3. Wohnung, Kleidung, Sitten des Mahles. 4. Persönliche Verhältnisse der Geschlechter u. Alter. 6. Erziehung. Gymnastik. 6. Musik. Orchestik. 7. Dorische Komödie, Tragödie, Lyrik. 8. Ausbildung der Rede bey den Doriern. 9 Grundlinien einer Darstellung des Dorischen Charakters überhaupt, und in den einzelnen Städten. Beylagen. 1. Rechtfertigung der Karte des Peloponnes. 2. Herakleen. 3. Chronologische Tafel. 4. Vom Dorischen Dialekt.

K. O. M.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.
Den 9. August 1824.

Göttingen.

Die von der Königlichen Societät der Wissenschaften für den dießjährigen Julius aufgegebene öconomische Preisfrage war:

"Welche Mittel sind anzuwenden, um einen Thon, der zu kalkhaltig ist, um bey gewöhnlicher Behandlung gute Ziegel liefern zu können, so zu verbessern, daß die bekannten Mängel der aus einem solchen Thone gebrannten Steine verschwinden"?

Zur Lösung dieser Aufgabe, ist aber keine einzige Schrift eingegangen.

Für den dießjährigen November ist aufgegeben:

"Die, auf eine kritische Zusammenstellung der bisherigen Erfahrungen und auf neue Versuche und Beobachtungen gegründete Nachweisung des noch immer nicht gehörig erörterten Einflusses, den das Gypsen (sogenannte Duxen) auf den

D (6)

Klee und einige andere öconomische Gewächse äußert, um dadurch ein rationelles Verfahren bey der Anwendung desselben zu begründen."

Für den Julius künftigen Jahres:

"Zu den größten Mängeln der Landwirthschaft in den mehrsten Gegenden von Deutschland und zumahl in den unsrigen, gehört die höchst unvollkommene und nachlässige Bereitung und Benutzung des vegetabilisch-animalischen Düngers. Die große Sorgfalt, welche darauf in manchen andern Gegenden, besonders in den Niederlanden und in der Schweiz, gewandt, und der außerordentliche Nutzen, der daraus dort für die Oeconomie gezogen wird, ist dem gebildeten Landwirth bey uns zwar nicht ganz unbekannt; aber theils sind noch die Ansichten über die Vortheile jener Methoden der Düngerbereitung getheilt, theils liegen auch in den Verhältnissen unserer Wirthschaften hin und wieder Hindernisse, die sich einer Nachahmung des in den genannten Ländern üblichen Verfahrens, entgegen stellen. Auf jeden Fall ist aber im Allgemeinen die in Niedersachsen gewöhnliche Bereitungs- und Benutzungsart des Düngers, der größten und wesentlichsten Verbesserungen fähig.

Die Königl. Societät der Wissenschaften verlangt daher:

"Eine Darstellung der Mängel der in Niedersachsen im Allgemeinen üblichen Bereitungs- und Benutzungsart des ve-

getabilisch-animalischen Düngers, nebst einer gründlichen Anleitung, solche, unter Berücksichtigung des in anderen Gegenden, besonders in den Niederlanden und in der Schweiz gebräuchlichen Verfahrens, möglichst zu verbessern".

Für den November künftigen Jahres:

Obgleich die große Wichtigkeit des Mergels für den Ackerbau allgemein anerkannt, und der Gebrauch desselben sehr verbreitet ist, so sind doch bis jetzt die Meinungen darüber, wie der Mergel auf die Verbesserung des Bodens wirke, sehr abweichend gewesen, und zumahl in neuester Zeit sehr verschiedene Theorien, über die Art seines Einflusses, aufgestellt worden. Dabey ist nicht zu verkennen, daß die abweichenden Ansichten von der Wirkung des Mergels, oft einen Einfluß auf das Verfahren bey seiner Anwendung geltend machen.

Darum wünscht die Königl. Societät:

"Eine aus gründlichen Untersuchungen der physischen und chemischen Eigenschaften der verschiedenen Mergelarten und sicheren Beobachtungen und Erfahrungen über ihre Wirkung geschöpfte Theorie von dem Einflusse des Mergels auf die Verbesserung des Bodens, nebst einer Anleitung zur rationellen Benutzung desselben bey dem Ackerbaue."

Für den Julius 1826 wurde in der Sitzung der Königl. Societät der Wissenschaften am 17ten Julius nachstehende Aufgabe zum ersten Mahle bekannt gemacht:

Daß die Papierfabrication in Deutschland, ganz besonders im nördlichen, noch auf einer weit niedrigern Stufe sich befindet, als in mehreren andern Ländern, ist allgemein anerkannt. Der Grund, weshalb die mehrsten unserer Papiermühlen weniger gute Fabricate liefern, als die Holländischen, Englischen, Nordamerikanischen, Französischen, Italiänischen und manche Mühlen in Süddeutschland und in der Schweiz, liegt wohl größten Theils in unvollkommneren, technischen Einrichtungen und Verfahrungsarten; vermuthlich aber auch in anderen, davon unabhängigen Umständen und Verhältnissen. Es ist übrigens um so wichtiger, besondere Aufmerksamkeit auf die Vervollkommnung und Hebung jenes Zweiges der vaterländischen Industrie zu richten, da für Schreib- Druck- und Zeichen-Papier bedeutende Summen in das Ausland gehen, die dem Lande zum Theil wenigstens erhalten werden könnten, wenn die inländischen Mühlen bessere Fabricate lieferten.

Die Königliche Societät der Wissenschaften verlangt daher:

"Eine gründliche Erörterung der Mängel, welche bey der Papierfabrication in Norddeutschland im Allgemeinen angetroffen werden und der Hindernisse, welche ihre Vervollkommnung bisher zurück gehalten haben; nebst einer, auf technische Erfahrungen bey der Verfertigung der besten ausländischen Papiere gegründete und die besonderen Localverhältnisse der norddeutschen Papiermühlen berücksichtigende, Angabe von Vorschlägen,

wie jene Mängel verbessert und jene Hindernisse aus dem Wege geräumt werden können."

* * *

Der auf jede dieser Aufgaben ausgesetzte Preis ist von zwölf Ducaten, und der gesetzliche Termin der zur Concurrenz postfrey einzusendenden Schriften, das Ende des Mayes und des Septembers jedes Jahres.

Braunschweig.

Im Kunst- und geographischen Büreau. Vollständiger Lehrbegriff der reinen Combinationslehre mit Anwendungen derselben auf die Analysis, und Wahrscheinlichkeitsrechnung von Dr. Wilhelm Spehr. 232 Quartseiten. 1824.

Der Verf. betrachtet die Combinationslehre als eine nothwendige Grundlage der Analysis, und hielt daher eine rein wissenschaftliche Bearbeitung derselben, abgesondert von den analytischen Operationen, bey welchen sich combinatorische Zusammenstellungen entwickeln, um so mehr für ein Bedürfniß, als man sich öfters nur begnügte, aus der bloßen Anschauung einzelner Zusammenstellungen oder Formen, wie sie sich während einer analytischen Operation ergaben, sogleich auf ihren allgemeinen Ausdruck zu schließen, ohne nach bestimmten Regeln die Nothwendigkeit ihrer Bildung gezeigt zu haben. Dazu komme denn noch die sehr unbequeme und ermüdende ältere Art der Bezeichnung solcher Formen, weswegen es insbesondere den Ausländern noch immer nicht gefallen haben möge, sich der deutschen Erfindung und ihrer so bedeutenden Vortheile zu bedienen. Ja selbst von Mathematikern sey das Studium der Combinationslehre oft sogar für entbehrlich gehalten worden, und dar-

um sey es der Zweck dieses Lehrbuchs, mit dazu beyzutragen, diese Lehre, bey dem großen Einflusse, den sie doch unläugbar auf die Analysis behaupte, mehr zu verbreiten, und den Unvollkommenheiten der bisherigen Darstellungsart derselben abzuhelfen. So glücklich auch Hindenburgs Erfindung sey, so lasse sich doch nicht läugnen, daß sie in einigen Punkten noch viel zu wünschen übrig lasse. Denn erstlich sey sie dadurch, daß er die zu combinirenden Elemente durch die kleinen lateinischen Buchstaben bezeichnet, unvollkommen und beschwerlich, weil man lernen müsse der wie vielste Buchstabe ein jeder im Alphabete sey, und man gezwungen sey, so bald man über ein 25tes Element hinausgehen müsse, zu complicirten Zeichen seine Zuflucht zu nehmen, welches denn gleichfalls der Fall mit den großen lateinischen Buchstaben sey, wodurch die Combinations- und Variationsklassen rc. bezeichnet wurden u. s. w. Dann sey auch seine Behandlungsart der Combinationslehre nicht evident und elementarisch genug. Die Unbequemlichkeit seiner Bezeichnungsart habe H. selbst gefühlt, und daher in der zweyten Sammlung seiner combinatorisch-analytischen Abhandlungen S. XVII. einer andern in der Folge auch von Hrn. Hofr. Thibaut großentheils befolgten, weit wissenschaftlichern und allgemeinern, das Gedächtniß weniger beschwerenden Bezeichnungsart, Erwähnung gethan, welche denn auch der Verf. wesentlich in dieser Schrift beybehält. Hindenburg, welcher sich an seine älteren Bezeichnungen längst gewöhnt hatte, könne man nicht zur Last legen, daß er sich jener bequemern Bezeichnungsart (nämlich die Elemente nicht durch Buchstaben, sondern durch Zahlen zu bezeichnen u. s. w.) nicht weiter bedient habe, obgleich dadurch vieles für die weitere Verbreitung der Combinationslehre geschehen wäre. Was nun die Darstellungsart dieser Lehre in gegenwärtiger Schrift selbst anbelangt, so dürfen wir

dem Verf. das Lob ertheilen, seinen Gegenstand so elementarisch und gründlich behandelt, und insbesondere durch eine so zahlreiche Menge von Beyspielen erläutert zu haben, daß man selbst über das dem ersten Anschein nach Trockene dieses Gegenstandes, was viele von dem Studium desselben abgeschreckt haben mag, sich in der Folge wohl nicht mehr beklagen wird. Wir dürfen daher diese Schrift einem jeden angehenden Analysten, und allen, welche noch mit Vorurtheilen gegen diese Lehre eingenommen sind, als eine der gelungensten Arbeiten empfehlen, und da sich so mancherley Anwendungen dieser Lehre in der Ausübung darbieten, und die schwierigsten analytischen Operationen so sehr durch sie abgekürzt und erleichtert werden, so hat der Verf. in besondern Abschnitten auch hievon die vorzüglichsten Beyspiele mitgetheilt. In der Einleitung zu dieser Combinationslehre wird erstlich der Begriff derselben, als einer Wissenschaft von den Gesetzen des Zusammenstellens gegebener Dinge oder Elemente, erläutert. Dann von den Zusammenstellungen, Formen oder Complexionen, und deren verschiedenen Classen, von der lexicographischen und arithmographischen Anordnung der Elemente, von den allgemeinen Vorschriften zur Bildung der Complexionen, von den combinatorischen Operationen, Permutationen, Variationen u. dgl. von der Bezeichnung derselben, von dem independenten oder recurrirenden Verfahren, die Glieder eines combinatorischen Resultats darzustellen. Geschichtliche Uebersicht der Combinationslehre. Nun im ersten Abschnitt von den combinatorischen Operationen, in so ferne sie nur auf eine Reihe von Elementen Beziehung haben. Ueber das Permutiren so wohl nach dem independenten als auch dem recurrirenden Verfahren. Von der Anzahl der möglichen Permutationsformen. Vom Combiniren a) bey verbotener Wiederholbarkeit der Ele-

mente; b) bey unbedingter Wiederholbarkeit, so wohl nach der independenten als recurrirenden Methode; c) bey bedingter Wiederholbarkeit, desgleichen. Vom Combiniren zu bestimmten Summen, ebenfalls nach jenen Unterabtheilungen. Zweyter Abschnitt. Von den combinatorischen Operationen, in so ferne sie auf mehrere Reihen von Elementen Bezug haben. Vom Variiren, so wohl bey vollständigen als unvollständigen Reihen. Vom Variiren zu bestimmten Summen, alles so wohl independent als recurrirend. Zuletzt eine sehr brauchbare Uebersicht aller abgeleiteten Recursionsformeln. Nun unter dem Titel: Anwendungen der reinen Combinationslehre auf die Analysis, nach einer Einleitung über den Begriff der Analysis, im ersten Abschnitt, von den Facultäten und ihren recurrirenden Bestimmungen, so weit als diese Dinge direct auf die Combinationslehre Bezug haben. Bestimmung der Anzahl der Formen, welche bey den verschiedenen combinatorischen Operationen hervorgehen müssen. Zweyter Abschnitt. Anwendungen der Combinationslehre auf einige einfache Fälle der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Dritter Abschnitt. Multiplication zusammengesetzter Formen. Vierter Abschnitt. Von der Division zusammengesetzter Formen. Fünfter Abschnitt. Potenzirung zusammengesetzter Formen. Polynomischer Lehrsatz für ganze positive Exponenten. Von der Ausziehung der Wurzeln aus zusammengesetzten Formen. Polynomischer und binomischer Lehrsatz für gebrochene und negative Exponenten. Von der Exponentiation. Ableitung der Exponentialreihe für $(1+a)^x$. Der Inhalt dieser interessanten Schrift ist begreiflich nicht dazu geeignet, daß wir hier mehr davon mittheilen können, und bemerken nur noch, daß wir darin auch mehrere dem Verf. eigenthümliche Darstellungen und Ableitungen mit Vergnügen wahrgenommen haben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. 130. Stück.
Den 12. August 1824.

Paris.

De Nervi sympathetici humani fabrica, usu et morbis, Commentatio anatomico-physiologico-pathologica. Tabulis aeneis et lithographicis illustrata, auctore Joh. Frid. Lobstein, Medicinae Clinices et Anatomiae pathologicae Argentorati Professore etc. 1823. 174 S., ohne Vorrede und Erklärung der Tafeln in groß Quart, splendid gedruckt.

In der Vorrede werden die besonderen Schwierigkeiten dieses Themas angegeben und bemerkt, daß diejenigen gröblich irrten, welche die Ganglien ausschließlich den Sympathischen Nerven zuschrieben und dem übrigen Nerven-Systeme abläugneten, da doch wenigstens 36 Ganglien-Paare denjenigen Hirn- und Rückenmarks-Nerven angehörten, welchen das Verdauungs-Geschäfte gänzlich fremd bleibt. In der Beschreibung dieses Nervens folgt der Verf. der gewöhnlichen Methode, welche ihn als ein ununterbrochenes zwischen Kopf und Becken befindliches Ganzes betrachtet, und Bichats Methode nur dann passen könnte, wenn er irgend-

wo gänzlich unterbrochen erschiene. Zur feineren Untersuchung desselben bediente er sich vorzüglich der Leiche eines 24jährigen von Geburt an blödsinnig gewesenen Jünglings, weil er ihm in solchem am vollkommensten ausgebildet schien. Cap. 1. Nervi sympathetici descriptio generalis. Da man das Kopfende des Sympathischen Nervens nicht mehr für seinen Ursprung halte, so sey die ganze Frage, ob der Sympathische Nerve, Fäden vom sechsten Hirnnerven empfange oder an ihn abgebe, eitel. Genau werden die Halsknoten des Sympathischen Nerven beschrieben, abgebildet und nebst den sorgfältig verfolgten Aesten, Zweigen und Fäden angegeben. In Ansehung der Herznerven könne der Verf. Hrn. Scarpa nicht beystimmen, wenn er sie admodum molles at quasi gelatinosae indolis nenne. Sie seyen zwar klein (exiles) und sehr subtil, doch nicht zärter (teneriores) als andere Nerven. Auch sey ein Unterschied zwischen den Herznerven rücksichtlich der Beschaffenheit ihrer Reiser, indem die tieferen Herznerven, welche zwischen der Aorta und der Lungenarterie liegen, nicht so rundlich, cylindrisch und saftig, sondern mehr platt und an die Wände der Gefäße angeklebt seyen. Dem Verf. schienen aus dem festen ganglio thoracico feine Fäden in den untern Theil des der Willkühr unterworfenen Musculus longus colli, und in ein Wirbelbein selbst zu dringen. So sahe er einmal auf beiden Seiten ein ungewöhnlich mondförmiges ganglion, vom großen N. splanchnicus erzeugt, aus dessen Convexität sechs bis acht feine Fädchen sich sämmtlich in dem Fleische (?) des Zwerchmuskels verloren. Neben der adäquaten Benennung plexus coeliacus gebraucht der Verf. oft die plexus solaris, welche so manches Abenteuerliche veranlaßte. Nach Seite 23. Nervus vagus sinister, qui in ventriculo est anterior nullo modo cum plexu solari communicat. Im Allgemeinen seyen

die Nerven des Magens an der cardia und an dem pylorus am zahlreichsten, weniger zahlreich in der Mitte desselben. Im rechten Lappen der Leber sah er mittelst des Vergrößerungsglases Nervenfäden sich bis vier Zoll tief in den Zellstoff der Arterienhäute verbreiten. Für die Venen der Leber fand er kein Nerven-Reischen, doch für die Pfortader endlich drey Aestchen aus dem vorderen Lebergeflechte. Die Nerven der Milz scheinen ihm feiner als die anderer Organe. Einen Zweig aus dem rechten Magenaste des vagus für die art. colica media habe seines Wissens noch Niemand vor ihm beschrieben. Im Allgemeinen seyen die Nerven der Nebennieren ziemlich fest und von nicht kleinerem Durchmesser als ihre Arterien, ja bisweilen sogar dicker. Der Sympathische Nerve endige sich entweder in das ganglion coccygeum oder in eine ansa aus deren Convexität seine letzten Fäden entspringen. Diese doppelte Endigungsart habe er sehr oft beobachtet. Zweckmäßig unterscheidet Hr. L. einen plexus aorticus, welcher zu der Classe der einfachen, gar nicht verwickelten Geflechte des sympathischen Nerven gehöre, und sonach in den Plexus mesentericus interior und infimus übergeht. Rarissime in uteri substantiam, tum vacui tum gravidi, sese inmittere videntur nervorum surculi. In utero puerperae duodecim horas post partum mortuae accurato examine instituto, nullos reperi nervos. Cap. II. Animadversiones in varia momenta quae ad nervi sympathetici historiam pertinent. Die von Bock, Ribes, Laumonier, Cloquet, Winslow, Girardi und Fontana beschriebenen vielen Fädchen des sympathischen Nerven im Canale der Carotis hat der Verf. bey seinen häufigen Zergliederungen nicht bestätiget gefunden. (Mit Hrn. Bock müßte doch eine Ausnahme gemacht werden, indem Ref. die von ihm beschriebenen und abgebildeten Fäden nicht nur richtig fand, sondern auch

in eigenen Präparaten vorzeigen kann). Es wäre zu wünschen, daß der Verf. Abbildungen lieferte zu seiner Beschreibung der Jacobsonschen für die Gehörpaukenhöle bestimmten Nerven-Fädchen. Er ist mit Wrisberg und Weber der Meinung, daß Hallers beobachtete Unterbrechung des N. splanchnicus an der sechsten Rippe, auf welche Bichat seinen Irrthum gründete, eine verdächtige Abweichung vom gewöhnlichen Baue gewesen seyn müsse. Auch Wrisbergs plexum umbilicalem habe er eben so wenig als dessen fürs Bauchfell beschriebene Fäden gesehen. Die Behauptung "Plurimi ad musculos eunt voluntatis imperio subjectos" scheint doch noch mehrere Beweise zu erfordern. Der aller einzige dafür bey Walter, auf den sich der Verf. beruft, anzuführende Nerve Nr. 58. gehörte wohl der Arteria nicht dem musculo intercostali dieses Zwischenraums, welcher Muskel von dem starken, dicht auf ihm liegenden nervo dorsali oder vere intercostali versorgt wird. Der Verf. bestätigt Lucae's Beobachtungen über die Nerven der Blutgefäße, doch ohne zu bemerken, daß Lucae höchst irrig Saugadern des Herzens für Nerven ansah und abbildete. Sollte der Verf. nicht zu weit gehen, wenn er behauptet: dari telam cellulosam nerveam, arteriis maximopere atque staminibus nerveis ipsis dicatam, a tela cellulosa communi distinctam et in eo potissimum diversam, quod fibrillas monstret longitudinales, recta incedentes, subtilitate non superabili. Die originellen Bemerkungen über die Verschiedenheit zwischen den äußeren, oder communicirenden, und den inneren den Organen angehörenden Aesten des sympathischen Nerven sind keines Auszugs fähig. Cap. III. De N. sympathetici in foetu evolutione. Die Beschaffenheit dieses Nerven in einem Embryo von 14 Wochen, einem fünfmonathlichen, einem sechs, sieben und achtmonatlichen, in einem ausge-

tragenen Kinde, wird treffend geschildert. In Mißgeburten, denen es am Gehirne fehlte, fand der Vf. den sympathischen Nerven bene excultum dummodo ab humana forma non nimis recederent foetus ipsi. Dr. Sayre fand in neun Leichen von Idioten die Nervenknoten des sympathischen N. admodum exculta, quum ganglia cerebralia atque spinalia marcida essent et quasi atrophica, und der Verf. selbst in einem anderen als dem oben erwähnten Blödsinnigen, ganglia insolita in nervis splanchnicis majoribus. Cap. IV. Intima N. sympathetici fabrica. Hr. Prof. Lobstein bestätigt die alte Lehre, welche den sympathischen Nerven als ein zusammenhängendes Ganzes betrachtet, und untersuchte den feineren Bau der Nervenknoten nach Anheftung derselben auf ein Brettchen von Ebenholz und Einwässerung. Das ganglium cervicale primum sey unter allen das weichste, saftigste, graurötblichste, auch weder löcherig noch geflechtartig. Das g. thoracicum primum sey härter, weniger breyig, weniger roth, von unbeständiger Gestalt und zeige bisweilen ein Loch. Die ganglia semilunaria seyen die allerhärtesten, unbeständig an Gestalt und so durchlöchert, daß sie gleichsam Inseln bilden. In Hinsicht der doppelten Masse (materia) der Nervenknoten müsse man dem verdientesten Dr. Wutzer (S. Anz. 1818. Seite 679.) völlig beystimmen. In ungefähr zwanzig Tagen ließe sich ein Ganglion in Fettwachs (adipocera) durch Einwässerung verwandeln. Sectio secunda — physiologica. Meinungen über den Nutzen der Ganglien der vorzüglichsten Schriftsteller. Mit Recht nenne man das Nervensystem des Sympathicus das vegetative, dessen Beschaffenheit der Verf. nach Reils Ansichten vorträgt. Das Nervensystem habe eine große Centralkraft, mit welcher das Leben im innigsten Verbande stehe. Bey der Darstellung desselben in den unvollkommenern und

vollkommenern Thierclassen beschreibt der Verf. auch nach eigenen Untersuchungen die Beschaffenheit des Sympathischen N. in Simia Maimon, S. Faunus, und im Maulwurf. Auch fand er mit Webern denselben in menschlichen foetibus vollkommener als in Erwachsenen, wenn man die ganglia semilunaria ausnähme. Den N. vagus könne man mit gleichem Rechte den, zum vegetativen Leben gehörenden Nerven beygesellen, als den Sympatischen selbst, weil er in den niederen Thieren desto mehr vorrage, jemehr der Sympathische abnähme, und weil bey denjenigen wirbellosen Thieren, welchen der Sympathische abgeht, der N. vagus allein, dessen Geschäfte verrichte. Endlich stimme der sympathische Nerve in allen Ordnungen der Thiere, hinsichtlich seiner Ausbildung mit dem Gefäßapparate überein, ex quo probatur, eum in gratiam vasorum esse fabrefactum; ein Satz, den zuerst Sömmerring aufstellte. Mit höchstem Rechte habe Wrisberg das coeliacische Geflechte cerebrum abdominale genannt. Suspicor, vim nervosam in organa, quae vasa arteriosa ingrediuntur, quasi diffundi ope telae cellulosae, in qua surculi nervei evanescunt: quo fit, ut organon intimis suis latebris in atmosphaera nervea quasi sit constitutum vel ab ea penetretur. In jungen Thieren, z. B. Hunden, die der Verf. durch Verwundung des Rückenmarks getödtet hatte, vermochte er, aller angewandten Vorsicht ungeachtet, nicht, mittelst der am Halse galvanisch armirten und gereizten Nerven am Herzen oder am Darmcanale Bewegung zu bewirken. Auch in einem seltenen Falle, der sich ihm darbot, nämlich in einem in der Geburt gestorbenen Kinde vermochte er nicht, mittelst des galvanisch gereizten sympathischen Nervens in den Organen quae ex sua structura motum edere possunt eine Bewegung zu bewirken, dagegen doch die die gereizten Hirnnerven lebhafte

Muskelzusammenziehungen hervorbrachten. In seiner Bescheidenheit geht der Verf. S. 95. so weit zu bekennen, daß er den Beobachtungen anderer Männer mehr Glauben beymesse als seinen eigenen. Aber den Hallerischen Versuchen über die Reizbarkeit des Herzens mittelst der Nerven hätte er doch nicht die von Schmuck, Forster u. a. entgegensetzen sollen, denn Schmuck (S. Anz. 1794. St. 30.) reizte nicht durch die Nerven, sondern unmittelbar das Fleisch des Herzens und auch nicht den Illustrissimus Humboldt ipse, sondern nur einer Nachricht seines Bruders zufolge, sollten sich Fuchs- und Kaninchenherzen durch die Nerven am Halse haben galvanisch reizen lassen. Der Verf. traue doch nur seinen eigenen Augen, und er wird Manches noch gar anders finden als es hier im 110. §. gedruckt stehet, unter anderen gewiß auch historiam virginis, quae in somnambulismo spontaneo morboso quidem, sed non arte producto, litterarum ipsi missarum cognovit argumentum, quae inscienti ad scrobiculum cordis impositae fuerant, plicatae. Er nimmt übrigens, ein proprium gaz nervosum atque imponderabile an, welches sub specie halitus seu vaporis die Nerven-Stamina durchströme, und die sensible Atmosphäre constituire. Gaz istud ad organorum duci arbitror latebras, imo sanguini et humoribus misceri, et quamvis surculi vasorum ramis impositi cessant et oculis se subducunt, tamen mea quidem opinione vapor iste in tela cellulosa effusus ad omnia puncta penetrat organi, atque hoc ut ita dicam atmosphaera sua replet. Surculi, quos in vertebrarum corpora ipsa vidi immissos, illis etiam habitum nervosum seu vitalem adducunt. Die Existenz dieses Gases bewiesen, der turgor vitalis, welcher meistens von einer psychischen Ursache entstände, die gewissen Men-

schen eigene corporis crassitudo et status torosus, welcher nicht immer vom Fette, oder von der Menge des Blutes, sondern von einer subtilen das Parenchyma der Organe ausfüllenden und ausdehnenden Materie käme, ferner die crepitatio, welche man bisweilen bey Vivisectionen der Thiere wahrnehme, desgleichen im kranken Zustande, bey Entzündungskrankheiten, der volle und harte Puls, die angelaufenen Venen nebst der Hitze des Körpers. Nullus dubito, quin nervi ad sublimiorem actionum gradum evecti, majorem gaz nervosi, copiam evolvant. In solchem Zustande wirkten daher die Nerven auch kräftiger auf die, von ihnen umschlungenen Arterien. Potentiae nocivae nulla alia via (auch nicht durch die Saugadern?) organismum aggredi possunt nisi per nervos. Durch die Ausdünstung der Haut und der Lungen werde der Organismus a principio nervoso exuberante befreyt, u. s. f. Sectio Tertia. — Pathologica. In der Hypochondrie beweisen alle Umstände ene spastische Beschaffenheit, ein Nervenleiden des Ganglien-Systems. Im clinischen Institute zu Strasburg hatte der Verf. Gelegenheit, täglich den Gang zu bewundern, welchen eine hysterische Krankheit durch verschiedene Zweige des Nervensystems nahm, täglich begab sich die Krankheit in ein anderes territorium. Wenn sie aus dem Becken bis in den Hals hinaufgestiegen war, so stieg sie in der nämlichen nur umgekehrten Ordnung wieder in Organe des Beckens hinab. In der Manie und Melancholie reagire das cerebrum abdominale auf das cerebrum cephalicum, daher die Eckelkur sich gegen diese Krankheiten so wirksam bewiese. Auch die Blähkolik habe ihren Sitz in den Nerven des Unterleibes, desgleichen der Keichhusten, die angina pectoris, das Alpdrücken, die Masern, die arthritis latens, und die Wechselfieber. Zu

den drey Wegen, auf welchen der menschliche Körper einen schnellen Tod erleiden könne, nämlich durchs Gehirn, durchs Herz und durch die Lungen, füge er den vierten durch den plexus solaris hinzu, welche Todesart man mit Recht paralysin vel apoplexiam abdominalem nennen könnte. Unter den sympathischen Krankheiten, deren Quelle und Sitz sich im Unterleibe befindet, gäbe es keine, weder dynamische noch organische Affection dieser Eingeweide, welche nicht bisweilen den Kopf in Mitleidenschaft zöge; daher der halbseitige Kopfschmerz in der Hypochondrie, Hysterie und bey Leibesverstopfung, daher bisweilen der Schmerz auf derselben Seite des Kopfes auf welcher sich das kranke Organ befindet, z. B. bey Verletzung der Leber bemerke man außer dem Kopfschmerze der rechten Seite vorzüglich Geklingel im rechten Ohre, bey Krankheit der Milz dagegen im linken. Welche Nervenzufälle erregten nicht Würmer, wie viele Krankheiten des Kopfes hätten nicht ihren Ursprung im Unterleibe, so auch die consensuelle Schlaflosigkeit ohne Congestion des Blutes nach dem Kopfe, desgleichen die consensuellen Krankheiten der Augen und Nase. Hartnäckige Zahnschmerzen sah der Verf., besonders bey Frauenzimmern aus dem Unterleibe entstehen. Deshalb befreyt ein Brechmittel von consensuellen Asthenien. Spastica symptomata semper atque diu organicam alterationem praecedere docuerunt me attentae morborum observationes. Es komme gewiß keine Krankheit des Unterleibes, selbst die Verletzungen des Bauchfells nicht ausgenommen vor, in welchen man nicht eine lästige Luft-Entwickelung, eine pneumatosin e nervorum perversa actione bemerke. Ob man gleich gesagt habe, daß man bey den Affectionen des sympathischen Nervens nichts entdecken könne, was in die Sinne fiele, so hätten den

Verf. gleichwohl genaue Leichenöffnungen gelehrt, daß offenbare (manifestas) Entzündungen in diesem Nerven vorkommen, welche verschiedenen Krankheiten entsprachen. Als Belege wird die merkwürdige Krankengeschichte nebst der Leichenöffnung einer fünf Monathe schwangeren Frau erzählt, welche nach schrecklichen Schmerzen und unaufhörlichem Erbrechen fürchterlich abgezehrt verschied. Der Verf. fand die ganglia semilunaria stark entzündet, und den nervus splanchnicus verbeestert, welche er auch farbig abbildet. In einem sechsjährigen, an einem epidemischen Husten unter Zuckungen gestorbenen Mädchen, fand er den ganzen linken hier auch abgebildeten Theil des coeliacischen Nerven-Geflechtes entzündet. Ein Paar ähnliche Fälle theilte ihm Hr. Aronssohn mit. So fand er in einem zehnjährigen, an zurückgetretenen Masern gestorbenen Knaben den linken sympathischen Nerven in der Gegend zwischen der 8ten und 10ten Ribbe entzündet. Bey der so zu nennenden splenificatio oder infarctus bronchi-puriformis ruber sah er die Nerven der Luftröhrenäste geröthet, geschwollen und so weich (teneriores), daß sie bey der geringsten Spannung zerrissen. Bey andern Lungen-Krankheiten schienen jedoch Nerven unverändert. Mehrere Male zeigten sich ihm Steinchen (lapilli) in den Nervengeflechten. Ein wüthender Brustschmerz schien lediglich seinen Sitz in entzündeten und verlängerten Nerven gehabt zu haben. Bey einem aneurysma aortae fand er die vorzüglichsten Herznerven fehlend, (absentiam nervorum cardiacorum praecipuorum). Den rechten Nervum principalem cardiacum fand er in einer schwindsüchtigen Frau an der basis des Herzens geschwollen, geröthet und knotig (gangliosum). Auch die Nerven eines im Bruchsacke eingeklemmten Dünndarmstückes erschienen krankhaft verändert; vergrö-

herte Nebennieren begleitete Vergrößerung ihrer Nerven. Nervos revera non modo crassitie augeri sed etiam numero observationibus demonstratur z. B. bey einer hydrosarcocele einer cystis der epidydymis und beym Kropfe (scheint dem Ref. eine eben so neue, als höchst auffallende Behauptung). In andern Fällen bemerkte man das Gegentheil, nämlich nervorum numerum valde imminutum z. B. bey vereiterten Nieren. Der 154. §. enthält eine Erklärung dieser entgegengesetzten Erscheinungen. Bey einem Beinfrasse der Rückenwirbel schienen die Nerven unverändert, nur das Rückenmark, an der entsprechenden Stelle, weißer und atrophisch. In einem an Bleykolik so wie auch in einem am Scirrhus des Magens Gestorbenen, fand er, hier auch abgebildete kleine Tuberkeln. Noch fand er Nerven-Geschwülste im Unterleibe, welche er dissimilares nennt, weil sie aus heterogenen Läppchen beständen. So fand er in einem Manne, der die entsetzlichsten Schmerzen gelitten hatte, die nervos vagos geschwollen und zerrissen. Dreymal fand er schon in viermonatlichen Embryonen das Bruststück des N. sympathicus geschwollen und goldgelb, und benennt diese Krankheit kirronosos, da sich diese gelbe Farbe auch an den serösen Häuten, nämlich der Arachnoidea, den Brustfellen und dem Bauchfelle zeigte. Die Additamenta enthalten, eine Bestätigung der Jacobsonschen Nervenästchen, welche vom nervus glossopharyngeus in die Paukenhöle gelangen; eine nochmalige Versicherung nervos in uteri substantiam haud se immittere; eine Erfahrung nach welcher sich durch Reizung der sympathischen Nerven der Zwerchmuskel in Bewegung setzen ließ; und die Bemerkung, daß ungeachtet es keine wahre Regeneration zerschnittener Nerven gäbe, dennoch ihre unterbrochene Function nach einiger Zeit sich wieder herstelle. Figurarum Explicatio.

Tab. I. Kopfende des sympathischen Nerven. Tab. II. Stamm des sympathischen Nervens vom ersten Hals- bis zum vierten Brustknoten. Tab. III. Ganglion semilunare dextrum in natürlicher und doppelter Größe. Tab. IV. Sehr nett farbig dargestellte Arterien und Venen des oberen Halsknoten. Tab. V. 1 und 2. Zwey Aeste des plexus hepaticus in natürlicher und doppelter Größe entwickelt. 3. Ganglion cervicale supremum duplex. Tab. IV. Anastomosis n. vagi cum plexu solari, mittelst der fascia communicans Wrisbergii natürlich und vergrößert. Tab. VII. Ganglion semilunare inflammatum. Eine besonders verdienstliche Tafel, so auch Tab. VIII. welche den plexus solaris aus einem Kinde auf der rechten Seite entzündet, auf der linken gesund farbig darstellen. Tab IX. Linker N. intercostalis und splanchnicus stark entzündet. Tab. X. Beide nervi splanchnici, nebst dem plexu solari (coeliacischen Knötchen) besetzt mit kleinen Körperchen von unbekannter Natur aus einem Manne.

Leipzig.

Ulrichi ab Hutten, equitis Germani, opera, quae exstant, omnia. Collegit, edidit, variisque annotationibus illustravit Ernest. Joseph. Hermann. Münch, philos. doctor, antehac in schola Argoviensi professor. Tomus II. 1822. 626 Seiten in Octav.

Auch unter dem deutschen Titel: Des teutschen Ritters Ulrich von Hutten sämmtliche Werke u. s. w. Zweyter Theil.

Wir dürfen uns, was das Ganze dieser Sammlung betrifft, auf die Anzeige des ersten Theils (Jahrgang 1823. S. 25.) beziehen. Nach der vom Herausgeber gewählten Anordnung liefert dieser

zweyte Band, nach einer kurzen Einleitung, die noch einige litterarische Nachträge enthält, erstens diejenigen von Hutten's lateinischen Schriften, die sich auf den unglücklichen Tod des jungen Johann von Hutten beziehen, der von dem leidenschaftlichen Herzog Ulrich von Würtemberg ermordet worden war. Es ist bekannt, daß Ulrich's von Hutten Genie und Charakter in diesen Schriften vorzüglich glänzt, und daß er selbst einen vorzüglichen Werth auf sie legte. Mehr über den Inhalt zu sagen, scheint hier nicht der rechte Ort zu seyn, da wir eigentlich nur die neue Ausgabe anzuzeigen haben. Aber die so mannichfaltig besprochenen Verdienste des ritterlichen Verfassers stehen in einem solchen Verhältnisse zu der nicht sehr lebhaften Theilnahme, die diese erste vollständige Ausgabe seiner Werke im deutschen Publicum gefunden hat, daß wir bey dieser Gelegenheit noch ein Mal darauf zurückkommen zu müssen glauben. Hutten hat in keiner Abtheilung seiner Schriften so deutlich, wie in den, gegen den Herzog von Würtemberg gerichteten, gezeigt, daß er weit mehr Redner, als Dichter, war, daß aber auch seine eigentliche Beredsamkeit, wie seine Poesie, die größten Theils auch nur metrisch geformte Beredsamkeit ist, von Worten überfließt. Im Sturme und Drange seines glühenden Eifers für Wahrheit und Recht konnte er seiner aufgeregten Gefühle nicht Meister werden, bis er sie in allen Worten und Phrasen, die ihm zu Gebote standen, oratorisch verarbeitet hatte. Anders glaubte er, wie es scheint, auch den Eindruck nicht bewirken zu können, den seine Worte machen sollten. Bemerkenswerth bleibt die Leichtigkeit, mit der diese Fülle von Worten in einer so eleganten Latinität ausströmte. Aber man kann doch auch einer solchen Beredsamkeit, die in unzähligen Wendungen dieselben Gedanken wiederholt, überdrüssig

werden, ohne den Verdiensten Huttens zu nahe zu treten. Bis zu der Kunst eines Demosthenes und Cicero, durch die Art der Behandlung des Stoffs auch die Nachwelt zu fesseln, daß man kein Wort von dem Gesagten verloren geben möchte, nachdem das Zeitalter, da der Stoff ein unmittelbares Interesse für die Mitlebenden hatte, längst vorüber ist; bis zu dieser Kunst hat Hutten es nicht gebracht. Seine Reden können eben so wenig, wie die meisten seiner Gedichte, die sich auf vorübergegangene Zeitverhältnisse beziehen, auf eine solche Theilnahme Anspruch machen, wie sein persönlicher Charakter und seine Lebensgeschichte. Der Herausgeber der Sammlung von Hutten's Schriften mußte indessen über diesen Punkt andrer Meinung seyn, wenn der Enthusiasmus für seinen Schriftsteller alle Hindernisse abwenden sollte; und daß dieß sich so gefügt hat, muß uns freuen. Wir finden also im zweyten Bande dieser Sammlung in Beziehung auf den angeklagten Herzog von Würtemberg erstens einen lateinischen Brief Hutten's an seinen Vetter den Domherrn Marquard von Hatstein zu Mainz; hierauf eine lange Deploratio in Hexametern über denselben Gegenstand; einen Brief an Jakob Fuchs, Domherrn zu Bamberg und Würzburg; eine Consolatoria als Sendschreiben an Ludwig von Hutten, den Vater des Ermordeten; noch einen Brief in derselben Angelegenheit an den Würzburgischen Domherrn Michael von Sensheim; dann die vier mit Recht berühmten philippischen Reden gegen den Herzog; und zum Beschluß den gegen denselben gerichteten satyrischen Dialog Phalarismus; alle diese Werke mit schätzbaren litterarischen Einleitungen. Damit der Leser eine klarere Ansicht von dem ganzen Handel erhalte, sind zweckmäßig mehrere Actenstücke angehängt, zuerst das gedruckte Ausschreiben des Herzogs zu seiner Ver-

theidigung und Rechtfertigung, dann die Ausschreiben der Familie Hutten gegen den Herzog. Das schlechte Deutsch dieser Actenstücke sticht gegen Ulrichs von Hutten elegante Latinität sehr ab. Man lernt aber, daß der Herzog in seinen eignen Augen sich keines Verbrechens schuldig gemacht zu haben scheint; denn er leugnet die That nicht nur gar nicht ab: er rühmt sich ihrer, und behauptet, als einer der "Wissenden" des damals noch nicht abgeschafften heimlichen Gerichts seine richterliche Pflicht gegen einen Verbrecher erfüllt zu haben. Daß dieß nur eine künstliche Wendung war, die er der Sache geben wollte, um nicht öffentlich als fürstlicher Mörder gebrandmarkt zu erscheinen, ist kaum zu glauben. Aber die Huttenische Familie leugnet alle die Thatsachen ab, auf die der Herzog sich beruft, um seine schändliche That zu rechtfertigen, und alle Umstände machen wahrscheinlich, daß die That ganz den Namen verdient, den man ihr damals fast einstimmig in Deutschland gab. — Die übrigen, in diesem Bande folgenden Schriften von Hutten in Prosa und in Versen, sämmtlich lateinisch, beziehen sich größten Theils auf die damalige politische Lage Italiens, auf die Streitigkeiten Reuchlin's mit den cöllnischen "Theologisten", den viris obscuris der bekannten epistolae obscurorum virorum; auf die päbstliche Gewalt, und auf den Türkenkrieg. Ueberall erscheint Hutten auch hier als der streitbare Ritter, der die Feder wie ein Schwert führt, und mit der Schärfe der Beredsamkeit und des Witzes den Gegner verwundet, wo er nur irgend eine Blöße zeigt. Ein carmen prognosticum an den Pabst Leo X. vom Jahre 1516, kann als Einleitung zu den Uebrigen angesehen werden, das sich auf die damaligen Verhältnisse Italiens und des römischen Stuhls zum deutschen Reiche bezieht. Eine Epistel in Versen, im Namen Italiens an den Kaiser Maximilian I. gerichtet, erhält im Namen des Kaisers eine ähnliche Beantwortung aus der Feder des deutschen Gelehrten Eobanus Hessus (Göbbechen aus Hessen). Hierauf folgen einige Briefe in Prosa an den italiänischen Gelehrten Gerbellius, und an Erasmus von Rotterdam, voll von Herzenserleichterungen Hutten's über seine damalige Lage, die ihn aufregte, das Möglichste zu versuchen, ob er es aushalten könne, den Wünschen seiner Familie gemäß, Jurisprudenz zu studiren. Nie hat sich wohl ein Mann von Talent mehr Gewalt angethan, invita Mi-

nerva ein Jurist zu werden. Dann noch die zweyte Ausgabe des drolligen Nemo. Hutten scheint durch die Umarbeitung und Verbesserung dieses älteren Spiels seines Witzes, der mit vielem Beyfalle aufgenommen war, von den Studien, die ihm zu trocken waren, sich ein wenig haben erholen zu wollen. Weiter, einige Briefe an den Engländer Richard Crocus, einen eifrigen Beförderer der humanistischen Studien in England. Hierauf in Prosa und in Versen die Schriften zur Vertheidigung Reuchlin's gegen die cöllnischen Theologen, die ihn verfolgten. Das gelungenste Werk in dieser Reihe ist der triumphus Capuionis (Reuchlin's) in Hexametern, die aber, nach Huttens Art in solchen Fällen, durch eine unerschöpfliche Wortfülle sich selbst Genüge zu thun, in dieser Ausgabe gegen neun und zwanzig Octavseiten füllen. Kürzer hat er sich gefaßt in der exclamatio in sceleratissimam Joannis Pepericorni (Pfefferkorn, des getauften Juden, der unter den cöllnischen Theologen am wildesten gegen Reuchlin gewüthet hatte) vitam, auch in Hexametern. — Hier fängt die Reihe von Schriften an, in denen Hutten, kurz vor Luther, schon viel dreister, als zuvor, die Waffen seiner Beredsamkeit und seines Witzes gegen die päbstliche Hierarchie richtet. Zuerst seine bis zum Uebermuthe verwegene Zueignung einer neuen Ausgabe des Buchs von Cornelius Valla, contra effictam et ementitam Constantini donationem, an den Pabst Leo X. selbst. Dann die bittern satyrischen Dialogen Pasquillus exul und Pasquillus Marranus exul. — Den Beschluß des Bandes machen die feurigen Reden, in denen Hutten die europäischen Mächte, besonders die Deutschen, zum Kriege gegen die Türken zu begeistern sucht, ohne seinen Zweck zu erreichen; die exhortatio ad principes Germanos ad bellum Turcis invehendum; und die folgenden Briefe, exhortatoria ad Germanos suos; ad liberos omnes et vere Germanos, und einige ähnliche an einzelne Personen. Zugleich aber auch die gegen den päbstlichen Hof gerichteten Oratio decimarum, eine Abmahnung an den Kaiser und die deutschen Fürsten, dem cöllnischen Stuhl ja nicht zu gestatten, bey dieser Gelegenheit neue Zehnten zu erheben. — In den Beylagen theilt der Herausgeber wieder die wichtigsten biographischen Notizen über mehrere merkwürdige Personen mit, die in diesem Bande von Huttens Schriften vorkommen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.
Den 14. August 1824.

Das Unternehmen eine der Wahrheit sich nähernde Geschichte der Umwälzung der Dinge in Frankreich zu schreiben, wenn man sich nicht auf die chronikmäßige Aufzählung der großen und bekannten Begebenheiten beschränken, vielmehr ins Einzelne eingehen, die Beweggründe der Theilnehmer aufspüren, ihre Eigenthümlichkeit darstellen, die Thaten in ihren Wirkungen verfolgen, und mit andern in Zusammenhang bringen will: dieß Unternehmen wird mit jedem Tage schwieriger; der künftige Geschichtschreiber hat eine Arbeit zu bestehen, die ihn fast erdrücken wird und die ihm, bey der erforderlichen Freyheit der Geschichtschreibung, wohl hinderlich werden kann. Täglich erscheinen neue Denkwürdigkeiten diese Zeit betreffend, von Verfassern, die Antheil an den Begebenheiten, an deren Leitung selbst gehabt haben, die einander widersprechen, deren Aussagen nothwendig zu vergleichen, zu berichtigen sind. Viele aber, und darunter Männer, die eine Zeitlang von dem größten Einflusse waren, und die Mitwissenschaft des Geheimsten besaßen, wie z. B. Talleyrand, Siéyes u. A. beob-

achten, aus Rücksichten auf sich und Andere, ein Stillschweigen, welches noch jetzt den Forscher zwingt sein Urtheil zuweilen aufzuschieben, während von der andern Seite die Geheimnisse der auswärtigen Cabinette vielleicht auf immer verhüllt bleiben. Wären aber alle die noch mangelnden Mittheilungen erfolgt, die Vorarbeiten genügend geleistet, welche Eigenschaften würden von dem künftigen Geschichtschreiber auch dann noch gefordert, welche Erhabenheit über diese Zeit und die darin Auftretenden während eben diese Geschichte gleichwohl als die wichtigste der letzten Jahrhunderte erkannt werden wird. Ueberlassen wir die Geschichtschreibung der spätern Zukunft, möge ihr das Beste gelingen, möge sich unter ihren Söhnen Einer finden, der den gerechten Forderungen entspricht! Uns ziemt nur für die Vorbereitung zu sorgen, die Nachrichten mit Critik zu vergleichen, zu sichten. Der Unterrichtete, nach Dem, was bis jetzt bekannt gemacht worden, findet sich noch oft genug zu dem Ausrufe genöthigt, wie Vieles ist, was wir nicht wissen! Andere, von allen Parteyen, und zwar Franzosen, die an den Begebenheiten Theil genommen haben, mit den Lücken unbekannt, in ihrem Glauben befangen, hängen indeß fest an dem zu ihrem Hausbedarfe von ihnen selbst entworfenen Bilde, und lassen sich, wie man zu sagen pflegt, auf dessen Wahrheit todt schlagen; die Zweifler aber an aller geschichtlichen Wahrheit finden nur zu viele Gründe, die sie in ihrem Unglauben bestärken.

In unsern Blättern kann auch nicht einmal eine solche critische Forschung und Vergleichung des Vorhandenen, als Vorarbeit, erwartet werden, denn dazu würden mehrere Bände gefordert; allein eine kurze Anzeige der Werke, die auf diese Zeit Bezug haben, so wie sie uns zukommen, begleitet von einigen Bemerkungen über deren Bedeutung, können die Leser derselben erwarten, sie kann als An-

deutung Denen dienen, die in der Folge critische Forschungen darüber anstellen wollen; der Verf. dieser Anzeige wird es sich angelegen seyn lassen, diese mäßige Forderung zu befriedigen, und von Zeit zu Zeit über die ihm zugekommenen Werke eine Auskunft geben.

Unter den neuerlichst erschienenen Schriften dieser Art behauptet unbezweifelt folgende den ersten Platz:

Paris und Berlin

Bey F. Didot u. Sohn und den Gebr. Bossange, und bey G. Reimer: Mémoires pour servir à l'histoire de France sous Napoléon, écrits à St. Hélène, sous sa dictée, par les généraux qui ont partagé sa captivité, et publiés sur les manuscrits entièrement corrigés de la main de Napoléon. Mémoires T. I. écrits par le général Gourgaud, son aide de camp, édition originale. 1823. S. XIV u. 306. — Tom. II. Ebendas. v. Ebendemselb. in demselben J. außer der Inhalts-Anzeige S. 327. — T. III. Mémoires écrits par le général Montholon. Ebendas. in demselb. J. Außer einer Notice über Buonapartes früheres Leben, S. XII. und der Inhaltsanzeige, S. 409. in Octav.

Zu gleicher Zeit sind bey denselben Verlegern und Druckern Anmerkungen zu verschiedenen Schriften und Beurtheilungen früherer Feldherren von Napoleon erschienen, wovon uns unter der Aufschrift: Mémoires. — Notes et mélanges écrits par le général Montholon. T. I. S. II. 246 u. XLII. — T. II. geschrieben v. Demselben S. 423 und B. V. geschr. v. Ebendemselb., sämmtl. im J. 1823. in Octav, zugekommen sind. Mit Ausnahme des ersten B. der Mémoires ist auch auf der vorliegenden Ausgabe der Druckort: Francofort s. l. M. de

l'imprimerie de J. D. Sauerländer beygefügt, und auf dem Titel der Notes T. I. steht Frkft. allein. T. III. u. IV. dieser notes et mélanges entbehren wir noch.

Schon aus las Cases Mémorial ist die Art der Aufzeichnung dieser Denkwürdigkeiten und Anmerkungen bekannt, die bereits auf der Fahrt nach St. Helena angefangen ward. N. ließ von den ihn umgebenden Generalen auch von Las Cases die sogenannten Matériaux zu den Mémoires sammeln, sagte ihnen dann die Darstellung in die Feder vor, da er selbst wenig schrieb, indem seine Feder der Schnelligkeit seiner Vorstellungen nicht folgen konnte; er sah das Aufgeschriebene nachher durch, verbesserte es mit eigner Hand am Rande, oder dictirte größere, ihm nicht genügende Stellen von Neuem; diese Handschriften sind aufbewahrt und können die Echtheit bezeugen. Mit den Notes und Mélanges geschah Gleiches. Napoleon ließ sich die erschienenen Schriften über ihn und seine Zeit auf die Insel nachschicken, mehrere erhielt er, unbedeutende und Lästerschriften überging er, zu den bedeutendern sagte er Bemerkungen in die Feder vor; mehrere derselben sind sehr bedeutend, manche von gleichem, manche von höherm Werthe als einzelne Abschnitte der Mémoires. Beiden Abtheilungen sind pieces justificatives beygefügt, meist wohl nur nach dem Moniteur abgedruckt; gegen die Treue dieses Blattes sind zuweilen Bedenklichkeiten, Klagen erhoben worden; die Nachlässigkeit bey dem Abdrucke der vorliegenden Werke N's überall darf nicht übergangen werden. Man kann kaum einige Seiten lesen ohne auf die gröbsten, Sinnentstellenden Druckfehler zu stoßen; die Besorgung einer guten Ausgabe will gelernt seyn; Wiederhohlungen kommen vor. Der vor uns liegende Abdruck ist dem großen Nahmen des von den Herausgebern verehrten Helden nicht angemessen. Zuerst kann man geneigt

seyn diese Fehler dem deutschen Abdrucke beyzumessen, aber in dem angehängten Verzeichnisse der Druckfehler zum zweyten Bande der Mémoires und der Notes, jenes zu zwey dieses zu vier Seiten, wird bemerkt, daß diese Fehler sich auch meist schon in der Pariser Ausgabe, ja in der Handschrift selbst befänden. Jene Anzeige der Druckfehler begreift nur einen sehr kleinen Theil der in beiden Bänden befindlichen, und die andern Theile, gleich schlecht gedruckt, haben entweder gar keine solche Zugabe, oder sie berichtigt noch weniger die vorkommenden Fehler. Der Gen. Gourgaud sagt, sie, die Herausgeber, wären mit einer neuen Prachtausgabe beschäftigt, so daß es scheint die vorliegende habe etwa zur ersten Befriedigung der Neugier allein dienen sollen; es ist nur zu wünschen, daß Jene würdiger ausfalle, und daß, wenn die Generale dem Geschäfte nicht ganz gewachsen sind, sie Anderer Hülfe ansprechen mögen. Leider ist es nur zu wahr, daß während in einer früheren Zeit die Druckschriften der Franzosen sich vor manchen anderer Völker durch Sorgfalt auszeichneten, nunmehr eine Veränderung ins Schlechtere bey den Fr. Drucken nicht zu verkennen ist, unter Anderm mag die Begierde den täglich steigenden Hunger nach Neuem zu befriedigen und die Mitwerbenden durch Schnelle zu überflügeln, dazu beytragen.

Der Inhalt dieser Werke ist kürzlich folgender. In den Mém. T. I.: Belagerung Toulons, achtzehnter Brumaire, die consuls provisoires, Ulm und Moreau, Genua und Massena, Marengo; T. II. Unterhandlungen und Krieg während der Jahre 1800 u. 1801, Neutralität während eines Seekriegs, Seeschlacht bey Abukir, Bemerkungen über Malta und Alexandrien, über Aegypten im Allgemeinen, Schlacht bey den Pyramiden, Religionen und Sitten des Landes, Französische Anlagen daselbst, Bemerkungen über Syrien, der Feldzug daselbst, Jaf=

en, Asien, Feldzug vom J. 1799 in Aegypten, Landschlacht bey Abukir; T. III. abermahls Belagerung von Toulon, Geschichte der Italiänischen Feldzüge in den J. 1792 bis 1795 im Allgemeinen, Geschichte des XIII vendémiaire, Stand der Parteyen zu Paris, Schilderung der damaligen Directoren, dann wieder eine allgemeine Beschreibung Italiens, Schlachten bey Montenotte und Lodi, Aufstand Pavia's, Uebergang auf das rechte Ufer des Po, Schlacht bey Castiglione, Gefechte zwischen dem Mincio und der Brenta, Schlacht bey Arcole, Unterhandlungen während des J. 1796, Schlacht bey Rivoli. (Mehreres von Diesem, was Italien betrifft, findet sich schon in Las Cases Mémorial ihm wörtlich auf gleiche Weise in die Feder von N. gesagt und mit der Herausgabe von ihm beauftragt. Hat N zwey Mahl dasselbe dictirt? Im vorliegenden Werke wird L. C. nicht erwähnt.)

In den notes et mélanges T. I.: Bemerkungen über Jomini's traité des grandes opérations militaires, über die acht ersten Bände des précis des événemens militaires, über de Pradt's quatre concordats, über die mémoires p. servir à l'histoire de St. Domingue und die mémoires pour servir à l'histoire de Charles XIV roi de Suède, die letztern mit großer Erbitterung geschrieben, nicht durchaus übereinstimmend mit frühern Aeußerungen N's; endlich der Anfang der Bemerkungen zu der Schrift: considérations de l'art de la guerre, welche im zweyten Theile fortgesetzt werden, worauf Anmerkungen zu der Erzählung der Schlachten bey Jena, Eylau und Eßling, des Feldzugs in Spanien, Rußland, Sachsen, am Rhein und im Niederlande während dem J. 1815 folgen. Zuletzt vier und vierzig Bemerkungen zu dem Ms. venu de St. Hélène; dessen Verf., heißt es hier, sey ein Französischer Staatsrath gewesen, der im J. 1806 und 1807 nicht in Frankreich anwesend, mit

den Spanischen Angelegenheiten sich beschäftigt habe, Nichts vom Krieg verstanden, nie einer Schlacht beygewohnt habe und darüber die falschesten Vorstellungen hege. Ungeachtet dieser bestimmten Erklärung behauptet der Baron Massias, vormahliger Franz. chargé d'affaires in Carlsruh, in seinem: Napoléon jugé par lui-même, à Paris 1823. 8. — einem Werke, das keine nähere Anzeige verdient — das Alles sey nicht wahr, vielmehr stamme das Werk von N. selbst her, es sey unter seinem Einfluß geschrieben, es habe als Vorbereitung dem Mémorial und dann diesen mémoires dienen sollen; die groben Fehler wären geflissentlich eingewebt, um von der in Wahrheit gegründeten Vermuthung abzuleiten; diese Meinung ist auch sonst vorgekommen, ehe man diese Aeußerungen von Napoleon und seine Anmerkungen kannte. Der Herr B. Massias mußte wohl um so fester an denselben hängen, da er nun ein Mahl das Mscpt. wieder, mit zahlreichen aber unbedeutenden Anmerkungen versehen, hatte abdrucken lassen, woraus ohne große Mühe ein Buch entstanden war. So gibt es viele Ursachen, weßhalb man bey einer vorgefaßten Meinung beharrt, während es auch vor N's Erklärung doch immer höchst zweifelhaft blieb, daß er, wie in dem Manuscrit geschieht, mit dem frechsten Spott die höchsten Angelegenheiten der Menschen behandelt haben würde, zu einer Zeit, als er die Welt für sich zu gewinnen hatte, und schon aus Klugheit allein so nicht schreiben durfte: auch kommt Aehnliches weder im Mémorial noch in diesen Werken vor, im Gegentheile seine Weltenstürmerey soll dadurch gerechtfertigt werden, daß das Heil der Menschen sein stetes Ziel gewesen sey; nur die Widersacher trifft Spott und bitterer Tadel, und so muß es seyn, denn sonst würde man den Helden den Dschingis-Chanen zugesellen. —

Der zweyte Band enthält noch: notes sur l'ou-

vrage intitulé: mémoires pour servir à l'histoire de la vie privée, du retour et du règne de Napoléon en 1815 par le Baron Fleury de Chaboulon.

Der fünfte Band der notes et mélanges aber gibt Napoleons Bemerkungen über die Feldzüge Turennes und Friedrichs des Großen.

Diese verschiedenen Aufsätze sind nun allerdings ein sehr wichtiger Beytrag zu der neuern Geschichte, auch mögen sie — der Rec. begibt sich hier seines Urtheils — für den Krieger, wegen der Beschreibung der eigenen gelieferten Schlachten und wegen der Beurtheilung der beiden ältern Feldherren manches Belehrende enthalten; man wird in allen Theilen oft durch die Blitze des Napoleonischen Geistes bis zur Bewunderung hingerissen werden: aber zum vollen Vertrauen, zum Glauben wird man sich doch wenig geneigt fühlen; Zweifel gewinnen Raum, das Urtheil schiebt man mindestens auf, denn das Ganze ist nur zu sehr zur eigenen Rechtfertigung geschrieben, und offenbare Unwahrheiten werden dreist für Wahrheit ausgegeben. In mehreren Fällen kann der Unterrichtete Dieß schon jetzt mit aller Sicherheit nachweisen, und um wie viel mehr wird es der Fall seyn, wenn die noch Schweigenden sich werden haben vernehmen lassen; es ist vielleicht ein nicht unbedeutendes Verdienst dieser Werke, daß sie eine Menge anderer hervorrufen und theilhabende Zeitgenossen zur Rede zwingen werden.

Friedrich der Große in der Geschichte seiner Zeit spricht unverhohlen über seine Fehler, in so fern er sie erkannt hat, und gewinnt den Leser schon dadurch, obwohl wir wissen, daß er zuweilen bey seinen Darstellungen in große Irrthümer aus Haß, Vorurtheil und Leidenschaft gerathen ist: aber Napoleon erscheint in seinen Werken stets fehlerfrey, mißlingt Etwas, so hat ein dummer blinder Zu-

Fall, es haben ungeschickte oder treulose Untergebe- ne die Schuld; Dieß macht mißtrauisch, die Irr- thümer, die wir bereits nachweisen können, vergrö- ßern das Mißtrauen, da man annehmen sollte, daß Der, welcher so lange an der Spitze der Europäi- schen Angelegenheiten stand, sie nicht ohne Absicht hätte begehen können.

Die Herausgeber hätten kleine Irrthümer im Text, andere vielleicht in Anmerkungen berichtigen können; es ist nicht geschehen. Vielleicht haben sie zuweilen selbst Schuld bey der sogenannten Samm- lung der Materialien, welches ihr Werk ist; aber diese Sammlung ward, wie wir aus Las Cases wissen, aus dem Moniteur eigentlich nur gemacht, wenig andere Mittel standen auf der Insel zu Ge- bot, die Archive waren nicht zugänglich und solche Grübeleyen, die jedoch bey Ausmittelung der Wahr- heit nöthig sind, von Dem nicht zu erwarten, der eine Welt in seiner Hand getragen hatte. Das Gedächtniß kann aber trügen, wir sind Alle mensch- licher Schwäche unterworfen, Keiner ist vom Irr- thume frey, Große wollen sich gern vor Welt und Nachwelt rechtfertigen; wie Wenige lassen dem Fein- de, dem Teufel selbst sein Recht wiederfahren? Es bleibt die Sache der Critik zu prüfen, zu verglei- chen. Eigentlich ist aber hier die Frage, ob, nicht aus menschlicher Schwäche, sondern ob aus Absicht, um auch der Nachwelt noch ein Gaukelspiel vorzu- machen, die Begebenheiten nicht zuwilen dargestellt worden sind. Man muß die Beantwortung dieser Frage wohl noch aufschieben, aber einen unbeding- ten Glauben können nur die ames damnées de Napoléon ihm schenken, Andere können es nicht; der Höchste und Gewaltigste ist nicht im Stande dauernd die Critik zum Schweigen zu bringen und der Nachwelt zu befehlen, was sie glauben solle. Die Acten können keineswegs schon jetzt für ge- schlossen betrachtet werden, und so, wie sich, wenn

wir nicht irren, bey den Unterrichteten ein Urtheil über Napoleons Eigenthümlichkeiten festgesetzt hat, eben so wird es auch mit den Begebenheiten dieser Zeit geschehen.

Die Herausgeber haben es wohl gefühlt, daß so dreiste oft nur halbwahre und doch Einzelne ganz vernichtende Behauptungen Widerspruch finden würden, sie haben daher diesen in den Anhängen einen Raum zur eigenen Vertheidigung eröffnet. Zwey haben der dargebotenen Gelegenheit sich bedient, es ist ihnen aber theilweise begegnet, was gemeinhin gekränkten Schriftstellern wegen ihrer Anti-Critiken in unsern gelehrten Blättern widerfährt, der Recensent behandelt die Gekränkten sehr vornehm; zuletzt spricht freylich ein höherer Richter über Beide, wenn gleich oft erst in einer spätern Zeit, von welchem keine weitere Berufung Statt findet. Einer hat sich aber durch das zu erwartende Schicksal nicht irre machen lassen, er hat im zweyten Bande der notes et mélanges S. 412-421. observations d'un militaire aux notes de Napoléon abdrucken lassen, worin er sehr derbe Zurechtweisungen gibt, auf welche bis jetzt Nichts erwidert worden ist. — Andere werden Aehnliches thun, und dazu gibt es Stoff genug. N's Urtheile und Darstellungen sind keine Orakelsprüche, es sind nur Beyträge zu der Geschichte, obwohl sehr bedeutende, die aber nicht blindlings anzunehmen sind. Sie enthalten Beweise seines eigenthümlichen Geistes, Blicke des Genies, wie man sie bey Andern selten oder nie findet, sie enthalten manche Aufschlüsse, die dem Leser oft ganz unerwartet kommen; aber es sind keine Evangelien. Am reichsten an neuen Ansichten und Belehrungen haben dem Verf. dieser Anzeige die Abschnitte geschienen, die sich auf das Innere Frankreichs, auf Aegypten, auf die Unterhandlungen mit dem Auslande beziehen; auch die Darstellung der Feldzüge N's, seine

Beurtheilung verstorbener Feldherren, mögen dem Kenner Stoff zu neuen Betrachtungen bieten, wenn gleich auch Stoff zu Berichtigungen hier wie dort sich findet. Auf der Capelle muß das falsche vom echten Golde geschieden werden. Dieß kann theils nur mit der Zeit geschehen, theils fehlt, in so fern es schon jetzt thunlich wäre, hier der erforderliche Raum. G. S.

Paris.

Bey Michaud: La république de Cicéron — avec une traduction française, un discours préliminaire et des dissertations historiques par M. Villemain, de l'académie française. 1823. Tome I. LXIV u. 395 S. Tome II. 386 S. groß Octav.

Es ist erfreulich zu bemerken, mit welcher Theilnahme die wiedergefundenen Bruchstücke des Cicero unter den gebildeten Nationen Europa's aufgenommen sind, und wie die Gelehrten auf verschiedene Weise sich beeifern sie zu erklären und als einen neuen Schatz von klassischer Vortrefflichkeit Vielen zugänglich zu machen. Der geistreiche Uebersetzer, dessen Werk wir anzeigen, bekam die einzelnen Bogen des neuen Werks, so wie sie in Rom die Presse verließen, zugesandt, er las sie mit wahrem Enthusiasmus und faßte sogleich den Entschluß seine Landsleute damit bekannt zu machen. Aus der Mai'schen Ausgabe liefert er vollständig den Text und alle Noten, auch die Vorrede, aber mit Weglassung der ganzen Prosopographie, die durch einzelne Noten von ihm selbst nur unvollkommen ersetzt wird, und der Testimonia vetera; doch liefert er das specimen cod. und das Kupfer der Mai'schen Ausgabe. Von dieser weicht er in Ansehung der Critik nirgends ab, nur I, 12. vermuthet er Scipioni quoi (cui) eorum adventus. Er folgt ganz der

Mai'schen Anordnung der einzelnen Bruchstücke, und übersetzt auch die kleineren die nur irgend einen vollständigern Sinn geben. Einzelne Worte und unvollständige Sätze, gleichsam der Marmorstaub der zertrümmerten Bildsäule, sind von ihm weggelassen. Auch übergeht er oft die langen Fragmente aus den Kirchenvätern, von denen es nicht gewiß ist, ob sie Ciceros eigne Worte enthalten, und durch diese Auslassungen ist die Capitelzahl geändert, so daß z. B. im dritten Buche statt 35 nur 25, im vierten statt 12 nur 4 sind. Einige Bruchstücke sind auch an das Ende der Bücher versetzt. Statt der Indices der Römischen Ausgabe findet man eine table des matières. Die monita von Mai, die Randzahlen des Codex sind weggelassen, und gar nicht bemerkt, wo eine neue Seite angeht. Man sieht, daß Hr. V. die Absicht hatte, nur das gemeinnützigste aus der Mai'schen Ausgabe mitzutheilen, und daß er für Leser des Textes dieselbe keineswegs entbehrlich gemacht hat. Die Uebersetzung ist frey, wird aber ihren Zweck, das Werk des Cicero mehreren bekannt und zugänglich zu machen, erfüllen können, denn im Allgemeinen findet man Ciceros Gedanken wieder, und daß manches Einzelne mißverstanden ist, läßt sich bey diesen Fragmenten leicht entschuldigen, wenn sie einmal ohne die nöthige Nachhülfe der Critik übersetzt werden sollten. In dem discours préliminaire spricht Hr. V. zuvörderst von der Auffindung der Bruchstücke und ihrem Werthe, dann von dem ganzen Werke des Cicero. Mit Recht wird hier hervorgehoben, daß Cicero dieses politische Werk nicht wie die meisten philosophischen in spätern Jahren und in ruhiger Zurückgezogenheit, sondern in der Mitte seines thätigen Geschäftslebens und mit besonderer Berücksichtigung des practischen Nutzens schrieb, daß er in seinem spätern politischen Wirken, besonders bey seiner Verwaltung von Cilicien, sich auf diese Bücher

bezug, indem er die darin ausgesprochenen Grundsätze immer zu befolgen versichert und diese sechs Bücher die Bürgen seines gerechten Verfahrens in der Staatsverwaltung nennt, indem er endlich sehr naiv einmal äußert, daß er sein aufgestelltes Ideal eines vollkommenen Staatsmannes wohl so ziemlich selbst realisirt habe, wenn er nur das Verlangen nach dem Triumph überwinden könnte. Trotz der schnellen Verbreitung des Buchs und des allgemeinen Interesse, mit dem es gelesen wurde, ward aber der practische Zweck damals ganz verfehlt, als kurz darauf, da Cicero aus Cilicien zurückkam, der Bürgerkrieg dem Ausbruch nahe war, und die Verfassung umstürzte. Für die späteren Römer war es also eine Strafschrift. V. bemerkt, daß es in den Kaiserzeiten gewiß verfolgt und verheimlicht ward. Gar wenige Schriftsteller führen es an und gar nicht in politischer Rücksicht. Alexander Severus las es fleißig nebst den Officien und dem Staat des Plato. Bey den späteren Schriftstellern finden wir bloß einige Worte und Ausdrücke hervor gehoben und aufbewahrt, Inhalt und Sachen nur bey den Kirchenvätern, ausgenommen den nicht eigentlich politischen Abschnitt, welchen Macrobius uns erhielt. Der Verf. kommt dann auf die griechischen Quellen des Cicero, und bemerkt, inwiefern er aus dem Plato, dessen Zweck auch ein ganz anderer war, nur Einzelnes schöpfte, wenig auch aus den gar reichhaltigen und umfassenden Werken des Aristoteles, am meisten aus dem Polybius, der ein System, dessen Grundzüge schon bey den Pythagoreern, namentlich Archytas und Hippodamus nachgewiesen werden, schon mit Bezug auf den Römischen Staat ausgeführt hatte. Ohne den Polybius welcher schon früher alles Römische den ausgearteten griechischen Einrichtungen bewundernd gegenüber gestellt hatte, wäre Cicero vielleicht nicht darauf gekommen, die trefflichste Staatsverfassung in Rom zu Scipios Zeiten zu finden, und das Streben alle

möglichen Staatsformen und Veränderungen in dem geschichtlichen Leben des Römischen nachzuweisen, mag wohl mancher nicht ganz genauen Ansicht und minder scharfen Darstellung des Geschichtlichen zum Grunde liegen. Weniger treffend ist die Bemerkung, daß die in Scipio's Zeit verlegte Staatsverfassung für größere Cultur und Verfeinerung nicht berechnet sey, und am Vergangenen hängend die Zukunft gar nicht berücksichtige. Dann spricht der Vf. von dem Mangel historischer Critik bey dem, was aus der alten Römischen Geschichte erzählt wird, und bemerkt, warum so manche alte Einrichtung nicht erwähnt oder doch für uns zu kurz und unverständlich angedeutet ist. Endlich macht er auf den Unterschied aufmerksam, der zwischen den hier ausgesprochenen politischen Grundsätzen und zwischen Cicero's geheimer Politik in den Briefen an den Atticus und seiner öffentlich in den Volksreden dargelegten Staatsweisheit statt findet. Jenes wird schon durch die Verschiedenheit der Umstände in Cicero's und in Scipio's Zeiten erklärt, und auch von dem Gemälde des Staats zu Scipio's Zeit wird Cicero bey aller seiner Vorliebe für jenes Zeitalter doch nur die Hauptzüge für geschichtlich wahr gehalten haben.

Der Uebersetzung gegenüber steht der Text nach Mai, unter demselben Mai's critische Noten, unter der Uebersetzung einige französische Bemerkungen des Uebersetzers, deren Werth nicht bedeutend ist. Einige politische Grundsätze werden besprochen und mit Aussprüchen Montesquieu's, Rousseau's und anderer zusammengestellt. Die angezogenen Parallelstellen aus Classikern (S. 21. 23. u. a.) sind wenig passend. Die Sacherklärungen (besonders über die Lebensumstände der erwähnten Personen) enthalten nichts Neues. Ueber die schwierige Stelle von der Centurienverfassung wird nichts gesagt. Der Sinn des Fehlenden wird ergänzt gewöhnlich nach Mai. Im Anfange des zweyten Buchs nimmt der Uebersetzer eine große Lücke an, weil die Einleitung fehle, aber

eine solche wäre hier bey der bloßen Fortsetzung des Gesprächs eben so unpassend als z. B. vor dem 2ten u. 3ten Buche de N. D. und öfters. Mai hat keineswegs die Größe der Lücke unbestimmt gelassen, sondern offenbar gemacht, daß nur drey Reihen (also ungefähr 30 Buchstaben) fehlen, die dem Sinne nach gewiß richtig von Mai und Heinrich ergänzt sind. Von S. 145–163 steht unter der Uebersetzung ein Excurs über die Ungewißheit der ältesten Römischen Geschichte in welchem einige Behauptungen von Pouilly, Sallier und Beaufort ausgezogen, aber nichts neues geliefert, auch kein Urtheil gefällt wird. Doch irrt der Verf. wenn er, um dem Skepticismus einen neuen Anhalt zu geben, die Stelle II. 18. so erklärt: Aus der alten Zeit wisse man mit Gewißheit nichts weiter als die Namen der Könige. Cicero sagt, daß nur die Könige selbst in der Geschichte berühmt sind, illustrata wie de Or. II. 13. 55. und oft gebraucht. S. 187 macht V. darauf aufmerksam, daß die große Marcische Wasserleitung, deren Erbauung dem Könige Ancus Marcius beygelegt wird, von dem Prätor Q. Marcius vollendet ward. Die Aehnlichkeit der Namen ist auffallend, insbesondere, da dieser Marcius auch den Beynamen Rex hat, doch wird die Vermuthung, daß eine bloße Verwechselung dem alten Könige das Werk zugeschrieben habe, schon wegen des Zeitalters jenes Marcius (Consul 635.) nicht annehmbar, da ja viel früher alle Annalen die Sache von dem Könige berichten; und es gehört vielmehr dieses, da die Sage von dem Könige, als Erbauer sehr alt ist, zu den zahlreichen Beyspielen von Familiennacheiferung, indem öfters dasselbe Werk von den Vorfahren und von den Urenkeln betrieben ward, die Abstammung mochte wahr oder fabelhaft und eingebildet seyn. Die Einleitungen zum vierten Buche und zu dem folgenden enthalten eine Aufzählung von dem, was davon verloren gegangen ist, mit lebhaften Klagen darüber. Es werden verschiedene Puncte hervorgehoben, welche uns aus Mangel an Nachrichten dunkel sind, und einzelne treffende Bemerkungen gemacht über das Leben der Römischen Frauen, über Erziehung und Schulwesen, über die Sitten zur Zeit des Scipio, die in der That Epoche macht und der Wendepunct des Römischen Sittenwesens ist; über den Luxus,

die Gladiatorenkämpfe und Schauspiele, über die Musik, über das Censoramt, nebst Vermuthungen, wie Cicero wohl über diese Gegenstände den Scipio sprechen ließ. Sehr passend ist S. 79. auf Scipios kräftige Rede gegen den Sittenverderb, insbesondere gegen die Tanzschulen (bey Macrob. II. Sat. 10.) aufmerksam gemacht. Auch der Inhalt des 6ten Buchs wird nach den einzelnen Andeutungen so vollständig als möglich angegeben. Die S. 147 ff. ausgeführte Meinung, daß bey Bestimmung der Abgaben das Volk keine Stimme gehabt und nur der Senat verfügt habe, ist sicher falsch. Daß in der alten Zeit der Bürgerstand öfters betheiligt ward, bewirkte der Einfluß der Vornehmen in den Centuriatcomitien. Die Bemerkungen über das Gerichtswesen S. 151-161. enthalten nichts Bemerkenswerthes, so wie auch die Untersuchung über den Senat, und die Volksberedsamkeit. In der Einleitung zum sechsten Buche (dem Traumgesicht des Scipio) wird Montesquieu's Ansicht (in seiner politique des Romains dans la religion) bestritten, und gezeigt, daß das Religionswesen kein bloßes Blendwerk und Werkzeug patricischer Politik war, und wie allmälich der alte Glaube sich verlor. Ueber Cicero's Ansichten von der Religion und seine so sehr verschiedenen Aeußerungen darüber. Der Verf. spricht sich also über einige der wichtigsten Puncte der Römischen Alterthümer aus, deren Erörterung sich auch weniger genau auf die Erklärung dieses Buchs bezieht. Da aber das meiste sehr im Allgemeinen u. oberflächlich besprochen wird, so werden die meisten dieser Excurse dem sorgfältigeren Forscher eben so wenig genügen als die S. 351-372. angehängte Notice sur Ciceron von Villemain (aus der Biographie universelle); doch war wohl der Zweck, auch dem Nichtkenner des Alterthums einen Begriff von dem Werke des Cicero und eine Einleitung zu geben und einem größern Kreise von Lesern zu nützen. Auch unter den staatswissenschaftlichen Bemerkungen des Vf. ist wenig Beachtungswerthes. Doch wird S. XXXVII. (nach Montesquieu) bemerkt, daß die Alten keinen vollständigen Begriff von der vollkommensten Monarchie hatten, weil sie das Repräsentativsystem nicht kannten: der Grund von diesem letztern wird in der geringen Anzahl der Bürger einer Hauptstadt und in der Menge der Sklaven gesucht. Sehr wahr ist auch was S. XXVI. bemerkt wird vom Christenthum als Stütze der Monarchie, welche durch dasselbe geweiht und geheiligt wird, obgleich dieser Satz sehr leicht misverstanden und misdeutet werden kann, und auch den alten Königen, denen Zeus das Scepter gegeben hatte, die Stütze der Religion nicht fehlte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.
Den 16. August 1824.

Göttingen.

Am 2ten August Abends halb 11 Uhr entdeckte Hr. Prof. Harding im Sternbilde des Herkules, zwischen Nr. 70 und 73 Flamst. einen kleinen nur mit bewaffneten Augen erkennbaren Cometen. Die unbeständige Witterung erlaubte erst um 2 Uhr Morgens eine beyläufige Schätzung seines Orts, woraus sich die gerade Aufsteigung = 258° 48 und die Abweichung = + 23° 50′ ergab. Aus Beobachtungen am Kreismikrometer wurde ferner erhalten den 3. um 13 U 5′ mittl. Zeit, Ger. Aufst. = 257° 58′ Decl. = + 24° 38′, den 6. um 12 U 25′ mittl. Zeit, Ger. Aufst. = 255 31 Decl. = + 27 10′. Der Comet bewegt sich mithin fast gerade nordwestlich durch den Herkules und Bootes nach dem großen Bären zu, und wird wahrscheinlich noch mehrere Wochen sichtbar bleiben.

Krakau.

In der akademischen Druckerey: Statut organiczny Uniwersytetu Krakowskiego. S. 230. 8. 1824.

G (6)

Die Krakauer Universität wurde nach dem Muster der Pariser gebildet. Nach manchen Veränderungen erhielt sie eine neue Umgestaltung, als die Stadt unter Oesterreichs Oberherrschaft kam. Aber auch diese Einrichtung dauerte nicht lange. Auf dem Wiener Congresse wurde bestimmt, daß die Stadt Krakau mit ihrem Gebiete einen Freystaat bilden sollte. Die Universität war einer der wichtigsten Gegenstände der neuen Organisation. Als bevollmächtigte Commissarien der drey hohen verbündeten Mächte, unter deren Schutze der neue Freystaat stehen sollte, wurden zur Organisation desselben abgesendet, von Russischer Seite der Castellan Graf Mioneczynsky, von Oesterreichischer der Graf Sweerts-Spork, als Preußischer der Präsident Freyherr von Reibnitz, jetzt Geheimer-Oberrevisionsrath zu Berlin, als Schriftsteller durch mehrere juristische Werke vortheilhaft bekannt. Nach mehrjärigen Vorarbeiten erschien obiges organisches Statut der Krakauer Universität. Man hatte wollen mehrfaches Gute vereinigen; deshalb war Mehreres aus den ältern Einrichtungen der Universität beybehalten, diesen hatte man Vieles im nördlichen und südlichen Deutschland Geltende hinzugefügt. Allein bald zeigte sich, daß diese Vermischung keinen Beyfall erhielt; es schien, daß sich manche Mißbräuche dabey einschlichen, daß Vieles der Eigenthümlichkeit des Landes nicht angepaßt sey. Als nun diese Stimmen der Unzufriedenheit sich immer vermehrten, und einige vorgefallene Unordnungen damit in Verbindung zu stehen schienen, so beschloß der regierende Senat, unter der Leitung seines hochverdienten, gelehrten Präsidenten, des Grafen Stanislas Wodzicki, sich an die hohen verbündeten Mächte mit dem Wunsche um Abänderung des Statuts der Universität zu wenden. Die Monarchen ertheilten die Erlaubniß zu Vorschlägen über die Abänderung desselben. Zu gleicher Zeit wurde, wie bey

deutschen Universitäten, ein Commissarius in der Person des Senator Grafen Grodzicki ernannt. Hierauf schien die ganze Constitution auch in ihren übrigen Zweigen nicht zu genügen; der regierende Senat bat um die Erlaubniß zur Abänderung derselben, und die hohen verbündeten Mächte ertheilten dieselbe mit dem Beschlusse, daß eine eigne Commission in Verbindung mit dem Residenten der drey Höfe Vorschläge darüber machen sollte. Dieses ist nun geschehen, und der weitere Erfolg steht zu erwarten.

Es ist nicht zu leugnen, daß mehrere Gegenstände, sowohl in der alten Einrichtung der Universität, als auch in den neu hinzugekommenen Artikeln, eine Umänderung bedurften. Das ganze Statut, wie es da steht, ist eigentlich nicht auf solche Professoren berechnet, deren Gelehrsamkeit und Lehrfähigkeit in der ganzen gelehrten Welt anerkannt ist, als vielmehr auf solche, welche den hohen Forderungen, welche man z. B. auf den norddeutschen Universitäten an solche Männer macht, durchaus nicht genügen. Dieß beweise zum Beyspiel die Einrichtung, daß ein Professor der Universität durch Concurs (wie in Oesterreich) ernannt wird. Allein ein akademischer Professor, der diesen Nahmen verdienen will, muß schon vor Antritt seines Amtes seinen Concurs in der gelehrten Welt gemacht haben, d. h. er muß durch seine Schriften hinlänglich bekannt seyn, um ein so hochwichtiges Amt mit Ehren zu bekleiden. Freylich hat im Ganzen schon der Nahme eines Professors gar nicht die ehrenwerthe Bedeutung, wie z. B. im nördlichen Deutschland; denn jeder Lehrer von Anfangsgründen pflegt sich diesen Nahmen beyzulegen und ihn zu erhalten. Wie anders z. B. auf der Berliner Universität, wo hohe Staatsbeamte dieses Amt bekleiden. Auch die ganze Einrichtung der Prüfungen ist mehr auf ein Gymnasium als auf eine Uni-

versität berechnet. Für wen sollen eigentlich dergleichen Prüfungen seyn? Daß der Professor, so oft es ihm beliebt, seine Zuhörer prüft, um sie näher kennen zu lernen, ist natürlich und löblich; allein soll er seine Geschicklichkeit erst durch ein öffentliches Examen beweisen, so muß er ein erbärmlicher Professor seyn, oder zweifelt man bey anerkannter Geschicklichkeit an seinem guten Willen, so erklärt man ihn eben dadurch für ehrlos und pflichtvergessen. Allein nach dem Statute der Krakauer Universität sind ein Abgeordneter des hohen Raths und der Dekan der Facultät gleichsam als Zeugen zugegen. Allein diese Einrichtung führt noch andere Unbequemlichkeiten mit sich. Wenn nun, wie dieser Fall leicht eintreten kann, der Abgeordnete oder der Dekan von der Sache gar nichts verstehen, z. B. wenn ein Gegenstand in einer ihnen ganz fremden Sprache verhandelt wird, artet dann nicht die ganze Prüfung in eine Comödie aus? Oder wenn z. B. der Stallmeister der Universität gymnastische Uebungen veranstaltet, oder der Tanzmeister mit seinen Zöglingen eine Quadrille aufführt, ist es von einem gelehrten Manne zu verlangen, daß er diese Gegenstände beurtheilen soll? Ferner fand man es tadelnswerth, daß ein Professor der Jurisprudenz Advocatengeschäfte, und ein Professor der Medecin zugleich die Praxis betrieb oder andere Aemter bekleidete. Freylich würde ein Hugo zu Göttingen oder ein Savigny zu Berlin erstaunen, wenn man ihnen zumuthete, Processe zu betreiben; allein in Polen spielten die Juristen eine bedeutende Rolle, ja viele Leute mochten es für wichtiger und ehrenvoller halten, Privatstreitigkeiten zu schlichten, als junge Männer für den Staat zu bilden. Daher waren die Einkünfte der Advocaten oft ungeheuer groß, so wie die der akademischen Professoren dagegen verhältnißmäßig sehr geringe. Eine ganz eigenthümliche Einrichtung ist es auch, daß die Studirenden gezwun-

gen sind, gewisse Vorlesungen zu hören, bey andern es aber ihrem Gutbefinden überlassen bleibt. Allein gerade die wichtigsten Gegenstände z. B. die Sprachstudien, ohne welche nach hinlänglicher Erfahrung in keinem Fache etwas Gediegenes geleistet werden kann, gehören nicht dazu. Ueberhaupt ist es wohl als ein großes Hinderniß eines gründlichen Studiums zu betrachten, daß auf den vorbereitenden Gymnasien noch viel zu wenig Zeit auf linguistische und mathematische Studien, als Hauptgegenstände des Schulunterrichts, dagegen zu viel auf sogenannte Realia gewendet wird. Es steht nun zu erwarten, wie der regierende Senat, und vorzüglich der an der Spitze desselben stehende würdige Präsident, den gefühlten mannichfachen Bedürfnissen, nach Maaßgabe der Umstände, abzuhelfen im Stande seyn wird.

Göttingen.

Bey E. E. Rosenbusch: Dr. Carl Julius Meno Valett, Privatdocent und Advocat in Göttingen, Practisch-Theoretische Abhandlungen aus dem Gebiete des Römischen Privatrechtes. Erstes Bändchen. 1824. XVI. u. 216 Seiten in Octav.

Man muß in sehr günstigen Verhältnissen leben, wenn man mit schriftstellerischen Arbeiten nicht zu spät soll hervortreten, und dennoch ihnen einen Grad der Vollendung geben können, der dem Verfasser und dem Publicum genüge. Der Verfasser dieser Abhandlungen lebt aber nicht in solchen günstigen Verhältnissen, und fühlt zugleich sehr wohl, daß er unter andern Umständen manches hätte besser machen können. Da jedoch die Mängel dieser Abhandlungen mehr in der Ueberarbeitung zu liegen scheinen, so glaubte er es wohl wagen zu dürfen, schon jetzt hervorzutreten.

Die Studien des Verfassers sind ganz vorzüglich

auf das Römische Recht gerichtet, und er sucht sich hier zunächst zum Pandectisten zu bilden. Deshalb haben denn auch diese Abhandlungen denselben Gegenstand und dieselbe Richtung. Die erste Abhandlung spricht von den Verwendungen auf die dos: zuerst nach dem Pandecten-Rechte, indem die Begriffe der einzelnen Arten impensae bestimmt und die juristischen Folgen eines jeden gemachten Aufwandes angegeben werden; dann aber wird gezeigt, wie viel die l. unica. C. de rei uxoriae actione an dem Pandecten-Rechte geändert haben mag, und insbesondere wird hier dieses ausgeführt, daß durch diese Constitution das Recht die dos zu retiniren gänzlich aufgehoben sey, indem die Vermuthung gewagt wird, daß bey der angeführten l. unic. schon das Recht der l. ult. C. de compensationibus zum Grunde liege. In so ferne steht denn mit dieser Abhandlung die dritte Abhandlung in Verbindung: denn in dieser wird der Beweis versucht, daß nach der angeführten l. ult. bey der Compensation nichts mehr auf Gleichartigkeit der Gegenstände der Ansprüche ankomme. Die zweyte Abhandlung führt den Beweis, daß das Römische Recht selbst, insbesondere in l. 7. pr. D. de dolo malo., den Unterschied eines dolus causam dans und eines dolus incidens ausspricht, und sucht vorzüglich Noodts Ansicht zu widerlegen. Ferner wird hier aber auch gezeigt, welche Rechtsmittel eintreten, wenn ein dolus causam dans ein bonae fidei negotium nichtig macht, und hier insbesondere dies behauptet, daß nicht die Contracts-Klage eintrete, sondern vielmehr die actio de dolo, mit welcher Condictionen alternativ concurriren. Die vierte Abhandlung hat zum Gegenstande die exheredatio ab omnibus gradibus, wobey es dem Verfasser hauptsächlich darauf ankam, den Geist der l. 5. D. de injusto rupto et irrito facto testamento, welche die einzelnen Folgen angibt, die eintreten,

denn ein posthumus beym ersten Grade präterirt, beym zweyten aber enterbt ist, zu entwickeln. Die fünfte Abhandlung macht den Versuch, eine von der gewöhnlichen abweichende und einfachere Theorie vom Einflusse des error und der ignorantia facti auf die Rechtsgeschäfte aus dem Römischen Rechte und aus der Natur der Sache abzuleiten. Das Wesentliche davon ist dieses: der Unterschied zwischen einem wesentlichen u. außerwesentlichen Irrthume fällt gänzlich weg; jeder Irrthum vielmehr macht das Rechtsgeschäft nichtig, in so ferne er es motivirte. Auf die objetive Wichtigkeit des Punctes, über den geirrt wird, kann es nicht ankommen; sondern nur auf die Ansicht der irrenden Partey. Einzelne Arten des Irrthumes in seiner Beziehung auf den Gegenstand des Geschäftes sind also nicht auszuzeichnen, woraus denn natürlich folgt, daß ein Irrthum in den Bewegungsgründen ebenfalls Nichtigkeit bewirkt. Auch von einem einseitigen und von einem zweyseitigen Irrthume darf hier nicht die Rede seyn; jeder Irrthum ist vielmehr zweyseitig, in so fern nicht dolus der anderen Contrahenten dabey concurrirt und also diesen Fall der Lehre vom Einflusse des Irrthumes auf Rechtsgeschäfte entzieht, indem nun die Grundsätze vom Einflusse des dolus auf Rechtsgeschäfte eintreten. Der Irrthum hingegen, den ein Dritter, ein Nichtcontrahent, erregte, gehört nur hierher, in so ferne von seinem Einflusse auf die Entstehung des Rechtsgeschäftes die Rede ist. Endlich ist die ignorantia vom Irrthume zu trennen, indem dieser leichter als jene ein Rechtsgeschäft nichtig macht. — Der Verfasser muß sich aber wegen dieser Abhandlung am meisten entschuldigen: denn es fehlte ihm an Zeit, auch nur so sorgfältig sie auszuarbeiten, als er schon jetzt könnte. Widerspruch erwartet er hier am meisten; allein dabey kann auf keinen Fall er selbst, vielleicht kann auch die Wissenschaft nicht dabey verlieren.

Carl Julius Meno Valett.

Elberfeld.

Bey Büschler: Johannes Calvin, des großen Theologen, Institutionen der christlichen Religion. Verteutscht durch Friedr. Adolph Krummacher, der heil. Schrift und Gottesgelahrtheit Doctor. Erstes und zweytes Buch. 1823. 592 S. gr. 8.

Die Uebersetzung, deren erster Band hier erscheint, wurde von ihrem Verfasser verlangt und besondere, von ihm nicht angegebene, Veranlassungen bestimmten ihn, sie zu übernehmen. Er hat nur eine kurze Vorrede beygegeben und verweist übrigens auf die bekannte treffliche Vorrede, welche Calvin selbst als Send- und Widmungsschreiben an den König von Frankreich Franz dem Werke vorangestellt hat. Aus dieser erhellt dann auch schon, daß das Werk nicht nur für Gelehrte und Calvinisten, sondern auch für Andere ein großes Interesse hat und daher allerdings ins Deutsche übersetzt zu werden verdiente. Vielleicht kommt es dadurch auch erst in die Hände mancher Theologen und Prediger, welchen es sonst unbekannt geblieben wäre. Der Uebersetzer weiset zur Rechtfertigung seines Unternehmens besonders darauf hin, daß Calvin in diesem Werke, als ein Meister und gewaltig in der Rede, dargestellt habe, wie er selbst von Christo ergriffen, ihn ergriffen habe und immer mehr ergreifen möchte, daß er keinen andern Grund erkannte, als den, der gelegt ist, durch Christum, die Apostel und die Propheten, daß er, bey allen seinen Mängeln und Schwachheiten auf einer hohen Glaubensstufe stand, daß seine Forschung tiefer in den Born und Abgrund der heil. Schrift und Offenbarung eindringe, als vielleicht seitdem geschehen sey. Die Uebersetzung ist nicht nur in der Wiedergebung des Sinnes, sondern auch im Tone dem Originale treu. Bey dem zweyten Buche hat sich der Uebersetzer der Hülfe einer andern Hand bedient.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.
Den 19. August 1824.

Göttingen.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 31. Julius las der Herr Hofrath Conradi eine Abhandlung über die von Pinel sogenannte Manie sans délire vor. Er hatte sich über denselben Gegenstand schon vor vier Jahren in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur (1820. Jul. S. 627 - 628.) bey Gelegenheit der Recension des Lehrbuchs der gerichtlichen Medicin von Herrn Hofrath Henke, der das Vorkommen jener Art der Manie geläugnet hat, kürzlich geäußert. Durch das in jener Recension Gesagte wurde nun Henke veranlaßt, die streitige Frage von neuem ausführlich zu erörtern (in seiner Zeitschrift für die Staatsarzneykunde, Jahrg. 2. H. 1.), und außerdem hat er sich auch in der im vorigen Jahr erschienenen neuen Ausgabe des zweyten Bandes seiner Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin (S. 309 fg.) umständlicher darüber ausgelassen, und, obgleich er Einiges zugegeben, doch seine frühere Meinung im Ganzen zu vertheidigen gesucht. Da nun aber auch das neuerlichst von ihm Vorgebrachte den Verf. dieser Abhandlung nicht überzeugt hat, und auch diesem die Entscheidung der streitigen Frage für die Pathologie, wie für die gerichtliche

Medicin von der größten Wichtigkeit zu seyn scheint, hielt er es für der Mühe werth, den Gegenstand nochmals genauer zu untersuchen, und er hofft zugleich gezeigt zu haben, daß er nicht etwa aus bloßer Hartnäckigkeit bey seiner früheren Ansicht geblieben ist, sondern daß er wegen hinreichender Gründe sie nicht aufgeben konnte.

Er geht vorerst die früheren Ansichten von der Manie überhaupt durch, und bemerkt, daß sie sonst gewöhnlich als eine Art von Wahnsinn (παραφροσύνη, Delirium), und zwar von den Alten besonders als ein heftiger, aber ohne Fieber Statt findender, Wahnsinn definirt worden sey. Sodann sey sie gewöhnlich auch als die Folge oder ein höherer Grad der Melancholie (wobey der Wahnsinn sich bloß auf einen einzelnen Gegenstand bezieht) angesehen, außerdem aber von den meisten neueren Aerzten angenommen worden, daß sie nicht bloß durch den Grad und die hinzutretende Wuth, sondern auch durch den allgemeinen, d. h. durch falsches Urtheil über mehrere oder alle Gegenstände der Vorstellungen sich äußernden, Wahnsinn von der Melancholie sich unterscheide. Jedoch wird nicht unbemerkt gelassen, daß auch von manchen Neuern die Manie nicht bloß als die Folge der Melancholie angesehen worden ist, wiewohl auch diese den allgemeinen Wahnsinn als wesentlich bey derselben betrachtet haben. Zugleich wird in Erinnerung gebracht, wie schon von den Alten beobachtet worden sey, daß selbst mit der Phrenitis behaftete sogar in den Anfällen manchmal den Anschein der Gesundheit in dem Gebrauch ihres Verstandes dargestellt hätten. Außerdem wird nächst der Anführung früherer auf diese Krankheit sich beziehenden Beobachtungen besonders auf die Fälle aufmerksam gemacht, welche Ettmüller unter dem Namen Melancholia sine delirio begriffen hat.

Was nun aber Pinel betrifft, so sey derselbe wie er ausdrücklich sagt, beym Anfange seiner Me-

obachtungen in Bicêtre mit Locke und Anderen der Meinung gewesen, daß die Manie von delirium unzertrennlich sey, und daher nicht wenig erstaunt als er mehrere sahe, welche nie die mindeste Störung des Verstandes zeigten und die dennoch von einem Instinct der Raserey beherrscht wurden, als wenn gleichsam nur die Willensvermögen verletzt wären. Nach Vergleichung einer großen Zahl von Anfällen der Manie überhaupt sagte er (Nosograph. T. III. p. 104.) daß vielmehr wildes Aufbrausen, zornartige Gemüthsbewegungen, als Verwirrung in den Ideen oder wunderliche Sonderbarkeiten des Urtheiles den wahren Character dieser Anfälle ausmachten. Er bemerkte (Nosogr. T. III. p. 105.), daß es wüthende gebe, deren Einbildungskraft nicht verletzt ist und die einen blinden und wilden Drang empfinden, ihre Hände in Blut zu tauchen und die Eingeweide ihrer Nebenmenschen zu zerreißen. Indem er hiernach annahm, daß die Manie sans délire und avec délire seyn könne, unterschied er beide auf folgende Art (Nosographie T. III. p. 117.): "Dans le premier cas, "il n'y a aucune altération sensible dans les "fonctions de l'entendement, la perception, le "jugement, l'imagination, la mémoire, etc.; "mais perversion dans les fonctions affectives, "impulsion aveugle à des actes de violence, ou "même d'une fureur sanguinaire, sans qu'on "puisse assigner aucune idée dominante, ni au-"cune illusion de l'imagination, qui soit la cause "déterminante de ces funestes penchans. Dans "la manie avec délire on remarque la "lésion d'une ou de plusieurs fonctions de l'en-"tendement et de la volonté, avec des émo-"tions gaies ou tristes, extravagantes ou furieu-"ses." Zu dieser Unterscheidung und der Annahme der Manie, ohne Wahnsinn sey also Pinel nicht durch vorgefaßte Meinung, sondern durch die Beobachtung bestimmt worden. Hiernach werden

außer Reil und anderen Aerzten auch die philosophischen Schriftsteller, welche diese Art der Manie anerkannt haben, als Hoffbauer, Schulze, Fries, angeführt und ihre Bemerkungen über diesen Gegenstand mitgetheilt. Besonders wird auch auf das, was Platner in seinem schon vor Pinel's Schrift erschienenen Programm de excandescentia furibunda auf diesen Gegenstand sich beziehendes geäußert, aufmerksam gemacht.

Gegen die Annahme dieser Manie hatte sich nun Henke sowohl in seinem Lehrbuch der gerichtlichen Medicin als in seinen Abhandlungen aus dem Gebiete derselben erklärt, und behauptet, daß da der Manie, wie jeder wahrhaft psychischen Krankheit, Aufhebung des Selbstbewußtseyns, folglich der Vernunft und Freyheit wesentlich sey, es keine Wuth ohne Verkehrtheit des Verstandes und keine Manie ohne Geisteszerrüttung geben könne. Er hatte zugleich behauptet, daß wenn Pinel's Kranke zusammenhängend und richtig gesprochen haben sollten, dies nur auf die lichten Zwischenräume, nicht aber auf die Anfälle der Manie selbst bezogen werden dürfe.

Indem er aber nun diesen Gegenstand neuerdings in seiner Zeitschrift und in den Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin, betrachtet, und seine frühere Ansicht vertheidigt hat, so hat er zwar jetzt (Zeitschrift S. 17.) zugegeben, daß bey kurzen Anfällen einer solchen oft nachlassenden, unbestimmt wiederkehrenden, Wuth die Erinnerung bleibe, das Bewußtseyn nicht gänzlich verdunkelt werde und schwinde. In dem folgenden Satze sagt er jedoch wieder: "Aber es verlieren die Kranken, durch den beschriebenen, das Gehirn ergreifenden Proceß, das Selbstbewußtseyn und "werden der Vernunft und der freyen Selbstbestimmung beraubt." Was Pinel's Kranken (in der zweyten Krankheitsgeschichte) betreffe, so sey es klar (Abh. 321.) daß er an einer aussetzenden Manie gelitten ꝛc. Allerdings, gesteht er jetzt weiter zu,

sage Pinel von seinem Kranken aus, daß er, selbst während der Anfälle, von freyen Gebrauch des Verstandes (libre exercice de la raison) gehabt, und an ihn gerichtete Fragen geradezu, und ohne Verwirrung, beantwortet habe. Es werde aber wohl erlaubt seyn, an der Genauigkeit dieser Aussage zu zweifeln, da schwerlich im Moment der tobend ausbrechenden Wuth Unterredungen mit einem solchen Kranken zu pflegen sind, sondern nur zur Zeit des, vielleicht schon nach kurzer Frist eintretenden, Nachlasses.

Was nun Henke's Behauptung betrifft, daß der Manie, wie jeder wahrhaft psychischen Krankheit, Aufhebung des Selbstbewußtseyns und der Freyheit wesentlich sey, so wird hier darüber hauptsächlich Folgendes bemerkt. Daß die Freyheit der Selbstbestimmung bey der sogenannten Manie ohne Wahnsinn aufgehoben sey, ist von Niemand geläugnet, und von Pinel und denen, die ihm gefolgt sind, wohl eben so wie von Henke anerkannt worden. Aber um den Charakter der einzelnen Arten der Seelenkrankheiten gehörig zu bestimmen, ist es überhaupt nicht genug von Aufhebung des Selbstbewußtseyns und der Freyheit im Allgemeinen zu sprechen, sondern die Frage ist hier eigentlich die, ob in jenen Fällen bey der Manie zugleich wahrer Wahnsinn im engeren Sinne (wobey die Vorstellungen und Urtheile verkehrt sind, die Einbildungen für wirkliche Gegenstände der Sinne gehalten werden) Statt finde, ob der Fehler in dem Vorstellungsvermögen gegründet sey, oder ob er nicht vielmehr, wie Pinel und seine Anhänger annehmen, in den Begierden und Trieben liege? Jenes wird nun durch das von Henke Gesagte keinesweges dargethan. Selbst wenn, wie er behauptet, das Bewußtseyn dabey verdunkelt wird, so macht dies noch nicht eigentlichen Wahnsinn aus, oder zeigt keine vorherrschende Idee, keine Täuschung der Einbil-

dungskraft an, die die Ursache dieser unglücklichen Triebe wäre. Und wenn auch ein ruhiges und besonnenes Urtheil in heftigen Anfällen der Art nicht durchaus Statt finden mag, wenn auch, wie der Verf. dieser Abhandlung früher schon zugegeben hat, während der Anfälle einige Verstandesverwirrung erzeugt werden sollte, so möchte doch dann auch diese Art der Manie in Ansehung der Entstehung wie der begleitenden Symptome von der gewöhnlichen, welche durch vorhergehenden Wahnsinn erregt, oder aus der Melancholie entwickelt wird, verschieden seyn — Aus dem Vorhergehenden wird nun der Schluß gezogen, daß die frühere Ansicht falsch ist, wonach die Manie durch den höheren Grad und den allgemeinen Wahnsinn sich von der Melancholie unterscheiden soll, und daß die Geschichte der Manie unvollständig seyn würde, wenn man nicht auch auf die von Pinel angegebene Art derselben Rücksicht nimmt. Selbst Henke hat das von dem gewöhnlichen Verlauf der Manie abweichende Verhältniß dieser Krankheitsfälle anerkannt, indem sie nach ihm eine aussetzende Manie mit unregelmäßigen freyen Zwischenräumen darstellen, und ihnen nicht ein anhaltender und primairer krankhafter Zustand des Gehirns zum Grund zu liegen scheint, sondern eine vom Gangliensystem anhebende kranke Thätigkeit, die das Gehirn plötzlich ergreife und vielleicht eben plötzlich wieder verlasse. Uebrigens müssen denn doch diese Fälle periodischer Manie eben so wohl von denen, wobey entschieden Wahnsinn mit Raserey verbunden sich periodisch dargestellt, als von denen, wo der Wahnsinn anhaltend ist, aber nur die Anfälle der Wuth periodisch wiederkommen, unterschieden werden. Sodann wird bemerkt daß Henke selbst Fälle annimmt, wo auch die Anfälle der Manie bey wenigstens scheinbar, nicht gestörtem Erkenntnißvermögen vorkommen. Als Beweise, daß es Zustände der Geisteszerrüttung und der Unfreyheit gebe,

in welchen anscheinend der Vernunftgebrauch nicht gestört und das in Frage stehende Individuum bey Verstand sey, indem die gewöhnlichen Merkmale der Geisteszerrüttungen fehlten, sind aber nach ihm nicht die von Pinel und Reil mitgetheilten Fälle, sondern diejenigen zu betrachten, welche Hoffbauer unter dem dunkelen und befremdenden Namen des Anreizes durch einen gebundenen Vorsatz aufführt. In Rücksicht auf diese sagt er: Abhandl. II. 353.: "Es ist gewiß, daß die "Freyheit oder Unfreyheit des Menschen nicht im"mer nach den scheinbaren Merkmalen des unge"störten Gebrauches des Verstandes bestimmt wer"den kann." Eben so zieht er hierher die Fälle, welche Platner unter dem Namen Amentia occulta mitgetheilt hat. Und so hat er ja auch in Bezug auf den Brandstiftungstrieb (Abh. aus dem Gebiete d. gerichtl. Medic. B. 3. S. 235.) behauptet, daß die Abwesenheit der positiven Merkmale offenbarer Geisteszerrüttung, so wie das Zugegenseyn solcher Zeichen, aus denen Bewußtseyn und freyer Verstandesgebrauch scheinbar erwiesen wird, den Arzt nicht irre führen dürfen, daß es einen Zustand der Unfreyheit bey anscheinend nicht gestörtem Verstande geben, daß Personen dieser Art nicht bloß vor der Brandstiftung keine Spuren offenbarer Geisteszerrüttung gezeigt hätten, sondern auch bey der Ausübung der unglücklichen That nicht ohne Ueberzeugung und Planmäßigkeit verfahren hätten u. s. w. Unfreyheit oder Unterjochung des Willens durch einen blinden Trieb ohne in die Sinne fallende Veränderung in den Verrichtungen des Verstandes ist ja aber auch nach Pinel, wie angegeben worden, der Character der Manie ohne Wahnsinn. Ob man jedoch bey dem Brandstiftungstriebe, von dem so manche angebliche Fälle sehr zweydeutig sind, mehr Grund habe, einen solchen Zustand anzunehmen, als in den von Pinel mitgetheilten Beobachtungen, möchte sehr zu bezweifeln seyn. Daß man auch in gerichtlich-medicinischer Hinsicht so manche Fälle unter den früher allein angenommenen Arten nicht unterbringen könne, wenn man nicht auf die Manie ohne Wahnsinn Rücksicht nimmt, wird unter andern durch das Gutachten von Hinze, das Henke auf das in seiner Zeitschrift über jene Manie Ge-

sagte hat folgen lassen, bestätigt. — Uebrigens hat Henke (Abh. II. 340-41.), weil, wie er sagt, manchen unserer Landsleute Autoritäten, besonders ausländische, mehr gelten, als Gründe, noch die Bemerkung beygefügt, daß Esquirol die folie raisonnante nicht als eine eigne Art betrachte, sondern zu der aussetzenden Manie rechne und als lucides Intervall ansehe. Ja Pinel selbst sage in der zweyten Ausgabe seines Traité sur l'aliénation mentale. Paris 1809. p. 138. in einer Note: beynahe 800 Irre, die er in der Salpetriere beständig unter Augen habe, böten die Gelegenheit zur Prüfung seiner angenommenen Classification dar. Seit der ersten Ausgabe seiner Schrift sey nicht ein einziger Fall vorgekommen, der sich nicht bequem unter eine der angenommenen Classen ordnen lasse. Nur hinsichtlich der manie sans délire habe er seine Ansicht geändert. "J'ai reconnu seulement, que la manie sans délire n'étoit point une espèce, mais une variété, puisque ces aliénés, dans le moment ou ils raisonnent avec justesse, donnent d'autres marques d'égarement dans leurs actions et offrent d'autres caractères, propres aux maniaques." Demnach vertheidigten deutsche Aerzte und Psychologen mit vieler Wärme noch fortdauernd eine Behauptung Pinels, die dieser treffliche Arzt mit ehrenwerther Aufrichtigkeit längst als falsch zurückgenommen habe. — Gegen den Vorwurf, daß manchen unserer Landsleute Autoritäten, besonders ausländische, mehr gälten als Gründe, glaubte der Verf. dieser Abhandlung nicht nöthig zu haben, sich zu vertheidigen, wenigstens bey denen nicht, die das, was er gegen mehrere ausländische Aerzte, einen Broussais, Tommasini ꝛc. geschrieben hat, ihrer Aufmerksamkeit gewürdigt haben. Er bemerkt daher nur, daß nach seiner Meinung aus Pinels angeführter Stelle nicht der Schluß gezogen werden kann, daß dieser nun selbst die Annahme der Manie ohne Wahnsinn für falsch erklärt habe. Denn daraus, daß er sie für eine Varietät, nämlich der Manie überhaupt, erklärt, folgt ja keineswegs, daß er sie überhaupt läugne. Und so hat er ja auch in der sechsten im Jahre 1818 erschienenen Ausgabe seiner Nosographie sowohl seine frühere Ansicht von der Manie überhaupt beybehalten, als die Manie sans délire als eine Unterart derselben angegeben und mit den gleichen Gründen, wie früher vertheidigt. (Vgl. die eben angeführten Stellen). Und solche Gründe würden den Verf. dieser Abhandlung bestimmen, auch ferner noch diese Art der Manie anzuerkennen, selbst wenn Pinel seine Ansicht aufgegeben hätte.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. Stück.
Den 21. August 1824.

Leipzig.

Bey C. H. F. Hartmann: Dikäopolitik oder neue Restaurazion der Staatswissenschaft mittelst des Rechtsgesetzes. Vom Professor Krug in Leipzig. 1824. nebst einem alphabetischen Register X u. 420 S. in gr. 8.

Bey diesem, den künftigen Herrschern Deutschlands und ihren Freunden gewidmeten Buche ging der Hr. Verf von der Aufgabe aus, eine feste Basis für die Staatswissenschaft zu finden, woran es ihm dieser Wissenschaft bis jetzt noch zu mangeln scheint. Die entgegengesetzten Bestrebungen, wie in jeder anderen wissenschaftlichen und Lebensthätigkeit, so auf dem Gebiete der Politik, faßt Hr. K. unter die beiden Hauptgesichtspuncte einer realistischen und idealistischen Ansicht und Behandlung zusammen. In der Philosophie hat der Verf. eine Art von Vermittelung dieses Gegensatzes versucht unter dem Namen des Synthetismus; in dem vorliegenden Buche soll eine ähnliche Aussöhnung für die Politik gestiftet werden. Die Einleitung berührt frühere Behandlungen der Staatswissenschaft oben-

hin, und den Begriff, der Hrn. Krug's neuer Restauration zum Grunde liegt; wonach dieselbe keinen Anspruch macht, ein förmliches System der Wissenschaft, eher, eine Kritik derselben, jedoch ohne directe Polemik, zu seyn, und beabsichtigt, die Haupttheile der Politik den Forderungen des Rechtsgesetzes gemäß prüfend zu gestalten. Im ersten Abschnitt werden Rechtsgesetze von Tugendgesetzen unterschieden, und zwar hergebrachter Weise, indem als Merkmal des Rechts, oder des bestimmenden Princips für das äußere sich wechselseitig auf einander beziehende Handeln, das Erzwingbare gesetzt wird. Hieraus ergibt sich das Verhältniß der Moral zur Politik, indem beide durch das Rechtsgesetz vermittelt werden. Dieses aber fordere die Beschränkung der äußern Freyheit auf die Bedingung des Zusammenbestehens mit dem Freyheitsgebrauche aller übrigen vernünftigen Wesen; das Minimum, was man von jedem Wesen dieser Art, allenfalls mit Gewalt, fordern könne. Dieses führt auf den Begriff der Zwangspflichten, die ihrer jedesmaligen Entgegensetzung nach gegen die Rechte im zweyten Abschnitt in Erwägung gezogen werden. Der dritte Abschnitt handelt vom Naturstande, als einem rechtlosen, und dem Bürgerstande oder dem Staat, worin jeder Mensch vernünftigerweise muß leben wollen. Der vierte Abschnitt beschäftigt sich mit dem Wesen des Staats; der seinem Hauptzwecke gemäß als eine Rechtsgesellschaft bestimmt wird, so daß der wirklich zu machenden Herrschaft des Rechts alles Uebrige durch den Staat zu Erreichende, und auch die Kirche, untergeordnet wird. Im fünften Abschnitt werden das persönliche und sachliche Element des Staats, oder die Menschen und der Grund und Boden unterschieden, und für sich und in ihrem Verhältniß zu einander erörtert. Im sechsten Abschn. prüft der Verf. über den rationalen Ursprung des Staats insonderheit vier Ansichten: wo

nach der Staat entweder auf einer göttlichen Anordnung beruht, oder auf einem natürlichem Triebe, oder auf einer einigenden Uebermacht, oder auf einer vertragsmäßigen Uebereinkunft. Hr. K. bekennt sich zu dem Ursprung des Vertrags, so fern dieser selbst ein Erzeugniß des Rechtsgesetzes ist, sogar dem ehelichen und Familienverhältniß zum Grunde liegt, und überhaupt eine alte, auch geschichtlich bewährte, (da selbst Gott mit dem Israelitischen Volke einen Vertrag abgeschlossen), keineswegs erst aus einer neueren politischen Schule entsprungene Idee sey. Der achte Abschn., von den Rechten und Pflichten des Bürgers, wird mit dem bedenklichen Satz eröffnet, das Menschenthum sey Zweck, das Bürgerthum, als eine Daseynsform von jener, nur Mittel; verbreitet sich dann über die Rechte zu leben und frey thätig zu seyn, und die diesen entgegenstehende Pflichten; und beschränkt zuletzt den Satz der sogenannten bürgerlichen Gleichheit durch nähere Darlegung des Unterschiedes einer Gleichheit des Rechtes und einer Gleichheit der Rechte. Hieran schließt sich die Untersuchung der staatsbürgerlichen Rechte als Vorrechte, wofern diese entweder an einen zufälligen Umstand geknüpft sind, wie an ein besondres Religionsbekenntniß oder an adliche Geburt; oder mit der staatsbürgerlichen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten nothwendig verbunden seyn müssen. Von der Erhaltung des Staats und den dahin führenden Mitteln, also von der Aufnahme von Fremden, von der Ehe und deren verschiednen Formen und Bestimmungen, von der Auswanderung, sowohl der freywilligen Einzelner, als der beförderten durch den Staat und daraus entspringenden Colonien, spricht der Verf. im neunten Abschnitt. Der zehnte erörtert die Staatsgewalt, und versucht zu zeigen, daß dieselbe ursprünglich bey dem Volke, und von diesem dem Souverän zur Ausübung übertragen sey. Der Besitz der Staatsgewalt ver-

bleibt nach dem Maaße der Uebertragung entweder einer Familie erblich, bis diese ausgestorben, oder einer bestimmten Person nach den Bedingungen der Wahl. Es komme in beiden Fällen darauf an, ob das Oberhaupt des Staats es verfassungsmäßig geworden; bey welcher Gelegenheit die verhängnißvolle Doppelfrage nach dem rechtlichen und historischen Ursprung eines Bestehenden, und ob eine Herrschaft de facto allmälich eine Herrschaft de jure werden könne, berührt wird. Abgesehn von dem Recht, entscheide auch die Betrachtung der Nützlichkeit und Klugheit nicht durchgängig, ob Erblichkeit oder Wahl dem Staate heilsamer zu erachten. Eine nicht minder unauflösliche Aufgabe scheint, zu bewirken, daß nur treffliche Führer an die Spitze des Staats gebracht werden. Theile der Staatsgewalt erkennt Hr. K. hier an: eine aufsehende (Polizeygewalt), gesetzgebende, richterliche und vollstreckende Gewalt, deren jede das Staats-Oberhaupt wiederum mit mannichfachen untergeordneten Behörden theilen und an seiner Statt ausüben lassen muß. Die zweyte Abtheilung des Buches hebt im zwölften Abschnitt an mit der Staatsverwaltung. Nachdem hier zuvörerst der Vorzug eines organischen Verwaltungssystems vor einem mechanischen bemerklich gemacht worden, erwägt der Vf. das Verhältniß der Staatsbeamten, die Fragen über ihre Entlassung und Verantwortlichkeit. Die letztre soll nicht bloß den übrigen obliegen, sondern auch den höchsten Beamten, den Ministern, deren Stellung, Geschäft, Ordnung und Zahl näher bestimmt wird. Alle Erblichkeit und Käuflichkeit der Aemter wird verworfen, ob diese aber büreaukratisch oder collegialisch verwaltet werden sollen, bey gleichen Vor- und Nachtheilen, im Allgemeinen unentschieden gelassen. Eine gute Verwaltung scheint nur durch eine gute Verfassung verbürgt zu werden. Bey jeder Verfassung, behauptet Hr. K., muß ir-

und ein Vertrag vorausgesetzt werden; auch sey kein wesentlicher Unterschied zwischen geschriebenen und ungeschriebenen Verfassungen. Seine Eintheilung der Grundformen der Staatsverfassung, nachdem er die gewöhnliche beurtheilt und ungenügend gefunden, führt Hr. K. auf die verschiedne Gestaltung der beiden Haupttheile der höchsten Gewalt, der Herrschaft und der Regierung, zurück, woraus sich in ersterer Beziehung als Hauptformen Monarchie oder Polyarchie, in der andern Autokratie oder Synkratie ergibt; die unter einander verbunden vier Grundgestalten des Staats bilden. Bey der Untersuchung nach der schlechthin besten Staatsform, wird, abgesehn von derjenigen, die relativ, mit Beziehung auf ein nach Zeit, Ort und Umständen Gegebnes, die beste seyn könne, als Richtschnur angenommen, welche die Herrschaft des Rechts am sichersten verbürge: diese aber sey die mit einer Volksvertretung verbundene monarchische, über deren wesentliche Bedingungen der Verf. sich ausführlicher erklärt. Ueber Staatsreformen und Staatsrevolutionen redet der Verf. im XV. Abschn. mit seiner gewöhnlichen Mäßigung. Im XVI. über die Verhältnisse der Staaten unter einander, behauptet der Verf. mit Grund ein eigentliches Rechtsverhältniß zwischen verschiedenen Staaten im Gegensatz derjenigen, die hier nur Klugheit oder willkürliche Bestimmung wollen gelten lassen. Der XVII. Abschn. beschäftigt sich mit der wichtigen völkerrechtlichen Frage, ob ein Staat das Recht habe, sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen einzumischen? Hr. K. unterscheidet, wo ein Volk sich in einer solchen inneren Bewegung befindet, daß diese die Ruhe anderer Staaten gefährden könnte, zuerst die freundschaftliche Vermittelung von der kriegerischen. Die erstere habe jedesmal mit Recht statt, die kriegerische nur in zwey Fällen, wenn entweder ein rechtsgültiger Vertrag zur Einschreitung

berechtigt, oder die in einem Staate entstandenen Unruhen mit wirklichen Verletzungen der Rechte andrer Staaten verknüpft sind. Sodann wird das Gesagte in einer Betrachtung von zwey wichtigen Verhältnissen dieser Art unsrer Tage weiter erörtert, des Verhältnisses nämlich von Rußland zu der Türkey, und von Frankreich zu Spanien, welches letztre insbesondre zu einer Feststellung der Grenzen einer einmal unternommenen bewaffneten Zwischenkunft Gelegenheit gibt. Der XVIII. Abschnitt, vom Kriege und Frieden, betrachtet den Krieg zuerst mit Beziehung auf den Frieden, und entwickelt dann den Satz, daß bey zunehmender Herrschaft des Rechtsgesetzes ein friedliches Nebeneinanderseyn und Zusammenwirken der Staaten sich immer dauerhafter bilden werde und müsse. Indessen sey der Krieg, als Kampf physischer Kräfte, weder gerecht noch ungerecht, sondern nur warum und wie er geführt werde. Es folgt sonach, daß bloß der Vertheidigungskrieg gerecht sey; obgleich der zuerst Angegriffene deshalb nicht sofort im Vortheile des Rechts ist. Hieran knüpft sich die Beurtheilung einer gerechten Kriegsführung und des Eroberungsrechts. Im XIX. Abschnitt werden die verschiednen in und durch Handel und Schiffarth [illegible] vorgebrachten Verhältnisse nach dem Rechtsgesetz gewürdigt. Der letzte Abschnitt ist überschrieben: Untergang der Staaten; welcher, wie der Vf. darzuthun sich bestrebt, durch den Mangel an Herrschaft des Rechtsgesetzes herbeygeführt werde, weshalb dasselbe sich auch von dieser Seite als die wahre Grundlage des Staatsbestehns erweise. Den Schluß macht eine Stelle aus einer in der Französischen Pairskammer gehaltenen Rede des Grafen Daru, die Hr. K. mit einigen Bemerkungen über den von ihm so benannten Gegensatz des politischen Realismus und Idealismus und dessen synthetische Vereinigung begleitet.

Aus dieser Darlegung mag der Gehalt und die Bedeutung dieser neuen Restauration erhellen. In dem beschränkten Raum einer Anzeige kann die Kritik sich nicht mit dem Einzelnen befassen, um so weniger, je mehr sie zu thun finden möchte. Ref. erlaubt sich nur das Aufwerfen einer einzigen Frage; freylich der folgenreichsten für oder wider das ganze Buch, die eben deshalb hier wiederum nicht erschöpft werden kann: was auf der von dem Verf. gelegten Grundlage des Rechtsgesetzes die Staatswissenschaft an Gründung, Bau und Durchgestaltung gewonnen? Schon der obige Grundriß lehrt, daß kein Theil neu oder höher gebildet worden; sondern nachdem der Verf. sein Rechtsgesetz aufgestellt, ward der fernere Inhalt der Wissenschaft aus dem Gegebnen im Vergangenen oder Bestehenden genommen. Die Behandlung ist eine solche, welche weniger den Blick erhebt über die Gegenwart, und kommenden aus anderen Augen sehenden Zeiten noch leuchten könnte, als einer gemäßigten und billigen Betrachtung eines jetzigen Zustandes der Politik angehört. Jenes Gesetz ist seiner wahren Bedeutung nach eine Formel oder Regel, angewandt auf Verhältnisse, die aus dem Princip der Beurtheilung nicht erkannt werden. So wie das Rechtsgesetz vom Vf. aufgestellt ist, entlehnt aus einem isolirten Bewußtseyn, müßte man sagen, nicht daß der Staat um des Rechtsgesetzes willen, sondern das Rechtsgesetz um des Staats willen sey. Oder soll behauptet werden dürfen, der Staat sey keine höhere Rechtsordnung darzustellen bestimmt, als die Aufrechthaltung jenes Minimums, welches jedes einem anderen entgegengesetzte menschliche Individuum von diesem zu fordern habe, durchzuführen? Ist nicht vielmehr der Staat ein höheres Rechtswesen als der einzelne Mensch? Auf einen Theil des Staatslebens scheint sich das Rechtsgesetz, wodurch der Verf.

die ganze Wissenschaft zu restauriren wünscht, allerdings zu beziehen; aber auf einen untergeordneten und noch wenig ausgebildeten, wie man denn nicht anstehen kann zuzugeben, daß die Bildung des Staats in der Zeit hie und da bey den untergeordneten Theilen zuerst angefangen. Der Vf. aber bezeugt eine allgemeingültige Vernunftwissenschaft im Sinne zu haben, und so müßte das Höhere zuerst, oder jedes Subordinirte wenigstens in seiner wesentlichen Verknüpfung mit dem Höheren dargestellt werden. Endlich ist der ganze Umfang des genannten Rechtsgesetzes beschränkt auf die Erkenntniß und Aufhebung des Unrechts zwischen Einzelnen, außer wahrer Rechtsvereinigung gedacht. Es sey vergönnt, zu zweifeln, ob das System der Rechtsvereinigung überall auf einer Grundlage errichtet werden könne, die anstatt jene selbst vorauszusetzen, eine Erscheinung von Vorne in die Wissenschaft hereinnimmt, von der es wenigstens im Anfange völlig unbestimmbar ist, ob und an welcher Stelle sie in derselben vorkommen könne. Ueberhaupt werde von den neueren Rechts- und Staatslehrern, insonderheit von Kant und Fichte an, bemerkt, daß sie das Unrecht dem Systeme insgemein zu früh aufnöthigten. T.

Berlin.

Die Königlich-Preußische Academie der Wissenschaften zu Berlin machte ihre schon früher aufgestellte Preisfrage im Julius d. J. noch ein Mahl für das Jahr 1826 bekannt. Die Aufgabe ist: "Das Wesen und die "Beschaffenheit der Bildung des etrurischen Volkes "aus den Quellen kritisch zu erörtern und darzustellen; "sowohl im Allgemeinen, als auch eingehend auf die "einzelnen Zweige der Thätigkeit eines gebildeten Vol"kes; um so viel als möglich auszumitteln, welche der"selben wirklich, und in welchem Grade und Umfang "ein jeder, unter diesem berühmten Volke blühte." Die nähern Bestimmungen bitten wir in der frühern Ankündigung nachzusehen. Jahrg. 1822. S. 1797.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 21. August 1824.

Paris.

Bey Deterville, 1820: Histoire des trois démembremens de la Pologne, pour faire suite à l'histoire de l'anarchie de Pologne, par Rulhières. Par l'auteur de l'histoire et de la théorie des revolutions. Tome prem. 496. Tome II. 472 und Tome III. 602 Seiten in 8.

Polen ist aus der Reihe der Staaten getreten; aber, gleich wie die Krankheits-Geschichte eines Verstorbenen, durch die eigenthümliche Beschaffenheit der Krankheit, großes Interesse gewähren kann: so hat eine Geschichte der Art, wie es den Nachbaren gelang, das Land der alten Sarmaten unter sich zu theilen, um so größere Ansprüche auf äußere Theilnahme, als diese sich an die der heutigen Zeit anschließt, und auf die großen Ereignisse, von welchen wir Augenzeugen gewesen sind, den größten Einfluß gehabt hat, und für die Zukunft zu äußern droht. Nicht mit Unrecht datirt man von der Zeit des Untergangs Polens, das Grab des lange Zeit bestandenen Systems politischen Gleichgewichts, das bis dahin die Existenz der europäischen Staaten,

selbst im Gefolge unglücklicher Kriege gesichert hatte. Polen war das Bollwerk, das Europa gegen die Uebermacht jenes Colosses im Osten Schutz gewährte. Was Polen war, soll nun Deutschland, schon mit der Obhut des Westens beauftragt, seyn. Wird Deutschland einst das Schicksal Polens theilen? Wichtige und herzangreifende Frage! Wohl verlohnt es sich der Mühe, die Ursachen kennen zu lernen, die einen Friedrich, einen Kaunitz, diese Veteranen unter den Staatsmännern bewegen, konnten, die Grundsätze der lange Zeit befolgten Politik zu verlassen und selbst die erste Hand an den Umsturz des alten Staatsgebäudes zu legen, dessen Ruinen auf ihre eignen Länder zurückfallen mußten; wichtig ist es zu wissen, warum das übrige Europa diesem Länderraub mit Gleichgültigkeit zusah? — Einer der ersten Geschichtschreiber der sich mit diesen Gegenständen beschäftigt hat, ist Rulhieres. Er fand die vorzüglichste Veranlassung zu dem Untergange Polens in der Anarchie seiner fehlerhaften Staatsverfassung, und nicht ohne Grund gibt er seinem bekannten Werke den Titel: Histoire de l'anarchie de Pologne. Wir müssen diese Schrift gleichsam als den ersten Theil der Geschichte des Untergangs Polens betrachten, in welchem Rulhieres die Grundursachen dieser Begebenheit zu entwickeln gesucht hat. Die Ereignisse selbst sollten den Inhalt eines andern Werks ausmachen, das er mit dem Jahre 1789 zu beschließen beabsichtigte. Rulhieres hatte dazu bereits viele Materialien gesammelt, und einzelne Gegenstände ausgearbeitet, als der Ausbruch der Revolution in Frankreich seine Aufmerksamkeit von den Polen abzog. Die Verehrer Rulhieres werden ungern erfahren, daß seine Manuscripte über die französische Revolution verloren gegangen sind. Seine Materialien zu der Geschichte des Untergangs Polens, fielen dem Verfasser des Esprit de l'histoire

et de la théorie des révolutions, in die Hände, der von der ersten Theilung von Polen im Jahre 1773 an, da, wo sich Rulhiere's Geschichte schließt, den Faden wieder anknüpft, und sich als seinen Fortsetzer ankündigt. — Die Fehler, die Rulhieres als Geschichtschreiber vorgeworfen werden, sind oft gerügt. Er opfert nicht selten die Wahrheit dem Witze auf, und Anecdoten vertreten dann die Stelle von fehlenden, oder mangelhaft dargestellten Thatsachen. Sein Haß gegen die Sémiramis du Nord, wovon sein früheres Werk: Anecdotes sur la révolution de Russie de 1762, nur zu starke Spuren zeigt, läßt ihn die Russen als ein elendes und verächtliches Volk schildern, während er dem polnischen National-Character vielleicht ein zu günstiges Colorit leiht. Allein Rulhieres hatte seine Nachrichten zum größten Theil, wenn oft auch nur aus mündlichen Quellen doch an Ort und Stelle geschöpft; unter den Erzeugnissen seiner Einbildungskraft finden sich viele vor ihm nicht bekannte Thatsachen. Nicht das nämliche können wir von seinem Fortsetzer sagen; da, wo ihn die aus Rulhieres Nachlasse erhaltenen Materialien verlassen, erblicken wir nur den Compilator, der jedoch nicht ohne Auswahl compilirt. Die jedem Buche angehörigen Pièces justificatives enthalten eine Sammlung der vorzüglichsten Actenstücke über die Theilung Polens.

Die Einleitung enthält eine kurze Uebersicht der polnischen Geschichte. Folgendes Epitaphium, das bereits vor vielen Jahren, gleichsam im prophetischen Geiste, der polnischen Republik gesetzt ward, bezeichnet mit wenigen Worten ihren Character: Née de la trop grande indulgence des rois; Nourrie par l'arrogance des sénateurs; Vexée par la licence de l'ordre équestre; Prostituée par l'avarice de tous les ordres; Devenue tributaire des infidèles: elle est ensevelie sous ses

propres ruines. Polen hatte oft Europa gegen die Türken und Tartaren zur Sicherheit gedient. Im Anfange des 18ten Jahrhunderts sahe man die Russen sich zum erstenmal in die innern Angelegenheiten Polens mischen; noch vor Ende desselben theilten sie mit zwey Nachbaren den Rest dieses Königreichs, dessen Erhaltung für die letztern eine so hohe Wichtigkeit hatte. In den vorhergehenden Jahrhunderten war Polen oft mit Rußland im Kriege begriffen, und trat, wenn nicht immer als Sieger, doch unbesiegt, vom Kriegs-Schauplatz ab. Im 18ten Jahrhundert waren beide Länder im Friedenszustande; allein es gelang den Russen, die Polen als Hülfstruppen zu unterjochen und jenes alte Sprichwort zu bewähren: ein unsicherer Freund ist gefährlicher als ein offener Feind! — Peter der Große faßte zuerst den Plan, der Schiedsrichter der europäischen Angelegenheiten zu werden; Polen sollte dazu den Weg bahnen, und seine Nachfolger traten in seine Fußstapfen. Im Jahre 1733 bestimmte Rußland die Wahl Augustus III. als König von Polen. Im Kriege von 1741 weheten die russischen Fahnen zum erstenmahl an den Ufern des Nieder-Rheins. Im siebenjährigen Kriege war Rußland mit Frankreich und Oesterreich verbunden, der gefährlichste Feind Friedrichs. Der Kaiserin Catharina II. gelang es, Rußland auf den Gipfel politischer Größe zu erheben, der Peter dem Großen vorgeschwebt hatte. Weit aussehend waren ihre Projecte: die Krimm reizte ihre Habsucht; das caspische und schwarze Meer sollten die Grenze Rußlands werden. Auf dem baltischen Meere sollte die russische Flotte triumphiren, und Polen von Rußland abhängig seyn. Das Glück begünstigte die Unternehmungen dieser außerordentlichen Frau. Beym Frieden von Teschen sehen wir sie, die Eifersucht, die zwischen Oesterreich und Preußen und die Unthä-

tigkeit, die im französischen Cabinet herrschte, benutzend, wie einst Frankreich beym Friedensschlusse des dreyßigjährigen Krieges, die Rolle des Vermittlers übernehmen. Welche große Rolle Rußland in unsern Tagen in den europäischen Welthändeln spielte, ist noch in Jedermanns Andenken. Diese Größe steht in naher Verbindung mit Polens Untergange.

Der Verf. beschreibt in den sechs ersten Büchern die langen und nicht sehr ehrenvollen Unterhandlungen, mit denen Rußland, Oesterreich und Preußen sich in dem Zeitraume von 1771 bis 1774 beschäftigten, und die sich mit der ersten Theilung Polens endigten. Bemerkenswerth ist es, daß die krummen Wege der Politik zu einem Resultate führten, das ursprünglich nicht in der Absicht der drey Cabinette lag. — So wenig darf man bey den Handlungen der Menschen Consequenz voraussetzen, oder aus dem Erfolge auf die Absichten schliessen. — Der Verf. beschreibt umständlich die Zusammenkunft, Kaiser Josephs mit Friedrich II. zu Neiß im J. 1769. Die Verbindung Oesterreichs mit Frankreich, hatte die Allianz Friedrichs mit Rußland veranlaßt. Das Waffenglück der Russen gegen die Türken, und der Umstand, daß russische Truppen zwar unter der Maske der Freundschaft und von Stanislaus Augustus eingeladen, aber doch in der That als Gebieter, einen großen Theil von Polen besetzt hielten, hatten bey Friedrich Besorgnisse erregt. Er wollte Rußland verhindern in der Türkey Eroberungen zu machen; wollte den russischen Einfluß in Polen vereiteln; aber alles dieses ohne der Allianz mit Rußland zu entsagen, ohne überhaupt das Schwert zu ziehen. Friedrich wünschte durch Erwerbung einiger Landestheile von Polen, sein Königreich Preußen mit seinen Erbländern und dem kürzlich eroberten Schlesien in nähere Verbindung zu bringen. Zu schwach

en Kräften, wenn nicht durch Glücksfälle begünstigt, die eingenommene Rolle unter den ersten europäischen Mächten zu behaupten, sah er eine Vergrößerung seines Gebietes zur Erhaltung der preußischen Monarchie als nothwendig an. Oesterreich sollte das vorzüglichste Instrument zur Ausführung seiner Pläne werden. — Das österreichische Cabinet, noch fest an der Allianz mit Frankreich hangend, war was die Furcht vor Rußlands Größe anbetraf, von gleichen Gefühlen als Friedrich beseelt. Fürst Kaunitz, der es leitete, suchte Friedrich von der russischen Allianz abzuziehen. Auch das österreichische Cabinet wollte keinen Krieg; es dachte nicht auf Eroberungen. Anders war Joseph gesinnt, der noch ganz unter der Vormundschaft seiner Mutter stehend, seine Ideen zwar äußerte, aber nicht in Wirklichkeit bringen konnte, in so fern er nicht mit Kaunitz einverstanden war. Joseph wollte, wie früher Friedrich, die Rolle des Eroberers spielen; ob, auf Kosten Polens, oder der Türkey, war ihm gleichgültig. Lebhaft waren die Unterhandlungen zu Neiß; die beiden Monarchen kamen in selbigen überein, daß Polen von den Russen geräumt, Stanislaus Augustus auf dem polnischen Throne bleiben, und in Polen die alte Verfassung, d. h. die für Preußen und Oesterreich so günstige Anarchie wieder hergestellt werden sollte. Nach den ersten Aeußerungen des Fürsten Kaunitz, muß man schließen, daß Joseph zu Neiß ohne Authorisation gehandelt hatte. Allein der künftige Gebieter siegte über die bedenkliche Politik des alten Ministers. Auf diese erste Zusammenkunft folgte im J. 1770 eine zweyte zu Neustadt. Der Verf. behauptet gegen die Meinung des Grafen Broglio (Politique de tous les Cabinets de l'Europe, p. 160.) daß weder in den Conferenzen zu Neiß noch zu Neustadt von einer Theilung Polens die Rede gewesen, sondern die Unmöglichkeit den Frieden mit den

Türken und die Ruhe in Polen wieder herzustellen, dieß Ereigniß herbeygeführt habe. Die erste Idee Polen zu theilen, wird dem Prinzen Heinrich von Preußen zugeschrieben. Dieser Prinz hatte sich an der Spitze der Armee einen militairischen Ruhm erworben, der die Eifersucht seines Bruders erregt hatte. Nach Beendigung des siebenjährigen Kriegs schl ß diese nämliche Eifersucht den Prinzen von aller Theilnahme an der Regierung und Politik aus. Und doch konnte Niemand ein größeres Talent für Politik und einen größeren Hang, sich in alles zu mischen, haben, als Heinrich. Der Prinz hatte seinen Bruder zu der ersten Conferenz nach Neiß begleitet. Die hohe Achtung, die Joseph dort dem Prinzen bezeigte und die besonderen Conferenzen, die unter beiden Statt gefunden hatten, welche die demnächstige Erhebung Heinrichs zum deutschen Reichsfürsten betrafen, ließen Friedrich den Entschluß fassen, seinen Bruder, unter dem Vorwande, daß er eine Reise unternehmen sollte, zu der zweyten Conferenz nach Neustadt nicht mitzunehmen; er ertheilte ihm die Erlaubniß nach Stockholm, und auf Einladung der Kaiserin Catharina von dort nach Petersburg zu gehen. Heinrich wußte die Kaiserin für sein Project Polen zu theilen, zu gewinnen, so sehr sie auch anfangs dagegen eingenommen war. Rulhieres will alle diese Details aus Heinrichs Munde erfahren haben, der ihm unter andern sagte: "Je sais, que j'ai peine à me defendre du coté de la morale; mais il s'agissoit de prevenir les calamités d'une nouvelle guerre, dans laquelle nous aurions été entrainés, et dont personne ne pouvoit prevoir l'issue — Pour prevenir ces malheurs, il n'y avoit qu'un moyen, c'etoit de mettre trois têtes dans un bonnet, et cela ne se pouvoit faire qu' aux depens d'un quart." Es fetzt eine große Unbekanntschaft mit Friedrich's Denkungsart und Handlungs-

weise voraus, um der Behauptung Glauben beyzumessen, Heinrich habe es wagen dürfen, ohne von ihr beauftragt zu seyn, der Kaiserin von Rußland irgend ein Project vorzulegen oder gar Unterhandlungen anzustellen. Die Idee der Theilung Polens entstand wohl, ohne Zweifel, in Neiß; bey welcher Gelegenheit Heinrich vermuthlich den Unterhändler zwischen Friedrich und Joseph machte. Fürst Kaunitz ward für das Project zu Neustadt gewonnen. Nicht als wenn Kaunitz gleich Anfangs die im Hintergrunde liegende Theilung Polens gebilligt hätte. Sein Plan war: Friedrich, den er verachtete und haßte, und dem er an Geist weit überlegen zu seyn glaubte, sollte ein Instrument der österreichischen Politik werden. Nur Maria Therese war lange Zeit zu gewissenhaft, gleich einzuwilligen, und bereuete ihre Nachgiebigkeit bald. Im Februar 1776 äußerte sie: sie wisse sehr wohl, die Theilung Polens sey ein Fleck in ihrer Regierung, sie habe nur der Nothwendigkeit nachgegeben. Die Hoffnung, Rußland und Preußen zu gemäßigten Forderungen zu bewegen, habe sie veranlaßt, die ihrigen zu erhöhen, und zu ihrer Verwunderung, sey ihr alles, was sie gefordert habe, gleich zugestanden worden." —

Die nämlichen Gefühle des Ehrgeizes und der Eroberungssucht, die Friedrich und Joseph beseelten, herrschten in dem Character der russischen Kaiserin. Ihr Gebiet auf Kosten der Türken zu vergrößern, war nicht der einzige Gegenstand ihres Strebens; sie wollte alle europäische Cabinette beherrschen, und um dazu zu gelangen, mit Preußen, Dänemark und Schweden, unter der Benennung: nordische Allianz, ein dauerndes Bündniß schließen, das vorzüglich gegen Frankreich gerichtet war. Die Idee, Polen zu theilen, war schon früher im russischen Cabinet in Anregung gebracht, aber von dem Minister, Grafen Panin, lebhaft bestritten worden. Von den drey Mächten, die an dieser

Theilung Theil nehmen wollten, war Rußland diejenige, die auf Gewinst rechnen konnte. Polen war für Rußland keine Schutzwehr; es bedurfte derselben nicht. Oesterreich besaß schon eine so große Ländermasse, daß eine Vermehrung von Grund und Boden, keine Verstärkung der Kräfte war; rathsam war es dagegen, die Oesterreicher über jene Gebirge zu ziehen, die bis dahin eine gute militairische Grenze gebildet hatten. Was Catharina an Preußen zu geben gedachte, war nur ein kleiner Strich Landes; Danzig und Thorn, nach deren Besitz Friedrich strebte, sollte er nicht erwerben. — Choiseul, der damals die französische Politik leitete, vereitelte das nordische Bündniß. Seine Politik war: Polen dem russischen Joch zu entziehen, dieser Republik ihren alten Glanz wieder zu geben, Rußland durch den Türkenkrieg zu beschäftigen, und Oesterreich so wohl für seine Absichten gegen Rußland, als insbesondere für den Krieg, den er gegen England zu führen beabsichtigte, zu gewinnen. Gebunden durch seinen Allianz-Tractat von 1756 mit Oesterreich mußte Choiseul die Hülfe, deren die Polen so sehr benöthigt waren, auf die Sendung einiger militairischen Abenteuerer beschränken, unter welchen Dumouriez war. Umständlich beschreibt der Vf. den Partisankrieg, der in Polen geführt ward. Die Polen zeigten damals noch nicht den Geist, den sie in unsern Tagen entwickelten. Nicht ohne Grund schrieb Chabanon an Rulhieres bald nach der Erscheinung seiner Histoire de l'anarchie de Pologne: Vous peignez les Russes comme une nation lache et meprisable; vous montrez chez les Polonois plus de noblesse, de grandeur et d'activité. Cependant, dans tout le cours de votre histoire, ces Polonois fiers et actifs sont toujours sous le joug. Il n'y à pas une époque où la fierté Polonoise etonne et menace la feroce pusil-

Paninite des Russes." — Auch dürfen wir nicht annehmen, daß die unbedeutenden kriegerischen Ereignisse in Polen auf die Schritte der drey großen Mächte Einfluß gehabt haben; desto mehr aber, was in der Türkey vorging. — Gerade während den Unterhandlungen zu Neustadt, trafen die Nachrichten von den Siegen der Russen an der Donau und der Verbrennung der türkischen Flotte im Archipelagus ein.

Noch eher die drey Mächte über die Theilung Polens ganz einverstanden waren, ließen sie schon die Provinzen die sie sich ausersehen hatten, in militairischen Besitz nehmen. Die russischen Gesandten in Warschau, ein Saldern, ein Stackelberg herrschten unumschränkter in Polen, als Stanislaus Augustus selbst. Der österreichische General Nadasti und der Preuße Belling, die sich im siebenjährigen Kriege einen Namen erworben hatten, hauseten, unter der Masque von freundschaftlicher Besetzung, als wie im feindlichen Lande. — Oesterreich und Preußen überließen die Türken ihrem Schicksale, die bald gezwungen wurden, einen nachtheiligen Frieden mit Rußland zu unterzeichnen. — Eine Handlung vielleicht noch weniger ehrenvoll, als die Türken ihrem Schicksal zu überlassen, war diese: die drey Mächte zwangen die schwache polnische Reichsversammlung den Länderraub gleichsam zu sanctioniren. Mit großer Bitterkeit rügt der Verf. das Betragen der Kaiserin Catharina, gegen die unglücklichen Griechen, die sie zum Aufstande gereizt hatte, und die nun von ihr verlassen wurden. Repnin, russischer Gesandte in Constantinopel, von den Türken bestochen, ward sogar ein Verfolger der Griechen.

Der Verf. untersucht die Fehler, deren sich der König von Polen, die Conföderirten, die drey theilenden Mächte und die übrigen europäischen Mächte zu Schulden kommen ließen; Fehler, die den

Untergang Polens herbeyführten. Hart ist das Urtheil, das er über Stanislaus Augustus fällt; härter, unserer Ansicht nach, als es dieser unglückliche Monarch verdient. Sein erster Fehler war, sagt er, nach einer Krone zu streben, ohne die Mittel sie mit Ruhm zu tragen, zu besitzen. "Quand il forma le projet de succéder à Auguste III. il n'avoit d'autre reputation que celle d'un homme à bonnes fortunes, et on a vu dans Rulhières, combien cette misérable prétention jettoit de ridicule sur sa conduite; il attacha une espèce de gloire romanesque à être couronné par son amante, qui n'avoit eu pour lui qu'un goût passager." Welche Fehler der Verf. auch dem Könige und der Conföderation Schuld gibt, so läßt doch dasjenige, was bey der zweyten Theilung von Polen sich ereignete, nur zu sehr besorgen, daß keine Anstrengung von Seiten der Polen vermögend gewesen seyn würde, unter den herrschenden Verhältnissen die Existenz Polens zu retten. Das siebente Buch enthält eine kurze Uebersicht der Ursachen, die in dem friedlichen Zwischenraume von 1774 bis 1788 auf eine so günstige Weise auf die Polen und insbesondere auf den Adel wirkten, daß er den muthvollen Entschluß faßte, die polnische Staatsverfassung zu verbessern. Wenn dieser große Entschluß unerachtet des kräftigen Widerstandes, den die Polen gegen den Angriff der Russen und Preußen leisteten, ein so trauriges Ende nahm, so gibt dieß Ereigniß ein neues Belege zu der Wahrheit an die Hand, daß man lange Zeit bestandene Einrichtungen nicht verbessern darf, ehe man sich im Innern und im Auslande nicht die Mittel zur Unterstützung des Gebäudes, während die Ausbesserung geschieht, versichert hat. Der Verf. sucht die Constitution, welche die Polen einführen wollten, von dem Vorwurfe loszusprechen, als habe sie democratische Grundsätze enthalten. Am auffallendsten ist

das Lob, das er dem Betragen des von ihm früher so bitter getadelten Stanislaus Augustus seit 1788, ertheilt. Die zweyte und dritte Theilung Polens, gehen rascher vor sich, als die erste. "Le principe de la convenance étoit établi comme un droit reconnu: on le suit sans rougir; et les puissances assez fortes pour être injustes ouvertement, avancent comme un point incontestable, qu'il leur suffit de s'être mutuellement communiqué leurs motifs respectifs." — Den Gesichtspunkt des Verf. genau auszudrücken, setzen wir die kurze Characteristik der Haupthelden her, so wie er sie am Schlusse seines Werks entworfen hat: Catharina, unerachtet des Lobes der Philosophen, ihrer Zeitgenossen, wird von der Gerechtigkeit, der Politik und der Nachkommenschaft bitter getadelt werden, daß sie, gegen den Rath ihres Ministers (des Grafen Panin) einer Nation, die sie nicht beleidigt hatte, drey tödliche Schläge versetzte, den Zwischenraum vernichtete, der ihre europäische Grenze gegen jeden Angriff deckte. Die Lorbeern, die der Große Friedrich in zwey blutigen Kriegen sich erworben hatte, werden durch eine schändliche Eroberung, die er, ohne das Schwert zu ziehen, durch Intriguen macht, befleckt. Warum folgte er den ersten Bewegungen seines Herzens nicht, die ihn von dem Verbrechen zurückschreckten? Strafbarer noch als sein Onkel erscheint Friedrich Wilhelm II., er verleugnet den sanften und wohlwollenden Character, jene loyale Politik, wovon er im Anfange des Feldzugs von 1792, so glänzende Beweise gegeben hatte; er plünderte diejenigen, denen er Hülfe versprochen, die er aufgemuntert hatte, sich in Vertheidigungs-Zustand zu setzen; methodisch zog er die Polen während drey Jahren an den Rand des Abgrundes, und war einer der Thätigsten sie hinein zu stürzen. Wir sehen Maria Theresia mit Thränen die Seite in ihrer Geschichte

auslöschen, die Kaunitz, dictirt von Joseph, niedergeschrieben hatte; vergebens beklagte sie, den einzigen Flecken der eine vierzigjährige Regierung voll von Tugend, Weisheit und Ruhm, gegen ihren Willen erhalten hatte, nicht verwischen zu können. Und ihr Enkel? Gleichwie Maria Theresia wurde er, wider seinen Willen, hingerissen an einer Länder-Plünderung Theil zu nehmen, die er nicht billigte. — Die Ereignisse unserer Tage haben die falsche Politik der verbundenen drey Mächte, in ein klares Licht gesetzt. Die Nemesis hat frühzeitig ihr Richteramt ausgeübt. Oesterreich hat bereits Gelegenheit gehabt, die Vernichtung Polens zu bereuen; was Friedrich Wilhelm II. den Polen entriß, ist in die Hände des allgefürchteten Rußlands übergegangen. Und dieser Coloß selbst würde 1812 mit Schrecken erfahren haben, daß ein Zuwachs von Land nicht immer die Kräfte des Staats vermehrt, wenn Buonapartes militairische und politische Fehler sich nicht ins Mittel gelegt hätten. Wie, wenn der Corse am Niemen sich aufstellend, Polens Wiederherstellung proclamirt hätte? Dann möchte in Erfüllung gegangen seyn, was wir in der Histoire de Suwarow, 1809 lesen: "On ne peut dire jusqu'à quel point la Pologne peut un jour faire repenter la Russie, que s'est mise à decouvert de ce coté. Un peuple exaspéré pouvait s'étayer des forces de la France; la Turquie, la Suède, la Prusse, auroient donné passage à tous les ennemis de la Russie." Nach dieser starken Kritik eröffnet der Verf. freudige Aussichten für die Zukunft, über deren ernstliche Meinung wir jedoch in Ungewißheit sind. Wenn man sich der Unglücksfälle aller Art erinnert, sagt er, welche die Polen seit 1733 erfahren haben, so ist es klar, daß zwar ihre alte politische Existenz, die für sie nur eine Quelle von Uneinigkeit und Unglück war, verloren gegangen ist; aber durch ihre

Einverleibung in einen größern Staat, haben sie ein Daseyn gewonnen, das ihnen in der That eine größere politische Freyheit gewährt, als sie in einer Zeit genossen, in welcher sie immer von Freyheit redeten, ohne sie zu kennen. — So viel den Polen zum Troste; — aber für uns übrige, die nicht ohne Besorgnisse die russischen Vedetten an den Gränzen Deutschlands erblicken, weiset er auf die Grundsätze der heiligen Allianz hin, Grundsätze deren gerechte und wohlwollende Richtung Niemand verkennt, und denen man um völlige Beruhigung zu gewähren, eine solidere Basis wünschen möchte, als das vergängliche Leben der handelnden Personen zu leisten vermag.

Polen spielte eine kräftige Rolle in den europäischen Welthändeln, als seine Militairverfassung derjenigen seiner Nachbaren angemessen eingerichtet, und es nicht durch innere Uneinigkeiten geschwächt war. Hätte Polen im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts Kraft gehabt, dasjenige in Ausführung zu bringen, was es zu spät, im Jahre 1788 beabsichtigte, eine hohe Stelle würden jetzt noch die Sarmaten in der Reihe der europäischen Staaten einnehmen. Von dem Augenblicke an, da sie den Russen verstatteten, sich in ihre innern Angelegenheiten zu mischen, und zwar dies fortdauernd zu thun, als sie diese ihre Nachbaren sogar selbst dazu aufforderten, da verloren sie ihre Freyheit. Die große Strecke Landes, die wir Polen nannten, galt zwar für einen Staat, genoß aber nicht die Rechte eines solchen; denn die Polen mußten fremder Leitung folgen. Eingeschlossen durch viele Tractate, die ihre Existenz sichern sollten und auf den Schutz des Systems politischen Gleichgewichts rechnend, konnten sie sich lange Zeit nicht von der Möglichkeit, daß diese ihre Existenz Gefahr laufe, überzeugen. Statt in Zeiten Vorkehrungen zu treffen, überließen sie sich sorglos den Unordnungen der Anarchie,

die zwar den Eigennutz einzelner Großen beförderte, aber den Absichten der benachbarten Mächte eben so günstig war. Voltaire spricht in seinem Briefe an den Conföderirten von Barr: "du droit qu'on a d'entrer dans la maison de son voisin, quand le feu y est." Die Polen machten die unangenehme Erfahrung, daß die zur Hülfe Gekommenen das Gerettete für sich behielten. Und nun die Nutz-Anwendung: man muß eine Feuersbrunst möglichst verhüten, und, wenn sie ausbricht, sie, ohne Hülfe unsicherer Nachbaren zu löschen suchen. Dazu gehört, was den Polen fehlte: eine kräftige und weise Regierung, ein gutes Finanz-System; eine zweckmäßig eingerichtete Kriegsverfassung; ein enges Zusammenhalten mit seinen Alliirten, entfernt von eigennützigen Absichten. Mißlich wie die Lage auch seyn mag, in welche sich Deutschland durch die politischen Sünden unserer Väter versetzt siehet, darf es, wenn es die eben bemerkten Grundsätze nicht aus den Augen setzt, und sich selbst treu bleibt, nicht besorgen, einst Polens Schicksal erfahren zu müssen.

Groningen.

Bey J. Domkens: Jo. Guil. de Crane Oratio de Vossiorum Juniorumque Familia seculo praesertim XVII. insigni eruditionis laude clara, optime de literis, apud posteros etiam, merita. 1821. Mit der Annotatio 88 S. in gr. 4.

Hr. Prof. de Cr. zu Franeker liefert in dieser Rede, die verbunden mit der hinzugefügten literarhistorischen Annotatio, sich eigentlich als Dissertation geltend macht, einen schätzbaren Beytrag zur Gelehrtengeschichte. G. J. Vossius heirathete in zweyter Ehe die Tochter des älteren Franc. Junius (du Jon) aus Bourges, dessen zweyter Sohn Fran=

nius erst Prediger in den Niederlanden, nachher Bibliothekar des bekannten Th. Howard, Grafen von Arundell und Surrey, sich durch sein Werk de Pictura Veterum und seine Gothischen und Angelsächsischen Sprachforschungen auszeichnete. Diese Verbindung beider gleichzeitigen gelehrten Familien, durch vielfache andere Verhältnisse und Berührungen verstärkt, bietet die vom Verf. glücklich benutzte Veranlassung dar, seine Untersuchung auf beide im Zusammenhang zu richten. Der gelehrte Ruhm der Vossischen Familie begann mit Gerardus Johannes, und erstreckte sich nicht über seine Söhne, die, Isaac ausgenommen, Alle vor dem Vater starben, hinaus. Die literarhistorische Periode der Junii, anhebend mit dem Schwiegervater des Joh. Ger. Vossius, endet fast an der nämlichen Grenze; denn der Enkel desselben durch seinen erstgeborenen Sohn Johann Casimir, Franciscus Fr. N. ward früher zwar Professor der Rechte zu Groningen, ergab sich indeß bald den Staatsgeschäften. Hiemit ist der Umfang bestimmt, innerhalb welchen Hr. de Cr. die Geschichte des zweyfachen Hauses genealogisch, biographisch, und besonders literarisch darstellt, und dafür allen Dank verdient. Das Latein ist weder in der Rede noch in der Annotatio zu loben.

L.

Königsberg.

Was das Studium des Homer bey der deutschen Jugend fördert, ist uns eine empfehlungswürdige Erscheinung. Wie wir daher einst Herrn Lünemann's (zu Gumbinnen) Wörterbuch zu Homer's Odyssee in unsern Blättern erwähnt haben, so gedenken wir zu demselben Zweck desselben Verfassers Wörterbuch zu Homer's Ilias. Königsberg bey Unzer. 1824. 554 S. in 8.

S. 856, Z. 13, st. Georg l. Gregor.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 23. August 1824.

Jena.

Die Universität Jena hat am 19. Januar d. J. ein seltenes Fest gefeyert, das funfzigjährige Rectorat Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Weimar. Was dieser aufgeklärte und durch echte Regierungsweisheit ausgezeichnete Fürst in diesen funfzig Jahren der Universität Jena, und durch sie den Künsten und Wissenschaften überhaupt gewesen ist, das spricht die bey dieser in der Geschichte der deutschen Universitäten vielleicht einzigen Jubelfeyer gehaltene Rede des Herrn Geheimen Hofraths Eichstädt in echt Römischer Sprache mit Begeisterung und Kraft, ohne Schmeicheley und Uebertreibung, aus: Oratio in Augusti et Potentissimi Principis Caroli Augusti, Magni Ducis Saxoniae, Vimariensium atque Isenacensium Principis, Landgravii Thuringiae, Marchionis Misniae, Principalis Dignitalis Comitis Hennebergae, Dynastae Blankenhaynii, Neostadii et Tautenburgi Solemnibus Rectoratus Academici Jenensis semisaecularibus die XIX. Januarii cIɔIɔCCCXXIV habita ab Henrico Carolo Abr.

Eichstadio. Eloqu. et Poes. Prof. P. O. 22 S. Folio. Zwar haben sich mehrere deutsche Regenten durch Munificenz den höhern Lehranstalten ihrer Länder unvergeßlich gemacht, wie der Durchlauchtigste Großherzog der seinigen; aber wie wenige sind darneben in das große Geheimniß ihrer zweckmäßigsten Leitung eingeweiht gewesen! Der Verfasser dieser Zeilen war selbst Zeuge, wie dieser Geist- und Genievolle Fürst alle Theile seiner Lehranstalt in die geschickteste Verbindung und das richtigste Verhältniß zu bringen gewußt hat. Wenige Jahre nach seinem Regierungsantritt, war diese schwere und wichtige Aufgabe gelöset; alles was die Geister lähmen konnte, war aus dem Weg geräumt; Lehrer und Lernende standen neben einander in der richtigsten gegenseitigen Beziehung; jene waren für ihre Wissenschaften, und diese für ihre Lehrer begeistert. Das regste Leben wurde in kurzem allenthalben sichtbar: bey den Lehrern in der Behandlung ihrer Wissenschaften, in die sie beym Genuß der völligsten Lehr- und Schreibfreyheit ungewöhnlichen Schwung und neuen Geist brachten; bey den Studirenden durch die Befreyung von jeder Abhängigkeit, die nicht aus den Gesetzen entsprang, weil nichts die Wahl der Männer zu Lehrern einschränkte, von denen sie sich besonders angezogen fühlten; und beide wurden, wenn sie nicht von der Natur verwahrloset waren, was sie nach ihrem Stande werden sollten: jene Erweiterer und wirksame Verkündiger der Wissenschaften, und diese lernbegierige Schüler derselben. Thätigkeit und Regsamkeit theilte sich unvermerkt auch dem Trägen mit, und ward zuletzt allgemein, was die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland auf sich zog, und Jena zu einer der besuchtesten Universitäten machte. Ein wahres Ideal der glücklichsten Leitung einer höhern Lehranstalt in der Wirklichkeit! Wie sie der Verfasser dieser Zeilen als Zeuge gekannt hat, wird sie nie ihre segen-

reichen Folgen vermissen lassen, wenn auch widrige Zufälle sie hie und da unterbrechen können. Desto mehr müssen wir der Universität Jena und den Wissenschaften Glück wünschen, daß der weise und huldreiche Fürst nach dem Verfluß der ersten funfzig Jahre Sich die Scepter Seiner Universität aufs neue hat überreichen lassen.

Paris.

La divina commedia di Dante Alighieri, col comento di G. Biagioli, Tomo I. 1818. XIV und 634 Seiten. Tomo II. 1819. 574 Seiten. Tomo III. 1819. 582 Seiten Octav.

Der Verfasser dieses neuen Commentars über eines der größten und kühnsten Werke des Genies, die divina commedia, ist, nach seinem Berichte in der Vorrede, Sprachlehrer zu Paris. Seine Arbeit würde Aufmerksamkeit verdienen, wenn sie uns auch nicht mehr befriedigte, als die älteren Commentare; denn sie ist die Frucht eines ausdauernden Enthusiasmus, der in unsern Tagen immer seltener werden zu wollen scheint. Nach einer langen Vorbereitung hat die wirkliche Ausarbeitung dem Verfasser zehn Jahre gekostet. Wie viel man in Paris sich davon versprochen hat, beweiset das lange, dem dritten Bande angehängte Verzeichniß von Subscribenten, an deren Spitze der König von Frankreich mit 33 Exemplaren, und mehrere Prinzen des königlichen Hauses stehen. Mit mehr Liebe und Bewunderung kann auch kein Dichter commentirt werden. Der Verfasser, dessen Styl, nach italiänischer Art, sehr umständlich ist und gern in seitenlangen Perioden fortströmt, kann nicht Worte genug finden, um alles auszudrücken, was er an Dante's Dichtung bewundernswürdig findet. Er nennt die Divina commedia das größte und originellste aller Erzeugnisse des menschlichen Geistes,

unter allen menschlichen Werken dasjenige, in welchem der Allmächtige mehr, als in irgend einem andern, gezeigt, wie Vieles von seiner Göttlichkeit er der menschlichen Natur verleihen könne. Wer keinen Sinn habe, das zu fassen, dem könne er, der Commentator, freylich auch kaum einen unter den tausend unaussprechlichen Schönheiten des Gedichts begreiflich machen. Er selbst nennt seine Begeisterung für den Dichter miraculoso Dantesco amore. Wer dieser Liebe zu Dante fähig ist, dem getrauet er sich nicht nur Schönheiten in dem Gedichte nachzuweisen, die noch niemand bemerkt hat; er hofft, solchen Lesern auch zu beweisen, daß vieles von dem, was man dem großen Dichter als Fehler angerechnet hat, unsterbliche Schönheit sey. Aber die Divina commedia sey nicht nur die größte Schöpfung der menschlichen Phantasie; sie enthalte auch ein solcher Fülle und Tiefe des Wissens, daß man sie ein Sanctimonium (santimonio; ein Wort, das sich durch Heiligthum nicht recht verdeutschen lassen will) der Wissenschaft nennen dürfe. Wir haben hier nicht zu untersuchen, ob nicht eine solcher Dantesco amore, wie jede andere Liebe, die Augen des Verstandes ein wenig verdunkeln könne. Aber wir müssen berichten, wie der Verfasser sich selbst in der ausführlichen Vorrede über die Entstehung und den Zweck seines Commentars erklärt. Je länger er sich mit dem Studium des Dante beschäftigt habe, desto fühlbarer sey ihm das Bedürfniß eines Commentars geworden, der mehr, als alle bisherigen, leiste, den Dichter wahrhaft verstehen zu lehren. Ein Hauptfehler der früheren Commentatoren sey die allegorische Deutung, die sie überall anbringen wollten, auch wo der Dichter an keine Allegorie gedacht habe. Das mag wahr seyn. Aber wer mit dem Geiste der Zeit, da Dante dichtete, bekannt ist, weiß auch, wie beliebt damals das Allegoriewesen war. Offenbar allego-

risch ist der Anfang der göttlichen Comödie; und ein allegorischer Hauptgedanke des Gedichts, die Verherrlichung der Beatrice, der Geliebten des Dichters, in der Verschmelzung ihres Bildes mit der Idee der himmlischen Weisheit, ist doch auch nicht zu verkennen. Es ist also gar nicht unwahrscheinlich, daß Dante, dessen Poesie so reich an Anspielungen und Andeutungen ist, auch zuweilen allegorisirt hatte, wo man es beym ersten Anblicke nicht bemerkt. Aber lobenswerth bleibt es darum doch, daß der neue Commentator eine Klippe zu vermeiden gesucht hat, an der die kritische Auslegungskunst so oft gescheitert ist. Ein zweyter Fehler der früheren Commentatoren ist, nach dem Verfasser, daß sie die Gedanken des Dichters immer nur in Masse (in grosso) aufgefaßt und erläutert haben. Ein vorzüglicher Reiz der Poesie Dantes liege in den feineren Zügen der Form, die er seinen Gedanken gibt. Darauf gründe sich das Eigenthümliche seines Styls, die Kraft, mit der jedes Wort das Gemüth ergreift, und das Ungemeine auch beym Ausdruck gewöhnlicher Gedanken, die in den Zusammenhang gehören. Wirklich fein erklärt der Verfasser das Eigenthümliche dieses Styls aus dem Character des Dichters. Sein poetischer Geist habe immer die Natur in ihrer Unermeßlichkeit aufgefaßt, und diese Ansicht des Ganzen sey auch in seine Darstellung des Unbedeutenden und Gewöhnlichen übergegangen. Aber, fährt der Verfasser fort, es bedürfe zur Aufklärung dieser dem Style Dante's eigenthümlichen Schönheit vieler grammatischen und ideologischen Kenntnisse, die den meisten Auslegern fehlen. Was diesen Punct betrifft, will sich also der Verf. vorzüglich als Sprachkenner zeigen. Er verspricht bey dieser Gelegenheit auch eine neue italiänische Grammatik, und meldet, daß er in seiner französischen Grammatik für Italiäner schon dahin

gearbeitet habe, seine Nation auch mit dem Geiste ihrer eignen Sprache vertrauter zu machen. Die Ideologie, die er meint, soll doch wohl die in Frankreich so genannte seyn. Ferner wirft er den früheren Commentatoren vor, daß sie nicht die nöthige Rücksicht auf die übrigen Schriften Dante's genommen, Belehrung daraus zu schöpfen. Endlich habe keiner von ihnen sich jedes Mal den Ort der Handlung, der Darstellung oder Erfindung des Dichters gemäß, vergegenwärtigt. Aus diesem Fehler seyen eine Menge von Irrthümern in der Erklärung einzelner Stellen, besonders der Hölle, entstanden. Was er aber den früheren Commentatoren verdankt, sey erstens die Kenntniß des Historischen (delle cose istoriche) im Gedicht. Dieses Historische habe bisher immer ein Commentator von dem andern entlehnt, und so habe er es auch gehalten, da er eine unendliche Arbeit unternommen haben würde, wenn er alle Notizen dieser Art aus den Quellen hätte schöpfen wollen. Allerdings gilt auch hier das Non omnia possumus omnes. Aber ebendarum, weil bisher gewöhnlich ein Commentator nur den andern ausgeschrieben hat, wo es auf historische Notizen ankam, wäre eine gelehrte Nachhülfe von dieser Seite um so wünschenswerther; denn es ist bekannt, wie vieles Dante aus der Geschichte seiner Zeit in sein Gedicht aufgenommen, und wie vieles davon er nur mit wenigen kräftigen Zügen angedeutet hat. Doch der neue Commentator scheint das Verdienst, das, wo nicht er, doch ein Andrer in dieser Hinsicht sich erwerben könnte, nicht sehr hoch anzuschlagen. Er ist so voll von dem, was er selbst seines Bedünkens geleistet hat, daß er bey der Erwähnung dessen, was er seinen Vorgängern verdankt, mit einem Selbstgefühle, um das man ihn beneiden möchte, hinzufügt, der zweyte Dienst, den ihm seine Vorgänger geleistet, und den er nicht

für die Hälfte der Welt, geschweige für ein Drittheil, missen wollte, bestehe darin, daß ihre Irrthümer ihn auf den rechten Weg geführt. E questo è ver, ruft er aus, così, com' io ti parlo. Bey den schwerersten Stellen, besonders bey denen, die man bis dahin fast allgemein für unverständlich erklärt, habe er sich auf alle mögliche Art zu helfen gesucht. Er habe Kenner in mehreren Fächern des menschlichen Wissens, einige Mal sogar Aerzte, zu Rathe gezogen, auch seine Schüler und Schülerinnen zuweilen befragt, um auf die natürlichste Erklärung geleitet zu werden; und nicht eher habe er aufgehört, sein wiederholtes Nachsinnen über solche Stellen fortzusetzen, bis ihm endlich gelungen sey, seinem Bedünken nach, völlig ins Klare zu kommen. Dafür aber habe er freylich die divina comedia unzählige Mal, tausend Mal, sagt er, durchlesen müssen. Sein Hauptaugenmerk sey indessen immer die grammatische Erklärung geblieben. Philosophie und Gelehrsamkeit unnöthigerweise auszukramen, heiße bey solchen Angelegenheiten nur, die Sache verderben. Mit besonderer Achtung erwähnt er noch der Anmerkungen, die der treffliche Tragiker Alfieri zu einigen Theilen der göttlichen Comödie gemacht. Diese Anmerkungen habe er sorgfältig benutzt, und in seinen Erklärungen öfter angeführt, um ihnen dadurch noch mehr Interesse zu geben. Der Text des ganzen Gedichts sey übrigens genau nach der Ausgabe der Crusca abgedruckt; aber die Interpunction abzuändern habe er sich zuweilen um der Deutlichkeit willen erlaubt. — So vieles über diesen Commentar im Allgemeinen. Es fragt sich nun, wie vieles der Verfasser von dem, was er leisten wollte, wirklich geleistet hat. Aber hierüber kann nur durch eine umständliche Zusammenstellung von Beyspielen entschieden werden, zu der in diesen Blät=

tern kein Raum ist, und die überdieß nur eine kleine Anzahl unter unsern Lesern interessiren würde. Ueber die Richtigkeit, oder Unrichtigkeit, der grammatischen Erklärungen hat überdieß nur sein italiänischer Beurtheiler eine entscheidende Stimme. Zum Beyspiele kann sogleich der Anfang des Gedichts dienen, wo, nach des Verfassers Erklärung, kein vernünftiger Sinn herauskommen soll, wenn man das Che im dritten Verse: Che la diritta via era smarrita, nach der gewöhnlichen Auslegung für ein abgekürztes Perche erklärt. Nach dem Verfasser muß vor diesem Che die Präposition in supplirt werden. Am Ende möchten wohl beide Erklärungen auf einen und denselben Sinn hinauslaufen, wenn man das muthmaßliche Perche statt Che mit indem übersetzt. Bey mehreren Gelegenheiten sucht der Verfasser zu zeigen, daß Dante durch den Klang und die Fortschreitung der Sylben in seinen Versen auch für das Auge habe mahlen wollen. — Wenn der Verfasser dieser Anzeige sein unmaßgebliches Gutachten über diese neue Ausgabe der divina commedia mit wenigen Worten abgeben soll, so muß er sie verdienstlich nennen, deßwegen, weil sie eins der ehrwürdigsten Gedichte, das ohne Commentar nun einmal nicht zu verstehen ist, mit fortlaufenden Anmerkungen liefert, die wenigstens vieles erklären, und den, dem sie nicht genügen, auf die übrigen Commentatoren polemisch zurückweisen. An die enthusiastische Manier des neuen Commentators muß man sich gewöhnen. Er hat auch für gut gefunden, in einer besondern Erklärung vor dem zweyten Bande dem Publicum zu melden, daß ihm der König von Frankreich für seine Arbeit ein Geschenk von 6000 Franken gemacht hat.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. 138. Stück.
Den 26. August 1824.

Göttingen.

In der Versammlung der Königl. Societät am 17ten Julius wurde von dem Herrn Hofrath Heeren die Vorlesung gehalten. Sie handelte: de fontibus Geographicorum Ptolemaei, tabularumque iis annexarum, num ii Graecae, an vero Tyriae originis fuerint? — Die Veranlassung zu der Wahl dieses Gegenstandes gab die von dem bereits verstorbenen D. Brehmer in Lübeck, in seinem unvollendet gebliebenen Werke: Entdeckungen aus dem Alterthum. Lübeck 1822. II Theile, aufgestellte Behauptung: daß Ptolemäus und sein Vorgänger Marinus, dessen Geographie er nur verbessert herausgab, nicht aus Griechischen Quellen geschöpft habe, sondern daß vielmehr ein alt-Tyrisches Chartenwerk, eine Frucht ihrer Land- und Seereisen, dabey zum Grunde lag. Ein solches Chartenwerk wäre also als eine Handelsgeographie der Phönicier zu betrachten; und wenn dadurch ein ganz neues Licht über den ältesten Welthandel sich verbreiten würde, so leuchtet das Interesse der

Frage von selbst ein. Der Verf. hielt es indessen für nöthig über das Werk von Ptolemäus, und die dasselbe begleitenden alten Charten, die dem Agathodaemon zugeschrieben werden, wie beide in den frühsten Ausgaben vor uns liegen, und das Verhältniß von diesen zu den Handschriften, einige Notizen vorauszuschicken. Da er keine Gelegenheit hatte, die letzten selber einzusehen, so hatte er bereits im vorigen Sommer die Güte des Hrn. Prof. Wachsmuth in Kiel, bey seiner damaligen gelehrten Reise durch Deutschland, in Anspruch genommen; und verdankt diesem eine Nachricht von den vorzüglich in Wien befindlichen Handschriften, und der vorgeblichen ersten Ausgabe von 1462; (daß statt dessen aber 1482 zu lesen sey, kann man bey Fabricius und Panzer nachsehen;) die Folge der übrigen Ausgaben bot ihm die hiesige Universitätsbibliothek dar. In Wien sind zwey Handschriften des Ptolemäus, die eine in der kaiserlichen Bibliothek; die andere in der des Grafen Apponi; beide mit Charten. Die letzte ist die vormals in der Ebnerischen Sammlung in Nürnberg befindliche, und schon von Raidel in seiner Commentatio Critico Litteraria de Ptolemaei Geographia ejusque Codicibus, Norimberg. 1737 genau beschrieben. Sie ist lateinisch; und auch die Charten sind nicht die alten, sondern die des Nicolaus Donis. — Der in der kaiserl. Bibliothek dagegen befindliche griechische Codex hat die alten Charten des Agathodämon, und trägt die Jahreszahl 1454. Bekanntlich enthalten alle die ältern Ausgaben nicht den griechischen Text, sondern die lateinische Uebersetzung des Jacob Angelus von 1410; die aber wiederholt verändert und verbessert ist, weshalb der lateinische Text sich so ungleich ist. Die wahre editio princeps ist die Vicentina, vom Jahr 1475 ohne Charten; auf diese folgt die Römische von 1478 die 1490

wiederholt ward; und die Ulmer von 1482 und 1486. Die erste griechische ward erst 1533 durch Erasmus in der Officin von Frobenius zu Basel besorgt. Was nun die Charten betrifft, so werden diese einem Agathodämon, der sich einen Mechaniker in Alexandrien nennt, in der Handschrift beygelegt. Ἀγαθοδαίμων μηχανικὸς Ἀλεξανδρεὺς ὑποτύπωσε heißt es in der Unterschrift. Weiter wissen wir von ihm nichts. Für die gewöhnliche Angabe, daß er im fünften Jahrhundert gelebt habe, gibt es weiter keinen Beweis, als daß in demselben ein Grammatiker desselben Nahmens erwähnt wird; an den einige Briefe des Isidorus Pelusiota gerichtet sind. Der Verf. findet es aus mehr ren Aeußerungen des Ptolemäus sehr wahrscheinlich, daß er selber sein Werk mit Charten habe begleiten wollen. Auch sprechen die frühern Herausgeber stets nur von den Charten des Ptolemäus; nie des Agathodämons; vielleicht ist er sein Zeitgenosse und Gehülfe gewesen. — Es frägt sich nun ferner, in welchem Verhältniß die Charten in den Ausgaben des Ptolemäus zu denen in den Handschriften stehen? Ob sie treue Copien davon sind, oder ob sie Veränderungen erlitten? Der Vf. berichtigt hier zuerst einen Irrthum; dem zufolge die Charten in unsern Ausgaben, ehe sie Gerhard Mercator verbesserte, sämmtlich aus denen des Nicolaus Donis geflossen seyn sollen. Dieser Nicolaus Donis, ein Deutscher Benedictiner Mönch in Reichenbach, entwarf Charten zu dem Ptolemäus, die er dem Pabst Paul II. widmete. Sie erschienen zuerst als Holzschnitte und illuminirt in der Ulmer Ausgabe von 1482, und nachher in den meisten übrigen. Die frühere Römische Ausgabe von 1478, die erste mit Charten versehene, hat nicht die des Nicolaus Donis; sondern die, welche durch Conrad Sweinheim und dessen Gehülfen angefangen, und nach beyder Tode durch einen Deutschen

Nahmens Arnold Bucking vollendet worden, laut der Vorrede. Sie sind nicht in Holz geschnitten, sondern in Kupfer gestochen (aeri incisae) aber ohne Farben und Illumination. Die in der zweyten Römischen Ausgabe von 1490 sind ein erneuerter Abdruck derselben. In keinem von beiden sind die alten Charten ganz unverändert geblieben. Die Vorrede zu der Römischen Ausgabe sagt nur sie seyen durch Hülfe von Mathematikern verbessert; aber nicht worin die Verbesserungen bestanden. Nach der Vorrede zu der Ulmer Ausgabe von Nicolaus Donis bestand die Veränderung hauptsächlich darin, daß die in den Charten der Handschriften als gerade Linien parallel laufende Meridiane sich gegen den Pol zu einander näherten, nach Verhältniß der Abnahme der Längengrade, die am Rande bezeichnet sind. Die Umrisse der Länder scheinen unverändert geblieben zu seyn; in den Charten von Donis sind sie aber verkleinert. Einzelne Nahmen, die in den alten Charten fehlten, sind aus dem Werk des Ptolemäus supplirt; und die griechischen Nahmen lateinisch gegeben. Gewiß bilden bey beiden die alten Charten die Grundlage. Wie viel aber verändert wurde, wird erst eine angestellte genaue Vergleichung lehren können. Für die Zwecke des Verf. reichte das Bemerkte hin; so wie es auch nicht seine Absicht seyn konnte, die Veränderungen der spätern Ausgaben von Gerhardus Mercator u. a. anzugeben, da sie nicht nach den Handschriften gemacht sind. Das Resultat ist; wir haben noch keinen genauen Abdruck der alten Charten.

Sodann kam der Verf. auf den Hauptgegenstand; die Hypothese des D. Brehmer, daß die Quelle des Ptolemäus, oder vielmehr schon seines Vorgängers Marinus, ein Alt-Tyrisches Chartenwerk gewesen sey. Er prüfte also, die von ihm aufgestellten Gründe seiner Behauptung; die auf sol-

gende Puncte hinauskommen. Zuerst: Ptolemäus selber deute das an, in dem was er I, 6. von Marinus sagt: "Er sey die Schriften fast aller seiner Vorgänger durchgegangen. Dieß erhelle aus der Berichtigung mehrerer Ausgaben des Chartenwerks (πίναχος γεωγραφιχοῦ)." — Aber das Chartenwerk ist ja das des Marinus, von dem er wiederholt verbesserte Ausgaben besorgt hatte. Die Stelle beweiset also nicht für, sondern gegen den D. Brehmer, da ausdrücklich Reisenachrichten, ältere und neuere, nicht aber Tyrische Charten als Quellen genannt werden. Ferner: "Die alten Charten hätten unmöglich nach den bloßen Nahmensverzeichnissen und Angaben des Ptolemäus gezeichnet, und die Umrisse der Länder darnach so richtig angegeben werden können". Dieß geben wir zu, wiewohl erst eine treue Copie der alten Charten aus den Handschriften, die D. Br. nicht eingesehen hat, darüber wird entscheiden können. Aber wir behaupten auch nicht, daß vor Marinus noch keine Charten vorhanden gewesen seyn. Wir geben es zu, und finden es selbst höchst wahrscheinlich, daß auch die Tyrier, so gut wie die Asiatischen Griechen, Weltcharten oder Welttafeln gehabt haben; die allmählig verbessert worden, und dem Marinus bey seinen Umrissen der Länder und Küsten als Vorbilder dienen konnten. Daß aber ein so uraltes Tyrisches Chartenwerk, als unmittelbare Frucht des Tyrischen Handels vorhanden gewesen sey; dieß scheint uns bloß eine willkührliche Annahme. Eben so wenig können wir auch auf den folgenden Grund des D. Br. viel bauen; "daß viele der Nahmen bey Ptolemäus ihre Phönicische Abkunft verrathen." — Wir bezweifeln es nicht, daß viele Nahmen in der alten Geographie Phönicischer Herkunft seyn; aber folgt daraus, daß sie aus einem Chartenwerke hergenommen sind? — Doch der wichtigste Grund des D. Br. ist noch zurück. Er nimmt

diesen her "aus dem außerordentlichen Umfange der Ptolemäischen Weltkunde, wenn man diese mit der seiner griechischen Vorgänger, des Eratosthenes und Strabo, vergleicht." — Allerdings ist dieser Unterschied höchst auffallend. Eratosthenes, dem Vorsteher der Alexandrinischen Bibliothek, standen alle Schätze derselben zu Gebote, die auch Strabo benutzen konnte, der meist in seine Fußstapfen trat. Diese Geographen haben vom Norden Asiens noch gar keine Kenntniß Das Caspische Meer ist ihnen ein Busen des Oceans. Strabos Kunde von Indien beschränkt sich bloß auf das diesseitige. Er nennt uns nur ein Paar Städtenamen; von Taprobane bloß einige ältere Sagen; vom jenseitigen Indien nichts. Daß er vom Norden Europas, von der Elbe bis zum Caspischen Meere nichts wisse, gesteht er selbst. Von Aethiopien kennt er wenig mehr als die Küsten; in Lybien geht seine Kunde nicht über Ammonium hinaus. Wie ganz anders Ptolemäus! Im Osten tritt hier Indien aus seinem Dunkel hervor. Ist auch seine Gestalt verzeichnet, so finden wir doch ausgedehnte Kunde, nicht bloß von der Küste und Küstenstädten, sondern auch des Inneren; kennt er doch auf Taprobane allein über zwanzig Oerter, Plätze und Häfen! Auch das jenseitige Indien erscheint hier zuerst. Arabien, an der Küste und im Innern, ist voll von Nahmen. Gleich ausgezeichnet ist seine Kunde des Nordens der Erde. Er kennt, wenn auch noch nicht Norwegen und Schweden, doch die Halbinsel von Jütland und ihre Bewohner. Nicht bloß die Völker Germaniens, auch die des jetzigen Polens und Preußens sind ihm bekannt, deren sehr verdorbene Nahmen bereits durch den verstorbenen Gatterer (Commentat. Soc. Gott. Vol. XII. p. 210 etc.) verbessert und geordnet sind. Er weiß, daß es auch noch nördlich von dem Caspischen Meere große Länder gibt. — So entsteht

also die Frage: ob in der Zwischenzeit zwischen Strabo und Marinus, und wiederum Marinus und Ptolemäus, — also in den ersten anderthalb hundert Jahren unserer Zeitrechnung — die Erdkunde so große Fortschritte gemacht habe, daß der so erweiterte Umfang in dem sie in den Schriften dieser Männer erscheint, sich daraus erklären lasse? — Der Verf. glaubt diese Frage bejahend beantworten zu müssen, wenn er sich gleich gern bescheidet, daß bey der Dürftigkeit unsrer Nachrichten dieß nur unvollkommen geschehen kann. Kriege, Handel und Schriftsteller, trugen dazu bey. Kriege, zuerst die Germanischen unter Augustus. Demnächst von Claudius bis auf Domitian, die Kriege in Britannien, das selbst umschifft ward. Demnächst unter Nero theils die Kriege gegen die Parther; theils die seit der Wegnahme Mauritaniens selten aufhörenden Grenzenkriege mit den Völkern des innern Lybiens, den Garamanten und andern, bis zur großen Wüste hin. Seit Domitian fingen die Kriege an der Donau gegen die Dacier an. Wie diese durch Trajan siegreich beendigt, und Dacien selbst zur Provinz gemacht ward, ist aus der Geschichte bekannt. Aber auch seine Asiatischen Feldzüge, sowohl gegen die Parther als gegen die Araber, mußten die Länder- und Völkerkunde nicht wenig erweitern. Wozu denn endlich im Zeitalter des Ptolemäus die sich weit verbreitenden Marcomannischen Kriege kamen.

Aber noch mehr als diese Kriege trug der Handel in diesen Zeiten zu der Erweiterung der Weltkunde bey. Daß durch ihn die Länder von der Donau bis zur Ostsee bekannt wurden, ist bereits von Gatterer gezeigt. Besonders war es jedoch der Süden der Erde, der in diesem Zeitraum durch denselben immer mehr aus dem Dunkel hervortrat. Die Einnahme Aegyptens durch die Römer legte den Grund dazu. Aus Plinius ist bekannt, daß seit dieser Zeit ein sehr lebhafter und regelmä-

ßiger Verkehr, wie er unter den Ptolemäern nicht Statt gefunden hatte, mit Indien eröffnet wurde; indem jährlich aus Myos Hormus am Arabischen Meerbusen ganze Geschwader nach Indien gingen, welche Malabar und Taprobane besuchten. Der Indische Ocean mit seinen Küsten und Inseln trat damals dadurch auf eine ähnliche Weise aus dem Dunkel hervor, als in den letzten funfzig Jahren der große Ocean.

Aber gewiß sind in diesem Zeitraum, besonders in der letzten Hälfte desselben, dem der Antonine, und also auch des Ptolemäus, die Südländer Asiens, Arabien und Indien, in ihrem Innern durch Land- oder Caravanenreisen nicht weniger erforscht worden, als die Küste durch Schiffreisen. Dieß gilt besonders von der Regierungsperiode von Antoninus Pius, die durch den Untergang der Schriftsteller leider! fast eine Lücke in der Geschichte bildet. Es ist aber gewiß, daß diese Zeiten für die Erweiterung des Welthandels, und also auch der Erdkunde höchst wichtig waren. Da Hadrian bey dem Anfange seiner Regierung nicht nur den Frieden mit den Parthern abschloß, sondern auch die, von seinem Vorgänger gemachten Eroberungen zurückgab, so erfolgte jetzt unter ihm und Antoninus Pius eine vierzigjährige Periode des Friedens in dem innern Asien. Wie wichtig aber diese für den Zustand dieser Länder war, lehren bey dem Untergange der Schriftsteller die noch übrigen, zum Theil erst in dem letzten Jahrzehend bekannt gewordenen, Monumente und Ruinen der Städte jener Länder, nicht bloß die schon früher bekannten von Palmyra; sondern auch die an der Syrisch-Arabischen Grenze von Gerasa, Petra und andern. Nicht nur der Character der Architectur, sondern auch viele Inschriften geben den unwidersprechlichen Beweis, daß die glänzende Periode dieser Städte, wenn sie auch schon älter waren, doch in das Zeitalter der

Antonine fällt. Und aus welchen andern Quellen hätten sie, in unfruchtbaren Ländern, zum Theil selbst in Wüsten gelegen, ihren Reichthum schöpfen können, als aus dem Indisch-Arabischen Handel, dessen Straßen damals, und noch geraume Zeit nachher, über sie liefen?

Aber auch an Schriftstellern, die dieß Alles benutzten, fehlte es nicht. Schon das Werk des ältern Plinius gibt davon den Beweis. Welchen großen Reichthum von Notizen enthalten nicht die sechs ersten Bücher seines Werks, wenn man sie mit Strabo vergleicht! Wir lernen aus ihnen zugleich, welche Messungen schon unter August, besonders auf Veranstaltung seines Schwiegersohns M. Agrippa gemacht, und auch zum Theil noch unter Nero in den Ländern oberhalb Aegypten fortgesetzt wurden. Was aber hier besonders in Betracht kommt, sind die Reisenachrichten, sowohl von Schiffreisen (Peripli) als von Landreisen. Der, uns aus dieser Periode noch übrige, Periplus des Indischen Meers von Arrian, offenbar einem Kaufmann, der die Küste des dießseitigen Indiens befuhr, gibt eine Probe wie solche Reisen damals geschrieben wurden. Daß dieses sehr gewöhnlich war, können wir aus Ptolemäus selber darthun, wenn er uns sagt, daß Marinus aus solchen Quellen seine Nachrichten geschöpft habe. Selbst die wiederholten verbesserten Ausgaben des Werks dieses Geographen bestätigen dieß; denn woher anders als aus solchen neuern Reisen hätte er seine wiederholten Verbesserungen hernehmen können? Auch sind wir hier nicht ganz im Dunkel. Denn Ptolemäus selber hat uns einige der Reisebeschreiber genannt, die Marin benutzt hatte. I. 8. 9. Bey den Küstenländern um das Indische Meer waren diese besonders ein Diogenes, ein Theophilus, ein Alexander aus Macedonien, ein Dioscurius, und "viele andre", wie er selbst sagt. Bey dem

innern Lybien ein Septimius Flaccus, und Julius Maternus. Bey dem Wege nach Serica die Berichte eines Titianus, der auch Maës hieß, aus Macedonien, der Sohn eines Kaufmanns, der durch seine Handelsdiener die Reise hatte machen lassen. Dieß Alles waren Quellen die schon Marin benutzte. Fragen wir weiter, worauf denn Ptolemäus seine Verbesserungen des Marin gegründet habe, so sagt er uns selbst, I, 19., daß dieß nach neuen ihm mitgetheilten Reiseberichten geschehen sey. Die Bestimmungen der Breite und Länge werden aber wohl nicht alle auf wirkliche Beobachtungen, sondern großentheils auf Berechnungen nach den angegebenen Entfernungen der Oerter, gegründet seyn.

Aus diesem Allen zog der Verf. die Folge, daß wir im Ganzen es uns wohl erklären können, ohne zu einem Alt-Tyrischen Chartenwerk unsre Zuflucht zu nehmen, wie Marinus und nach ihm Ptolemäus die erweiterte Weltkunde haben konnten, so bald erwiesen ist, daß die Länder und Meere die sie uns beschreiben, in ihrem Jahrhundert wirklich bereiset und befahren wurden. Es ist dann wenigstens einleuchtend, daß diese Kenntnisse eben so leicht aus gleichzeitigen, als aus uralten Phönicischen Quellen geschöpft werden konnten. Müssen wir dabey allerdings das Geständniß ablegen: daß diese Quellen nicht bey jedem einzelnen Lande vollzählig nachzuweisen sind, so liegt der Grund davon in dem Verluste, welchen die Litteratur gerade dieses Zeitalters erlitten hat. Das Weitere müssen wir dem künftigen Bearbeiter des wichtigen Werks des Ptolemäus überlassen; von dem wir neben der Critik des Textes nach den besten griechischen Handschriften zugleich eine treue und unveränderte Nachbildung der alten Charten erwarten.

Wien.

Bey Gerold: Jahrbücher des Kaiserl. Königl. Polytechnischen Institutes in Wien, in Verbindung mit den Professoren des Institutes herausgegeben von dem Director Johann Joseph Prechtl. K. K. wirklichem Regierungsrathe etc. dritter Band (555 Octavs. 6 Kupfert.) 1822. vierter Band. (650 S. 8 Kupfert. u. einem Blatte Stahlabdrücke) 1823.

Im dritten Bande zuerst eine Fortsetzung der Geschichte des Institutes, worin unter andern auch der von dem Hrn. v. Reichenbach im J. 1820 selbst aufgestellten und von ihm eingetheilten großen Theilscheibe, deren Genauigkeit und Vollendung gegenwärtig wohl ihres Gleichen nicht habe, so wie auch einiger unter der Leitung seines Werkmeisters und Compagnons Ertel bereits verfertigter Probeinstrumente, eines 18zölligen Repetitionskreises für die K. K. Universitäts-Sternwarte und eines 12zölligen repetirenden Theodolits Erwähnung geschieht. Von den Abhandlungen in diesem Bande begnügen wir uns nur einige auszuzeichnen. S. 1-40. Ueber das Gesetz der Zunahme der Wärme mit der Tiefe, und über die damit zusammenhängenden Erscheinungen der Vulcanität, von dem Herausgeber. Das Gesetz der Abnahme der Temperatur der Atmosphäre von unten nach oben, hänge von der Bestimmung der Größe der Temperatur-Veränderung ab, welche durch Ausdehnung oder Zusammendrückung der Luft hervorgebracht werde. Da die untern Luftschichten von den obern zusammengedrückt seyen, durch jede Zusammendrückung der Luft aber eine Verminderung ihrer Wärmecapacität, mithin eine Temperaturerhöhung erfolge, so müsse also die Temperatur der Atmosphäre gegen die Erdoberfläche zu immer mehr, und zwar im Verhältnisse der den relativen Höhen ent-

sprechenden Luftdichtigkeit zunehmen, und diese ursprüngliche Temperatur der Atmosphäre sey daher von ihrer Erwärmung durch die Sonne unabhängig. Nach dieser Theorie mit Zuziehung einiger Versuche über die durch Ausdehnung oder Zusammendrückung der Luft entstehende Temperaturveränderung, entwickelt denn der Verf. eine Formel für das Gesetz der Abnahme der Lufttemperatur von unten nach oben, oder auch umgekehrt ihrer Zunahme von oben nach unten, und vergleicht die aus dieser Theorie abgeleiteten Temperaturen der Atmosphäre, mit den in verschiedenen Höhen über der Erde, unter andern von Gay Lussac bey Gelegenheit seiner aerostatischen Reise angestellten Thermometer-Beobachtungen, beschäftigt sich aber auch mit den mancherley Einflüssen, wodurch jenes Gesetz, zumahl nahe an der Erdfläche abgeändert werden kann. Er leitet aus jener Formel, selbst die in großer Tiefe unter der Erdoberfläche statt findende Hitze in den Vulcanen ab, wozu denn nach dem Hrn. Verf. selbst die in der Luft befindlichen Wasserdämpfe das ihrige beytragen. Die Kürze des Raumes verstattet nicht unsere Bedenklichkeiten über die von dem Verf. angegebene Ursache der von oben nach unten zunehmenden Temperatur der Atmosphäre hier mitzutheilen. Wir sind der Meinung, daß die untern Luftschichten eigentlich eine größere Quantität latenter Wärme als die oberen enthalten, und die Zunahme der Temperatur von oben nach unten vielmehr daher rühre, daß das Sonnenlicht aus den untern dichtern und mit mehr latenter oder wenn man will gebundener Wärme versehenen Luftschichten, so wie auch aus der Oberfläche der Erde selbst, mehr thermometrische Wärme, als aus den höhern Luftschichten zu entwickeln vermöge. Verhielte sich dann diese entwickelte thermometrische Wärme etwa wie jene latente selbst, und diese wie die Dich-

tigkeit der Luft so würde sich für die Abnahme der Temperatur von unten nach oben allerdings auch eine Formel ergeben, welche derjenigen des Verf. ähnlich wäre. Daß aber die in den Vulcanen statt findende Hitze in der von dem Verf. angegebenen Ursache ihren Grund habe, möchte wohl fast zu bezweifeln seyn. S. 41 - 107. Theorie der Kurbelbewegung, mit Anwendung auf die Größe und Anlage der Schwungräder bey dem Maschinenbau von Mathias Reinscher, Assistenten des Lehrfaches der Maschinenlehre am Polyt. Institute. Der Zweck dieser Abhandlung ist zu zeigen, wie Massen überhaupt einen Einfluß auf die Bewegung äußeren, wie die Schwungräder wirken, welchen Einfluß sie auf die Kurbelbewegung haben, und wie wir dann solche Massen benutzen dürfen, um irgend einen Grad der Gleichförmigkeit der Bewegung durch sie hervorzubringen. S. 110 - 129. Beschreibung einer hölzernen Bogenbrücke eigner Art, im Modelle ausgeführt nach der Erfindung und Angabe des Herausgebers. Eine Anwendung der Bauart der Gewölbe, um dadurch die größte Stärke mit der geringsten Masse von Holz zu erreichen. S. 129 - 160. Eine interessante Abhandlung des Herausgebers über die Mittel zur längern Erhaltung des Bauholzes, besonders zum Schiff- und Brückenbau, und der Bewahrung desselben vor der Fäulniß und dem frühern Verderben. Verschiedene Beobachtungen und Versuche über die Zersetzung oder das Vermorschen des Holzes. S. 185 - 198. Ueber die Verfertigung des verzinnten Eisenblechs in England von G. Altmütter. S. 198 - 237. Ueber die Wechselwirkung der Ackerbau- und Manufacturindüstrie von dem Herausgeber. Die größte, reichste, cultivirteste und ruhigste Bevölkerung eines Landes, könne nur durch die volle und ungehinderte Wechselwirkung der Ackerbau- und Gewerbsindustrie hervorgebracht werden. Eine hohe Ackerbaucultur, hohe Gewerbsindustrie,

große, wohlhabende und ruhige Bevölkerung, höhere geistige und moralische Cultur, Behaglichkeit des allgemeinen Zustandes, seyen wechselseitig in einander gegründete und von einander so wesentlich abhängende Elemente, daß je zwey derselben, die übrigen nothwendig bedingen. Dieß sind die Hauptpuncte, welche der Verf. in dieser Abhandlung umständlich ausführt. S. 237 - 309. Darstellung der Eisenerzgebilde in den Gebirgen der österreichischen Monarchie, welche im Norden der Donau liegen, von Franz Riepl. Ueber die bestimmten Lagerungsverhältnisse, in denen die verschiedenen Eisenerzformationen in den Gebirgen vorkommen. S. 317 - 345. Ueber die Form der Zähne bey verzahntem Räderwerke, und die zweckmäßigste Ausführungsweise derselben von M. Reinscher. S. 455 - 382. Ueber die Theorie des Krummzapfens von Joh. Arzberger. Erörtert verschiedene hiebey vorkommende Puncte (unter andern, an welchen Stellen der Kurbelwarze die größte oder kleinste Geschwindigkeit in der drehenden Bewegung statt findet) noch näher, als solches in der Eytelweinischen Theorie des Krummzapfens, die dem Verf. aus dem richtigsten Gesichtspuncte bearbeitet zu seyn scheint, geschehen sey. Verbindung einer Dampfmaschine mit dem Krummzapfen, um durch erstere eine drehende Bewegung zu erzeugen, mit hieher gehörigen Rechnungen.

Im zweyten Bande. S. 1 - 199. Beschreibung des National - Fabriks - Producten - Cabinets am polyt. Institute von Karl Karmarsch Assist. des Lehrfachs der Technologie. Man erhält aus dieser Beschreibung eine vollständige Uebersicht über den Stand aller Fabricationszweige in der österreichischen Monarchie, woselbst durch die Vorsorge der Staatsverwaltung die industrielle Cultur besonders in den letzten Jahren auf einen ungemein bedeutenden Grad gehoben worden. S. 198 - 241. Abhandlung über die oberschlächtigen Wasserräder von Adam Burg Assistenten und Repetitor der höhern

Math. Alles hierher gehörige in Beziehung auf die Anwendung sehr gründlich und lehrreich behandelt, S. 241-284. Zusammenstellung aller bekannten Vorrichtungen zum Einspannen der durch Abdrehn zu bearbeitenden Gegenstände von Karl Kamarsch. S. 284-328. Beschreibung eines neuen leichttragbaren Baroscops zum Gebrauche beym Höhenmessen, statt des Höhenbarometers von dem Herausgeber. Man gedenke sich ein horizontal liegendes Luftthermometer z. B. eine etwas weite Glasröhre, die an dem einen Ende zugeschmolzen ist, und an dem andern mit einer engern angeschmolzenen, ziemlich langen und gleichfalls horizontalen Glasröhre communicire. Man bringe in diese engere Röhre eine Quecksilbersäule, um damit das Luftvolum in der weitern Röhre und einem Theile der engern einzuschließen. Durch die Oeffnung der engern Röhre drückt die äußere Luft auf die Quecksilbersäule, und also zugleich gegen das eingeschlossene Luftvolum. Ist demnach der äußere Barometerstand $= b$, die Temperatur der eingeschlossenen Luft $= t$ (nach d. Reaum. Th.) so steht dieß Luftvolum in dem ordentlichen Verhältnisse von $1 + nt$ (wo n den bekannten Bruch $\frac{1}{213}$ bedeute) und in dem verkehrten des Barometerstandes b. Nennt man also das Luftvolum $= v$, so hat man die Gleichung $v = \frac{\mu(1 + nt)}{b}$, wo μ einen constanten Factor bedeutet. Nun sey für $b = B$; und $t = 0$, das Luftvolum $v = V$, (welche Größe sich an dem Werkzeuge messen lasse) so hat man $V = \frac{\mu}{B}$; mithin $\mu = V.B$, und folglich allgemein $v = \frac{BV(1 + nt)}{b}$ oder wenn man v gleichfals messen kann, den Barometerstand $b = \frac{(1 + nt) B.V}{v}$, welcher Formel noch eine Correction oder ein Factor, wegen der Ausdehnung des Glases durch die Wärme, beyzufügen ist, über den man in der Abhandlung das weitere nachsehen kann. Wie nun ein solches Luftthermometer oder Baro-

scop am bequemsten und zweckmäßigsten einzurichten ist, damit die Temperatur t der eingeschloßnen Luft, und die übrigen Größen, von denen B, V, als constante bey einem und demselben Werkzeuge zu betrachten sind, an den angebrachten Scalen mit der gehörigen Genauigkeit gemessen werden können, darüber ertheilt nun die Abhandlung selbst den ausführlichsten Unterricht. So dient also ein solches Werkzeug den äußern Barometerstand b zu bestimmen, u. es kann daher beym Höhenmessen, statt der gewöhnlichen Barometer selbst gebraucht werden, und, wie der Vf. dafür hält, verstatte es eine fast noch größere Genauigkeit, lasse sich auch, nach der Einrichtung die er ihm gegeben, weit sicherer und bequemer auf Reisen mit sich führen. Was sich etwa dagegen erinnern ließe, sucht der Vf. gleichfalls zu beantworten. S. 347 - 362. Beschreibung eines von dem Optiker Fried. Voigtländer in Wien verfertigten Instrumentes, die Festigkeit der Schafwolle zu messen von K. Karmarsch. S. 363 - 461. Ueber Schrauben und ihre Verfertigung von G. Altmütter. Eine interessante Abhandlung, welche wegen mancher darin erwähnten Handgriffe und Verbesserungen allen Künstlern gewiß sehr willkommen seyn wird. Unter andern auch Schneidezeuge für hölzerne zwey- und dreygängige Schrauben, nach einer eignen Idee des Vf. S. 463 - 508. Ueber die Verfertigung der Damascener Klingen nach der Methode des Hrn. Prof. Anton Crivelli, von demselben. S. 509 - 531. Untersuchungen über eine besondere krumme Linie von Adam Burg. Ein Punct bewegt sich mit gleichförmiger Geschwindigkeit in einer geraden Linie und legt in ihr und der Zeit t den Raum Y zurück. Ein anderer Punct bewegt sich in einer Curve gleichfalls gleichförmig, und legt in ihr in derselben Zeit den Raum S zurück, so daß die Tangente an dem Endpuncte des beschriebenen Bogens S immer durch den Endpunct von Y gehe; Hieraus, was auch die correspondirenden Y, u. S für Werthe haben, die Gleichung für die Curve zu bestimmen. Der Vf. erzählt die Veranlassung zu dieser Curve, deren Gleichung auch schon in dem zweyten Bande der Correspondance sur l'école polytechnique à Paris p. 275. aber ohne Beweis und weitere Untersuchungen, mit denen sich der Vf. hier beschäftiget, mitgetheilt worden sey. Eine große Menge wissenschaftlicher und technologischer Notizen aus englischen u. französischen Zeitschriften, ertheilte Privilegien und Patente auf neue Erfindungen, Entdeckungen und Verbesserungen u. dgl. machen den Beschluß eines jeden Bandes dieser Jahrbücher, von denen auch der fünfte Band bereits unter der Presse ist, mit welchem dann nebst einem vollständigen Sachregister diese erste Reihe der Jahrbücher ein für sich abgeschlossenes Ganze bilden soll.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.
Den 28. August 1824.

Heidelberg.

Tabulae Nervorum Uteri; auctore F. Tiedemann. 1822. gr. Folio im Format der Walterschen Tafeln der Nerven, der Brust und des Unterleibes. Unseres Wrisbergs vor vierzig Jahren gethanen Ausspruch, daß in der Neurologie des menschlichen Körpers noch nicht alles untersucht sey, finde man leider, der indessen von gelehrten und genauen Anatomen gelieferten Arbeiten ungeachtet, annoch wahr. Zu den noch nicht genau genug beschriebenen Nerven gehörten denn auch die des Uterus, der Eyerstöcke, und der Trompeten. Was Galenus von den Nerven dieses Organes beybrachte, sey entweder von Thieren entnommen, oder durchaus fingirt, auch bey seinen Nachfolgern finde sich nichts Neues bis auf Vesalius, welcher den ersten Begriff von Nerven des Uterus gehabt zu haben scheint, doch zeige B. Eustachius größere Kenntniß derselben; viele folgten fast wörtlich dem Vesalius. Plazzonius und Regner de Graaf haben so wie Willis und Vieußens manches eigene, doch sind die Abbildungen der beiden letztern Geschöpfe der

und ficticiae. J. W. Rive lieferte die erste Abbildung der aus dem hypogastrischen Geflechte zum Uterus gelangenden Nerven, Winslow, Dionis, Heister und andere entlehnten ihre Schilderungen von ihren Vorgängern. Haller plenius et verius quam antecessores hos nervos recensuit, — eorum vero per uterum decursum haud cognovit. Walterus qui nervos thoracis et abdominis admirabili industria perscrutatus, et eos primus omnium in naturali situ et magnitudine depingendos curavit, nervos uteri e plexu hypogastrico quarto nec non a nervo sacrali tertio orientes exhibuit. Hi vero nervi, si quid video, non satis accurate delineati sunt etc. (Ref. möchte dieses Urtheil nicht unterschreiben). Will. Hunter habe longe uberius et accuratius als seine Vorgänger den Verlauf der Nerven des Uterus beschrieben. Osiander der jüngere nervos uteri humani ipse non vidit nec indagare agressus est, und sein Vater, im Jahre 1818, nervos uteri nondum comprobatos declaravit. Nachdem der wackere Herr Verf. deshalb in drey kurz nach der Niederkunft gestorbenen und in einigen nicht Schwangern die Nerven des Uterus ausgearbeitet hatte, ließ er Abbildungen derselben von dem geschickten Mahler D. J. Roux fertigen. Die Nerven welche den Uterus, die Eyerstöcke und Trompeten versorgen, entspringen aus den Sympathischen beider Seiten und bilden sechs Geflechte. Das Erste Geflechte, welches er Plexum spermaticum seu ovariis et tubis communem nennt, liegt vorn auf der Aorta im Ursprunge der arteriarum spermaticarum internarum, gebildet aus Aestchen der Nieren-Nerven verbreitet seine Fäden in die Eyerstöcke und Trompeten, und gelangt mit einigen kleinen Reisern bis zum Uterus um mit dessen Nerven zu anastomosiren. Der zweyte, größte hypogastricus magnus, superior, oder uterinus communis

genannte Plexus, liegt vor dem fünften Lenden-Wirbel, und ist aus Aesten der Nieren-Ganglien und des dritten und vierten Lenden-Ganglien des Sympathischen Nerven zusammengesetzt. Auf dem promontorio des Beckens theilt er sich in zwey den Anfang des Mastdarms umgebende Portionen, aus feinen Bündeln werden die n. hypogastrici seu laterales superiores gebildet, denen sich Fäden aus dem ersten und zweyten Kreuzbein Ganglio einmischen, zum Uterus gelangen, und mit den schlangenförmigen Aestchen der Uterusarterie in der cellulosen und fleischigen Su stanz des Halses, der Mitte und des Grundes desselben sich verbreiten. Aus dem unteren Theile dieses Plexus hypogastricus lateralis steigen mehrere Aeste zum Hals des Uterus und zur Scheide hinab, vereinigen sich mit Aesten des dritten und vierten Sacral-Nerven und bilden den vom Verf. hypogastricus lateralis inferior genannten großen knotenförmigen Plexus, dessen Faden zu dem Uterus, der Scheide der Harnblase, Harnröhre und dem Mastdarm gehen, und mit Fäden des oberen Plexus hypogastricus und den Nerven des Eyerstocks communiciren. Aus dieser Beschreibung erhellt sowohl naturam utero multos, confertosque nervos e sympathico orientes tribuisse. Diejenigen irrten daher gar sehr, welche behaupteten, der Uterus hätte entweder gar keine oder nur kleine Nervchen. Surculi nervei substantiam uteri ingressi subito evanescunt, et ipsis oculis bene armatis se subducunt; videntur terminari vel potius solvi (?) in telam cellulosam seu mucosam quae inter vasa sanguinea et lymphatica, nec non inter fibras carneas media est. Die Masse, Dicke und Menge copia (?) der Nerven des Uterus wird während der Schwangerschaft, wie Hunter meinte, vermehrt, denn der Verf. sah dieselben, in bald nach der Geburt Gestorbenen, weit größer als in nicht

Schwangern. Der Uterus besitze ja auch eine vorzügliche Empfindlichkeit (sensibilitate satis exquisita gaudet), welche während der Schwangerschaft noch vermehrt sey, daher denn die Schmerzen und vielleicht selbst die Bewegungen der Fleischfasern des Uterus währends des Gebährens. Die Erklärung der zwey von Roux gezeichneten und von Duttenhofer und Karcher gestochenen herrlichen Tafeln, welche die Uterus-Nerven aus einer 22jährigen sechs Tage nach der Geburt Gestorbenen versinnlichen, machen den Beschluß dieses verdienstlichen kostbaren Werkes.

Paris.

L'Esprit de l'Eglise, ou Considérations politiques et philosophiques sur l'histoire des Conciles et des Papes depuis des Apôtres jusqu'a nos jours. Par de Potter. T. I. 1821. XXXII. 426. in 8. T. II. 437. T. III. 343. T. IV. 342. T. V. 325. T. VI. 401. T. VII. 321. T. VIII. 498.

Wir hielten uns gleich bey der Erscheinung dieses Werks, oder sobald es uns zugekommen war, verpflichtet, auch das Publicum unserer Blätter damit bekannt zu machen; bey seinem Umfang, und bey seiner Beschaffenheit hoffen wir aber die etwas verspätete Anzeige davon dennoch verantworten oder entschuldigen zu können. Es erfordert nähmlich auf der einen Seite einige Zeit und Mühe, sich durchzuarbeiten, und auf der andern Seite ist das merkwürdige und eigenthümliche, wodurch es sich auszeichnet, nur von einer relativen Art, wobey die Wissenschaft selbst, in die es einschlägt, nicht sehr interessirt ist. Schon deßwegen dürfen wir uns auch nicht auf eine specielle Analyse des Werks, seiner Oekonomie und seines Inhaltes einlassen, was ohnehin noch durch mehrere

andere Ursachen verwehrt wird, sondern nur der Gehalt des Geistes, der darinn waltet, darf gewürdigt werden; dabey fordert jedoch nicht nur der Anstand, sondern auch die Gerechtigkeit gegen den Verf., daß dieß nicht durch einen bloßen Machtspruch geschehen darf.

In der ausführlichen Vorrede, die dem ersten Bande voransteht, hat sich der Verf. selbst über den Plan seines Werks und über den Hauptzweck, dessen Erreichung er sich dabey zum Ziel setzte, mit einer fast gar zu naiven Offenheit ausgesprochen. Das Ganze der Kirchengeschichte sollte darin auf eine ganz neue Art behandelt werden, so daß nach S. VI. dieß Werk avec toutes les histoires ecclésiastiques publiées jusqu'a ce jour gar nichts gemein haben sollte. Es sollte nehmlich ganz nach philosophischen Principien construirt werden, doch glaubt er S. 11., daß es ihm auch schon durch seine besondere Manier, die Begebenheiten darzustellen, ihren Ursachen nachzuspühren und ihre Wirkungen anschaulich zu machen, gelungen seyn möchte, seinem Gegenstand ein ganz neues Aussehen zu geben — je crois avoir rendû mon sujèt entièrement neuf. Dazu, meinte er aber, sey es jetzt um so mehr Zeit, da die Menschen, seitdem sie einmal die Stimme der Vernunft gehört haben, gar keine andere mehr hören wollen, daher man ihnen auch um sie nur zum anhören zu bringen, gar nichts anders als Wahrheit und zwar unverschleyerte Wahrheit — la verité sans voile — vorhalten dürfe. Bloß darin liege ja die Ursache, daß jetzt kein Werk über die Kirchengeschichte mehr gelesen wird, denn von den Verfassern der meisten wisse man voraus, daß sie es nur auf Betrug und Täuschung angelegt haben, und auch für die Wenigen, die es noch hie und da wagten, unter den Windungen und Restrictionen der Lüge etwas Wahrheit durch-

scheinen zu lassen, habe sich alles Interesse verloren, weil jetzt der Zeitgeist von der Vergangenheit lieber gar keine als eine unrichtige Kenntniß erhalten will, parce qu'on aime mieux ignorer les faits, que d'en être mal instruit. Eben deßwegen hält es aber der Vf. für heiligere Pflicht — le plus sacré des devoirs — S. VII. durch sein Werk dazu mitzuwirken, daß alle Vorurtheile in Beziehung auf Kirche und Religion ausgerottet — à ôter aux hommes tous leurs préjugés — oder doch — ein sehr bescheidenes oder — der Menschen immer weniger werden, die jetzt noch unter dem Drucke des Irrthums und der Unwissenheit seufzen. In dieser Absicht will er die jetzige Welt durch ein ihr möglichst nahe vor das Auge gebrachtes Gemählde aller der Verbrechen in Schrecken setzen, welche der Fanaticismus und die Unduldsamkeit der Vorwelt begangen hat! Er will alle jene so lange verworrne Greuel und Schändlichkeiten aufdecken, welche sich in dem kanonischen Recht und in den ungeheuren Sammlungen der kirchlichen Concilien-Acten und der päbstlichen Bullen verloren haben, und dieß will er S. IX. zwar ohne Leidenschaft aber mit furchtloser Hand thun, denn es darf einmahl für die Menschheit des neunzehnten Jahrhunderts kein Geheimniß mehr bleiben".

Sicherlich wird man wohl in dieser Ankündigung den Philosophen aus der Schule der französischen Encyklopädisten sogleich erkennen; aber eben so gewiß wird auch, wenigstens der Theologe und der Historiker von Profession, sogleich darin den theologischen und den kirchenhistorischen Layen, zwar den geistvollen, den kenntnißreichen, den mehrseitig gebildeten — aber doch den Layen erkennen, und damit auch den Gesichtspunkt getroffen haben, aus welchem sein Werk allein mit Billigkeit beurtheilt werden kann. Man darf nicht

fürchten, daß der edle Verfasser in dieser Wahrnehmung etwas herabsetzendes, oder daß er etwas anderes darin finden dürfte, als daß er die Theologie und die Kirchengeschichte niemals zum Gegenstand eines wissenschaftlichen Studiums gemacht habe. Er erklärt selbst S. XII., daß er kein Theologe von Profession sey, und auch nicht für Theologen habe schreiben wollen. Freylich setzt er etwas bitter hier hinzu: "Theologen würden wohl in seinem Werke nichts sehen wollen oder nichts daraus lernen wollen; doch gibt er S. XVII. bey der wiederholten Versicherung, daß er nicht zunächst für Gelehrte geschrieben habe, die höflichere Ursache an, daß er ihnen nichts neues hätte mittheilen können. Geht man aber nur davon aus, daß er selbst als Laye seine Schrift nur zur Belehrung von Layen — freylich von gebildeten — bestimmte, so ist es ein gar nicht ungünstiges Urtheil, das man sich nach mehreren Beziehungen darüber zu fällen gedrungen fühlt.

Es ist ohne Zweifel die richtigste Beobachtung von welcher Hr. v. Potter ausgieng, daß der Glaube an ein göttliches Recht jener Theokratie, welche die Päbste sich selbst und der Kirche über alle Völker vindicirt haben, durch nichts so mächtig und so unwiderstehlich als durch historische Waffen erschüttert und zerstört werden kann, denn es ist vielleicht physisch-unmöglich, daß dieser Glaube bey irgend einem nur nicht ganz geist- und herzlosen Menschen gegen die bloße einfach-treue Darstellung der Mittel und Künste, der Ränke und Gewaltstreiche, welche zu der Einführung jener Priester-Herrschaft gebraucht, vorzüglich aber der Gräuel und der Abscheulichkeiten, zu denen dabey der Name der Religion so oft mißbraucht wurde, aushalten könnte. Nicht weniger richtig mag er beobachtet haben, daß der größere Theil unserer gebildeten Layen, selbst in den Cirkeln

der höheren und der eleganten Welt, sich noch in einer unglaublichen Unwissenheit darüber befindet; wenn aber diese Beobachtungen den Entschluß in ihm erweckten, zunächst für dieß Publikum, in dessen Kreisen er selbst lebte, einmahl eine ganz wahre Kirchengeschichte zu schreiben, so war es gewiß ein sehr edler Zweck, der ihn dazu begeisterte. Dieser Entschluß stieg aber, wie er S. II. angibt, zuerst in Italien, vielleicht in Rom selbst, vielleicht auf eben der Stelle des Kapitols, wo in Gibbons Seele der erste Entwurf zu seinem unsterblichen Werke sich bildete, vielleicht durch eine Erinnerung an diesen geweckt, in ihm auf. Zehen Jahre seines Aufenthalts in Italien verwandte er nun darauf, die Materialien zu seiner Geschichte zusammen zu suchen, und in Rom selbst wurde sie von ihm vollendet.

Dabey muß jetzt dazu gesagt werden, daß Hr. v. P. seine Geschichte aus den Quellen selbst schöpfen wollte. Etwas an diesem Entschlusse verräth wohl auch schon den Layen; aber es verräth zugleich eine achtungswerthe Kühnheit, und bey der Ausführung des Entschlusses hat er eine Standhaftigkeit und eine Unermüdbarkeit erprobt, die fast Bewunderung erregen könnte. Der feine Weltmann hat sich unverdrossen durch mehrere Werke der älteren Kirchenväter, hat sich durch die Sandwüste der Concilien-Acten, hat sich selbst durch die päbstlichen Bullen und Decretalensammlungen, wie durch die Schriften der berühmtesten älteren und neueren Kirchenhistoriker durchgearbeitet, um sich selbst und seinen Lesern sagen zu können, daß er alles, was er ihnen gebe, aus der ersten Hand erhalten habe. Rec. muß ihm auch das Zeugniß geben, daß er seine Citate nicht bloß aus andern Citaten abgeschrieben, sondern die Documente, die er als Belege seiner Behauptungen anführt, wirklich dem größten Theile nach,

selbst aufgesucht, und die meisten der Zeugen, auf die er sich beruft, selbst abgehört hat. Freilich erkennt der Historiker, der hier zu Hause ist, gerade dabey den Fremdling, der zum erstenmahl in das innere hinein kommt, am häufigsten. Er erkennt ihn schon an demjenigen, wornach er zuerst sich umsieht, und zuerst fragt. Er erkennt ihn an der Treuherzigkeit der Fragen selbst, die er an seine Führer macht, und an der Suggestion der Antworten, die er von ihnen zu erhalten wünscht. Er erkennt ihn aus der Umständlichkeit, womit er oft bey zwecklosen, bloß zu der kleinen Gelehrsamkeit gehörigen Nebenumständen ihrer Persönlichkeit und ihrer Schriften sich aufhält. Vorzüglich aber erkennt er ihn in der Noth, die ihm der übergroße Reichthum seines gefundenen Stoffes, seine Anordnung und seine Vertheilung macht. Diese fällt in der ganzen, offenbar für die Convenienz des Lesers und des Verfassers voraus berechneten aber ohne die gehörige Kenntniß und einen richtigen Ueberschlag seines Vorraths berechneten Oekonomie des Werks, und aus der daraus entstandenen Unordnung am stärksten und am sichtbarsten auf; bey allem diesem und selbst durch alles dieses bekommt man aber noch Veranlassung genug, über den ungeheuern gelehrten Fleiß zu erstaunen, den der Verf. auf das Werk verwandt, und bekommt doch zuweilen auch noch Veranlassungen, sich über den Scharfsinn, über die Combinationskunst und selbst über die Billigkeit und Mäßigung zu freuen, womit er das historische Richteramt dabey verwaltet hat. Auf einzelne Proben und Beweise von dem einen und von dem andern können und dürfen wir uns nicht einlassen; die Aufmerksamkeit aber, womit wir dem Verf. durch seine acht Bände gefolgt sind, mögen schon die folgenden generellen Bemerkungen erproben.

Der Billigkeit glauben wir hier zuerst die Bemerkung schuldig zu seyn, daß Hr. v. P. selbst das neue der Ansichten, die er von dem Gange der Hauptereignisse in der Kirchengeschichte gegeben hat, ohne Zweifel nur auf das Ganze, und auch nur auf den Gegensatz dieser Ansichten mit den gewöhnlichen in der Kirche recipirten, und von der Kirche selbst angenommenen bezogen haben will. Von diesen weichen allerdings die seinigen sehr weit ab, jedoch auch nur von jenen, welche die Partey, die sich ausschließend den Namen der Kirche beylegt — die katholische — angenommen hat; denn die meisten von den Hauptfactis aus der Geschichte der Päbste und Concilien hat er nur in das nähmliche Licht gesetzt, worin sie schon, von der Zeit der Magdeburgischen Centuriatoren an, von den Historikern unserer und der reformirten Kirche dargestellt worden sind. Dieß hat er selbst durch seine häufigen Berufungen darauf sehr ehrlich anerkannt, und dieß würde er gewiß noch öfter gethan haben, wenn ihm nicht die Werke von mehreren unserer neueren Geschichtforscher unbekannt geblieben wären, zu denen er freylich in Italien, wo er seine Vorräthe sammelte, nicht füglich gelangen konnte. Eben deßwegen konnte er auch nicht daran denken, und dachte gewiß nicht daran in Beziehung auf die Thatsachen selbst etwas neues, bisher unbekanntes entdecken zu wollen, sondern in Ansehung dieser bezog er das neue bloß auf den Kreiß der Leser oder auf das Publicum, für welches er schrieb, wozu er auch gewiß sehr gute Gründe hatte. Dabey fürchten wir aber — und dieß darf nun auch nicht unbemerkt bleiben — daß er doch auch bey diesem Publico seiner Sache oder seiner Absicht mehrfach geschadet hat. Die Hälfte der gebildeten, aber mit dem speciellen der Kirchen- und Pabstgeschichte unbekannten Layen in deren Hände sein Werk kommen mag, und seinem Wunsche nach kommen

soll, wird gerade aus dem neuen ihr bisher unbekannten worauf sie hier stoßen wird, voraus ein Mißtrauen schöpfen, das die Wirkung, welche dadurch bey ihr hervorgebracht werden soll, nothwendig schwächen muß. Die Masse von Schändlichkeiten und Abscheulichkeiten, welche ihr so unerwartet vorgehalten, und die lange Reihe von häßlichen jedes menschliche und jedes sittliche Gefühl empörenden Auftritten, durch welche sie hindurch geführt wird, muß unfehlbar den Verdacht bey ihr erwecken, daß es absichtlich auf eine totale Umdrehung ihrer bisherigen Ansichten vom Pabst und von der Kirche, oder auf ihre gewaltsame Enttäuschung angelegt sey, und dagegen wird sie um so hartnäckiger sich sträuben. Die andere leichtere Hälfte jener Layen aber, welche die Ansichten, die ihr hier beygebracht werden sollen, schon längst aufgefaßt, nur nicht aus der Geschichte aufgefaßt hat, und bey welcher also keine Enttäuschung, sondern nur Belehrung nöthig wäre — diese Hälfte wird vor dem bloßen gelehrten Aussehen des Werks, sie wird vor den vielen und fremden Nahmen, welche darin angeführt, vor den langen mit Citaten bespikten Noten welche fast jeder Seite angehängt sind, ja schon vor den acht Bänden des Werks erschrecken, und es deßwegen ungelesen und unbenutzt lassen. Für diese Klasse von Lesern, auf welche doch sein Absehen am meisten gerichtet war, hat er also zu viel gethan, und besonders auch dadurch zu viel gethan, weil er sie — wir wissen nicht recht, warum? — vielleicht auch, um mehr Zutrauen bey ihnen zu erwecken? — viel tiefer in das polemisch-dogmatische der Religionsgeschichte hineinführte, und viel länger darin aufhielt, als ihnen damit gedient seyn kann; gerade dabey hat er aber für das unterrichtete zu einem Urtheil fähige Publicum, also auch für die Wissenschaft und für die Kritik viel zu wenig gethan. Sehr gerne gestehen wir

Der Billigkeit glauben wir hier zuerst die Bemerkung schuldig zu seyn, daß Hr. v. P. selbst das neue der Ansichten, die er von dem Gange der Hauptereignisse in der Kirchengeschichte gegeben hat, ohne Zweifel nur auf das Ganze, und auch nur auf den Gegensatz dieser Ansichten mit den gewöhnlichen in der Kirche recipirten, und von der Kirche selbst angenommenen bezogen haben will. Von diesen weichen allerdings die seinigen sehr weit ab, jedoch auch nur von jenen, welche die Partey, die sich ausschließend den Namen der Kirche beylegt — die katholische — angenommen hat; denn die meisten von den Hauptfactis aus der Geschichte der Päbste und Concilien hat er nur in das nähmliche Licht gesetzt, worin sie schon, von der Zeit der Magdeburgischen Centuriatoren an, von den Historikern unserer und der reformirten Kirche dargestellt worden sind. Dieß hat er selbst durch seine häufigen Berufungen darauf sehr ehrlich anerkannt, und dieß würde er gewiß noch öfter gethan haben, wenn ihm nicht die Werke von mehreren unserer neueren Geschichtforscher unbekannt geblieben wären, zu denen er freylich in Italien, wo er seine Vorräthe sammelte, nicht füglich gelangen konnte. Eben deßwegen konnte er auch nicht daran denken, und dachte gewiß nicht daran in Beziehung, auf die Thatsachen selbst etwas neues, bisher unbekanntes entdecken zu wollen, sondern in Ansehung dieser bezog er das neue bloß auf den Kreiß der Leser oder auf das Publicum, für welches er schrieb, wozu er auch gewiß sehr gute Gründe hatte. Dabey fürchten wir aber — und dieß darf nun auch nicht unbemerkt bleiben — daß er doch auch bey diesem Publico seiner Sache oder seiner Absicht mehrfach geschadet hat. Die Hälfte der gebildeten, aber mit dem speciellen der Kirchen- und Pabstgeschichte unbekannten Layen in deren Hände sein Werk kommen mag, und seinem Wunsche nach kommen

soll, wird gerade aus dem neuen ihr bisher unbekannten worauf sie hier stoßen wird, voraus ein Mißtrauen schöpfen, das die Wirkung, welche dadurch bey ihr hervorgebracht werden soll, nothwendig schwächen muß. Die Masse von Schändlichkeiten und Abscheulichkeiten, welche ihr so unerwartet vorgehalten, und die lange Reihe von häßlichen jedes menschliche und jedes sittliche Gefühl empörenden Auftritten, durch welche sie hindurch geführt wird, muß unfehlbar den Verdacht bey ihr erwecken, daß es absichtlich auf eine totale Umdrehung ihrer bisherigen Ansichten vom Pabst und von der Kirche, oder auf ihre gewaltsame Enttäuschung angelegt sey, und dagegen wird sie um so hartnäckiger sich sträuben. Die andere leichtere Hälfte jener Layen aber, welche die Ansichten, die ihr hier beygebracht werden sollen, schon längst aufgefaßt, nur nicht aus der Geschichte aufgefaßt hat, und bey welcher also keine Enttäuschung, sondern nur Belehrung nöthig wäre — diese Hälfte wird vor dem bloßen gelehrten Aussehen des Werks, sie wird vor den vielen und fremden Nahmen, welche darin angeführt, vor den langen mit Citaten bespickten Noten welche fast jeder Seite angehängt sind, ja schon vor den acht Bänden des Werks erschrecken, und es deßwegen ungelesen und unbenutzt lassen. Für diese Klasse von Lesern, auf welche doch sein Absehen am meisten gerichtet war, hat er also zu viel gethan, und besonders auch dadurch zu viel gethan, weil er sie — wir wissen nicht recht, warum? — vielleicht auch, um mehr Zutrauen bey ihnen zu erwecken? — viel tiefer in das polemisch-dogmatische der Religionsgeschichte hineinführte, und viel länger darin aufhielt, als ihnen damit gedient seyn kann: gerade dabey hat er aber für das unterrichtete zu einem Urtheil fähige Publicum, also auch für die Wissenschaft und für die Kritik viel zu wenig gethan. Sehr gerne gestehen wir

zwar hier noch einmahl, daß man sich oft wundern muß, wie viel der Sammlersfleiß des theologischen Layen auch hier zusammengebracht, und der Scharfsinn seines gesunden Menschen-Verstandes errathen hat, allein noch öfter stößt man doch hier auf Mißgriffe, auf Verwechselungen, auf einseitige, oft nur halb wahre, oft ganz falsche und aus ganz unrichtigen Ansichten ausgeflossene Urtheile, ja selbst auf entstellte Thatsachen, wobey zwar durchaus keine unredliche Absicht des neuen Untersuchers, sondern nur der Mangel jener längeren und vertrauteren Bekanntschaft mit seiner Materie durchscheint, wodurch aber der Uebelstand und der Nachtheil, der daraus für das Werk entspringt, nicht vermindert wird. Um dem Vorwurfe einer ganz ohne Beweise vorgebrachten Anklage zu entgehen, deuten wir hier bloß auf dasjenige hin, was in der älteren Geschichte des Christenthums B. I. S. 15. über das Verfahren des Apostel Paulus — was S. 140-159. über die Händel Paulus von Samosata — S. 220-364. über die verschiedenen Wendungen des Arianischen Streits — S. 402. über Apollinar — hernach B. II. S. 76. über die Priscillianisten — S. 117. über die Origenisten — S. 154. über den drey Capitel-Streit, und erst nach diesem S. 221-306. über Nestorianer, Eutychianer, Monotheleten — S. 338-374. über den Bilder-Krieg, und S. 390-394. über das große Schißma zwischen dem christlichen Orient und Occident angebracht und ausgeführt ist. Nicht weniger unrichtiges wäre B. III. in der Geschichte Gregors VII. — seines Krieges mit Heinrich IV. und des von ihm angefangenen Investitur-Streits S. 55-84. wie in der Geschichte die Verhandlungen zwischen Paschal II. und Heinrich V. S. 172. und auch zwischen Adrian IV. und Friedrich I. S. 256. auszuzeichnen. Im B. IV. V. wird die Geschichte der

Päbste von der Versetzung ihrer Residenz nach Frankreich an bis auf die neuesten Zeiten, — bis auf die Note des Cardinals Consalvi an die vereinigten protestantischen Bundes-Staaten in Deutschland B. V. 245. herabgeführt, wobey man den Mangel einer leitenden Ordnung am unangenehmsten empfindet; noch ungleich mehr als diese vermißt man aber in der Geschichte der verschiedenen vom zwölften Jahrhundert an aufgestandenen Reformatoren, und der im sechszehnten Jahrhundert wirklich durchgeführten Reformation, die im B. VI. VII. gegeben ist. Zur Entschuldigung mag es hier dem Verf. gereichen, daß ihm so manche neuere historische Werke darüber, wie das Werk von Mosheim über die Beguinen und Begharden, die Haupt-Schriften von Royko über die Geschichte von Huß, und mehrere noch neuere über die Reformation in Deutschland unbekannt blieben; unentschuldbar bleibt es aber immer, daß auch er noch B. VII. S. 36. in die Geschichte der letzten, die platte schon so oft beschämte Lüge aufnehmen konnte, daß die Eifersucht der Augustiner Mönche über den dem Dominikaner-Orden zugewandten Ablaßhandel die erste Veranlassung zu dem Streit darüber, und somit zu der Reformation gegeben habe.

Endlich darf es nicht unbemerkt bleiben, daß man doch dem Verf. über einige der neuern Zeit-Ereignisse mit unter auch einige anziehende Notizen zu verdanken hat, von denen jetzt die Geschichte einen sicherern Gebrauch machen kann. Von der Stellung und Lage, worin sich der Verf. in Rom befand, und von den Verbindungen, die er hier benutzen konnte, hätten wir zwar fast etwas mehr von dieser Art erwartet. Auch lassen bey einigen, die von ihm selbst angegebenen Quellen, woraus er sie schöpfte, immer noch etwas unsicheres zurück. Darunter möchten wir besonders dasjenige rechnen,

was B. V. S. 218-221. von den Unterhandlungen in Savona zwischen Napoleon und Pius VII. wie von den Auftritten erzählt ist, die zu Fontainebleau im J. 1812 zwischen ihnen vorfielen; nur allzu glaubwürdig finden wir aber die Nachrichten von den Gräueln, die im J. 1800 bey dem Abzuge der Franzosen aus dem Toscanischen verübt wurden und von dem feyerlichen Segen, den der Bischof Zondadari von Siena den Mördern von Arezzo gab, und wer wird es nicht auf der andern Seite noch gerner glauben, daß Pius VII. die vielleicht gräßlichste Schandthat der neueren Zeit-Geschichte, den Bruch der Capitulation, die der Cardinal Ruffo mit Neapel geschlossen hatte, nicht nur in einem ernsten Schreiben an den König mißbilligte, sondern seinen Abscheu davor auch durch die stärksten Censuren bezeugte, die er nach S. 156. gegen den Erzbischof von Capua und einige andere Bischöfe erließ, welche sich als Werkzeuge dabey brauchen ließen. Auch für die B. VIII. S. 148. gegebene Nachweisung der zu Rom erschienenen Acten des Scheidungs-Processes der jetzigen Kaiserin von ihrem ersten Gemahl wird ihm der canonische Litterator danken, und nur dabey bedauern, daß ihm nicht auch etwas von demjenigen in die Hände fiel, was zu Rom in den Jahren 1784. 1785 über die zweyte Heirath des Herzogs Carl von Würtemberg verhandelt wurde: mehrere unserer Theologen aber mögen sich aus der B. VIII. S. 154. gegebenen Nachricht eine Weisung nehmen, daß die Römische Curie erst im J. 1816 ein gelehrtes Werk (Mastrosini Metaphysica de Deo trino et uno) als ketzerisch verdammte, weil darin das Geheimniß der Dreyeinigkeit aus der Vernunft bewiesen und erklärt war.

Oxford.

E typographeo Clarendoniano: Joannis

Caravellae Epirotae index Aristophanicus ex codice Bodleiano olim Asceviano nunc primum editus. 1822. VII und 368 S. gr. Octav.

Dieses Wörterverzeichniß ist sehr vollständig und enthält auch die weniger wichtigen Wörter und Wortformen, Artikel, Präpositionen, Conjunctionen. Jo. Caravellà, ein Grieche aus Arta in Epirus, verfertigte es im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Er wurde vermuthlich von einem Holländischen Philologen zu dieser Arbeit gedungen, die er ganz als Handarbeit betrieb. Er legte die Küstersche Ausgabe zum Grunde und trug alle einzelnen Worte und alle Stellen wo sie vorkommen in sein Wörterverzeichniß ein. So findet man bey καὶ (mit dem Gravis) 2567 Stellen, wie der Herausgeber bemerkt. Brauchbarer und nützlicher wäre ein Verzeichniß der Wortverbindungen und Phrasen gewesen, aber ein solches zu liefern war dieser Mann schon wegen seiner geringen Kenntniß des Griechischen nicht im Stande. Davon zeugen viele Irrthümer in diesem Verzeichnisse; öfters sind zwey verschiedene Wörter in eins verbunden, zuweilen ganz unerhörte Wörter gebildet. Viele Fehler verbesserte der ungenannte Herausgeber, wie er versichert, aber eine Menge ist stehen geblieben. Uebrigens hat der Herausgeber die Küsterschen Lesarten, auch wo sie falsch waren, nicht geändert, weil er sonst das Ganze hätte umarbeiten müssen. Wörter von ganz verschiedener Bedeutung aber einerley Buchstaben sind nie unterschieden, desto sorgfältiger aber sind in der Regel alle Buchstaben, Accente, Apostrophe, und ν am Ende beobachtet, und die Wörter danach unter besondern Rubriken aufgeführt. Von der scrupulösen Sorgfalt des Caravella zeugt auch folgendes: In der Küsterschen Ausgabe ist zwischen Vers 165 und 170 in den Fröschen ein Vers zu viel gezählt, so daß kein 169ster Vers da ist. Dies entdeckte Caravella und zählt im Folgenden immer einen Vers weniger als

Küster. — So hat dieses Verzeichniß, welches der Herausgeber noch um mehrere Wörter vermehrt hat, eine große Vollständigkeit aber manche andere Mängel, und kann nur mit großer Vorsicht als ein unsicherer Wegweiser benutzt werden. Aehnliche Wörterverzeichnisse zum Callimachus, Dionys Periegese, Nicander, Nonnus, Oppian, Phil'es (de animal. propriet.) und Tryphiodor befinden sich in der Bodlejanischen Bibliothek und einer zum Aeschylus in Cambridge. Sie sind, den zum Nicander ausgenommen, alle von Caravella verfertigt, und gehörten früher sämmtlich Askew an, welcher sie von Taylor geerbt haben soll.

Dresden.

Bey Arnold: Lehrbuch des gemeinen in Deutschland gültigen Forst- und Jagdrechts, von Ernst Moritz Schilling. 1822. XVI u. 351 S. in Octav.

Wenn sich gleich das vorliegende Werk, dem Titel nach, mit einer Darstellung des Forst- und Jagdrechts beschäftigen soll, so ist es dennoch auf eine Encyclopädie des gesammten Rechts erweitert worden, indem nicht allein das Privat- sondern auch das Staats- und peinliche Recht, und sogar der Proceß, lediglich deshalb, weil einige Gegenstände der Forstwissenschaft mit diesen Rechtstheilen in Verbindung treten können, abgehandelt worden ist. Damit ist aber der Sache offenbar zu viel geschehen, und wenn gleich der Verf. zunächst die Absicht hegte, den Forstmann über alle Gegenstände des allgemeinen Rechts zu belehren, die ihm, als solchem von Wichtigkeit seyn könnten, so sind doch die Grenzen, wo eigene Belehrung, ohne Mißverständniß möglich ist, und in welchen Fällen der Forstmann sich vielmehr bey Rechtsgelehrten Rath zu erholen hat, dermaßen verwischt, daß das Ganze auf das stets erfolglose und gefährliche Popularisieren einer Wissenschaft hinausläuft, die ihrem Wesen nach nie zu einem populairen Vortrage geeignet seyn kann. Ref. zweifelt daher, daß das Werk den Forstmännern von großem Nutzen seyn könne; eher kann es Rechtsgelehrten nützen, wenn dieselbe gleich in dem größten Theile des Werks, nur das Allgemeinbekannte aus ihrer Wissenschaft vorfinden werden, denn über das eigentliche Forst- und Jagdrecht findet man darin nicht allein vortreffliche Notizen, sondern auch eine recht gelungene Darstellung der einzelnen Gegenstände desselben.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 30. August 1824.

Paris.

Bey Le Normant 1823: Précis historique de la guerre des Turcs contre les Russes, depuis l'année 1769, jusqu'à l'année 1776; tiré des annales de l'historien turc Vassif-Effendi, par J. A. Caussin de Perceval. 284 S. in 8.

Die Ereignisse des Krieges zwischen den Russen und Türken, während der Jahre 1769 bis 1776, sind hinreichend bekannt, in so fern solche auf russischen Erzählungen beruhen, und die Russen betreffen; weniger aber was türkischer Seits vorging. Und doch scheint der Plan, den sich die Türken vorschreiben, die Art ihrer Kriegführung, der Character und die Handlungen ihrer Staatsmänner und Generale, nicht weniger Ansprüche auf unsere Aufmerksamkeit zu haben. Diese Gegenstände können wir nur aus der Feder türkischer Geschichtschreiber kennen lernen. Die Türkey liefert wenige Geschichtschreiber, und ihre Werke beschränken sich nur auf eine gewissenhafte, aber höchst trockene Darstellung der Thatsachen, insbesondere derjenigen, die unter ihren Augen vorgingen. Beym Mangel an allgemeinen Kenntnissen, vermißt man jenen Ueberblick, der auf Veranlassungen und Folgen Rücksicht nimmt, wodurch unsere Geschichte eine angenehme Unterhaltung gewährt. Sparsam mit Worten, wie

es der Muselmann in seiner mündlichen Unterhaltung ist, enthält sich sein Geschichtschreiber jeder Bemerkung; und die Frucht des Studiums ihrer Werke, beschränkt sich im Allgemeinen auf die Berichtigung einiger Daten, worin unsere Geschichtschreiber nicht so gewissenhaft sind. — Die türkischen Sultane haben seit langer Zeit Geschichtschreiber unterhalten, deren Bestimmung ist, die Jahrbücher ihrer Regierungen zu verfertigen. Mehrere dieser Annalen sind zu Constantinopel gedruckt worden. Wassif Effendi ist der letzte, der an den Annalen des türkischen Reichs gearbeitet hat. Einige Züge aus seinem Leben finden sich in seinem Werke. Unter der Regierung Mustaphas II. ward Wassif Effendi ein Günstling des Groß-Vezirs Moahsin-Zade und befand sich in glücklichen Verhältnissen; allein unter der nachfolgenden Regierung Abdulhamids, lebte er in tiefster Dürftigkeit, bis Selim III. ihn zum Historiographen des Reichs erhob. Er bearbeitete nun die Jahrbücher der türkischen Monarchie von 1752 bis 1802; allein der Band seines Werkes, der unter seinem Namen gedruckt erschienen ist, geht nur bis zu den ersten Regierungsjahren Abdulhamids; er ist in zwey Theile getheilt, wovon der erste die Ereignisse bis 1768, als den Ausbruch des Kriegs mit Rußland, und der zweyte diesen Krieg selbst, beschreibt. Dieser zweyte Theil ist es, den M. de Perçeval gänzlich umgearbeitet, jetzt herausgegeben hat. Eine getreue Uebersetzung zu liefern, würde, sagt M. de P., dem Leser wenige, oder gar keine Unterhaltung gewährt haben. Die türkischen Annalen sind in chronologischer Ordnung, in kleine Artikel, die unter sich in keinem Zusammenhange stehen, abgetheilt. Der türkische Geschichtschreiber unterbricht eine angefangene Erzählung, er geht oft weit von dem Schauplatze zu einer andern über, die er gleichfalls nicht endiget, um zu der ersten zurückzukehren; dadurch veranlaßt er eine Verwirrung der Thatsachen und der Begriffe; mit Aengstlichkeit hält er sich bey den unbedeutendsten

Veränderungen in der Civil- und Militair-Verwaltung auf, die für den Ausländer ohne Interesse sind; sein Styl ist mit vielen Phrasen und Bombast überladen, die eben so vielen Eckel als Dunkelheit erzeugen. M. de P. hat aus Ohsson's tableau général de l'empire ottoman, in den Anmerkungen, die türkischen Benennungen der Militair- und Civilstellen erklärt, und noch Koralio, Tot u. a. Nachrichten über das Schicksal mehrerer Hauptpersonen in dieser Geschichte, nebst geographischen Notizen hinzugefügt. — Diese Geschichte selbst, liefert beynahe auf jeder Seite, traurige Beyspiele von dem gesunkenen Zustand des türkischen Reichs, dessen Fortdauer, bis auf unsere Zeiten, als ein politisches Wunder betrachtet zu werden verdient, wenn wir nicht in seiner Ausdehnung und dem Mangel der Cultur selbst die Quelle seiner Erhaltung suchen müßten. Leben will der fremde Krieger, der auf türkischem Boden vordringt, aber er findet keine Lebensmittel; nicht das türkische Schwert hält ihn zurück, aber ein weit fürchterlicherer Feind, der Hunger, mit seinem eben so schrecklichen Begleiter, der Pest. [Auch dieser Krieg liefert hiervon ein Beyspiel. Während der Belagerung von Bender, im J. 1770, verbreitete sich die Pest unter der russischen Belagerungs-Armee. Von dort gieng sie nach Rußland über; sie herrschte selbst in Moscau, wo Tausende hingerafft wurden. — Die russische Armee war 1773 durch Krankheiten und Mangel aller Art so geschwächt, daß auch der wiederholte Befehl der Catharina: "passez la Danube, et poussez vivement les opérations," den Marschall Romanzoff nicht zur Ergreifung der Offensive bewegen konnte.] Unwissenheit, Nationalhochmuth, Vorurtheile und Eigennutz, sind im Cabinette der Türken und an der Spitze ihrer Armeen vorherrschend; die Quellen von allen diesen Lastern, ist der Despotismus.

Friedrich August III. König von Polen war gestorben; die Russen benutzten diese Gelegenheit Unruhen in Polen zu erregen, und einen neuen König durch

ihren Einfluß erwählen zu lassen. Eine russische Armee rückte in Polen ein. Durch Schweden und Frankreich auf diese Ereignisse aufmerksam gemacht, schritt das türkische Cabinett zu Kriegsrüstungen und bald ward der Krieg gegen Rußland erklärt. Zwey Groß-Vezire mußten in kurzer Zeit nach einander, noch eher die Armee sich in Marsch setzte, ihre Stellen niederlegen um dem Mohammed Emir-Pascha Platz zu machen, der gleich nach seiner Ernennung die Truppen bey Adrianopel versammelte. Der Chan der Tartarn eröffnete das Schauspiel, mit einem Einfall in das russische Gebiet; er kam mit Beute beladen zurück. Sein Beyspiel reizte die türkische Garnison in Khoutin (Choczmi): sie wollte gegen den Feind geführt seyn. Vergebens widersetzte sich der Commandant diesem Vorhaben, er ward von den Aufrührern umgebracht. Die Russen, unterrichtet von diesem Aufstande, erschienen plötzlich vor Khoutin, mußten aber, weil ein türkisches Corps zum Ersatz herbeyrückte, sich wieder zurückziehen. Der Großwesir rückte unterdessen bis Isaktchi vor. "Ich verstehe nichts von der Führung des Krieges," sagte er hier in dem versammelten Kriegsrathe; "daher verlange ich einen Rath." Aber diejenigen, deren Rath er verlangte, wußten eben so wenig davon, als er. Das Resultat war: die türkische Armee sollte über die Donau gehen, und dann abwarten, was die Russen unternehmen möchten. Während dessen brachten türkische Soldaten mehrere ausländische Wundärzte, die mit großen Kosten aus Frankreich verschrieben waren, unter dem Vorwande, sie wären russische Spione, um. Der Großvezier kam mit der Armee bey Bender an. Er glaubte hier Magazine zu finden, und fand sie nicht. Der Intendant der Armee ward mit dem Tode bestraft, aber dieß schützte nicht vor dem Hunger. Die Soldaten entwichen; man zählte 8000 Deserteurs, in wenigen Tagen. Man brachte nun vermittelst Requisitionen Lebensmittel zusammen; bald entstand eine Hungersnoth in der Provinz, in welcher Bender liegt. — Abaza Pascha, der eine andere Armee,

etwa 60,000 Mann stark, bey Khoutin befehligte, war in Podolien vorgerückt; die Russen flohen vor ihm, aber nur in der Absicht, ihn in einen Hinterhalt zu locken; er verlor viele Menschen. Am folgenden Tage griff er nochmals an; er trieb die Russen in ein von ihnen stark verschanztes Holz, woraus er sie nicht vertreiben konnte. Die Russen griffen ihrer Seits an, und trieben die Türken bis in die Nähe von Khoutin. Abaza Pacha wollte sie wieder angreifen, aber seine Soldaten, schon lange wegen nicht erfolgter Bezahlung des Soldes und Mangel an Lebensmitteln mißvergnügt, kündigten ihm den Gehorsam auf. Seine Armee lief auseinander, und es gelang ihm, nur von 400 Braven begleitet, sich in die Festung Khoutin zu werfen. Der Großvezier wollte dieser Festung zur Hülfe vorrücken, allein seine Armee befand sich in einem so schlechten Zustande, daß er sich mit Absendung eines schwachen Verstärkungs-Corps begnügen mußte. Mit dem Reste seiner Armee marschirte er nach Khantepessy zurück. Hier ließ er einige Unterbefehlshaber und auch den Dragoman der Pforte Nikolaki mit dem Tode bestrafen, d. h. er ließ ihn ohne Untersuchung meuchelmörderischer Weise tödten. Wenige Tage nachher erhielt er selbst den Befehl, das Commando der Armee nieder zu legen, und sich ins Exil nach Dimelonka zu begeben. Zu Adrianopel angekommen, erhielt er eine Einladung zu dem daselbst commandirenden Officier zu kommen. Kaum in dem Palais desselben eingetreten, ward er strangulirt. Moldovandje Ali Pascha ward wieder Groß-Vezier. Der Baron Tott, der ihn später in seiner Verbannung, als Gouverneur der Dardanellen, kennen lernte, bezeichnete ihn als einen höchst unwissenden Mann. Khoutin, welches eine Garnison von 10,000 Mann hatte, vertheidigte sich tapfer; es ward von dem neuen Großvezier und dem Chan der Tartarn entsetzt, ohne daß ein Gefecht statt fand, der Großvezier, durch den Rückzug der Russen aufgemuntert, ging mit seiner Armee über den Dniester. Er griff

die Russen, die sich bey Mataradje in einem Holze verschanzt hatten, vergeblich an. Während ein Theil seiner Truppen sich wieder nach Khoutin zurückgezogen hatte, zerstörte eine plötzliche Anschwellung des Dniester die türkische Brücke. Nun fielen die Russen auf die türkischen Truppen, die sich noch am rechten Ufer dieses Flusses befanden, von denen nur wenige Tartaren sich durch Schwimmen retteten. Dieser unglückliche Vorfall hatte die Armee bedeutend vermindert; er verbreitete Muthlosigkeit und Mißvergnügen unter den Soldaten, die bey Tausenden sich verliefen. Die Garnison von Khoutin, die sich so tapfer vertheidigt hatte, folgte dem Beyspiele; vergebens bot der Großvezier jedem Soldaten, der in der Festung bleiben wollte, eine doppelte Bezahlung an. Was noch von der Armee zusammen geblieben war, nahm eilend die Flucht nach Khantenowiz, wohin der Großvezier nachfolgte, und mit Mühe 5000 Mann versammelte. Die Russen nahmen ohne Widerstand zu finden, Besitz von Khoutin, und eroberten 300 Kanonen. Während der Großvezier mit der Hauptarmee den Rückzug nach Silistri fortsetzte, bemächtigten sich die Russen, durch Verrätherey begünstigt, der Stadt Galatz. Ali-Agha hatte das Glück ein russisches Detachement zu schlagen und Galatz wieder zu nehmen. Dies war der einzige Vortheil, welchen die Türken während der vier Monathe hatten, daß der neue Großvezier ernannt war. Dagegen waren die Russen Meister von Khoutin, Jassi, Bukarest und des größten Theils der Wallachey. Dieser kurze Auszug aus den Ereignissen des ersten Feldzugs, wird einen hinreichenden Beweis von der Art liefern, wie ein türkischer Geschichtschreiber das Mißgeschick seines Volks darstellt. Sehr verschieden von den einst so berüchtigten französischen Bulletins, verheimlicht er auch nicht den kleinsten Umstand der erlittenen Unfälle. Folgen wir nun seiner Beschreibung von den Unfällen auf dem Meere. Der Divan erhielt von mehreren befreundeten Mächten die Nachricht, daß Rußland in den Häfen der Ostsee eine Kriegs-

Flotte ausrüste, deren Bestimmung sey, durch die Meerenge von Gibraltar, die türkischen Inseln in Archipelagus anzugreifen und in Morea einen Aufstand zu erregen. Der Divan wollte aus zwey Gründen, dieser Nachricht keinen Glauben beymessen; einmal, weil Rußland in der Ostsee keine Kriegsschiffe habe, und zweytens es geographisch unmöglich sey, aus dem Baltischen ins mittelländische Meer zu gelangen. Was den ersten Grund anbetrifft, so behauptet Vaßif Effendi, die Russen hätten den größten Theil der Kriegsschiffe, mit denen sie im Archipelago erschienen von den Engländern und Venetianern gekauft. Ueber die Unwissenheit der Mitglieder des Divans, in der Geographie, äußert er sich nicht. Erst als sich russische Kriegsschiffe im Golf von Lepanto zeigten, gab der Sultan Befehl, daß alle türkischen Kriegsschiffe aufs schleunigste ausgerüstet und versammelt werden sollten. Die Russen landeten auf Morea, und zwar theils bey Misistra, und theils nicht weit von Patras. Griechen und Manioten vereinigten sich mit ihnen. Bey Tripolitza erlitten die Russen und Insurgenten eine gänzliche Niederlage, und was von ihnen dem Schwerte entronnen war, schiffte sich wieder ein. Die Insurgenten legten nun die Waffen nieder. Nach mehreren wenig entscheidenden Gefechten, zwischen der russischen und türkischen Flotte, ward die letzte in der Bay von Tschechme eine Beute der Flamme. Die Russen landen auf Lemnos; nach einer Belagerung der Citadelle auf dieser Insel, die 6. Tage gedauert hatte, war die türkische Flotte im Begriffe sich zu ergeben, als der brave Hassan Bey mit einer neuen Flotte aus den Dardanellen herbeyeilte und die Russen zwang, sich eilends an Bord ihrer Schiffe zu begeben. Am folgenden Tage landeten die Russen wieder, wurden aber zurückgeschlagen; sie bemächtigten sich darauf der Insel Paros, wo ihre Flotte den Winter über blieb, und die Depots niedergelegt wurden. Vaßif Effendi läßt den russischen Landtruppen oft Gerechtigkeit wiederfahren; ihre zur See erlangten Vortheile setzt er aber gänzlich auf Rechnung der englischen Officiere, die auf den russischen Flotten dienten. In dem folgenden Feldzuge vom J. 1770 erlitten die Türken noch größere Niederlagen zu Lande, als in dem vorhergehenden. Unser Geschichtschreiber glaubt zwar, dem Glauben seines Volks gemäß, die Ursachen so vieler Unglücksfälle, auf Rechnung des Schicksals setzen zu müssen. "Was im Himmel einmal beschlossen ist, muß geschehen," sagt er, und zum Beweise dieses Satzes, führt er das Beyspiel von 40 vornehmen Türken an, die, um der Pest die in Aegypten ausgebrochen war, zu entgehen, sich

zu Alexandria einschifften, aber alle im Schiffbruche umkamen. Allein er fügt doch hinzu: "nach der Meinung einiger Personen, lag die Quelle unsers Unglücks zu Lande in der Nachlässigkeit der Anführer und des Mangels an Muth bey unsern Soldaten. Andere, welche physische Rücksichten ins Auge fassen, sagen, daß die Disciplin, die in der russischen Armee herscht, u. die Ueberlegenheit ihrer Artillerie, ihnen vorzüglich den Weg zum Siege bereitet. Wie dem auch seyn mag, die Gottlosigkeit der türkischen Soldaten, ihre wenige Neigung für die göttliche Fahne zu streiten, die Zügellosigkeit, Raubsucht und der Ungehorsam gegen die Befehle ihrer Obern: alle diese Laster haben den Zorn des Himmes auf sie gezogen.". — Unterhaltend ist die Beschreibung die der Vf. von dem Zustande der russischen Armee macht. Baares Geld, sagt er, haben die Russen nicht. Man gibt ihnen Anweisungen in Papier, Wechselbriefe auf welche sie Geld haben können. Während die Russen bey den Gefangenen, die sie von uns machen, Gold, Silber u. Edelsteine finden, konnten wir den ihrigen nur Stücke Papier abnehmen, die für uns gar keinen Werth haben. Der russische Soldat weiß nicht, wie Gold oder Silber aussieht. Man gibt ihm eine kleine Kupfermünze, die er, so bald er solche erhält, für starke Getränke ausgibt. Durch Armuth will man bey ihnen die Neigung vermittelst Beute Reichthum zu erhalten erzeugen; daher ist der russische Soldat tapfer, auch trägt der Brantewein, den man vor dem Anfange eines Gefechts ausgibt, nicht wenig bey, daß er sich in den Tod stürzt" — Die Freymüthigkeit, mit welcher unser Annalist die Großen seines Landes beurtheilt, würde Bewunderung erregen, wenn sie nicht schon längst, als er schrieb, theils todt, theils in Ungnade, von der Bühne abgetreten gewesen wären. Die türkischen Großen werden aus dem Staube, zu den höchsten Stufen erhoben, aber eben so schnell sinken sie wieder in die Vergessenheit zurück, und mit ihnen ihre Familien und Anhänger. Gefürchtet wie es ein allmächtiger Großvezier ist, kaum hat ihn der Strang oder die Verbannung betroffen, sein Name verschwindet gleichsam von der Erde. Warum soll ihn der Geschichtschreiber scheuen? Nur die Familie des Sultan bleibt, und wohl hütet sich der Annalist, auch von den abgesetzten, oder umgebrachten Sultanen irgend ein Wort des Tadels zu erwähnen. "Der kaiserliche Pallast ist die Muschel, die die köstliche Perle der kaiserlichen Majestät in sich schließt, der glänzende Mittelpunct, von wo aus die himmlische Sonne ihre wohlthätigen Strahlen über den Weltkreis verbreitet!" — Man sieht, Wassif-Effendi weiß eben so gut zu schmeicheln, als die bezahlten Historiographen im übrigen Europa.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.
Den 2. September 1824.

Paris.

Bey Crochard et Poilroux: Nouvelles recherches sur les maladies chroniques, et principalement sur les affections organiques et les maladies héréditaires; par Jacques Poilroux, Doct. en Méd. etc. 1823. XXXII u. 435 S. 8.

Der Verf. meint, die chronischen Krankheiten seyen von den Alten, die sich vorzugsweise mit den hitzigen beschäftigt hätten, mehr vernachlässigt worden. Auch Dumas, dessen allgemeine Lehren von den chronischen Krankheiten unstreitig das vollständigste Werk über diesen Gegenstand seyen, habe, indem er die Verwandtschaft und die Verschiedenheiten, welche zwischen den hitzigen und chronischen Krankheiten Statt finden, zeigte, und den Schluß zog, daß man sie trennen könne, indem er sich insbesondere mit den letzten beschäftigte, doch nicht genau bestimmt, ob es großen Nutzen habe, diese beiden Classen von Krankheiten zu trennen, oder ob man sie ohne Nachtheil in einer allgemeinen Abhandlung über die Medicin vereinigen könne. Ueber die Auflösung dieses Problems nachdenkend ha-

be er nun gefunden, daß es langwierige Krankheiten gebe, welche, streng genommen, mit den hitzigen zusammengestellt werden können, und andere, deren Natur und Verschiedenheiten der Art seyen, daß sie nicht in dieselbe Ordnung, wie die hitzigen, gebracht werden können. Diese Entdeckung habe ihn auf die Idee gebracht, die chronischen Krankheiten in mehrere Classen, und jede Classe in Gruppen oder Familien zu theilen, deren Verwandtschaft mit den hitzigen in den ersten Classen und Familien stark ausgedrückt sey, in den folgenden aber immer abnehme. Und da Dumas fast nichts über die organischen Krankheiten und erblichen Affectionen gesagt, habe er seine Untersuchungen besonders über diese zwey Ordnungen von Krankheiten ausgedehnt.

Nach vorausgeschickten allgemeinen Betrachtungen, welche die Verwandtschaft und die Verschiedenheiten der hitzigen und chronischen Krankheiten betreffen, werden nun vier Classen von chronischen Krankheiten aufgestellt. Classe I. Maladies chroniques dépendant des constitutions médicales des Epidémies ou des influences de l'atmosphère. Unter diesen werden die chronischen Entzündungen der Eingeweide, der Schleimhäute, der serösen Häute, des fibrösen Gewebes, gallichte, schleimichte und Nervenkrankheiten begriffen. Classe II. Maladies chroniques dépendant d'autres causes que des constitutions médicales ou des influences épidémiques. Hierunter werden die chronischen Krankheiten begriffen, die sich in Folge der hitzigen entwickeln, die durch giftige Substanzen bewirkten, die chronischen periodischen, die chronischen Entzündungen, welche von specifischen Fehlern abhängen, oder sich durch den Zusammenfluß mehrerer reizender Ursachen in schwachen und kachektischen Constitutionen entwickeln,

die chronischen Krankheiten der Eingeweide des Unterleibs, die passiven Hämorrhagien, die Krankheiten des lymphatischen Systems und Affectionen des Nervensystems. Classe III. Maladies organiques. Von dieser werden sechs Abtheilungen angenommen, nämlich die Affections anévrysmales, maladies organiques fibreuses, cartilagineuses et osseuses, maladies organiques produites par des tumeurs enkystées, affections hydatigenées, maladies tuberculeuses, maladies cancéreuses. Classe IV. Maladies héréditaires.

Die Eintheilung der Krankheiten in hitzige und langwierige ist bekanntlich eine der ältesten. Daß aber die chronischen Krankheiten, wenn sie auch von den Alten keinesweges vernachlässigt worden sind, (wie besonders die Werke eines Aretäus, Caelius Aurelianus rc. beweisen) eine genauere Bearbeitung verdienen, wird Niemand läugnen wollen. Eben so hat man längst anerkannt, daß die verschiedene Dauer der Krankheiten, wenn sie auch zum Theil von zufälligen Umständen abhängt, doch nicht ohne Beziehung auf das Wesen der Krankheiten sey, und daß zwischen acuten und chronischen Krankheiten außer der Dauer noch andere Verschiedenheiten Statt finden. Ob es indessen nöthig oder rathsam sey, die Eintheilung in acute und chronische Krankheiten als die oberste in der speciellen Pathologie und den nosologischen Systemen anzunehmen, ist ebenfalls längst bezweifelt und gezeigt worden, daß diese Trennung der Pathologie in zwey Hälften gar manches gegen sich habe, manches Willkührliche und Fehlerhafte veranlasse, daß dieselben Krankheiten bald hitzig bald chronisch seyn können. Hinreichend ist es bey der Betrachtung der einzelnen anzuzeigen, ob sie hitzig oder chronisch seyen, wie schon Celsus (Lib. III. c. 1.) sagte: "Ego, cum de singulis dicam, cujus quis-"que generis sit, indicabo."

Uebrigens hat der Verf. wohl die früheren Schriften, besonders französischer Aerzte, über chronische Krankheiten, organische Fehler, Tuberkeln ꝛc. benützt; die Deutschen ꝛc. sind ihm aber unbekannt, wenigstens nicht einmal dem Namen nach angeführt worden. Bey den Krankheiten des Herzens nennt er nur Corvisart, nicht einen Testa, Kreysig ꝛc. Neue und wichtige Aufschlüsse über die Natur der chronischen Krankheiten hat Rec. in dieser Schrift nicht gefunden.

J. W. H. Conradi.

Ebendaselbst.

E typographeo regio; (colligebat Nic. Elig. Lemaire poeseos Lat. professor.) Publii Ovidii Nasonis Metamorphoseon libri XV. graece versi a Maximo Planude et nunc primum editi a Jo. Fr. Boissonade. 1822. XIV u. 717 S. gr. 8.

Einem Zeitalter, welches die spätesten Schriftsteller des Alterthums, so wie die classischen seiner Aufmerksamkeit würdigt, und auch unbedeutendere Schriftwerke, welche die Früheren bey ihrem grösseren Reichthum an Handschriften und ihrer minder umfassenden Sorgfalt zurückschoben und vernachlässigten, mit großem Eifer aus dem Dunkel hervorzieht, und mit Dank aufnimmt, diesem Zeitalter war auch die Herausgabe von Planudes Uebersetzung der Metamorphosen vorbehalten. Früher war sie wie die Uebersetzung der Heroiden bloß aus einzelnen Anführungen des Regius, Naugerius, und Nic. Heinsius bekannt, und diente zur Bestätigung von einigen Lesarten. Ihr critischer Nutzen ist bey der Menge und bey dem Alter der Handschriften gering, insbesondere weil sie nach einem schlechten Codex gemacht ist. — Eine bessere Handschrift scheint Planudes bey seiner Uebersetzung der Heroiden gehabt zu haben, welche van Lennep seiner längst ver-

sprochenen Ausgabe dieser Briefe beyfügen wollte. — Ferner trägt sie viele Merkmale von Uebereilung und Unkenntniß. Daß der griechische Mönch, dessen Gelehrsamkeit für jenes Zeitalter wirklich merkwürdig ist, vom Lateinischen nur eine unvollkommene Kenntniß gehabt hat, bewies schon seine oft herausgegebene Uebersetzung des Traumgesichts des Scipio (zu welcher auch neuerdings in der Ausgabe von Ciampi einige Fehler ausgezeichnet sind) noch mehr beweiset es diese Uebersetzung des Ovid, welche wegen des poetischen Ausdrucks und der wenigen bekannten Worte in der That schwerer war. Sie ist in einem schlechteren und unreineren Griechisch abgefaßt als die eigenen Schriften des Planudes, und es kommen viele Uebersetzungsfehler und offenbare Misgriffe vor. Wir finden nicht nur sehr häufig gleichlautende Casus und Genera verwechselt, Präpositionen in der Zusammensetzung misverstanden, sondern oft haben auch Synonyme und ähnlichlautende Wörter spashafte Irrungen veranlaßt; so ist z. B. canorus Triton durch πολιός übersetzt, vacare (leer seyn) durch σχολὴν ἄγειν. illa tempestate (damals) durch χειμών. redditus (I. 349.) zurückgekehrt; popularia flumina durch ἐξοιδοῦντες (etwa populantia.) nimbos (I. 262.) durch οὐρανούς (wenn es nicht ein Schreibfehler für ὄμβρους ist;) ripae und rupes, lacus und lucus sind oft verwechselt. — Hr. Prof. B. gebrauchte bey seiner Ausgabe zwey Handschriften aus der Pariser Bibliothek, von welchen aber die eine nur einen Theil des Werks (bis VIII. 714.) enthielt. Beide wimmelten von Schreibfehlern, welche er sorgfältig verbesserte. Die hauptsächlichsten Abweichungen gibt er in den Noten, nebst einigen Scholien und Glossen vom Rande der Handschriften, deren Lesarten er nicht ängstlich befolgt, sondern öfters nach Gründen ändert. Zuweilen sind auch ausgelassene Worte und Sätze von ihm ergänzt. Auch enthalten diese Anmerkungen viele Verbesserungen, Nach-

weisungen von nachgeahmten Stellen, interessante Bemerkungen über die Schreibart und die am häufigsten dabey vorkommende Fehler besonders in den spätern Handschriften, und gelegentlich beygebrachte Verbesserungen in anderen besonders späteren Schriftstellern; Beygaben, durch welche diese Ausgabe einer sonst ziemlich unbedeutenden und werthlosen Uebersetzung einen größeren Werth bekommen hat. Daß dieselbe auch einen besonderen Nutzen verspreche als Beförderungsmittel des griechischen Sprachstudiums unter uns und des Lateinischen unter den heutigen Griechen, wird von dem Herausgeber bemerkt; indeß möchte neben ihren andern Unvollkommenheiten die schlechte verderbte Sprache diesem Zweck wenig entsprechen, auch sind unlängst von geistreichen Griechen ähnliche Uebersetzungen in der echten alten und in der heutigen Sprache versucht, mit welchen diese in keiner Hinsicht auch nur verglichen werden kann. — Uebrigens besitzt der Herausgeber noch andere Inedita vom Planudes nämlich Panegyrici, Declamationen und Grammatische Schriften, welche er heraus zu geben verspricht. Aus den Grammatischen ist von ihm bey andern Gelegenheiten einiges beygebracht, wodurch kein großes Verlangen nach der Grammatik des Planudes erregt wird, die sich übrigens in mehreren Bibliotheken befindet, und eine Zeitlang in Ansehen war. In einer Lobrede auf den Märtyrer Diomedes fand Hr. Prof. B. die Vaterstadt des Planudes (Nicomedien) erwähnt (Praefat. S. XII.). Bisher glaubte man er sey aus Constantinopel, weil er in dieser Stadt am längsten war, und daher gewöhnlich der Constantinopolitaner heißt. — Diese Ausgabe von Pl. Metamorphosen ist ein Theil eines schätzbaren Werkes, nämlich der vom Prof. Lemaire besorgten Sammlung lateinischer Klassiker mit den besten Commentaren.

Paris und Rouen.

Bey Bachet: Des lacunes et des besoins de

la législation française en matière politique et en matière criminelle, ou du défaut de sanction dans les lois d'ordre public. Par M. J. M. le Graverend, chevalier de la légion d'honneur, maitre des requêtes aux conseils du Roi. Tome premier. IV u. 247 S. Tome second. 408 S. — 1824. — Octav.

Der Verf., bereits durch seinen Traité de la législation criminelle en France. Paris 1816. 2 Bände, rühmlichst bekannt, gehört nicht zu der Menge derjenigen Schriftsteller, welche aus Parteyrücksichten, die constitutionellen Einrichtungen Frankreichs, und dessen Gesetzgebung tadeln und angreifen. Als geachteter Staatsdiener, und als Patriot, dem seines Königs und seines Vaterlandes Wohl am Herzen liegt, geht er sowohl die Criminalgesetzgebung als die Verfassung desselben, mit prüfenden Blicken durch, und weißt mit Mäßigung und wohlmeinend, deren Lücken und Unvollkommenheiten nach, um auf diesem Wege nothwendige Verbesserungen zu erwirken. Vollkommen wahr ist es daher, wenn er von sich sagt (T. II. p. 407.): J'ai écrit avec indépendance, mais avec franchise, avec bonne foi; et de quelque manière qu'on combatte mes propositions et mes oppositions, personne, j'ose le croire, n'accusera, ne suspectera mes intentions ou du moins ne pourra le faire sans dénaturer ce que j'ai pensé et ce que j'ai dit.... J'ai demandé des garanties que je crois necessaires; j'ai indiqué quelque fois ce qui me paroîtrait juste et convenable; je me suis borné le plus souvent à mettre en évidence les besoins de la législation, sauf aux hommes d'Etat à y pourvoir; et persuadé que les tems de calme doivent amener des améliorations salutaires dans le système de nos lois, j'ai écrit constamment en présence de cet axiome si français: Fais ce que dois, advienne que pourra.

Was nun den Inhalt des Werks selbst anbetrifft, so

würde es wohl nicht zweckmäßig seyn, an diesem Orte tief in das Detail desselben hineinzugehen, theils, weil die besprochenen Gegenstände sich zu speciell auf die französische Verfassung, in politischer und criminalistischer Hinsicht, beziehen, theils, weil die engen Grenzen dieser Blätter solches nicht gestatten könnten; Ref. begnügt sich daher, den Plan des Verf. in kurzem angegeben zu haben, und verweiset diejenigen Leser, welche sich für die Einzelnheiten der Verfassung und der Criminalrechtspflege Frankreichs interessiren, lieber an das Werk selbst. Der erste Band bezieht sich auf die Rechtspflege, der zweyte auf die Charte und sonstigen organischen Gesetze.

Göttingen.

Ecclesiae christianae notio ex *Catholicorum* et Protestantium doctrina efformata et dijudicata. Cum appendice exegetico de sensu loci apud Marc IX. 49. 50. obvii Auctore Arnold. Carol. Conrad. Hoelty, Cand. Theol. Luneburg. 1824 S. 124. in 8. — Die Veranlassung zu dieser Schrift gab die von der hiesigen theologischen Facultät vor zwey Jahren aufgegebene Preisfrage, welche damals der Vf. durch eine Krankheit zu bearbeiten verhindert wurde, denn bey dem lebhaften Gefühl ihrer eigenthümlichen und ihrer besondern temporären Wichtigkeit hielt er es für der Mühe werth, seine darüber angefangene Untersuchungen fortzusetzen, und die Resultate davon in einer vollendeteren Gestalt als er ihnen damahls hätte geben können, dem Publico mitzutheilen. Wir glauben versichern zu dürfen, daß sie diese wirklich erhalten haben. Schon die verständige und lichtvolle Ordnung, welche in der Schrift herrscht, verräth den eben so scharfen als klaren Blick, womit der Vf. das Ganze seiner Materie nach allen und mit allen ihren Beziehungen übersah, am vortheilhaftesten zeichnet sie sich aber als Probeschrift eines jungen Gelehrten durch den gesetzten und ruhigen Gang aus, in welchem darin die Untersuchung gehalten ist. Auch die angehängte Abhandlung über Marc. IX. 49. 50. gibt eine Probe seiner exegetischen Behandlungsart, nach welcher man von dem jetzt als theologischen Repetenten bey uns angestellten Vf. nicht wenig zu erwarten berechtigt ist.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. Stück.

Den 4. September 1824.

Heidelberg, Leipzig u. Sorau.

Seit 30 bis 40 Jahren schien, wenn man bloß auf die öffentliche Stimmen achtete, in der Wort-kritik des N. T. alles eigene Forschen erloschen zu seyn: so hallte alles einzig und allein von dem Recensionensystem in derselben wieder. Matthäi hatte zwar sich demselben widersetzt, aber weder mit Waffen, die ihm einen Sieg, noch mit Waffenkünsten, die ihm Kampfgehülfen versprechen konnten: nachdem er vom Kampfplatz abgetreten war, blieb dieser, öffentlich wenigstens, allerwärts leer. Tiefer Friede in den Wissenschaften ist für sie kein gutes Zeichen, wie ja auch ein stehendes Heer nur seinen Geist behält, wenn es keinen Tag vor Kämpfen sicher ist. Jetzt endlich zeigt es sich, daß kein geschlossener Friede an der Waffenruhe Antheil hatte, sondern daß nur die Anhänger der Semlerischen Schule alle Zugänge zu öffentlichen Kampfplätzen in unseren litterarischen Blättern besetzt hielten und keinen Kampflustigen zuließen, daß aber im Verborgenen fleißige Waffenübungen getrieben wurden, um, so bald die Umstände es zulassen würden, sie

auch zu öffentlichen zu machen. Wie Herr D. Vater mit einem Text des N. T., nach einem ganz eigenen System recensirt, hervorgetreten sey, davon haben wir vor kurzem unsern Lesern Bericht erstattet (oben St. 108. S. 1095.): heute zeigen wir ihnen die Ankündigung einer seit mehreren Jahren vorbereiteten nach neuen kritischen Grundsätzen gearbeiteten Ausgabe des N. T. an. Wir nehmen die Nachrichten aus zwey nach einander erschienenen Schriften desselben Verfassers:

Curae criticae in historiam textus Evangeliorum. Commentationibus duabus Bibliothecae regiae Parisiensis Codices N. T. complures, speciatim vero Cyprium describentibus exhibitae a Joh. M. Augustino Scholz, Theologiae Doctore. Heidelbergae MDCCCXX, apud Mohr et Winter. 90 S. 4. und einer griech. Schriftprobe.

Biblisch-Kritische Reise in Frankreich, der Schweitz, Italien, Palaestina und im Archipel, in den Jahren 1818, 1819, 1820, 1821, nebst einer Geschichte des Textes des N. T. von Dr. Joh. Mart. Augustin Scholz, Prof. der Theologie auf der Universitaet zu Bonn. Leipzig und Sorau bey Fried. Fleischer 1823. 187 S. 8. nebst einer Kupfertafel mit Schriftproben aus griech. Handschriften.

Die Hauptsache beider Schriften ist eine, mit Beyspielen aus den auf einer kritischen Reise verglichenen Handschriften belegte Uebersicht der Schicksale des neutestamentlichen Textes, aus der eine kritische Behandlung des N. T. ihre Grundsätze abzuleiten hätte. Diese wollen wir zuerst darzustellen versuchen, und dann die Nebenpartieen der beiden Ausführungen mit ein Paar Worten nachhohlen. Was in der zweyten etwas verändert gefaßt ist, das nehmen wir als gegenwärtige Meinung des Verf. in unsre Darstellung der Kürze wegen sogleich auf.

Mit der neuesten neutestamentlichen Kritik wird angenommen, daß man in den ersten vier Jahrhunderten nach Christus mit dem Text der im N. T. gesammelten Schriften äußerst willkührlich verfahren habe; dagegen aber vom 4. bis zum 15. Jahrhundert, wo das N. T. gedruckt wurde, mit der größten Genauigkeit, den ehrfurchtsvollen Begriffen gemäß, die man von ihm gefaßt hatte; wie sich die Abschreiber keine freyen Aenderungen erlaubten, so auch die Revisoren der Handschriften nicht; was diese etwa corrigirten, war immer aus anderen Handschriften genommen. Bis zum vierten Jahrhundert hatte sich bereits ein doppelter Text, ein byzantinischer und alexandrinischer, gebildet; beide wurden mit der größten Treue auf die Nachwelt in zweyerley Handschriften in ihrer ganzen früheren Einrichtung, ihren Fehlern und Eigenheiten fortgepflanzt. Der byzantinische Text zeichnete sich (wie der receptus) durch erklärende, der alexandrinische durch grammatische Aenderungen aus. Doch stößt man auch auf Vermischungen beyder Texte, weil mancher Abschreiber mehr als einen Codex vor sich liegen hatte, wenn er schrieb. Es können aber solche Handschriften wegen ihrer Characterlosigkeit keine besondere Classe bilden. Der byzantinische Text bekam nach und nach die Oberhand, und ward allein herrschender kirchlicher Text. Von Constantinopel giengen hauptsächlich Glaubensprediger in die heidnische Welt aus, die den Neubekehrten den Ritus ihrer Hauptkirche aufdrangen, und sie nur so lesen ließen, wie diese las. Constantinopel, die zweyte Hauptstätte des christlichen Abschreiberfleißes, litt weniger von den Arabern als Alexandrien, die erste Hauptstadt der griechischen Litteratur; in letzterer und ihren Diöcesen wurden mehrere Handschriften bey jenen Kriegszerstörungen vernichtet als in den Kirchengebieten der erstern; als in jener das Abschreiben der Handschriften seltener wurde,

fuhr man zu Constantinopel fort, mit dem alten Eifer Kirchenbücher abzuschreiben; der byzantinische Text wurde nach und nach der häufigste, und dadurch unter den griechischredenden Christen der beliebteste. Der Alexandrinische Text würde noch seltener geworden seyn, hätte man nicht aus Ehrfurcht vor dem Alterthum der Handschriften, in denen er übrig war, ihn für solche Manuscripte gewählt, die man für Bibliotheken abschrieb (wie der Fall bey Reg. 14. 50. 72. 177. 139 u.s.w. sey), folglich häufig nicht in Ländern, in denen griechische Kalligraphie zu Hause war, sondern außerhalb Aegypten auch in Frankreich, Sicilien, und an einigen andern nicht bekannten Oertern. Man fand sie daher zu schlecht, nachlässig und leichtsinnig abgeschrieben, als daß man sie zum kirchlichen Gebrauch hätte bestimmen mögen. Dahin gehöre Reg. 375, den man für den Repräsentanten der Kirchenbücher in Frankreich, so lange noch im südlichen Frankreich griechische Sprache geredet wurde, ansehen könne, so wie Reg. 305 und 383. für den in Aegypten. Zwar lasse sich das Vaterland den Handschriften von diesen beiden Texten nicht aus Gemählden, Unterschriften und Randbemerkungen erkennen, denn die wenigsten seyen damit versehen; auch nicht aus Menologien, denn die wenigsten seyen zum Kirchengebrauch bestimmt gewesen; eben so selten aus den Schriftzügen, denn in Alexandrien und Byzant habe man sich gleicher Uncialen bedient: nur zuweilen verriethen die Züge einen lateinischen Abschreiber durch die mehr lateinische Form ihrer Uncialen, wie D (Cantabr.), E der Apostelgeschichte, G. F und vielleicht manche andere, die sich dadurch als im Occident geschrieben kenntlich machten. Aber auf ihr Vaterland könne die Orthographie, die in Aegypten viel Eigenthümliches gehabt habe, führen; desgleichen das Vaterland der alten Uebersetzungen, und der Kirchenväter, und anderer Kirchenschriftsteller, die mit ihrem Text über-

einkommen. Mittelst dieser Kriterien lasse sich dem Byzantinischen Texte zueignen, in den Evangelien EFGHS, in der Apostelgeschichte und den katholischen Briefen Mod. 196. G., in den Paulinischen Briefen HJ, dagegen dem Alexandrinischen Texte, in den Evangelien ABCDEF, in der Apostelgeschichte ABCDEF, in den Paulinischen Briefen ABCDEFG, in der Apokalypse AC.

Der Byzantinische Text müsse nach der Geschichte der Leitstern der Kritik des N. T. seyn; ihr zufolge sey er der unverdorbenste; er sey am reinsten geblieben, von gewaltsamen und zufälligen Veränderungen freyer, und nähere sich dem ursprünglichen. Die neutestamentlichen Schriften seyen ja für Gemeinen in Griechenland und Klein Asien ursprünglich bestimmt gewesen; von hier aus müsse man also auch ihren echten Text am ersten erwarten. Hier habe man sich, des heiligen Scheues vor ihren Verfassern voll, in frühern Zeiten gewiß keine solche Freyheiten, wie die Grammatiker zu Alexandrien mit demselben erlaubt; mit der Entfernung der Zeit habe sogar die Ehrfurcht vor den heiligen Verfassern eher zu- als abgenommen; die Bischöfe hätten hier über der reinen Erhaltung des neutestamentlichen Textes mit Argusaugen gewacht: daher auch nicht Eine Klage über Corruptionen desselben gehört werde. Die Richtigkeit des Textes in Griechenland und Kleinasien werde von sechs in Palästina geschriebenen Handschriften, die aus sehr alten, in einem Kloster auf dem heiligen Berge zu Jerusalem befindlichen Manuscripten geflossen wären, bestätiget. So lange noch das Griechische Landessprache von Palästina war, und daselbst griechische Handschriften abgeschrieben wurden, so möge der griechische Text aus den uralten Manuscripten genommen worden seyn, mit welchen der Bischof Alexander zu Jerusalem seine Bibliothek versehen

haben soll (Euseb. VI. 20). Daher stimmten auch mehrere in Palästina oder in seiner Nachbarschaft abgefaßte Uebersetzungen, wie die Arabische Version neben dem Griechischen Text in einer Handschrift zu Jerusalem, eine andere aus Palästina stammende Arabische im Cod. Vatic. 13, Adlers Syrische Versio Hierosolymitana, die Peschito und die Philoxeniana, jene aus dem 3ten, diese aus dem 6ten Jahrhundert, überein. Zwar hätten diese Uebersetzungen auch mancherley mit dem Alexandrinischen Texte gemein: ob dieses aber zu verwundern sey, da Pamphilus in Aegypten gekaufte Handschriften in seine Bibliothek nach Cäsarea gebracht habe? ob sich nicht aus diesen hätten Alexandrinische Lesarten in den Palästinischen Text schleichen können?

Wir haben geflissentlich den Verf., ohne ihn zu unterbrechen, allein sprechen lassen. Ohnehin läßt sich über sein kritisches System kein Urtheil fällen, so lange nicht die vollständigen Beweise für dasselbe geführt sind; und ob gleich einiges von seinen Vorstellungen mit Beweisen aus den von ihm verglichenen Handschriften belegt ist, so verweiset er doch wegen der meisten auf seine Ausgabe des N. T., die er dabey ankündiget. Doch können wir nicht läugnen, daß uns auch gegen manches, was nicht von seinen Vorgängern in der neuesten Zeit erborgt ist, Zweifel aufgestiegen sind. Wir wenden nichts dagegen ein, daß er aus der Occidentalischen und Alexandrinischen Recension der Neuern nur eine einzige gemacht hat, die er aus Alexandrien ableitet, und daher Alexandrinischen Text nennt: es läßt sich mit manchen Gründen die Unwahrscheinlichkeit der Absonderung der Erscheinungen, die zu erklären sind, unter zwey sogenannten Recensionen erweisen, ob wir gleich uns nicht erinnern, die Gründe irgendwo gefunden zu haben, warum sie der Verf. verwirft. Ein Hauptzweifel hat uns nur immer

beym Lesen beunruhiget: wenn sich der Byzantinische Text dem ursprünglichen der Verfasser am meisten nähern sollte, so müßte er reicher an hebräischartigen Lesarten seyn, als er zu seyn scheint. An nicht wenigen Stellen hat sie noch der Alexandrinische Text, wo sie im Byzantinischen verschwunden sind. Das Bild, das der Verf. von der Genauigkeit der Asiaten in Ansehung der unveränderten Beybehaltung des neutestamentlichen Textes entwirft, scheint zu stark ins Schöne gemahlt. "Die Denkmähler, de"ren sie sich als Vorlesebücher bedienten, waren so "richtig abgeschrieben, daß keine Klagen statt fin"den konnten" — hätte doch mit zusammengestellten tüchtigen Beweisen belegt werden sollen. Die 50 Handschriften, welche Constantin der Große von Eusebius aus Cäsarea zum Gebrauch der Kirchen zu Constantinopel verschrieben und erhalten hat, und deren Text aus der Muttergemeine nachher (selbst nach des Verf. Vorstellung) wahrscheinlich der Kirchentext ihres ganzen Kirchengebiets geworden ist, lassen uns einen rein Alexandrinischen Text daselbst erwarten. Denn Eusebius ward von Constantin dem Großen bloß deßwegen mit diesem Auftrag beehrt, weil er ihn in dem Besitz der besten Handschriften dachte; und Eusebius, dieser große Verehrer des Origenes, schätzte besonders die Codices Origenianos d. i. diejenigen, welche Origenes für die besten erklärt hatte, und das waren, wie man aus Origenes Werken sieht, Handschriften mit dem Alexandrinischen Text. Aus der Reisebeschreibung S. 173. ersieht man, daß diese Nachricht des Eusebius auch den Verf. in Verlegenheit gesetzt hat; er scheint sich aber viel zu leicht aus derselben zu ziehen. Und wäre, was er von seinen Palästinischen Handschriften sagt, etwas mehr als Vermuthung? Dies sey genug zum Beweise, daß wir den Verf. mit Nachdenken gelesen haben, ob wir uns gleich jetzt noch alles Urtheils über sein kritisches System enthalten. Wir bemerken nur noch, daß auch der Verf. viele Corruptionen

des Textes aus Scholien ableitet, und die meisten derselben auf die ersten Jahrhunderte zurückführt, nur nicht (wie Matthäi) namentlich auf Chrysostomus und Origenes.

Was über einzelne Handschriften und Uebersetzungen bey Gelegenheit dieser Uebersicht der Schicksale des neutestamentlichen Textes vorkommt, haben wir der Kürze wegen und als den Theil dieser Schriften, der aus ihnen selbst, wenn er gebraucht werden soll, geschöpft werden muß, geflissentlich übergangen; am umständlichsten ist der Verf. darüber in seiner Reisebeschreibung, da sie das enthalten sollte, was einst in der Darstellung seines gesammten kritischen Apparats, welcher die Prolegomenen seiner Ausgabe bestimmt sind, ohne ein Mißverhältniß zum Ganzen nicht aufgenommen werden könnten. Der Verf. hat einen sehr ansehnlichen Vorrath von Lesarten zum N. T. aus Griechischen, Lateinischen, Syrischen und Arabischen Handschriften in den Ländern, die auf dem Titel seiner Reisebeschreibung genannt sind, zusammengebracht. Möge er damit uns weiter bringen können, als wir bisher waren!

Die lateinische Schrift enthält zwey Abhandlungen: 1. de critica N. T. generatim, imprimis vero de studio hoc critico e Codd. bibliothecae regiae Parisiensis adjuvando. 2. de Codice Cyprio et familia quam sistit. Die lange Neugierde nach der Beschaffenheit dieser Handschrift, die man nur durch Richard Simon und Montfaucon, und die Simonischen Excerpte bey Millius sehr unvollkommen kannte, ist durch die von ihr hier gegebene Beschreibung vollkommen gestillt. Sie enthält die vier Evangelien mit allerley kritischen Anhängen, ist mit länglichen Uncialen, ohne alle Worttheilung, nach Stichen, deren Ende nur durch Puncte angezeigt sind, ohne Jota adscriptum oder subscriptum, mit oft falsch gesetztem spiritus asper und lenis, hie und da mit beygefügten Accenten, die aber so falsch sind, daß sie unmöglich aus der abgeschriebenen Handschrift genommen seyn können, mit den in alten Manuscripten gewöhnlichen Abbreviaturen nach den Schriftzügen ohngefähr im achten Jahrhundert, wahrscheinlich auf der Insel Cypern selbst, geschrieben, und ist 1673 aus Cypern in die Colbertinische Bibliothek gekommen. Sie hat einen gemischten Text und hält es bald mit dem Alexandrinischen bald mit dem Byzantinischen, bald tritt sie in die Mitte zwischen beide; bey vielen ihrer eigenthümlichen Lesarten hat sie nur einige Gefährten, bey wenigen gar keine.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

143. Stück.
Den 4. September 1824.

Randers.

Bey Elmenhof 1822: Færöiske Quæder om Sigurd Fofnersbane og hans Æt. Med et Anhang. Samlede og oversatte af Hans Christian Lyngbye, Sognepræst i Gjesing. Med en Indledning af P. E. Müller, Dr. og Prof. i Theol. Udgivne ved kgl. allernaadigst Understöttelse. XXII S. Vorrede und 592 S. in Octav.

Zwischen dem 61sten und 62sten Grad nördlicher Breite liegen die Färöer, von den schetländischen Inseln 45 Meilen, von der nächsten norwegischen Küste 84 Meilen entfernt. Der Mangel an Holz erlaubt nicht Schiffe zu bauen und die geringen Erzeugnisse des Landes locken keine Fremde herbey; somit leben auf 23 Quadratmeilen etwa 5000 Menschen wie in völliger Abgeschiedenheit und an manchen Orten wird oft in Jahrzehnden kein fremdes Gesicht erblickt.

In der Heidenzeit waren diese Inseln ein bequemer Aufenthalt für Seeräuber. Als dieser Erwerbzweig in Abnahme gerieth, blieb Viehzucht und Fischerey das wichtigste, denn Kornbau war immer unbedeutend. Unter einem warmen Himmel trennen diese Beschäftigungen die Menschen, hier, wo

es so kalt ist, daß an einigen Orten der Schnee manchmal den ganzen Sommer über nicht völlig wegthaut, sind sie ein Mittel der Vereinigung. Seefischerey kann so hoch im Norden, wenn sie Vortheil bringen soll, nur in Gesellschaft getrieben werden; Viehzucht leitet zum Ackerbau, denn um hinlängliches Futter zu schaffen, muß das Land sorgfältig bebaut, das Heu in Scheunen eingesammelt werden. Die Schafe, welche den größten Reichthum der Bewohner ausmachen (daher ohne Zweifel der Name Färöer, Schafinseln) suchen sich selbst im Winter wie im Sommer ihre Nahrung; aber die Verarbeitung der Wolle zu Kleidungsstücken beschäftigt die Bewohner in den Wintermonaten und hält sie in den Häusern, wo ganze Familien in den Rauchstuben oder den allgemeinen Arbeitsstuben vereinigt sind. Hier so wenig, als ehemals in den Trinkstuben der alten Nordbewohner, findet sich ein Ofen oder eine Zimmerdecke, sondern der Rauch steigt durch eine Oeffnung des Dachs hinaus. Auf diesen westlichen Endpuncten des Nordens mögen Lebensweise und Sitten aus alter Zeit sich erhalten haben, wie auch die Sprache, über welche Rask in der dänischen Ausgabe seiner Grammatik einen besondern Abschnitt geliefert hat, der altnordischen sehr nahe steht. Das Stammland, fremden Einflüssen zugänglich und von den Begebenheiten der Jahrhunderte bewegt, veränderte nach und nach Sitten und Sprache; wo aber ein Volk ohne Geschichte und ohne Berührung mit der Welt fortdauert, da sind oft ein paar Menschenleben nöthig, um die geringste Veränderung einzuführen.

Das größte Vergnügen auf den Färöer besteht im Tanz. Alt und Jung nimmt Theil daran, denn bey der stillsitzenden Arbeit und dem feuchten Wetter ist er eine Nothwendigkeit. Von Weihnachten bis Ostern ist eigentliche Tanzzeit, allein auch sonst, an Feyertagen und auf Hochzeiten wird getanzt.

Bald ist der eine, bald der andere Vorsinger, aber alle, die singen können, stimmen bey dem Refrain mit ein. Der Tanz besteht darin, daß Männer und Frauen gemischt einander bey den Händen fassen und drey Schritte tactmäßig voran oder zur Seite thun, worauf sie entweder etwas balanciren oder einen Augenblick still stehen. Wer dabey nicht acht gibt, verwirrt den ganzen Tanz. Der Gesang aber dient nicht bloß, wie Tanzmusik, die Schritte zu ordnen, sondern auch durch seinen Inhalt den Geist anzuregen. Man kann es den tanzenden ansehen, daß sie nicht gleichgültig dabey bleiben, sie bemühen sich vielmehr in ihren Mienen den verschiedenen Inhalt des Liedes auszudrücken. Dies bringt in den Tanz, so einförmig er an sich ist, eine eigene Lebendigkeit; Jung und Alt bleibt den ganzen Abend, fast ohne Unterbrechung, in den Reihen. Bey den Hochzeiten werden bestimmte Lieder gesungen, wovon die beiden ersten so langsam sind, und der Tanz selbst so anständig und ernsthaft ist, daß sogar die ältern Prediger ihn in ihrer Amtskleidung mitzutanzen pflegten. Die Beschreibung davon, so wie eine anschauliche Darstellung der alten und merkwürdigen Hochzeitsgebräuche von Hrn. Lyngbye befindet sich in Nyerups Reisejagttagelser I. 202-221.

Die Zahl der Tanzlieder ist so ansehnlich, daß in den größern Bauernhöfen derselbe Gesang in einem Winter kaum wiederholt wird. Die meisten sind von sehr bedeutendem Umfang, demohngeachtet ist auch nicht ein einziges je auf den Inseln aufgezeichnet worden, sondern sie werden lediglich im Gedächtniß aufbewahrt. Natürlich weiß nicht jeder alle Gesänge, an dem einen Ort hat man Vorliebe für diese, an dem andern für jene.

Es gibt ein schon hundert und funfzig Jahre altes Zeugniß von dem Daseyn dieser Lieder, ihrer gedenkt nämlich Lucas Debes in seiner Faeroa

reserata Kopenh. 1673. Ein noch jetzt lebender Färöbewohner, Jens Chr. Svabo, war der erste, welcher im Jahre 1781 und 1782 einen Theil derselben aufzeichnete. Von seiner in der Königl. Bibliothek zu Kopenhagen aufbewahrten Sammlung, wird hier S. 10. 11. das Verzeichniß mitgetheilt: zum Theil alte, zum Theil neuere Lieder, im Ganzen 52 Stück. Im Jahre 1817 unternahm Hr. Pf. Lyngbye eine Reise nach den Inseln, in der Absicht, Beyträge zu seiner Hydrophytologia danica zu sammeln. Er fand Svabo's Besorgniß über den Untergang der alten Lieder ungegründet, sie waren noch so frisch im Andenken und Gebrauch, daß er nicht zweifelte, Svabo's Handschrift würde sich noch jetzt aus der mündlichen Ueberlieferung ergänzen lassen. Bey Regenwetter, welches botanische Excurse nicht gestattete, nahm Hr. Lyngbye aus dem Munde eines alten Mannes, der dafür Tagelohn empfieng, die Lieder von Sigurd Fofnerstödter auf, denn diese schienen, bey ganz richtigem Tact, ihm besonders merkwürdig und befanden sich nicht in der Svaboischen Sammlung. Sie sind wie die ältesten, so den Einwohnern die liebsten und keine werden so häufig gesungen, ja nicht selten hört man Redensarten, welche daraus in das tägliche Leben übergegangen sind; z. B. "Du bist nicht besser, als Reigin!" Mit einer Uebersetzung ins Dänische ausgestattet, kamen sie hernach in die Hände des Hn. Prof. P. E. Müller, der davon bereits in der trefflichen Sagenbibliothek (II. S. 420 — 430). Gebrauch machen konnte. Da er den Werth dieser Ueberlieferungen wohl erkannte, bemühte er sich deshalb noch weiter, und um die Lieder, deren jener Alte sich nicht mehr vollständig erinnerte, vervollständigen zu können, wendete er sich mit schriftlicher Bitte an Hrn. Pfarrer Schröter auf Süderö und Hn. Amtsprobst Heutze. Beide er-

gänzten nicht nur bereitwillig das Fehlende, sondern schickten auch ganz neu Aufgefaßtes und endlich ein Verzeichniß aller noch jetzt gangbaren, aus alter Zeit herrührenden Lieder. Dieses ist hier S. 16 = 20. abgedruckt und besteht, wenn man die einzelnen Stücke, aus welchen ein Fabelkreis zusammengesetzt ist, wie billig, mitzählt, aus 178 Liedern. Welch ein Reichthum von Poesie lebt hier auf engem Raum unter einem kleinen Volk! wie thut sich das natürliche Verlangen des Menschen darnach kund! Dabey muß man bedenken, daß einige von großem Umfang sind, wie z. B. das Lied von Brynhild allein 220 vierzeilige Strophen enthält.

Auch neue Lieder dichten die Bewohner der Färöer auf Begebenheiten, die ihnen merkwürdig scheinen, besonders Spottlieder. Soll ein solches Lied öffentlich gemacht, d. h. als Tanzmelodie eingeführt werden, so richtet man es ein, daß der Held davon, ohne es zu wissen, gegenwärtig ist. Zwey handfeste Bursche fassen ihn dann, wenn der Tanz anhebt, bey den Händen, und so muß er das ganze Lied, er mag wollen oder nicht, durchmachen. Findet es Beyfall, so wird es dann allgemein aufgenommen. Die alten Lieder heißen Qveâir (Quäder), die neuen Taattir, welches von dem isländischen Thâttr, Bruchstück abstammend, ein kürzeres Lied bedeutet.

Gewiß wäre ein Abdruck sämmtlicher bereits aufgefaßter Lieder erwünscht, indeß erkennen wir es dankbar an, daß königliche Unterstützung es möglich gemacht, das wichtigste vorerst durch den Druck zu sichern und zu verbreiten. Demnach erhalten wir die Lieder von Sigurd und dessen Geschlecht, einen Theil nach Hrn. Lyngbyes, einen andern nach Hrn. Schröters Aufzeichnungen; doch die von letzterm nachgesendeten Stücke hat Hr. Lyngbye erst sorgfältig und nicht ohne Mühe geordnet und gereinigt. Von ihm allein rührt auch überall die dänische Uebersetzung, die ohne Zweifel ein bedeuten-

des Hülfsmittel zum Verständniß des Originals ist. Uebersetzungen dieser Art haben mehr Schwierigkeit, als man glaubt, da es gerade nicht leicht ist, bey dem schlichten und ganz kunstlosen Ausdruck ohne Zwang die Reime herbeyzuschaffen. Der Verf. hätte wohl besser gethan, diesen ganz aufzugeben und sich auf wörtliche Treue zu beschränken, doch hat er vielleicht billige Rücksicht auf Leser genommen, die sich mit dem Original gerade nicht befassen wollen oder können. Im ganzen hat er sich ziemlich rein gehalten von fremdartigen und modern zierlichen Ausdrücken; Beyspiele davon wären folgende: S. 49. "jeder sank in des Todes Arm", wo im Original steht: keiner kam von dem Kampf zurück S. 136. "so lautet des Skalden Gesang" für: so ist mir gesagt. Dies stört, weil man gleich fühlt, daß es dem natürlichen Ton und der eigenthümlichen und reinen Farbe der Lieder widersteht.

Ganz vollständig besitzen wir indessen den Sagenkreis von Sigurd, zugleich den größten unter allen auf den Färöern, noch nicht, denn Rec. findet in dem Schröterschen Verzeichniß S. 16. als hierhergehörig noch angemerkt: Angankaari, Grujms Rujma und Dvörgamoijnar, das letztere besteht aus vier einzelnen Liedern und handelt von Zwergenmädchen, welche dem Sigurd Geschenke gegeben haben, in dem Riesen von Letraberg S. 470. V. 93. kommt sogar eine Beziehung darauf vor. Diese Lieder (wovon das erstere, so viel sich aus der Ferne schließen läßt, schon in der Svaboischen Sammlung Th. II. Stück 7. vorzukommen scheint) sollte Hr. Lyngbye noch als einen Nachtrag zu liefern suchen, damit seinen Verdiensten um die Poesie nicht das Geringste abginge.

In der wohlgeschriebenen Einleitung verweilt die Betrachtung bey dem, was eine solche Ueberlieferung merkenswerthes darbietet. Hier wird auch, wie sich von Hrn. P. E. Müller erwarten ließ, das Verhältniß derselben zu der nordischen und deutschen Sage

berücksichtigt. Letztere ist in ihrer besondern Bildung (wir sehen dabey nicht auf das Gemeinsame, auch nicht auf einzelne Züge, wie z. B. der ist, daß Sigurd in der Edda schon inn sudraeni der südliche d. i. der Deutsche heißt) schon früh in den Norden gedrungen, ausgemacht schon im zwölften Jahrhundert; der Sammler der Eddalieder gedenkt ihrer ausdrücklich. In diesen Färöischen Gesängen zeigt sich zuvörderst ein offenbarer Zusammenhang mit der nordischen Sage, daraus erklären sich allein die jetzt unverstandenen Nâmen Malmaring für Rînar-mâlmr, Våoluo für Vafurlogi und andere, die man in der Vorrede S. XVI Anm. zusammengestellt findet. Nur ist überall ein Bestreben sichtbar, das heidnische und mythische zu unterdrücken. Die Fabel selbst hat Anfangs, in den Liedern von Reigin und Brynhild bis zu Sigurds Mord, im Ganzen ziemliche Uebereinstimmung mit der Volsunga Saga, aber auch manches ihr allein zugehörige. Dies bezieht sich nicht bloß auf einzelne Züge, sehr merkwürdig trifft man hier eine Episode, die sonst nicht bekannt ist, gleichwohl in den Kreis der Begebenheiten paßt und welcher, wie P. E. Müller anmerkt, ein eddisches, jetzt verlorenes Lied gar wohl zu Grund liegen kann. Es ist der Gesang von Ismal, aus 61 Strophen bestehend, welcher die Hochzeit zwischen Ismal und einer Schwester Sigurds, die den Namen Schwanhild Sonnenblume führt, beschreibt; Sigurd sieht hier zum erstenmal die Brynhild und betroffen von ihrem Anblick zerbricht er den goldenen Becher in seinen Händen. Aehnliche Züge, Erstaunen und Selbstvergessen anzudeuten, könnten aus andern Sagen daneben aufgestellt werden. Um so eher aber darf man hier ein eddisches Lied vermuthen, als das, welches in der Edda diese Stelle einnehmen sollte, verloren ist, die Volsunga Saga aber in der Art, wie Sigurd die Brynhild kennen lernt, einen Widerspruch enthält. Schwanhild ist zwar nicht als Sigurds

Schwester in der Edda bekannt, wohl aber als seine Tochter und einen Zusammenhang zwischen beiden scheint dem Rec. der Name Sonnenblume anzudeuten, denn von der Schwanhild heißt es zweymal ausdrücklich in der Edda: "sie war weißer als der klare Tag und den Sonnenstrahlen gleich" (Kopenh. Ausgabe II. S. 236. Str. 52 und S. 532. Str. 14.); auch in der Volsunga Saga wird sie mit der Sonne verglichen. Der Brynhild Mutter wird hier Gunild genannt (S. 118 und 360), welcher Name sich in der Edda nicht findet.

Bey der Erzählung von Sigurds Tod folgen die färöischen Lieder dagegen der deutschen Sage und zwar wie sie die Wilkina Saga enthält. Eben so im Fortgange der Geschichte, von der Vermählung der Gudrun mit Atle, dem Zuge der Giukungen, Hagens Gespräch mit dem Meerweib, bis zu dem letzten Kampfe Auch Dieterich von Bern tritt auf und sein Feuerathem ist in Gift verwandelt, das er als Drache ausspeit. Die Giukungen rächt Aldrian, gleichfalls der deutschen Sage gemäß, aber die That selbst wird hier mit Umständen erzählt, die Aehnlichkeit haben mit der Darstellung der hvenischen Chronik welches beweiset, daß auch diese keine willkürliche Umdichtung enthält. Abermahls der nordischen Sage folgen die Lieder von Ragnar und Aslaug. Mit diesen endigt der zusammenhangende Kreis und die letzten drey Stücke: der Riese von Holmgard, das Lied von Quörsin und der Riese von Letraberg erzählen besondere Begebenheiten von Sigurd, Wittig und Dieterich, von welchen sonst nichts bekannt ist. Wittig zieht hier in Gesellschaft mit Siegfried auf Abenteuer aus. Besondere Rücksicht verdient ein Zug in dem Liede von Quörsin: Dieterich nämlich ist furchtsam und flieht vor dem Kampf nach Haus. Gerade so erscheint er mehr als einmal in den deutschen Gedichten. Hildebrand muß ihn erst aufmuntern, ausschelten, selbst mit

ihm kämpfen, ehe er einen Entschluß faßt und einen gewissen natürlichen Widerwillen vor der Gefahr überwindet, ja im Rosengarten gebraucht der Alte die List, sich für todt ausgeben zu lassen, um seinen Herrn in Zorn und Eifer zu bringen, in welchem er dann alles besiegt; "mir ist erwarmet nû daz bluot!" ruft er selbst im Biterolf (V. 8159.) aus, als er sich zum Kampf mit Siegfried entschlossen hat. Ohne lebendige Kenntniß von der deutschen Sage wäre dieses färöische Lied nicht entstanden, denn eine solche Uebereinstimmung im Charakter beweiset nicht weniger als Uebereinstimmung in der Fabel.

Aber wir müssen etwas von Art und Weise dieser Lieder reden. Aeußere Form, Gang der Erzählung haben sie mit den dänischen Kjämpe Viser gemein, sonst aber sind sie diesen an poetischem Werth und innerem Gehalt nicht gleichzustellen. Sie haben nicht jene Tiefe der Anschauung, die Freyheit und Kühnheit der Gedanken, und das Ueberraschende der Wendungen. Die Erzählung ergießt sich hier in einem ruhigen, gleichmäßigen, etwas breiten Fluß und man scheint so sehr des Eindrucks der Fabel selbst auf die Gemüther sicher zu seyn, daß man auch nirgends das Bestreben bemerkt zu überraschen oder die Neugierde zu spannen; jedoch ist die Darstellung überall natürlich und angemessen. Das Lied von Quòrsin unterscheidet sich von den übrigen durch eine gewisse Lebhaftigkeit und wahrhaft poetisch ist darin die Beschreibung der nächtlichen Wirthschaft der Riesen und Zwerge. Auch manche epische Anklänge haben sie mit den Kjämpe Viser gemein. Z. B. die Jungfrau lächelt unter dem weissen Linnen; ehe die Helden eingehen, ziehen sie ihr Kleid über die Schulter; der Trauernde wird schwarz wie die Erde; die Berufung: "das ist mir in Wahrheit gesagt!" oder: "so geht die Sage!" Auch der Name Sjúrur snêare (S.

139.) ist das dänische Sivard snarensvend. Ebdisch ist der Spruch (S. 32.); "die Nornen (Nodnar) haben mir das bestimmt!" "niemand kann dem Tod entfliehen!" und der tiefpoetische Ausdruck S. 464.: "die Zwergensprache (das Echo, in den Kenningar) sang, bey den Schwertschlägen in jedem Berg." Ueberraschend dabey eine Uebereinstimmung in unserm deutschen Gedicht von Ecken Ausfahrt, wo es Str. 149. heißt: "ihr Schlagen war so stark, daß es Berg und Thal Stimme gab." Jene Warnung: "der junge Wolf (Rächer des getödteten Vaters) wächst auf mit scharfem Zahn im Munde!" scheint im ganzen Norden verständlich gewesen zu seyn, nicht nur hier (S. 62.) und häufig in den Kjämpe Viser, auch in der alten Edda (II. 217.) und in der Volsûnga Saga (Cap. 30.) kommt sie vor. — S. 458. Str. 63. heißt es von Sigurds Mannen: "sie wußten nicht wo sie waren, im Himmel oder auf Erden;" ähnlicherweise sagt Sigurd zu Reigin (Volf. Saga Cap. 28.): "du wußtest (vor Schrecken) nicht, was Himmel oder Erde war." In dem entsprechenden Eddalied fehlen diese Worte. Das Gleichniß: "froh, wie der Vogel beym hellen Tag" (S. 122.) haben wir gerade so in der Vilkina Saga (Cap. 39.) auf Vidga angewendet wiedergefunden, aber auch einer unserer Minnesänger des 13ten Jahrh. kennt es: "vröuwet sich mîn gemuete sam diu kleinen vogellîn sô sie sehent des tages schîn." (Man. S. II. 102b). Dagegen gewiß eigenthümlich färöisch ist folgendes: "Ismal hatte Wangen roth wie eine Hummerscheere und Augen wie eine Taube," d. h. blaue, erklärt Hr. Lyngbye, denn die wilden Tauben auf den Färöer sind blau, wenn nicht wirklich das sanftblickende Taubenauge gemeint ist. Der Ausdruck: "ein Kind schön, wie ein Tropfen Blut im Schnee" (S. 128. Anmerkung) läßt das Daseyn jener alten Sage vermuthen, die im Parcifal

so bedeutend wirkt und noch in deutschen Mährchen fortdauert.

Auch über die Herkunft dieser Lieder hat P. E. Müller Untersuchungen angestellt. Schon Svabo bemerkte in der Einleitung zu seiner Sammlung und Hentze bestätigte eine auf den Färöer umgehende Sage, wornach diese Lieder aus einem Buche herrühren, welches durch ein gestrandetes isländisches Schiff nach Sandö gekommen und so groß gewesen sey, daß ein Saumroß es nicht habe auf einer Seite tragen können. Von einem solchen Buche findet sich aber keine Spur, weder auf den Inseln noch in Kopenhagen, wohin es soll gekommen seyn und wo es unmöglich der Aufmerksamkeit der Sammler entgangen wäre. Mit Recht nimmt Hr. P. E. Müller an und führt es aus, daß die Färöbewohner gerade diese Lieder von Sigurd weder von Dänemark aus durch die Kjämpe Viser, die von sehr abweichendem Inhalte sind, noch von den Isländern haben erhalten können, sondern sie aus dem Norden, wo von den ältesten Zeiten her diese Sage der Hauptgegenstand der Dichtung gewesen ist, mitgebracht haben. Sie zeigen auch überall Selbstständigkeit und während sie die altnordische Darstellung in der Hauptsache beybehalten, haben sie sich aus sich selbst erweitert. Die deutsche Sage ist hier so gut, wie in den Kjämpe Viser und der hvenischen Chronik mit der nordischen lebendig vereinigt und es kann gar wohl seyn, daß sich hier noch Züge aus jener erhalten haben, die bey uns verloren sind. Ueberall hat hier die Schrift nichts gewirkt, sondern lediglich mündliche Ueberlieferung.

Noch eine einzelne Spur von hohem Alter hat der scharfsichtige Herausgeber entdeckt. Einigemal kommt hier eine Beziehung vor auf ein Lied, welches Bragdar Thaat genannt wird und worin Schicksale der Gudrun und eine von ihr ausgeübte List müssen erzählt worden seyn, welches aber die jetzigen Be-

wohner nicht mehr kennen. Wir besitzen auch kein eddisches Lied darüber, aber in der Nornagests Sage wird erzählt, das Nornagest vor Oluf Tryggvason gesungen habe Gunnarsslagr und Gudrûnar brögd in fornu, das alte Lied von der List der Gudrun. Ohne Zweifel wird an beiden Orten dasselbe verlorene Lied gemeint. Wahrscheinlich ist es demnach, daß diese Gesänge über Sigurd schon ein Jahrtausend durch mündliche Ueberlieferung sich erhalten haben, wenn auch mannichfach Inhalt und Sprache nach verändert. Ein für die Geschichte der Poesie wichtiger Satz, der ohne die abgeschiedene Lage der Färöer schwerlich so einleuchtend sich darthun ließe.

In dem Anhang S. 480-564. wird aus der Sammlung der übrigen Lieder noch eine Auswahl und dann eine Anzahl von Refrains mitgetheilt. Diese Stücke sind sämmtlich von dichterischem Werth, den Vorzug verdienen aber die beiden ersten von Skrymner und Loke. Besonders das letztere ist ausgezeichnet schön und an sich merkwürdig genug, da die drey Götter Odin, Häner und Loke, die wir schon in der Edda in Gesellschaft finden, hier gemeinschaftlich einen Riesen überlisten. Wahrscheinlich haben wir eine alte Dämisaga vor uns, denn selbst der Umstand, daß dieses Lied sonst zu singen verboten war, beweiset die Abstammung aus der Heidenzeit. Ein anderes Beyspiel fortdauernder Erinnerungen von Loke gibt eine Anmerkung in der Einleitung S. 21. Als Beylage erhalten wir von Hrn. Lyngbye, der für die Liebe und Sorgfalt, womit er dieses Buch gepflegt hat, den größten Dank verdient, noch ein Verzeichniß jütländischer Wörter und eine färöische Melodie zu Sigurds Lied.

Berlin.

Bey G. Reimer 1824: Biographische Denkmale. Von K. A. Varnhagen von Ense. 408 S. in 8.

Drey Cabinetsstücke von der besten Arbeit. Der Held, der uns entgegentritt, weiß unsere Augen gleich zu fesseln, seine Züge sind gemäßigt und aufgeheitert, seine Haltung ist gefällig und ungezwungen, während die mit Sorgsamkeit und versteckter Kunst um ihn her geordneten Gruppen den vortheilhaften Eindruck des Ganzen erhöhen. Der Verf. hat zu reinen Geschmack, um durch gesteigerte Farben, künstliche Beleuchtung, unverhältnißmäßig ausgeführte Beywerke, und was es sonst noch für Mittel gibt, Eindruck machen oder gewöhnliche Beschauer blenden zu wollen. Alles ist in gleichmäßiger Behandlung wohl temperirt und ladt zu einer ungestörten Betrachtung ein. In dieser Ausbildung steht er höher als andere Schriftsteller seines Fachs z. B. der französische Lacretelle, der seinen Gegenstand schon mehr brillantirt, glänzende Gegensätze, Sentenzen, überraschende Wendungen sucht und manchmal glücklich findet. Dies kleine Buch scheint dem Rec., um nicht zu sagen ganz vollkommen (weil das ein gar zu großes Lob seyn würde), doch ganz fertig gearbeitet: vielleicht ist der Verf. im Stand von jeder Zeile Rechenschaft zu geben. Ein Urtheil, das an dieser glatten Oberfläche hier und da nagen wollte, würde etwas unpassendes und ungeschicktes seyn, lieber will Rec. eines Unterschiedes gedenken, der auch sonst, doch vorzüglich bey Werken dieser Gattung zum Vorschein kommt; die neben dem nicht mühelosen Studium des Materials zugleich einen schaffenden Geist fordern, der was in der Seele sich gebildet hat, vor unsere Blicke heraufzuheben Stärke genug besitzt. Es gibt Schriftsteller, welche in steter Uebung nach und nach ihrer sämmtlichen Kräfte und Gaben sich bewußt werden und sie endlich völlig in ihre Gewalt bekommen. Dagegen andere können den Genius, der ihnen verliehen ist, nur zum Theil bezwingen: halb leiten sie ihn, halb werden sie von

ihm gelenkt und getrieben. Gelingt jenen die Arbeit, so verdient sie gewiß großes Lob, alles wohl durchdacht, wohl geordnet, gestattet ein vollkommenes Verständniß und ohne Anstoß zu fühlen, oder durch etwas Widerstrebendes aufgehalten zu werden, eilen wir mit Vergnügen hindurch. Die Werke der andern sind nicht so zugänglich, vielleicht fallen gleich Unvollkommenheiten und Mißverhältnisse in die Augen, oder uns hemmt etwas Unverständliches, wenigstens Befremdendes; dagegen das herrliche, das unerwartet uns begegnet, der frische Hauch des Lebens, der auf uns einströmt, erfreut uns auf das höchste und versetzt uns in eine Stimmung, in welcher wir das übrige gern verzeihen, selbst geneigt sind, es als etwas nothwendiges, und dem Menschenwerk anklebendes zu betrachten. Jene erfüllen im besten Fall jede billige Erwartung, diese gewähren etwas über aller Erwartung liegendes. Auch darin zeigt sich der Unterschied, daß wir zu einem verstandenen und überschauten Werk, das für den ersten Eindruck alles gesammelt zu haben scheint, nicht leicht zurückkehren, wie uns ein gelösetes Räthsel nicht weiter reizt und die Wiederholung eines Witzes fast verdrießt. Wo aber der Genius mit eingesprochen hat, vielleicht zur Ueberraschung des Verfassers selbst, da fühlen wir uns zu wiederholter Betrachtung angetrieben und kehren niemals zurück, ohne einen neuen Blick in die Tiefe des menschlichen Daseyns gethan zu haben; solche Werke haben wie die Natur etwas unerschöpfliches.

Ob die Manier des Hrn. Varnhagen der Geschichte nachtheilig werden könne, mögen andere beurtheilen, uns kommt es fast undankbar vor, diese Frage in Anregung zu bringen, gleich nach der Unterhaltung, die uns das Buch gewährt hat. Auch ist in keinem Falle die Gefahr groß, denn solche kunstgeübte Hände bilden sich so schnell nicht aus. Ein geistreicher Mann hat dem Verf. vorgeworfen,

er sey schalkhaft und sage eins und das andere mit ernster Miene, was er selbst nicht glaube. Das sollte niemand irre führen und ist nur eine List, der Tadler ist der Schalk und weiß recht gut, daß es hier für einzelne Puncte keine Ausnahme gibt, und eins so wahr seyn muß, als das andere. Haben doch Mahler längst bey ihren historischen Compositionen die Erlaubniß gehabt, das Widerstrebende uud Widerwärtige in den Schatten zu stellen, oder auf eine ungezwungene Art zu bedecken und dem Auge zu entziehen. Dergleichen und wäre es ein Klumpfuß kann geschickt weggeschafft werden, ohne daß man es, wenn darnach gefragt würde, ableugnen wollte; auch in guter Gesellschaft spricht man ja nicht davon, oder nur mit mildernder Wendung. Kommt es denn hier auf etwas anders an, als die eigenthümliche Lebendigkeit oder kecke Beweglichkeit einer nicht gemeinen Natur so ansprechend als möglich zu schildern? Auf ein Urtheil ist es gewiß nicht abgesehen. Auch den Diplomaten thut jener Mann Unrecht, wenn er ihnen noch eine besondere, der geäußerten etwa entgegengesetzte Meinung zuschreibt; wir denken besser von ihnen und halten sie für vollkommen von derjenigen überzeugt, welche zu äußern sie sich veranlaßt fühlen. Der Grundton, den sie etwa aus sich selbst mitbringen, ist jenes sanfte Grau, von dem schon Göthe in der Farbenlehre behauptet hat, daß es die schreiendsten Farben vermittle.

Wir müssen aber nicht vergessen anzuzeigen, daß dieser Band das Leben des Grafen Wilhelm zur Lippe, des Grafen Matthias von der Schulenburg und des Königs Theodor von Corsica enthält. Das es unser Ernst sey, wenn wir um die in der Vorrede angedeutete Fortsetzung bitten, wird der talentvolle Verf. selbst nicht bezweifeln.

Lund.

Litteris Berlingianis: Orthoptera Sueciae, disposita et descripta a Joh. Wilhelm Zetterstedt; Ph. Doct. etc. 1821. 132 S. in 8.

Eine fleißige und sorgsame Monographie der Ulonaten des Fabricius oder Orthopteren des Latreille, aus den südlichen Provinzen Schwedens, zu deren Vervollständigung also nur noch die wenigen, sich vielleicht in den nördlichen Provinzen allein noch findenden Arten fehlen mögen. Der Verf. theilt sie in fünf Familien: Forficulariae, Blattariae, Achetariae, Gryllides, Locustariae. Von der Gattung Forficula findet sich nur die auricularia und minor. Von den Schaben, Blatta, hat sich bereits die americana und orientalis auch nach Schweden und Finnland durch den Handel verbreitet; auch die germanica scheint erst spät einheimisch geworden zu seyn; die lapponica hingegen ist ein vaterländischer Schmarotzer. Aus der Familie der Achetarien findet sich bloß die Acheta domestica und Gryllotalpa vulgaris. Letztere vertreibt, nach der Beobachtung des Verfassers Schweinemist. Dagegen zählt der Verf. ungerechnet die zahlreichen Varietäten acht Arten aus der Gattung Locusta und 14 Arten aus der Gattung Gryllus auf, unter diesen auch Gryllus migratorius, der sich also auch bisweilen bis nach Schweden verfliegt. Der Gryllus apricarius, dessen Daseyn Fabricius und andern zweifelhaft schien, findet sich vorzüglich auf Oeland und in Skonen, namentlich im Julius. Die Diagnose in Linn. Fauna Suec. 873. antennis corpore ipso longioribus berichtigt der Verfasser dahin, daß sie zwar kürzer, aber doch immer länger als bey irgend einem andern in Schweden vorkommenden Gryllus sind. Aus der Gattung Acridium führt zwar der Verf. 18 Arten auf, glaubt aber, daß sie alle unter die eine Species, Acridium subulatum, Gryllus subulatus Linn., gehören und theils als Varietäten, theils als noch nicht völlig ausgebildete Exemplare zu betrachten sind, wenigstens ist es demselben nie geglückt, irgend eine der übrigen in der Paarung zu finden. — Das Zirpen bringen die Grashüpfer, nach der Beobachtung des Verfassers, der auch Ref. beystimmt, durch Auseinanderreiben der Oberflügel — hemelytron — hervor. Auf der untern Fläche des linken Oberflügels findet sich nämlich in der Gegend des Schildchens ein zartes Häutchen, das von einem starken, gezähnelten Rand umschlossen ist. Ein ähnliches findet sich auch an dem rechten Flügel, jedoch weniger durchsichtig und weniger stark umrandet. Die Reibung beider aufeinander erregt jenes Zirpen, das jedoch nur die Männchen, wahrscheinlich als Liebesruf, hören lassen. Seine anderweitigen Beobachtungen verspricht der Verf. bey einer andern Gelegenheit mitzutheilen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 6. September 1824.

London

Travels in Palestine through the countries of Bashan and Gilead, East of the river Jordan, including a visit to the cities of Geraza and Gamala, in the Decapolis by J. S. Buckingham. 1821. 4to 553 S.

Die hier beschriebene Reise macht nur einen geringen Theil der vielen Reisen des H. Buckingham aus, von denen er uns in der Vorrede einen kurzen Bericht gibt. Schon als neunjähriger Knabe widmete er sich 1795 als Matrose dem Seeleben; gerieth im nächsten Jahre 1796 in Kriegsgefangenschaft, und ward als Gefangener durch Spanien und Portugal herumgeschleppt. Hierauf folgten mehrere Reisen nach America, Westindien und den Bahama Inseln. Dann wurden die Küstenländer des Mittelmeeres, Sicilien, Griechenland, Malta, Kleinasien besucht; vor allen aber Aegypten, (wo zu Theben die Freundschaft mit Burckhardt geschlossen ward,) und bis tief in Nubien bis Dukkap. Auf dem Wege zum rothen Meer von Kenneh nach Cosseir ward er in der Wüste geplündert und nackt

ausgezogen; und erreichte in diesem Zustande nach zweytägigem Marsch ohne Essen und Trinken Cosseir; von wo er nach Kenneh und Cairo zurückging. Von hier ging er mit der Mecca Caravane von 5000 Camelen und 50,000 Pilgern als Mammeluck verkleidet nach Suez; schiffte sich ein, litt Schiffbruch und kam nach Verlust von allem, außer seinen Papieren, nach Dsidda; wo Burckhardt von Mecca aus ihn besuchte; und schiffte sich auf einem Englischen Schiff nach Bombay ein. Von da ging er wieder längs der Ostküste von Africa über Mocha nach Aegypten zurück, wo er zum drittenmal Burckhardt traf, als dieser sich eben zu seiner Reise ins Innere von Africa rüstete. In Cairo ward er bestimmt, einen Handelstractat mit dem Pascha nach Indien zu bringen, und nahm, da der Seeweg über den Arabischen Meerbusen gesperrt war, den Weg zu Lande. Jetzt sah er den Theil von Palästina, den er in dem vorliegenden Werke beschreibt; ging durch Mesopotanien nach Persien, sah die Ruinen von Babylon, Mosul, Persepolis, über Ispahan nach Bagdad. Hier schiffte er sich nach Bombay ein. Hier erhielt er das Commando eines Schiffes nach dem Persischen Meerbusen; besuchte Muscate, und aufs neue Bassora; hierauf ging die Reise nach Ceylon, Madraß und Calcutta, von wo er (wie es scheint) nach England zurückgekehrt ist. Bey einem so unruhigen und sturmvollen Leben konnte sich Hr. B. freylich nicht zum eigentlich Gelehrten bilden; indeß unterrichtete er sich durch Lectüre, wo es irgend die Umstände ihm gestatteten; legte sich mit Fleiß auf das Arabische; und wurde dieser Sprache so mächtig, daß er in seinem Orientalischen Costüm für einen Araber galt.

Als die vorliegende Reise des Verf. nach dem östlichen Palästina erschien, war der zweyte Theil der von Burckard noch nicht gedruckt, welche, wie unsre Anzeige davon gezeigt hat, großentheils in die-

selben Gegenden gerichtet war, nämlich in die Gegenden östlich vom Jordan, jedoch in einem größern Umfange, da Burckhardt bis zu der Nordspitze des Arabischen Meerbusens vordrang. Nach einer sehr beschwerlichen Ueberfarth von Alexandrien landete der Verf. in Sur, dem alten Tyrus; jetzt auf einer Halbinsel durch eine Landenge mit dem Continent verbunden; die jedoch uns nicht zweifelhaft läßt, daß sie erst eine Insel war, die als solche einen trefflichen Hafen haben mußte. Von da ging der Weg längs der Küste nach Acre; und dann landeinwärts nach Nazareth. Dann nach dem Berge Carmel, und längs der Küste nach Jaffa, und von da nach Jerusalem. Wir erhalten hier eine ausführliche Beschreibung dieser Stadt, nebst einem doppelten Grundrisse, sowohl nach ihrem alten als jetzigen Zustande. Der Umfang der alten und der neuen Stadt sagt B. sind beide so bestimmt, daß man darin nicht irren kann. Die genauern Untersuchungen, die über die einzelnen Theile angestellt wurden, sind keines Auszugs fähig, weil sie ohne die Grundrisse nicht verständlich seyn würden. Von Jerusalem ging die Reise über Jericho zum Jordan. Das Land ist meist eine Einöde aus Mangel an Bewässerung. Man sah mehrere Tumuli, offenbare Werke der Kunst, denen bey Ilium ähnlich. Die Ebne von Jericho die sonst durch ihre Palmen und besonders den Balsam so berühmt war, zeigte keinen Baum, weder der einen noch der andern Art. Die Stadt selbst liegt in Ruinen. Von da ging der Weg zum Jordan, der ohne Schwierigkeit zu Pferde passirt ward; nach Bs. Meinung fast an eben der Stelle, wo die Israeliten übergingen. An der Ostseite weideten zahlreiche Heerden junger Camele. Der Weg führte nun durch die Berge von Gilead; es gibt in ihnen Arabische Dörfer, die Ackerbau treiben, ohne unter einem Pascha zu stehn. Dies war das Land, wo Saul mit sei-

nen Söhnen im Kriege gegen die Philister umkam. Unser Reisende befand sich jetzt in der alten Decapolis; und erreichte bald die Trümmer von Gerasa (Dsjerasch), das zuerst durch die Entdeckungen von Seetzen, und nachmals durch die Nachrichten von Burckhardt, so berühmt geworden ist. Wir verdanken unserm Verf. eine so genaue Beschreibung dieser prachtvollen Ruinen, daß es zu verwundern ist, wie in der kurzen Zeit seines Aufenthalts, und dem Mißtrauen der sie begleitenden Araber, Er und sein Freund und Begleiter Hr. Bankes so viel haben leisten können. Die Stadt bildet ein Viereck; die Länge der Hauptstraße, die sie von S. nach N. durchschnitt, betrug eine Engl. Meile. Sie war auf zwey Hügeln erbaut; der westliche ist mit den Trümmern der vielen Prachtgebäude, Tempel, Palläste und Theater bedeckt; der östliche enthielt die Wohnungen der großen Volksmasse. Der südliche Eingang ward durch einen, noch erhaltenen, Triumphbogen gebildet; auch fand sich hier ein Circus, der mit Wasser angefüllt, und zu Naumachien gebraucht werden konnte. Die Bauart ist in einem Theile der Stadt Jonisch, im andern Corinthisch. Besonders ausführlich und genau ist der Verf. in der Beschreibung des großen Theaters; welches das des Bachus zu Athen, womit es verglichen wird, an Umfang übertroffen haben muß. Es lag so, daß man aus demselben den Theil der Stadt mit den Prachtgebäuden übersah. Außerdem hatte sie noch ein kleineres Theater. Nicht nur der Plan der Stadt, sondern auch die Grundrisse von allen den angeführten öffentlichen Gebäuden sind gegeben. Von Gerasa ging der Weg nach Gamaka, am Südende des Sees Tiberias. Die Stadt lag auf einem Berge, der voll von Grabmählern ist: und scheint Gerasa nicht viel an Größe und Schönheit nachgestanden zu haben. Auch hier Ruinen von Tempeln, Theatern u. s. w. wovon

gleichfalls Seetzen der erste Entdecker gewesen war. Burckhardt kam hier nicht hin; und so ist die Beschreibung von Buckingham noch die einzige, die wir besitzen. Es ist zu bedauern, daß die Umstände es ihm nicht erlaubten, auch hier Grundrisse beyzufügen; die Bauart der Monumente ist aber ganz dieselbe wie zu Gerasa. Die weitere Reise ward längs dem See Tiberias gemacht. Die Stadt dieses Nahmens hat nicht über 2000 Einwohner; und keine Denkmähler von Erheblichkeit, aber heiße Bäder. — Samaria oder Sebaste ist nicht, wie Clarke will, Sanhoor; der Nahme ist noch in Subbusta übrig. Es enthält die Reste von einer der ältesten christlichen Kirchen, deren Erbauung der heil. Helena zugeschrieben wird. — Sichem, nachmals Neapolis genannt, jetzt Nablus, hat etwa 10,000 Einwohner, worunter jedoch keine Juden, und einen nicht unbeträchtlichen Handel mit Damascus. Von dort ging B. wieder nach Nazareth; und bricht hier seine Erzählung ab, indem er nun zur Fortsetzung seiner weitern, oben angegebenen, Reise, Palästina verließ. — So sind also durch ihn, Seetzen und Burckhardt, auch diese vorher so gut wie unbekannt gebliebenen östlichen Theile des heiligen Landes aus dem Dunkel hervorgetreten; und haben ihre Erforschung durch die Entdeckung von Ruinen einst reicher und prachtvoller Städte belohnt, deren Geschichte aber noch eine Aufgabe für künftige Historiker bleibt.

Das Bildniß des Verf. in Arabischer Tracht ist dem Buche vorgesetzt; und außer den Charten und Plänen, ist es noch mit vielen Vignetten geziert, welche die Ansicht einzelner Gegenden und Denkmähler geben.

Oldenburg.

Kurz gefaßte Oldenburgische Chronik; vom Geheimen Regierungsrath Runde. 1823. 8. 204 S.

Die Veranlassung zu der gegenwärtigen Schrift gab die funfzigjährige Gedächtnißfeyer der Errichtung des Herzogthums Oldenburg nach erfolgtem Umtausch des Gottorpischen Antheils an dem Herzogthum Holstein, im Jahre 1774. Passender und würdiger konnte gewiß diese Feyer nicht begangen werden, als indem man dem Volke die Erinnerung an die Vergangenheit, und was in derselben geschehen, besonders seit dem erwähnten Zeitpunct, ins Gedächtniß zurückrief. Dieß geschieht aber in der gegenwärtigen Schrift nicht etwa durch einen bloßen Gelehrten, sondern durch einen Mann der an der Staatsverwaltung des Landes seit geraumer Zeit einen wesentlichen Antheil hatte; und dem auch der Zugang zu den Quellen für die frühern Zeiten offen stand. Soll die Geschichte unserer kleinern deutschen Staaten der Hauptsache nach eine Geschichte ihrer innern Verwaltung seyn, so kann sie auch nur von Männern erwartet werden, die auf ähnlichen Posten stehen, und practische Kenntniß mit der wissenschaftlichen Ausbildung verbinden. Wir brauchen also nicht erst zu sagen, wie erheblich uns diese Schrift für die Geschichte, besonders die neuere und neueste Geschichte des Landes dünkt, auf das sie sich bezieht; da zumal die bekannte Geschichte des Hrn. v. Halem mit dem Jahre 1731 schließt. Der Verf. ist zwar bis in die frühesten Zeiten zurückgegangen, indem er das Ganze in drey Abschnitte theilt, von denen der erste die gräfliche Regierung, bis 1667; der zweyte die Königlich-Dänische bis 1773; der dritte die Herzogliche bis 1823 umfaßt; aber mit Recht war er bey dieser am ausführlichsten; indem sie fast die zweyte Hälfte der Schrift einnimmt. Der Verf. nennt seine Schrift eine Chronik; indem er sich auf eine Aufzählung der Begebenheiten nach der Zeitfolge beschränkt; ohne den Lobredner oder Tadler zu machen. Auf diese Weise werden alle getroffe-

nen Einrichtungen in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung und der Gesetzgebung angeführt. Da in diese letzte Periode die Französische Occupation, welche die Vernichtung fast Alles Bestehenden zur Folge hatte, fällt, so mußte daher der letzte Abschnitt die Geschichte der Wiederherstellung seit der Befreyung von der fremden Herrschaft enthalten; und daß dieses ein erhöhetes Interesse gewährt, wäre überflüssig zu sagen. Man sieht daraus wie kein Zweig der Verwaltung und Gesetzgebung unberücksichtigt blieb; wie nicht Alles Alte wiederhergestellt, und nicht Alles Neue sofort abgeschafft ward; welche Einrichtungen besonders in Rücksicht des Finanz-Wesens getroffen wurden; da eine Schuldenlast von mehr als 1,200,000 Reichsthaler während der Französischen Occupation aufgehäuft war. Dennoch ist es gelungen durch, freylich große, Anstrengungen das Land mit seinen einzelnen Theilen aus diesen sehr verwickelten Verhältnissen in den schuldenfreyen Zustand zurückzuführen, wie es sich vor der Occupation befunden hatte. Nur auf den von Münster hinzugekommenen Aemtern ruhen noch einige Schulden, als Theile der alten Münsterschen Landesschuld; so wie auf dem von Osnabrück abgetretenen District. — So ist das Ganze gleichsam eine dem Lande und dem Publicum freywillig abgelegte Rechenschaft der Verwaltung; die ihr Lob nur durch sich selber ausspricht; und alle Bewohner des Landes zu dem Wunsche vereinigen wird, mit dem der Verfasser seine Schrift beschließt.

Hn.

Sulzbach.

Abhandlung über die Aufnahme der Gewerbsteuer in großen Staaten und Reichen nach einem neuen Princip aufgestellt von Joh. Leonh. Späth.

K. Baier. Hofr. und Prof. in München. 1822. VIII u. 120 S. 8.

Diese Schrift, deren Styl etwas alterthümlich und nicht frey von Provincialismen ist, enthält theils mehr, theils weniger, als der Titel erwarten läßt. Letzteres zeigt sich z. E. in der allgemeinen Beschreibung des Gewerbsbetriebes, §. 1—3, die wenigstens so ausführlich nicht nöthig gewesen wäre. Dagegen vermißt man eine klare Darstellung der Aufgabe, der Schwierigkeiten, ihrer Lösung und der hiezu versuchten Methoden. Sogleich die erste Bemerkung der Vorrede, der Landwirth entrichte in der Grundsteuer eigentlich seine Gewerbsteuer, bedarf einer Berichtigung, indem die Grundsteuer bloß die Grundrente und die Rente der mit Grundstücken verbundenen Capitale trifft, denjenigen Theil des Reinertrags aber, der im Falle der Verpachtung dem Pächter zufallen würde, nothwendig frey läßt, und z. B. von der Viehnutzung nichts als den Reinertrag der Wiesen und Futterfelder in Anspruch nimmt. — Das neue Princip ist folgendes: Man soll sich bey der Anlegung der Gewerbsteuer an zwey Dinge halten, die jeder Gewerbsmann offen zeigt, nämlich seinen Aufwand, und die Ersparnisse, die er neben demselben noch macht. Allerdings zeigt sich hierin der reine Ertrag, aber es ist dem Verf. entgangen, wie gehässig, der Willkühr Raum gebend, die Erforschung des Aufwandes seyn würde, und wie sehr man sich täuschen kann, wenn man nur auf den notorischen Grad von Wohlstand Rücksicht nimmt, ohne die anderen Kennzeichen zu berücksichtigen, welche auf den Umfang des Betriebes und die Größe des Gewinnes schließen lassen. Auf den Kaufpreis und Pachtzins des Gewerbsrechtes ist zu viel Gewicht gelegt, denn solche Uebertragungen kommen in den meisten Ländern nicht mehr vor. K. H. Rau.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. 146. Stück.

Den 9. September 1824.

Leipzig.

In der Baumgärtnerschen Buchhandlung 1823: Oeconomie der Landwirthschaft. Nach dem Französischen des Baron C. V. B. Crud von C. F. W. Berg, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied. Mit Kupfern und Tabellen. 443 Seiten in 4.

Dies Werk gehört zu einem der ausgezeichnetsten, die im Fache der Landwirthschaft erschienen sind, und die deutsche Uebersetzung desselben verdient Lob. Der Baron Crud bekannt als französischer Uebersetzer der Grundsätze der rationellen Landwirthschaft von Thaer, glaubte, daß es von Wichtigkeit sey, etwas von den Mißgriffen anzuführen, die Oeconomen bey Ausübung ihrer Kunst nur zu oft begangen, eine Lücke die er in den mehrsten Schriften über die Landwirthschaft fand. 'Eine achtzehn Jahre hindurch mit viel Neigung verfolgte practische Laufbahn, sagt er, verbunden mit häufigen Reisen, haben mir einige Erfahrung in den verschiedenen Zweigen der Landwirthschaft erworben, die vielleicht nicht zu wohlfeil erkauft ist, aber auch gewiß des sichern Grundes nicht ganz man-

gelt'! — Nach seiner Erklärung besteht der Ackerbau in der Verbindung der verschiedenen Zweige der Industrie, welche sich auf die Bearbeitung und Benutzung des Bodens beziehen; unter Oeconomie der Landwirthschaft versteht er dagegen den Inbegriff der Regeln, durch deren richtige Anwendung man nicht allein die reichlichste Ernte von Producten erhält, sondern auch in den Stand gesetzt wird, unter diesen Producten diejenigen ausfündich zu machen, von deren Anbau man sich die reellesten Vortheile versprechen darf. — Er will in dieser Schrift nur das sagen, was Thaer entweder gar nicht, oder nicht genug gesagt hat. Sie soll ein Supplement zu Thaers Werk seyn.

Der Verf. geht gleich anfangs in seinen Fundamental-Sätzen, von dem Grundsatze aus: daß man dem Landwirthe nicht eine zu große Menge von verschiedenen Proceduren und Arten des Fruchtwechsels vorschlagen müsse. Der Landwirth muß durch sorgfältig angestellte vergleichende Versuche über die Producte, die für seinen Boden geeignet sind, und einen guten Erntewechsel erlauben, diejenigen herauszufinden suchen, welche die reellsten Vortheile gewähren. Von dem einmal gewählten Wirthschafts-System und Fruchtwechsel, darf er dann nicht abgehen. Er untersucht die wichtige Frage: ob das Eigenthumsrecht an den Erzeugnissen eines Bodens zugleich wesentlich mit einem so unbeschränkten Rechte, darüber zu verfügen, verknüpft sey, daß dem Eigenthümer derselben nicht verwehrt werden könne, sie nach Belieben ins Ausland zu verführen; oder ob und bis zu welchem Grade, diese Producte im Lande zurückgehalten werden dürfen? Fast immer ist die Folge von Eingriffen in die Rechte der freyen Disposition über die Producte, Muthlosigkeit und Erschlaffung der Thätigkeit und Industrie, mit dem nothwendig daraus hervorgehenden Verfall des Wohlstandes; während die Leichtigkeit des

Absatzes und der Ausfuhr Regsamkeit in den Landbau bringt, und Ueberfluß herbeyführt. Der Landwirth, der die freye Wahl hat, in welchem Ort er seine Unternehmungen beginnen will, würde einen großen Fehler begehen, wenn er sich in einem Lande niederließe, wo die Regierung der freyen Disposition über die Erzeugnisse des Bodens Hindernisse in den Weg legt. — Bey den vielen Mißgriffen die sich viele Regierungen zu ihrem eigenen Schaden erlauben, hätten wir gewünscht, daß der Verf. diesen Gegenstand einer näheren Prüfung unterzogen hätte. Unleugbar können Fälle eintreten, daß, bis zu einem gewissen Grade, für die Bedürfnisse und Bequemlichkeit der Einwohner, Producte im Lande zurückgehalten werden; aber diese müssen den Einwohnern auch wirklich zu gute kommen. Wie unweise ist es z. B. um dem Getreidemangel in einer Provinz abzuhelfen, in einer andern sehr entfernten Provinz, die mit jener in gar keiner Handels-Verbindung steht, und wegen der Entfernung nicht stehen kann, eine Korn-Ausfuhr-Sperre zu verfügen? das heißt eine Provinz unglücklich machen, ohne dem Unglück der andern abzuhelfen. Angenommen, es sey nöthig, das Eigenthumsrecht des Landbebauers an seinen Producten, zum Besten der übrigen Unterthanen zu beschränken: so folgt hieraus wohl unwidersprechlich, daß die letzteren sich auch gefallen lassen müssen, wenn es nöthig ist, den Lasten des ersteren Opfer zu bringen? Wir haben aber gesehen, daß in vielen Ländern der Grundsatz aufgestellt ist: der Staat habe sich um das Schicksal der Landbebauer gar nicht zu bekümmern. Man hält es für Unrecht, zu einer Zeit, da der Landbebauer seine Producte, auch zu sehr mäßigen Preisen nicht absetzen kann, die Einfuhr von auswärtigen Getreide zu verbieten, oder auch mit einer Abgabe zu belegen, weil der Städter und die nicht Ackerbau treibenden darunter leiden würden; die Land-

bebauer durch Geldvorschüsse oder andere Vergünstigungen zu unterstützen, hält man für ungerecht. Wir verweisen unsere Leser auf die Gutachten und Abhandlungen über die freye Korn-Einfuhr, die auf Befehl des Königs der Niederlande vor kurzem im Druck erschienen sind. — Indem wir nun dem Verf. in seinen weiteren Untersuchungen folgen, müssen wir bemerken; daß er eigentlich nicht für Deutschland sein Werk geschrieben hat. Seine Güter liegen zum Theil in der Schweiz am Genfer See, großentheils aber in Italien. Viele seiner Vorschriften eignen sich für ein warmes Klima, das von den westlichen Küsten Frankreichs, bis zu denen von Romagna am Adriatischen Meer — die Gegend seiner Thätigkeit — anzutreffen ist. Auch die verschiedenen Münzen und Gewichte, hat der Uebersetzer in der Original-Sprache beybehalten, welches für viele Leser der Verständlichkeit nachtheilig seyn wird. Der in den Münzsorten vorkommende römische Thaler ist gleich dem spanischen Piaster in 100 Sols, der Sol aber in 10 Deniers eingetheilt. Als Gewicht ist das Pfund angenommen, welches eine halbe Kilogramme ausmacht. Das Längen-Maaß ist das französische Meter. Für den Schätzungswerth der Dinge und für das Flächen- und Inhalts-Maaß, ist die idealische Einheit der Münze und der Maaße angenommen, die Thaer in seinem Werke gebraucht hat. Die Scheffel sind in Decimal-Stellen gebracht. Das Fuder Mist ist zu 20 Centner, oder zu 1000 Kilogrammen gerechnet. Der Centner Heu ist mit + 2,60 veranschlagt.

Der Verf. stellt den Grundsatz auf, daß, wer im Besitze hinlänglicher Erfahrung, verbunden mit Einsicht und Theorie, die Landwirthschaft zu einem einträglichen Erwerbszweig für sich machen wolle, ohne ein sehr beträchtliches Capital zu seiner Disposition zu haben, sehr fehlerhaft handeln würde, wenn er den größten Theil der Summe, über die er zu gebie-

ten hätte, zum Ankauf liegender Gründe verwenden wolle. Im Gegentheil solle er sein Capital zurück behalten, um dafür einen beträchtlichen Viehstand anzukaufen und die Nutzung einer langjährigen Pachtung bestreiten zu können. Er nimmt an, daß das Capital, welches auf das Eigenthum eines Grundstücks verwandt wird, selten mehr als 3 bis 6 Procent trage, das Capital hingegen, was auf die Nutzung des Guts und den Ankauf von Vieh verwandt würde, wenigstens 10 bis 12 Procent eintrage. Es scheint uns, daß die Pachtungen in den Gegenden, wo der Verf. lebt, nicht so sehr in die Höhe getrieben werden, und das Vieh selbst in viel höhern Preisen steht, als im nördlichen Deutschland. Nach unsern Erfahrungen kann ein Oeconom, der ein zum Ankauf eines Gutes hinreichendes Capital besitzt, nur die Pachtung desselben vorziehen, wenn er es sehr wohlfeil pachten kann, oder die Verhältnisse von der Art sind, daß er während einer kurzen Pachtzeit einen bedeutenden Ertrag herausziehen kann. Er muß, ein bey einer hohen Pachtung sein Vermögen auf das Spiel setzen zu wollen, der Characteristik, die Thaer im 1. Bd. seiner rat. Landw. von einem Pächter gibt, entsprechen, und immer unerfahrne Gutsbesitzer finden, die ihre Güter seiner Plünderung Preis geben. So lange die Pachtungen zu der jetzigen enormen Höhe getrieben werden, würden wir dem Capitalisten immer den Rath geben, sein Capital nicht auf Pachtung, sondern auf Ankauf von Grundstücken zu verwenden; er wird keine große Aussicht auf Gewinnst, dagegen aber die, sein Vermögen sicher zu stellen, vor sich sehen. —

Im Gefolge der Untersuchung, über die verschiedenen Arten sein Grundstück zu nützen, als: durch gewöhnliche Verpachtung, Verpachtung um die Hälfte; jährliche Verpachtung um die Hälfte des Ertrags, und öconomische Bewirthschaftung mit-

telst Knechten und Tagelöhnern, erklärt sich der Verf. für die letztern. Die gegenwärtig in Deutschland so sehr empfolene Art: die Pacht um die Hälfte, nach welcher der Grundbesitzer sein Grundstück einer Familie zur Bewirthschaftung überläßt, mit dem Vorbehalt der Hälfte des Ertrags, hält der Verf. für sehr vortheilhaft, wenn man immer in den Familien, die diese Art Pacht unternehmen, diejenige vollkommene Rechtlichkeit anträfe, welche den Eigenthümer allein vor Bevortheilungen sicher stellen könne. Wir setzen diesem hinzu, daß wenige Güter in Nord-Deutschland so wohlhabende Familien in ihrer Nähe haben, welche die Pachtung von bedeutenden Grundstücken übernehmen könnten. Familien, die kein hinreichendes Capital zur Cultur besitzen, Ländereyen zur Pacht um die Hälfte geben, kann von keinem guten Erfolge seyn. In einer Anmerkung, bemerkt der Verf., daß er seitdem den größten Theil seiner Güter um die Hälfte verpachtet habe, und es mit den übrigen in der Folge auch so machen werde.

In dem Abschnitte von der Anwendung der verschiedenen Theile der Wirthschaft, und zwar von der Gespann-Arbeit, erklärt sich der Verf., in den Gegenden wo dieses ausführbar ist, für Kühe, die, wenn man sie nicht als Zuchtthiere in Arbeit setzt, ihr Futter meist umsonst fressen. In den mehrsten Fällen zieht er außer den Kühen, die Pferde oder Ochsen als Zugthiere vor. Die darüber aufgestellten Berechnungen nehmen aber eine schlechte Art von Zug-Ochsen an. Er führt zuerst ein Beyspiel an, daß sechs Ochsen an einen Pflug gespannt, täglich nicht mehr als drey Viertel eines Morgens umgepflügt hätten; und als ein anderes Beyspiel: vier Ochsen hätten in einem Tage zwey Morgen eingepflügt. Anders wird die Berechnung ausfallen, wenn man Ochsen annimmt, die, wie die Jochochsen, des kürzlich verstorbenen Oeconomie-Rath Meyer

in Coldingen, bey Hannover, mit den Pferden gleiche Arbeit verrichten. — Der Verf. will so wenig Mägde, als möglich, halten, weil zwey Mägde nicht so viele Arbeit als ein Knecht leisten und glaubt, da wo hinreichende Tagelöhner zu haben sind, auch durch selbige die Knechte zum großen Theile ersetzen zu können. Allein hier frägt es sich zuförderst, wie die Tagelöhner beschaffen sind, und wie hoch das Tagelohn sey? — Er hält es sehr vortheilhaft, dem Dirigenten des Ackerbaus einen Antheil an dem reinen Gewinn zu verschaffen. — Sehr ausführlich verbreitet er sich über die Methode des Rechnungswesens, das er auf seinen Gütern eingeführt hat, und wobey die doppelte Buchhaltung zum Grunde gelegt ist. In der Absicht, nicht nur zu wissen, was an Geld oder Producten empfangen oder geliefert worden, sondern auch was jedes Grundstück, jede Ernte, jeder Ertrag, sowohl an Aussaat und Mist, als auch an Arbeitskosten erfordert habe, stellte er ein Conto von verschiedenem Tagelohn fest, worauf alle Arbeitskosten und der Unterhalt des Viehs geschrieben wurde. Die Combination dieses Contos, nimmt der Verf. als seine Erfindung in Anspruch. Ohne nicht die Tabellen und Bemerkungen vor Augen zu haben, ist es nicht wohl möglich, einen klaren Begriff von der Rechnungsführung des Vf. zu geben. Vergleicht man diese sehr umständliche Art der Rechnungsführung mit den noch in manchen Gegenden herrschenden Methoden, nach welchen wie Thaer von einem Pächter im Mecklenburgschen erzählt, Notizen mit Kreide an der Thür geschrieben, alles enthalten was von der Führung der Wirthschaft aufgeschrieben wird, so muß man über die Fortschritte der Landwirthschaft erstaunen. Allein schreibt der Landwirth, so wie es in allen Fächern geschieht, jetzt nicht zu viel? Der Verf. behauptet, daß er diesem seinem Rechnungswesen den größten Theil seiner reellsten Kenntnisse verdanke, daß er

durch selbiges die Fehler seiner Oeconomie kennen gelernt habe, und nicht begreife, wie man sich ohne einen solchen Führer in eine große Landwirthschaft wagen könne. Uns scheint dies Rechnungswesen zu complicirt zu seyn, und zu viele Kenntnisse bey den Verwaltern vorauszusetzen, als daß dessen allgemeine Einführung nicht große, und vielleicht nicht zu überwindende Schwierigkeiten haben sollte.

Sehr interessant ist, was der Verf. über das Verhältniß zwischen den Düngungs-Mitteln der Felder und dem Viehstande sagt. Auf eine richtige Berechnung dieser verschiedenen Verhältnisse, ist die Landwirthschaft basirt. Fast alle Landwirthe bekommen größere Strecken Landes, als sie gehörig bedüngen, andere unterhalten mehr Vieh, als sie hinlänglich ernähren können. Bey einer mit aller Thätigkeit betriebenen Cultur bedarf man, um den Boden in einem möglichst fruchtbaren Zustand zu erhalten, in einem Zeitraum von vier Jahren, auf einen Morgen unter dem Pflug getriebenen Landes, nicht weniger als 20 Centner, oder für jedes Jahr 3 Fuder auf den Morgen. Ein ziemlich großes Stück Rindvieh, welches täglich auf dem Stall 25 Pf. Heu, oder verhältnißmäßig Grommt verzehrt, wird in einem Jahre 11 Fuder Mist, also beinahe für 4 Morgen jährlich die nöthige Quantität geben. Der Verf. entscheidet sich unbedingt für die Stallfütterung des Rindviehs, und den Aufbruch aller Hutungen und Wiesen, wenn die letztern nicht mit besonders düngendem Wasser bewässert werden können. Die kürzeste Art mit wenigen Hülfsmitteln viel Dünger zu erzeugen, glaubt der Verf. in folgendem 15jährigen Fruchtwechsel gefunden zu haben; im ersten Jahr: Runkelrüben, 2, 3, 4, 5, 6, Luzerne; 7, Waizen, und nach der Erndte Hirse zum Abfüttern, mit untergesäeten Incarnat-Klee; 8, Incarnat-Klee, hierauf gedüngte Runkelrüben; 9,

Waizen mit darunter gesäetem rothen Klee; 10, rother Klee; 11, Waizen und nach der Ernte Hirse zum Abfüttern mit darunter gesäetem Incarnat-Klee; 12, Incarnat-Klee, hierauf gemischte Runkelrüben; 13, Waizen mit rothem Klee; 14, rother Klee; 15, Waizen, hierauf Hirse mit Incarnat-Klee. Nach der aufgestellten Berechnung liefert ein auf diese Art bestellter Morgen Land, in Zeit von 15 Jahren ausser dem ihn gemachten Vorschuß eines Grund-Capitals, nachdem er seinen eigenen Bedarf reichlich gegeben hat, noch ein Gewicht von 36 Fuder Mist. Er setzt aber voraus, daß der Boden sich zur Hervorbringung der Lucerne und des Waizens eigne.

Das Cultur-System, dem man den Namen Körnerbau gegeben hat, widmet den größten Theil der Ceralien, und nur einen geringen Theil davon den natürlich bleibenden Wiesen. Man kann annehmen, daß dies Cultur-System nur noch in Gegenden ausgeübt wird, wo es an Beobachtungs-Geist und an echten landwirthschaftlichen Kenntnissen mangelt. Jetzt erhält man, mit Hülfe wohlberechneter Fruchtfolgen, auf derselben Fläche Landes, der sonst ausschließlich den Ceralien, und auf der Fläche, die nicht weniger ausschließlich zur Viehweide bestimmt war, eine Quantität von Producten zur Ernährung der Menschen, und zur Erhaltung des Viehes, die weit beträchtlicher ist, als die sonst vom Körnerbau-Systeme gezogene.

Die Ackerbau-Verhältnisse, sagt der Verf., empfehlen immer mehr und mehr die vierjährige Fruchtfolge: 1. Heufrüchte, 2. Cerealien, 3. Klee, 4. Wintergetraide, als eine verbesserte Wechsel-Wirthschaft, verbunden mit Stall-Futterung. Der Haupt-Grundsatz bey der Fruchtfolge ist, daß man Heufrüchte mit Getraide abwechselt. Das System hat die Erzielung einer größern Menge Fütterungsstoffs, und folglich einer größern Quan-

tität Dünger, zum Zweck. Da, wo die Verhältnisse die Einführung verstatten, halten wir es für das vollkommenste. Im nördlichen Deutschland werden sich in vielen Gegenden große Schwierigkeiten darbieten. Im Marsch-Boden ist die Erzeugung einer so großen Quantität von Heufrüchten, die ein Viertel der ganzen Ackerfläche einnehmen, an sich nicht ausführbar, und in andern Gegenden, wo dem Landmann nicht viele Hände zu Gebote stehen, nicht ausführbar. In unserm Klima werden die Cartoffeln unter den Heufrüchten immer die Hauptstelle einnehmen müssen, da die übrigen zu mißlich sind, um auf sie bey der Stallfütterung hauptsächlich rechnen zu dürfen. Der größte Theil unsers Bodens, ist Rockenboden. Der Rocken geräth aber selten nach Cartoffeln. Wir müssen daher im zweyten Jahre zu Hafer und Sommer-Gerste unsere Zuflucht nehmen; es bleibt uns dann aber nur der vierte Theil unsers ganzen Ackers zu Wintergetraide, das doch unser vorzügliches Product seyn muß, übrig. Der in vielen Gegenden unumgänglich nöthige Lein-Bau macht auch ein Hinderniß. Die Haupt-Schwierigkeit liegt aber darin, daß der rothe Klee nur nach einer Reihe von Jahren, — in vielen Gegenden nur erst nach 12 bis 15 Jahren — auf dem nemlichen Fleck gedeihet, und die Luzerne und Esparcette, womit der Verf. diesem Mangel abhelfen will, an sehr vielen Orten gar nicht gebauet werden können. Es bleibt demnach von den von dem Verf. angegebenen Futterkräutern, die die Stelle des rothen Klees ersetzen sollen, nur der Incarnat-Klee und die Platt-Erbse übrig, die beide unter einer andern Ernte gesäet werden können, den Boden nur eine Zeitlang beschäftigen, dem rothen Klee nicht schaden, und das Feld nicht merklich aussaugen. Beyde Futterkräuter sind uns unbekannt. Nach der Beschreibung des

Verf. würden wir ihnen Platz in dem 4ten Felde, nemlich unter dem Wintergetraide zu säen anweisen, indem er bemerkt, daß die Ernte derselben frühzeitig genug eintritt, um noch in dem nemlichen Frühjahr eine Pflanzung von Cartoffeln oder Runkelrüben folgen zu lassen.

Welche Schwierigkeiten sich auch bey der buchstäblichen Anwendung der vierjährigen Fruchtfolge des Verf. in unserm Klima, und zum Theil nicht ergiebigen Boden finden mögen, so glauben wir dennoch die Grundsätze desselben, dem näheren Nachdenken unserer Oeconomen nicht genugsam empfehlen zu können. Es versteht sich, daß Local-Verhältnisse, das größere Bedürfniß einer Art von Producten in Verhältniß zu andern Arten, und der dadurch möglicherweise zu erhaltende Preis, endlich die Mittel, worüber der Landwirth disponiren kann, nothwendig große Abweichungen zur Folge haben werden. Mag der Landwirth den größtmöglichsten Gewinn zum Ziel seiner Anstrengungen machen, mag er bemüht seyn, die größte Quantität von Nahrungsmitteln zu produciren, mag endlich seine Absicht dahin gehen, sein Land bis zum Gipfel der höchsten Fruchtbarkeit zu steigern und darin zu erhalten: er wird sich nie ganz von der Wechselwirthschaft mit Stallfütterung entfernen dürfen, welche bis jetzt alle Vortheile des Landbaus in sich vereinigt. Dies Cultur-System erfordert aber auch die größten Vorschüsse, es bedarf und beschäftigt die mehrsten Arme, und setzt bey dem Landwirthe gesunden Verstand und Geschicklichkeit voraus.

In dem Abschnitte: von den Mitteln, die durch Witterungs-Unfälle vernichtete Ernten wieder zu ersetzen, macht der Verf. aufmerksam, daß man lieber den Schaden leiden, als ihn auf Kosten der Wechselwirthschaft ersetzen solle, indem man Dünger den Lande entzieht, das nach diesem Sy-

stem ihn hätte haben müssen. — Er ist gegen die reine Brache. Eine oder selbst zwey auf einander folgende behackte Brach-Ernten, werden den Boden am besten von Unkräutern reinigen. — Von den Acker-Instrumenten verwirft der Verf. die Pferde-Hacken, verwundert sich aber daß der Exstirpator noch nicht allgemein eingeführt ist. Ein Instrument, das er vortheilhaft gebraucht hat, den Feldern nach der Ernte eine Cultur zu geben, die Unkräuter unter der Erde abzuschneiden und umkommen zu lassen, ist die Schaufel mir vorgestellt. — In Betreff des Gebrauchs der Säemaschiene beweiset der Verf., daß wenn man sie bey der Saat von wenigstens 40 Morgen anwendet, abgesehen von den für die Ernte daraus entstehenden Vortheilen, eine Ersparung eintritt, als wenn mit der Hand gesäet wird, daß diese aber bey kleinen Flächen, z. B. 10 Morgen nicht Statt finde. Das Capitel von den Instrumenten, die in der Oeconomie angewandt werden können, hat für den Oeconomen ein hohes Interesse; Schade nur daß so wenige wirklich den erwarteten Nutzen leisten, und viele wegen schwieriger und kostbarer Reparatur keine allgemeine Anwendung finden können. Von den vielen, größtentheils englischen Instrumenten, die sich in der Sammlung des Herrn Barons Vogt zu Flottbeck befinden, scheint uns der sogenannte Cartoffeln-Pflug das einzige zu seyn, das sich zu einem allgemeinen Gebrauch eignet.

In Betreff des Anbaues der Cerealien, hält der Verf. den des Waizen als den vortheilhaftesten. Dies bezieht sich auf die Lombardei, die viele große und volkreiche Städte, in welchen hauptsächlich Waizen consumirt wird, zählt. Im nördlichen Deutschland hat, seitdem die Ausfuhr über die See gehemmt ist, die Cultur des Waizens keine vorzügliche Einnahme gewährt, und hat in

vielen Gegenden der des Rockens, von welchem der Verf. kein Freund ist, die Oberhand gewonnen. Den Anbau des Hafers erklärt er, wenige Fälle ausgenommen, für unvortheilhaft. Nach ihm gebührt den Heufrüchten der Vorzug vor allen. Um diese aber zum völligen Gedeihen zu bringen, setzt er einen solchen Aufwand von Arbeiten und Unkosten voraus, der manchen Landwirth von der Annahme seines Systems abschrecken möchte. Er verlangt beynahe eine eben so sorgfältige Cultur, als nur in Gärten statt zu finden pflegt. Wir glauben jedoch mit dem Verf., daß der Erfolg den großen Kosten-Aufwand reichlich ersetzen werde, und daß es vortheilhafter sey, wenige Ländereyen gut und zweckmäßig, als viele oberflächlich zu cultiviren. Wie groß ist nicht oft der Ertrag, den ein gut cultivirter Garten gewährt? — Den Anbau von Handels-Pflanzen will er nur dann verstatten, wenn man Dünger im Ueberfluß besitzt. Unter den Gespinst-Pflanzen, giebt er dem Hanf den Vorzug vor allen. — Unter den Wurzel-Pflanzen ist die Cartoffel, die Königinn; sie übertrifft, als Nahrung für Menschen, alle Producte. 100 Pfund Cartoffel-Mehl in gleicher oder größerer Quantität mit Waizen-Mehl vermischt, geben zwischen 150 bis 160 Pfunde Brod mehr, als das Waizenmehl allein würde gegeben haben. Auf Feldern die gut gedüngt und bebauet werden, giebt der Morgen, nach Abzug Saamens 150 Centner Cartoffeln. Wenn 3 Pfund Brod zur Ernährung eines Menschen auf einen Tag ausreichen, so werden 2920 Pfunde Cartoffeln auf ein ganzes Jahr dazu genügen, so daß ein Morgen mit Cartoffeln bepflanztes Land, zur Ernährung von fünf Menschen hinreichend ist. Diese Berechnung zeigt, daß nachdem der Cartoffelbau so sehr die Oberhand gewonnen hat, das Getraide nothwendig im Preise hat sinken müssen; sie würden wahrscheinlich den

Waizen und Rocken ganz verdrängen, wenn unsere Gaumen nicht an den Genuß des aus diesem Getraide gemachten Brods zu sehr gewöhnt wären. Aber werden die folgenden Generationen dies auch seyn? — Als Viehfutter zieht der Verf. die Runkelrübe vor. In Betreff der Ernährung der Thiere, nimmt der Verf. an, daß 200 Pfund oder zwey Scheffel Cartoffeln einem Centner Heu gleich kommen. Es ergiebt sich hieraus der Vortheil, schlechte Wiesen aufzubrechen, der durch den Anbau von Runkelrüben, statt Cartoffeln, noch größer wird.

Das Vieh ist in der Landwirthschaft ein nothwendiges Uebel. Der Markt-Preis des Futters ist gewöhnlich höher, als der, für welchen dieses Futter in der Landwirthschaft realisirt werden kann; dieß muß dem in selbigen herrschenden Dünger-Bedürfniß zugeschrieben werden. Das Stroh der Cerealien enthält ein sehr geringes Verhältniß von Nahrungs-Säften, kaum $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$, was gutes Heu liefert. Wenn 8 Centner Heu, 18 Centner Excremente produciren, und man fügt 2 Centner Stroh hinzu, um 2 Centner Mist zu machen, die + 8 geben werden, so kann von diesem Werth dem Stroh nicht mehr als + 0,66 bis + 0,80, oder dem Centner Stroh + 0,33 bis + 0,40 zugeschrieben werden, während man für einen Centner Heu + 0,90 bis + 0,92 gelten lassen kann. Indessen giebt es doch viele Landwirthe, die, selbst zu einer Zeit, wenn das Stroh einen hohen Preis hat, nach ihrem Dafürhalten eine vortrefliche Speculation unternehmen, wenn sie die Streue ihres Viehes vermehren, um viel Dünger zu machen. Blätter, vorzüglich von Nußbäumen, können das Stroh im Dünger sehr wohl ersetzen. Die Nothwendigkeit, dem Horn-Vieh und den Schweinen Streue zu geben, ist weit we-

niger einleuchtend, als die Pferde und Schaafe damit zu versehen; das Hornvieh kann recht gut ohne sie bestehen. Die Landwirthe der deutschen Schweiz behandeln ihren Mist mit einer außerordentlichen Sorgfalt, die allgemein eingeführt werden sollte; sie machen einen großen Gebrauch von flüssigem Dünger, bei den Deutschen Gülle genannt. In den Acker-System des Verf. liegt es schon, daß er auf das Horn-Vieh einen vorzüglichen Werth legt; der Dünger von selbigem ist die Basis des Systems, und daher haben die Schaafe in selbigem, wegen der verhältnißmäßig schlechten, und nicht anhaltenden Qualität ihres Düngers, nicht den Werth, der ihnen bey den jetzigen Handelsverhältnissen von den mehrsten Landwirthen beigelegt wird. Die Schweinezucht hält er im Großen nicht räthlich. Die Heufrüchte machen bey ihm einen bedeutenden Theil der Fütterung des Viehs aller Arten aus; jedoch setzt er als Regel fest, daß die Wurzel-Fütterung nur $\frac{1}{2}$, und trockenes Heu, oder getrockneter Klee, oder wenigstens Stroh die andere Hälfte ausmachen müsse. Die Schweine sollen im Sommer, im Stalle Klee, Luzerne oder Wicken, grün, und im Winter Wurzeln haben. Hat man für die Schaafe keine Weide, und muß man sie auf dem Stall füttern, welches immer ein ungünstiger Fall ist: so gebe man ihnen im Sommer Klee, Luzerne, Wicken und Hirse, grün, und im Winter dasselbe Futter trocken, oder auch natürliches, nicht saures Heu. Der Verf. hat sich durch eine lange Erfahrung überzeugt, daß zur Nahrung für Acker-Pferde keinesweges Körner nöthig sind; die Esparcette, der Klee, die Luzerne, die Wicken, grün gefüttert, sind für sie das beste Sommer-Futter. Wenn sie genug davon haben, so brauchen sie kein anderes Nahrungsmittel; im Winter genügt ihnen das-

selbe Futter trocken, und wenn man will, so kann man ihnen auch einige Wurzel-Gewächse, besonders Möhren geben. Der Hafer ist zur Erhaltung der Acker-Pferde keinesweges nöthig; dieser Umstand ist für den Verf. sehr wichtig, denn dies Getreide hat in seinem Feld-Systeme keine Stelle.

Wir bedauern, daß Mangel an Raum uns verhindert hat, eine ausführliche Uebersicht des Inhalts dieses wichtigen Werks zu geben, das über die Landwirthschaft ein neues Licht verbreitet. Wenn Local- und Handelsverhältnisse, vielleicht auch Beschränktheit des Vermögens sehr viele Landwirthe abhalten möchte, das System des Verf. in seinem ganzen Umfange anzunehmen, so werden sie doch durch seine Bemerkungen und insbesondere gründliche Berechnungen, — die in keinem öconomischen Werke so vollkommen aufgestellt sind —, auf viele Fehler, Mängel und Mißgriffe der Führung ihrer Wirthschaft aufmerksam gemacht werden. Es liegt in der Natur der Landwirthschaft, daß dasjenige, was für eine Gegend und selbst für ein Gut mit Vortheil angewandt werden kann, an andern Orten weniger vortheilhaft, vielleicht unausführbar ist. Allein Lehrbücher über die Oeconomie können nicht als Recept-Bücher angesehen werden, die man nur blindlings zu befolgen braucht: der Vortheil des Studiums derselben liegt darin, daß sie eine Menge von Ansichten, Ideen und Begriffen darbieten, die dazu dienen, die Aufmerksamkeit und Beurtheilung des Oeconomen zu reitzen; er muß überlegen, und mit seinen schon gemachten und ferner zu machenden Erfahrungen prüfen, was für ihn anwendbar ist, oder nicht. Wir müssen am Schlusse noch bemerken, daß das angezeigte Werk gebildete Leser voraussetzt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

147. Stück.
Den 11. September 1824.

Göttingen.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privatlehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 18. October angesetzt.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. — Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemähldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Labora-

torium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Allgemeine Wissenschaftskunde.

Eine allgemeine Einleitung in das academische Studium gibt Hr. M. Beneke in den beiden ersten Wochen täglich um 11 Uhr unentgeltlich.

Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften trägt Hr. Prof. Hemsen um 2 Uhr vor.

Ueber die Critik des alten Testaments hält Hr. Hofr. Tychsen eine öffentliche Vorlesung.

Eine historisch = critische Einleitung in das alte Testament gibt Hr. Prof. Plank 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr. Repet. M. Ewald, um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt den Jesaias, mit besonderer Hinsicht auf die Grammatik, um 10 Uhr; Hr. Geh. Justiz=R. Eichhorn, die Psalmen um 10 Uhr; Hr. Hofr. Tychsen, die Genesis und die historischen Stücke des Pentateuchs um 9 Uhr.

Eine historisch = critische Einleitung in das Neue Testament gibt Hr. M. Matthäi 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Hebräische Geschichte und Alterthümer in beständiger Beziehung auf das Neue Testament trägt Hr. M. Matthäi um 3 Uhr vor.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt die kleineren Briefe des Ap. Paulus und den Brief an die Hebräer, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen um 9 Uhr; Hr. Prof. Plank (in der letzten Abtheilung seiner Vorlesung über das N. T.) die zehen kleineren Briefe des Ap. Paulus 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. Geh. Justiz=R. Eichhorn, die Schriften des Ap. Johannes und die Ge-

schichte der Apostel um 9 Uhr; Hr. M. Reiche wird die Briefe Pauli nebst dem Briefe an die Hebräer erklären, und außerdem seine unentgeltliche Vorlesung über die catholischen Briefe fortsetzen.

Die Apologetik des Christenthums trägt Hr. Pastor M. Bialloblotzky um 9 Uhr vor;

Eine Geschichte und Critik des religiösen Glaubens der Apostel, Hr. M. Matthäi Dinst. u. Freyt. um 4 Uhr unentgeltlich;

Die neueste Geschichte der christlichen Dogmen seit Semler, Hr. M. Reiche;

Die Dogmatik, Hr. Consist. R. Planck um 11 Uhr;

Die Moral-Theologie, Hr. Consist. R. Stäudlin, nach seinem 'Neuen Lehrbuche rc. Ausg. 2. Göttingen 1817' um 8 Uhr;

Die zweyte Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Consist. R. Planck um 8 Uhr; die Universal-Geschichte der christlichen Kirche bis zu der Reformation, Hr. Consistorialrath Stäudlin, nach der dritten Ausg. seines Lehrbuches (Hannover 1821), um 11 Uhr;

Die so genannte Pastoral-Theologie, in Verbindung mit den wichtigsten Grundsätzen des allgemeinen protestantischen Kirchenrechts für künftige practische Religions-Lehrer, Hr. Superint. Dr. Trefurt, nach Sextro's tabellar. Entwurfe einer encyclopädischen Einleitung in die Pastoral-Theologie (Göttingen bey Vandenhoeck), 5 Stunden in einer noch zu bestimmenden Stunde.

Die Homiletik wird Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen. Hr. Prof. Hemsen bestimmt für die von ihm unentgeltlich veranstalteten homiletischen Uebungen die Stunde von 6 bis 7 Uhr Mittwoch Abends.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr. Superint. D. Trefurt 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr vor, und verbindet damit die ersten practischen Uebungen.

Die practischen Uebungen im catechetischen Seminar werden von Hrn. Superint. D. Trefurt Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich fortgesetzt.

Zu Repetitorien, Examinatorien und Disputatorien über Dogmatik und Moral, und damit verwandte theologische Wissenschaften erbietet sich Hr. M. Reiche, Hr. Pastor M. Bialloblotzky, Hr. M. Matthäi, wie auch Hr. Repet. Hölty.

U (6)

stem ihn hätte haben müssen. — Er ist gegen die reine Brache. Eine oder selbst zwey auf einander folgende behackte Brach-Ernten, werden den Boden am besten von Unkräutern reinigen. — Von den Acker-Instrumenten verwirft der Verf. die Pferde-Hacken, verwundert sich aber daß der Exstirpator noch nicht allgemein eingeführt ist. Ein Instrument, das er vortheilhaft gebraucht hat, den Feldern nach der Ernte eine Cultur zu geben, die Unkräuter unter der Erde abzuschneiden und umkommen zu lassen, ist die Schaufel mir vorgestellt. — In Betreff des Gebrauchs der Säemaschiene beweiset der Verf., daß wenn man sie bey der Saat von wenigstens 40 Morgen anwendet, abgesehen von den für die Ernte daraus entstehenden Vortheilen, eine Ersparung eintritt, als wenn mit der Hand gesäet wird, daß diese aber bey kleinen Flächen, z. B. 10 Morgen nicht Statt finde. Das Capitel von den Instrumenten, die in der Oeconomie angewandt werden können, hat für den Oeconomen ein hohes Interesse; Schade nur daß so wenige wirklich den erwarteten Nutzen leisten, und viele wegen schwieriger und kostbarer Reparatur keine allgemeine Anwendung finden können. Von den vielen, größtentheils englischen Instrumenten, die sich in der Sammlung des Herrn Barons Vogt zu Flottbeck befinden, scheint uns der sogenannte Cartoffeln-Pflug das einzige zu seyn, das sich zu einem allgemeinen Gebrauch eignet.

In Betreff des Anbaues der Cerealien, hält der Verf. den des Waizen als den vortheilhaftesten. Dies bezieht sich auf die Lombardei, die viele große und volkreiche Städte, in welchen hauptsächlich Waizen consumirt wird, zählt. Im nördlichen Deutschland hat, seitdem die Ausfuhr über die See gehemmt ist, die Cultur des Waizens keine vorzügliche Einnahme gewährt, und hat in

ieſen Gegenden der des Rockens, von welchem
er Verf. kein Freund iſt, die Oberhand gewon=
en. Den Anbau des Hafers erklärt er, wenige
fälle ausgenommen, für unvortheilhaft. Nach
hm gebührt den Heufrüchten der Vorzug vor al=
en. Um dieſe aber zum völligen Gedeihen zu
ringen, ſetzt er einen ſolchen Aufwand von Arbei=
en und Unkoſten voraus, der manchen Landwirth
on der Annahme ſeines Syſtems abſchrecken möchte.
Er verlangt beynahe eine eben ſo ſorgfältige Cul=
ur, als nur in Gärten ſtatt zu finden pflegt.
Wir glauben jedoch mit dem Verf., daß der Er=
olg den großen Koſten=Aufwand reichlich erſetzen
werde, und daß es vortheilhafter ſey, wenige Län=
ereyen gut und zweckmäßig, als viele oberfläch=
ich zu cultiviren. Wie groß iſt nicht oft der Er=
rag, den ein gut cultivirter Garten gewährt? —
Den Anbau von Handels=Pflanzen will er nur
ann verſtatten, wenn man Dünger im Ueberfluß
eſitzt. Unter den Geſpinſt=Pflanzen, giebt er dem
Hanf den Vorzug vor allen. — Unter den Wur=
el=Pflanzen iſt die Cartoffel, die Königinn; ſie
ibertrifft, als Nahrung für Menſchen, alle Pro=
ucte. 100 Pfund Cartoffel=Mehl in gleicher oder
rößerer Quantität mit Waizen=Mehl vermiſcht,
geben zwiſchen 150 bis 160 Pfunde Brod mehr,
ls das Waizenmehl allein würde gegeben haben.
Auf Feldern die gut gedüngt und bebauet werden,
ibt der Morgen, nach Abzug Saamens 150 Cent=
er Cartoffeln. Wenn 3 Pfund Brod zur Ernäh=
ung eines Menſchen auf einen Tag ausreichen, ſo
werden 2920 Pfunde Cartoffeln auf ein ganzes
Jahr dazu genügen, ſo daß ein Morgen mit Car=
offeln bepflanztes Land, zur Ernährung von fünf
Menſchen hinreichend iſt. Dieſe Berechnung zeigt,
aß nachdem der Cartoffelbau ſo ſehr die Oberhand
ewonnen hat, das Getraide nothwendig im Preiſe
at ſinken müſſen; ſie würden wahrſcheinlich den

Waizen und Rocken ganz verdrängen, wenn unsere Gaumen nicht an den Genuß des aus diesem Getraide gemachten Brods zu sehr gewöhnt wären. Aber werden die folgenden Generationen dies auch seyn? — Als Viehfutter zieht der Verf. die Runkelrübe vor. In Betreff der Ernährung der Thiere, nimmt der Verf. an, daß 200 Pfund oder zwey Scheffel Cartoffeln einem Centner Heu gleich kommen. Es ergiebt sich hieraus der Vortheil, schlechte Wiesen aufzubrechen, der durch den Anbau von Runkelrüben, statt Cartoffeln, noch größer wird.

Das Vieh ist in der Landwirthschaft ein nothwendiges Uebel. Der Markt-Preis des Futters ist gewöhnlich höher, als der, für welchen dieses Futter in der Landwirthschaft realisirt werden kann; dieß muß dem in selbigen herrschenden Dünger-Bedürfniß zugeschrieben werden. Das Stroh der Cerealien enthält ein sehr geringes Verhältniß von Nahrungs-Säften, kaum $\frac{1}{3}$ oder $\frac{1}{2}$, was gutes Heu liefert. Wenn 8 Centner Heu, 18 Centner Excremente produciren, und man fügt 2 Centner Stroh hinzu, um 2 Centner Mist zu machen, die + 8 geben werden, so kann von diesem Werth dem Stroh nicht mehr als + 0,66 bis + 0,80, oder dem Centner Stroh + 0,33 bis + 0,40 zugeschrieben werden, während man für einen Centner Heu + 0,90 bis + 0,92 gelten lassen kann. Indessen giebt es doch viele Landwirthe, die, selbst zu einer Zeit, wenn das Stroh einen hohen Preis hat, nach ihrem Dafürhalten, eine vortrefliche Speculation unternehmen, wenn sie die Streue ihres Viehes vermehren, um viel Dünger zu machen. Blätter, vorzüglich von Nußbäumen, können das Stroh im Dünger sehr wohl ersetzen. Die Nothwendigkeit, dem Horn-Vieh und den Schweinen Streue zu geben, ist weit we-

niger einleuchtend, als die Pferde und Schaafe damit zu versehen; das Hornvieh kann recht gut ohne sie bestehen. Die Landwirthe der deutschen Schweiz behandeln ihren Mist mit einer außerordentlichen Sorgfalt, die allgemein eingeführt werden sollte; sie machen einen großen Gebrauch von flüssigem Dünger, bei den Deutschen Gülle genannt. In den Acker-System des Verf. liegt es schon, daß er auf das Horn-Vieh einen vorzüglichen Werth legt; der Dünger von selbigem ist die Basis des Systems, und daher haben die Schaafe in selbigem, wegen der verhältnißmäßig schlechten, und nicht anhaltenden Qualität ihres Düngers, nicht den Werth, der ihnen bey den jetzigen Handelsverhältnissen von den mehrsten Landwirthen beigelegt wird. Die Schweinezucht hält er im Großen nicht räthlich. Die Heufrüchte machen bey ihm einen bedeutenden Theil der Fütterung des Viehs aller Arten aus; jedoch setzt er als Regel fest, daß die Wurzel-Fütterung nur ½, und trockenes Heu, oder getrockneter Klee, oder wenigstens Stroh die andere Hälfte ausmachen müsse. Die Schweine sollen im Sommer, im Stalle Klee, Luzerne oder Wicken, grün, und im Winter Wurzeln haben. Hat man für die Schaafe keine Weide, und muß man sie auf dem Stall füttern, welches immer ein ungünstiger Fall ist: so gebe man ihnen im Sommer Klee, Luzerne, Wicken und Hirse, grün, und im Winter dasselbe Futter trocken, oder auch natürliches, nicht saures Heu. Der Verf. hat sich durch eine lange Erfahrung überzeugt, daß zur Nahrung für Acker-Pferde keineswegs Körner nöthig sind; die Esparcette, der Klee, die Luzerne, die Wicken, grün gefüttert, sind für sie das beste Sommer-Futter. Wenn sie genug davon haben, so brauchen sie kein anderes Nahrungsmittel; im Winter genügt ihnen das-

selbe Futter trocken, und wenn man will, so kann man ihnen auch einige Wurzel-Gewächse, besonders Möhren geben. Der Hafer ist zur Erhaltung der Acker-Pferde keinesweges nöthig; dieser Umstand ist für den Verf. sehr wichtig, denn dies Getreide hat in seinem Feld-Systeme keine Stelle.

Wir bedauern, daß Mangel an Raum uns verhindert hat, eine ausführliche Uebersicht des Inhalts dieses wichtigen Werks zu geben, das über die Landwirthschaft ein neues Licht verbreitet. Wenn Local- und Handelsverhältnisse, vielleicht auch Beschränktheit des Vermögens sehr viele Landwirthe abhalten möchte, das System des Verf. in seinem ganzen Umfange anzunehmen, so werden sie doch durch seine Bemerkungen und insbesondere gründliche Berechnungen, — die in keinem öconomischen Werke so vollkommen aufgestellt sind —, auf viele Fehler, Mängel und Mißgriffe der Führung ihrer Wirthschaft aufmerksam gemacht werden. Es liegt in der Natur der Landwirthschaft, daß dasjenige, was für eine Gegend und selbst für ein Gut mit Vortheil angewandt werden kann, an andern Orten weniger vortheilhaft, vielleicht unausführbar ist. Allein Lehrbücher über die Oeconomie können nicht als Recept-Bücher angesehen werden, die man nur blindlings zu befolgen braucht: der Vortheil des Studiums derselben liegt darin, daß sie eine Menge von Ansichten, Ideen und Begriffen darbieten, die dazu dienen, die Aufmerksamkeit und Beurtheilung des Oeconomen zu reitzen; er muß überlegen, und mit seinen schon gemachten und ferner zu machenden Erfahrungen prüfen, was für ihn anwendbar ist, oder nicht. Wir müssen am Schlusse noch bemerken, daß das angezeigte Werk gebildete Leser voraussetzt.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

147. Stück.
Den 11. September 1824.

Göttingen.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privatlehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Der Anfang der Vorlesungen ist auf den 18. October angesetzt.

Oeffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. — Zur Einsicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Buch, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Zettel, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemähldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Labora-

torium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Orts melden, besucht werden.

Allgemeine Wissenschaftskunde.

Eine allgemeine Einleitung in das academische Studium gibt Hr. M. Beneke in den beiden ersten Wochen täglich um 11 Uhr unentgeltlich.

Theologische Wissenschaften.

Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften trägt Hr. Prof. Hemsen um 2 Uhr vor.

Ueber die Critik des alten Testaments hält Hr. Hofr. Tychsen eine öffentliche Vorlesung.

Eine historisch=critische Einleitung in das alte Testament gibt Hr. Prof. Plank 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr. Repet. M. Ewald, um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt den Jesaias, mit besonderer Hinsicht auf die Grammatik, um 10 Uhr; Hr. Geh. Justiz=R. Eichhorn, die Psalmen um 10 Uhr; Hr. Hofr. Tychsen, die Genesis und die historischen Stücke des Pentateuchs um 9 Uhr.

Eine historisch=critische Einleitung in das Neue Testament gibt Hr. M. Matthäi 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Hebräische Geschichte und Alterthümer in beständiger Beziehung auf das Neue Testament trägt Hr. M. Matthäi um 3 Uhr vor.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt die kleineren Briefe des Ap. Paulus und den Brief an die Hebräer, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen um 9 Uhr; Hr. Prof. Plank (in der letzten Abtheilung seiner Vorlesung über das N. T.) die zehen kleineren Briefe des Ap. Paulus 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; Hr. Geh. Justiz=R. Eichhorn, die Schriften des Ap. Johannes und die Ge-

schichte der Apostel um 9 Uhr; Hr. M. Reiche wird die Briefe Pauli nebst dem Briefe an die Hebräer erklären, und außerdem seine unentgeltliche Vorlesung über die catholischen Briefe fortsetzen.

Die Apologetik des Christenthums trägt Hr. Pastor M. Bialloblotzky um 9 Uhr vor;

Eine Geschichte und Critik des religiösen Glaubens der Apostel, Hr. M. Matthäi Dinst. u. Freyt. um 4 Uhr unentgeltlich;

Die neueste Geschichte der christlichen Dogmen seit Semler, Hr. M. Reiche;

Die Dogmatik, Hr. Consist. R. Planck um 11 Uhr;

Die Moral-Theologie, Hr. Consist. R. Stäudlin, nach seinem 'Neuen Lehrbuche rc. Ausg. 2. Göttingen 1817' um 8 Uhr;

Die zweyte Hälfte der Kirchengeschichte, Hr. Consist. R. Planck um 8 Uhr; die Universal-Geschichte der christlichen Kirche bis zu der Reformation, Hr. Consistorialrath Stäudlin, nach der dritten Ausg. seines Lehrbuches (Hannover 1821), um 11 Uhr;

Die so genannte Pastoral-Theologie, in Verbindung mit den wichtigsten Grundsätzen des allgemeinen protestantischen Kirchenrechts für künftige practische Religions-Lehrer, Hr. Superint. Dr. Trefurt, nach Sextro's tabellar. Entwurfe einer encyclopädischen Einleitung in die Pastoral-Theologie (Göttingen bey Vandenhoeck), 5 Stunden in einer noch zu bestimmenden Stunde.

Die Homiletik wird Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen. Hr. Prof. Hemsen bestimmt für die von ihm unentgeltlich veranstalteten homiletischen Uebungen die Stunde von 6 bis 7 Uhr Mittwoch Abends.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr. Superint. D. Trefurt 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr vor, und verbindet damit die ersten practischen Uebungen.

Die practischen Uebungen im catechetischen Seminar werden von Hrn. Superint. D. Trefurt Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich fortgesetzt.

Zu Repetitorien, Examinatorien und Disputatorien über Dogmatik und Moral, und damit verwandte theologische Wissenschaften erbietet sich Hr. M. Reiche, Hr. Pastor M. Bialloblotzky, Hr. M. Matthäi, wie auch Hr. Repet. Hölty.

Die Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hrn. Prof. Planck werden nach der bestehenden Ordnung ihren Fortgang haben.

Die Uebungen der theologischen Privat-Societät wird Hr. Rep. Hölty zu leiten fortfahren.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr. Rep. M. Ewald, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr die Proverbien erklären; Hr. Rep. Hölty, in einer noch zu bestimmenden Stunde, den Brief an die Römer, mit besonderer Rücksicht auf die Dogmatik.

Rechtswissenschaft.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechts trägt Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der 7. Ausg. seines Lehrbuches, um 2 Uhr vor; versäumte Anfangsstunden erbietet sich Hr. Univers. Secretair Riedel nachzuholen. Hr. Hofr. Bauer trägt die Encyclopädie des gesammten Rechts Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr vor; Hr. D. Valett hält eine unentgeltliche encyclopädische Vorlesung, als Einleitung in das Rechts-Studium, um 1 Uhr.

Das positive Europäische Völkerrecht trägt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vandenhoeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, Dinst., Mittw. u. Freyt. um 11 Uhr vor; Hr. D. Ridel, nach eigenem Leitfaden, Mont., Dinst., Mittw. u. Donnerstag um 2 Uhr.

Ein diplomatisches Practicum hält Hr. Prof. Saalfeld Sonnab. um 11 Uhr.

Das Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten trägt Hr. Hofr. Eichhorn um 10 Uhr vor; Hr. Prof. Elvers um 8 Uhr; Hr. D. Valett um 4 Uhr; Hr. D. Ridel um 11 Uhr;

Das Staatsrecht des Königreichs Hannover, nebst dem Privatrechte, Hr. D. Quentin 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Das Criminal-Recht nebst dem Criminal-Proceß, Hr. Geh. Just. R. Meister, nach seinem Lehrbuche, um 10 Uhr; Hr. Hofr. Bauer, nach Feuerbach, um 10 Uhr; Hr. D. Rothamel, nach Feuerbach, in einer bequemen Stunde;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der neuen Ausgabe seines Lehrbuches, um 10 Uhr;

Die Alterthümer des Römischen Rechtes, nebst Erläuterungen der Institutionen des Gajus und

einziger Titel des Ulpians, Hr. Prof. Ribbentrop um 4 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Staats- und Privat-Rechts, mit Rücksicht auf sein 'Promptuarium Gajanum, s. Doctrina et Latinitas, quas Gaji institutiones et Ulpiani fragmenta exhibent, in ordinem alphabeticum redactae. - Gottingae apud Vandenhoeck et Ruprecht. 1824' Hr. Prof. Elvers um 3 Uhr.

Die Institutionen des Civil-Rechtes, nach Waldeck, Hr. Prof. Böhmer um 11 Uhr; Hr. Hofr. Bauer um 11 Uhr;

Die Institutionen des heutigen Römischen Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der sechsten Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr; Hr. Prof. Ribbentrop, 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr und Dienst. und Freyt. um 9 Uhr;

Die Pandecten, nach der Ordnung der Partes, Bücher und Titel, und die Exegese, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach seinem 'Lehrbuch der Digesten' und der dritten Ausg. seiner 'Chrestomathie von Beweisstellen' um 11 Uhr;

Die Pandecten, Hr. Prof. Göschen um 9, 11 und 2 Uhr; Hr. D. Kern, mit Ausschluß des Erbrechtes, nach Heise's Grundriß (Ausg. 3. 1819), um 9 und 11 Uhr, und späterhin auch um 2 Uhr;

Das Kirchenrecht, Hr. Prof. Böhmer, nach dem Handbuche seines sel. Vaters, um 9 Uhr; Hr. Hofr. Eichhorn um 8 Uhr; Hr. Prof. Elvers um 4 Uhr; Hr. Dr. Ridel, nach eigenem Leitfaden, um 8 Uhr;

Das protestantische Kirchenrecht für Theologen nebst einer Uebersicht des catholischen, Hr. M. Böhmer, nach eigenem Grundrisse, 4 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, Hr. Dr. Brose, nach Göde, in 6 demnächst zu bestimmenden Stunden; Hr. Dr. Kraut, 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr;

Das Privat-Recht des Königr. Hannover, Hr. Hofr. Bergmann 6 Stunden wöchentlich um 1 Uhr; Hr. D. Quentin (nebst dem Hannov. Staatsrechte), 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Das Preußische Privatrecht (mit Einschluß des Civilprocesses), Hr. Dr. Quentin, um 3 Uhr;

Das Herzogl. Braunschweigische Privat-Recht, Hr. D. Valett in einer zu verabredenden Stunde;

Das Lehnrecht, Hr. Dr. Valett in einer zu verabredenden Stunde; Hr. Dr. Kraut, Dinst., Donnerst. und Freyt., um 3 Uhr;

Das Handels-Recht, insbesondere Wechsel- und See-Recht, mit vorzüglicher Berücksichtigung des Rechtes der freyen Städte Deutschlandes, Hr. Dr. Kraut, Mont, Donnerst. und Sonnab. um 11 Uhr;

Den Criminal-Proceß, Hr. Hofr. Bauer, mit dem Criminal-Rechte; Hr. Dr. Jordan in zu verabredenden Stunden;

Die Theorie des bürgerlichen Processes, Hr. Geh. Just. Meister, nach Martin, um 3 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr. Hofr. Bergmann 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

General-Examinatorien über alle Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, halten Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. Brose, Hr. Dr. Valett;

Zu Examinatorien und Repetitorien, in den einzelnen Theilen der Rechtswissenschaft, erbietet sich Hr. Dr. Jordan, Hr. Dr. Rothamel, Hr. Dr. Brose, Hr. Dr. Valett, Hr. Dd. Zimmermann.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Encyclopädie und Methodologie der Medicin, mit besonderer Rücksicht auf medicinische Literärgeschichte, trägt Hr. Dr. Marx Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 10 Uhr vor; Hr. Dr. Klose, nach seinem Handbuche (Göttingen, bey Vandenh. u. Ruprecht 1825), Mont. Mittw u. Freyt. um 5 Uhr.

Anatomische Demonstrationen geben auf dem öffentlichen anatomischen Theater Hr. Hofr. Langenbeck und Hr. Prof. Hempel um 1 Uhr, und zwar wird jener, nach seinem anatomischen Handbuche, die Splanchnologie, Angiologie und Neurologie, dieser, nach der vierten Ausg. seiner Anfangsgründe der Anatomie, die Myologie vortragen. — Practischen Unterricht im Zergliedern gibt Hr. Hofr. Langenbeck von 2 bis 4 Uhr, Hr. Prof. Hempel von 10 bis 12 Uhr.

Osteologie und Syndesmologie lehrt Hr. Prof. Hempel, nach der vierten Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie', Mont. u. Donnerst. um 3 Uhr;

Die vergleichende Anatomie und Physiologie, Hr. Ober-Medicinal-R. Blumenbach Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr;

Die Physiologie und die allgemeine Pathologie, Hr. Prof. Hempel, nach der zweyten, 1823 erschienenen Ausgabe seiner 'Einleitung in die Physiologie und Pathologie des menschlichen Organismus', 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Allgemeine Nosologie, Therapie und Heilmittellehre, als die erste Hälfte seines Systems der Medicin, Hr. Hofr. Himly, nach seinem Lehrbuche, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr;

Allgemeine Pathologie, nach der 3. Ausg. seines Handbuches, und allgemeine Therapie, nebst practischer Arzneymittellehre, mit Rücksicht auf Henslers allgem. Therapie (Leipzig 1817) Hr. Hofr. Conradi 6 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Allgemeine Therapie, Hr. Hofr. Stromeyer der ältere, um 3 Uhr.

Eine Einleitung in die allgemeine Heilmittel-Lehre trägt Hr. Dr. Kraus unentgeltlich vor;

Die medicinische und chirurgische Heilmittel-Lehre, mit besonderer Berücksichtigung der Pharmacognosie und mit Vorzeigung guter Abbildungen der officinellen Pflanzen, Hr. Dr. Kraus um 6 Uhr, verbunden mit einer Uebungsstunde am Sonnabende;

Arzneymittel-Lehre, Hr. Dr. Klose, nach seinem Grundrisse (Göttingen 1823), 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr;

Den pharmacologischen Theil der Materia Medica, Hr. Hofr. Schrader Mont., Mittw., Donnerst. u. Sonnab. um 2 Uhr;

Toxicologie, oder die Lehre von den Giften und Gegengiften, in pharmacologischer, medicinischer, forensischer und medicinisch-polizeylicher Hinsicht, Hr. Dr. Marx, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 4 Uhr.

Die specielle Therapie lehrt Hr. Hofr. Stromeyer der ältere, um 4 Uhr.

Die Nosologie und Therapie, der Verdauungs-Werkzeuge, der Respirations-Werkzeuge, der Haut, der Harn-Werkzeuge und der Geschlechtstheile trägt Hr. Hofr. Himly 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie u. Therapie, die abnormen Ausleerungen, Cachexien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten ꝛc. enthaltend, Hr. Hofr. Conradi, nach der zweyten Ausgabe seines Handbuches, 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr.

Die Vorlesung des Hrn. M. Beneke über Seelenkrankheiten, und ihre psychisch zu begründende Heilung, s. bey den Philosophischen Wissenschaften.

Die Krankheiten der Schwangern, der Wöchnerinnen, so wie auch der neu geborenen Kinder handelt Hr. Prof. Mende 4 Stunden wöchentlich um 10 Uhr ab, und verbindet damit Besuche am Krankenbette.

Die Lehre von den Krankheiten des weiblichen Geschlechtes trägt Hr. Prof. Osiander zugleich mit der Entbindungskunst um 9 Uhr vor;

Die zweyte Hälfte der Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck um 6 Uhr.

Die Manual-Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Uebungen in Operationen bey Krankheiten der Augen und Ohren stellt Hr. Hofr. Himly privatissime an;

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten, Hr. Hofr. Langenbeck, privatissime.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbande handelt Hr. Dr. Pauli Abends um 7 Uhr oder in einer bequemern Stunde ab, und verbindet damit eine Anleitung zu practischen Uebungen;

Die Zahnkrankheiten und die dabey vorkommenden Operationen, eben derselbe.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr. Prof. Mende 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr, und benutzt zugleich die im Entbindungshause vorkommenden Fälle zu practischer Anleitung; auch ist er zu Privatissimis erbötig. Hr. Prof. Osiander lehrt die Entbindungskunst um 9 Uhr, und handelt zugleich die Krankheiten des weiblichen Geschlechtes ab; auch gibt er privatissime um 10 und 2 Uhr Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen.

Die gerichtliche Arzneywissenschaft trägt Hr. Prof. Mende 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Zu Examinatorien und Disputatorien über die medicin. Wissenschaften erbietet sich Hr. Dr. Klose.

Die medicinischen und chirurgischen clinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Clinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 Uhr täglich.

Für die clinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr. Hofr. Langenbeck die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Clinik gibt Hr. Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden clinischen Institute um 10 Uhr.

Ueber die Physiologie der Hausthiere hält Hr. Director Lappe, 5 Stunden wöchentlich um 1 Uhr eine Vorlesung.

Die Thier-Heilmittel-Lehre trägt Hr. Director Lappe 4 Stunden wöchentlich, um 2 Uhr vor.

Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hrn. Director Lappe untergebenen Königl. Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält Hr. Stallm. Ayrer eine Vorlesung.

Philosophische Wissenschaften.

Ueber den Begriff und die Eintheilung der Philosophie und über die geschichtliche Entwicklung und den gegenwärtigen Zustand derselben hält Hr. M. Krause, nach Dictaten, jede Mittwoche um 6 Uhr Ab. eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Geschichte der Griechischen Philosophie handelt Hr. Prof. Dissen um 5 Uhr ab.

Eine Darstellung und Würdigung der neueren Deutschen Systeme der Philosophie von Kant, Fichte, Schelling, Hegel, und der Lehre Jacobi's gibt Hr. M. Krause 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Logik und die übrigen Vorkenntnisse der Philosophie trägt Hr. Hofr. Bouterwek, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches der philosophischen Vorkenntnisse, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr vor;

Logik und Encyclopädie der Philosophie, Hr. Hofr. Schulze, jene nach der vierten, diese nach der dritten Ausgabe seiner Lehrbücher, 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Logik, als Kunst zu denken, in Verbindung mit einer allgemeinen Einleitung in die Philosophie, H. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr;

Logik, als philosophische Wissenschaft, und zugleich als Einleitung in die gesammte Philosophie, Hr. M. Krause, nach seinem 'Grundriß der Logik. Jena. 1803' Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Abends;

Das System der Philosophie, welches die

Metaphysik, die Philosophie der Vernunft, die Philosophie der Natur, und die Philosophie der Menschheit enthält, Hr. M. Krause, nach Dictaten, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Metaphysik, Hr. Hofr. Schulze um 4 Uhr;

Die Psychologie, nebst einer allgemeinen Uebersicht der Lehre von den Seelenkrankheiten, Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Die Lehre von den Seelenkrankheiten und ihrer psychisch zu begründenden Heilung, Hr. M. Beneke, mit Zuziehung seiner 'Beyträge zu einer reinseelenwissenschaftlichen Bearbeitung der Seelenkrankheitkunde ꝛc. Leipzig 1824' 3 Stunden wöchentlich, privatissime;

Die allgemeine practische Philosophie und die Ethik, Hr. Hofr. Bouterwek, nach dem zweyten Theile seines philosophischen Lehrbuches, Ausg. 2. Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 3 Uhr;

Naturrecht, nebst einer philosophischen Theorie des peinlichen Rechtes, Hr. Hofr. Schulze, nach seinem 'Leitfaden der Entwickelung der philosophischen Principien des bürgerlichen und peinlichen Rechtes. Göttingen 1813', um 10 Uhr;

Naturrecht, nach Am. Wendt's Grundzügen der philosophischen Rechtslehre (Leipzig, 1811), Hr. M. Böhmer 4 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Erziehungs- und Unterrichts-Lehre, Hr. M. Beneke, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Leitfaden, 5 Stunden wöchentlich um 2 Uhr.

Zu Repetitorien und Disputatorien über die mit der Theologie verwandten philosophischen Wissenschaften ist Hr. Pastor M. Bialloblotzky erbötig.

Das philosophische Conversatorium des Hn. M. Krause wird Sonnab. von 6 bis 7 Uhr unentgeltlich fortgesetzt werden.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats, nebst der Policey und allgemeinen Cameralwissenschaft, trägt Hr. Hofr. Sartorius um 4 Uhr vor; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vandenhoeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, um 3 Uhr;

Die National-Oeconomie nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Sartorius um 9 Uhr; Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem bey Vandenhoeck und Ruprecht erschienenen Grundrisse, um 9 Uhr.

Ein practisches Collegium über Politik,

Cameralwissenschaft ꝛc. hält Hr. Prof. Saalfeld Mont. und Donnerstag um 11 Uhr.

Die Landwirthschaft lehrt Hr. Hofr. Hausmann Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 8 Uhr.

Agronomie und Agricultur handelt Hr. M. Sprengel 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr ab;

Die Viehzucht, Teichwirthschaft, Haushaltskunde und die Ackerbau-Systeme, ebenderselbe 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr.

Die Lehre von der Veranschlagung der Landgüter mit practischen Uebungen verbunden, ist Hr. M. Sprengel privatissime vorzutragen erbötig; — und eben so Eine Anleitung zum öconomischen Rechnungswesen zu geben. Vgl. Naturlehre: Chemie.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr. Hofr. Thibaut um 5 Uhr vor; Hr. M. Schrader, privatissime;

Die Analysis des Endlichen nebst der analytischen Geometrie, Hr. Hofr. Thibaut um 11 Uhr.

Die Integration der Differential-Gleichungen, partielle Differential-Rechnung und Integral-Rechnung, nebst einer Einleitung zur Variations-Rechnung wird Hr. M. Schmidt um 2 Uhr, oder in einer bequemern Stunde privatissime vortragen.

Die analytische ebene und sphärische Trigonometrie, nebst der Stereometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich um 9 Uhr.

Die angewandte Mathematik trägt Hr. Hofr. Thibaut um 3 Uhr vor.

Die practische Rechenkunst in allen ihren Zweigen lehrt Hr. M. Schrader privatissime;

Die practische Geometrie, so wie es die Witterung erlaubt, derselbe;

Die Mühlenbaukunst, Hr. Ober-Bau-Commissär Borheck um 2 Uhr.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr. Prof. Harding um 9 Uhr vor. — Hr. Hofr. Gauß wird seine Vorlesungen am schwarzen Brete anzeigen.

Ueber populäre Astronomie wird Hr. M. Schmidt um 5 Uhr eine Vorlesung halten, und, da ihm von Hn. Hofr. Gauß der Gebrauch der Instrumente auf der Sternwarte erlaubt ist, die Himmelskörper, wie sie dem bewaffneten Auge erscheinen, zeigen.

Die Schiffahrts-Kunde lehrt Hr. Prof. Harding um 11 Uhr;

Die bürgerliche Baukunst, Hr. Prof. Ulrich um

10 Uhr, verbunden mit Uebungen im Zeichnen; Hr. M. Schrader, in Verbindung mit ähnlichen Uebungen, in bequemen Stunden; Hr. Ober-Bau-Commissär Borheck, nach dem zweyten Theile seines Lehrbuches, um 10 Uhr.

Eine Anleitung, Stadt- und Landgebäude zweckmäßig zu erfinden und die Risse gehörig auszuarbeiten gibt Hr. M. Schrader privatissime.

Practischen Unterricht in der bürgerlichen Baukunst, so wie auch in der höhern Baukunst ertheilt Hr. Kloster- und Universitäts Baumeister Müller in näher zu verabredenden Stunden.

Die Landbaukunst lehrt Hr. Ober-Bau-Commissär Borheck, nach dem ersten Theile seines Lehrbuches, um 8 Uhr;

Die Straßen- und Brückenbaukunst, Hr. Ober-Baucommissair Borheck um 8 Uhr.

In der Anfertigung richtiger Bau-Anschläge unterrichtet Hr. M. Schrader um 8 oder 3 Uhr;

Im Planzeichnen, derselbe.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der theoretischen sowohl als practischen Mathematik erbietet sich Hr. M. Schrader, und Hr. M. Focke.

Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr. Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich, um 3 Uhr vor.

Die zweyte Hälfte der Botanik, welche die cryptogamischen Gewächse begreift, handelt Hr. Hofr. Schrader Dinst. und Freyt. um 11 Uhr ab, und verbindet damit die gewöhnlichen Excursionen.

Die specielle Botanik nach den natürlichen Familien trägt Hr. M. Bartling 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor;

Die medicinische Botanik, Hr. Dr. Meyer 5 Stunden wöchentlich; Hr. M. Bartling 4 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Ueber die polypetalischen Pflanzen-Familien hält Hr. M. Bartling Mittw. und Sonnab. um 9 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung.

Zur Kenntniß der seltenen in den Gewächshäusern des botanischen Gartens befindlichen Pflanzen gibt Hr. Hofr. Schrader Freyt. um 2 Uhr Anleitung.

Die Anatomie und Physiologie der Pflan-

zen handelt Hr. Hofr. Schrader privatissime ab; Hr. Dr. Meyer 4 Stunden wöchentlich.

Zu Privatissimis über Botanik ist Hr. M. Bartling erbötig.

Die Mineralogie trägt Hr. Hofr. Hausmann, nach seinem Handbuche, 6 Stunden wöchentlich um 10 Uhr vor;

Ueber die mineralogische Systematologie hält er Mittw. um 6 Uhr Ab. eine öffentliche Vorlesung.

Die Experimental-Physik trägt Hr. Hofr. Mayer, nach der fünften Ausgabe seines Lehrbuches, um 2 Uhr vor;

Die Physische Geographie, Hr. Hofr. Mayer, nach seinem Lehrbuche, Sonnab. um 11 Uhr öffentlich; Hr. Prof. Harding, um 3 Uhr; Hr. Prof. Bunsen um 8 Uhr.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, handelt Hr. Hofr. Stromeyer, der jüngere, 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab;

Die dritte Abtheilung seiner Anleitung zur chemischen Analyse trägt er Freyt. um 8 Uhr öffentlich vor;

Die Zoochemie, Mittw. u. Sonnab. um 8 Uhr.

Für die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium bestimmt Hr. Hofr. Stromeyer die Stunde von 1 bis 3 Uhr Dinst. und Freytags.

Die theoretische Chemie, durch Versuche erläutert, trägt Hr. M. Sprengel für Cameralisten, Oeconomen und Forstmänner 5 Stunden wöchentlich um 11 Uhr vor.

Practische Uebungen in der chemischen Analyse der Ackererden, der mineralischen Dünger-Substanzen, der öconomischen Pflanzen u. s. w. stellt Hr. M. Sprengel Mont. u. Dinst. von 1 bis 4 Uhr an.

Historische Wissenschaften.

Die alte Geschichte trägt Hr. Hofr. Heeren, nach der vierten Ausgabe seines Handbuches, um 3 Uhr vor;

Die Geschichte der vorzüglichsten Europäischen Staaten von der Völkerwanderung bis auf unsere Zeiten, Hr. Hofr. Heeren, um 4 Uhr;

Die Geschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, Hr. Hofr. Sartorius, um 2 Uhr;

Die Geschichte des Mittelalters vom Anfange des 5. bis zum Ablaufe des 15. Jahrhunderts, Hr. M. Thospann, nach Sander's Uebersetzung des Tableau von Koch, 6 Stunden wöchentlich um 2 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Franz. Revolution, Hr. Prof. Saalfeld, nach sei-

nem bey Vandenhoeck und Ruprecht gedruckten Grundrisse um 4 Uhr;

Die deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, Hr. Dr. Ridel, nach eigenem Leitfaden, fünf Mahl um 9 Uhr, und Sonnab. um 1 Uhr;

Die Geschichte der Deutschen, mit besonderer Rücksicht auf ihre Rechts-Institute, Hr. M. Böhmer, nach Voigtel's Deutscher Geschichte (Halle. 1818), 4 Stunden wöchentlich um 8 Uhr;

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere von Grosbritannien, Frankreich, Rußland und den Nord-Americanischen Freystaaten, Hr. Hofr. Heeren 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr.

Ueber die Staatskunde der Nassauischen Lande mit besonderer Hinsicht auf ihre Verfassung und Verwaltung wird Hr. Hofr. Sartorius für die hier studierenden Nassauer in einer bequemen Stunde eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär-Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Hofr. Reuß 4 Stunden wöchentlich vor;

Die Geschichte der Griechischen und Römischen Literatur, Hr. M. Bode 6 Stunden wöchentlich um 9 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik, verbunden mit der Geschichte der schönen Künste, besonders der Dichtkunst, trägt Hr. Hofr. Bouterwek 6 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor.

Einen historischen und critischen Abriß der Geschichte der Französischen Literatur gibt Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Ueber den Deutschen Stil hält Hr. Prof. Bunsen eine Vorlesung Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Unterricht im Zeichnen, gibt Hr. Zeichenmeister Eberlein, sowohl im Allgemeinen für Anfänger, als auch besonders im Landschaftszeichnen, im Zeichnen anatomischer Gegenstände, so wie auch im architectonischen Zeichnen, und im Pflanzeichnen nach Lehmann.

Hr. Musik-Director Heinroth hält seine Sing-Academie Mont. Ab. um 8 Uhr, trägt die Theorie der Musik Mont., Dinst. u. Freyt. um 1 Uhr, und die Gesangslehre, als Vorbereitung zur Sing-Academie, Donnerst. um 1 Uhr vor, so wie er auch zum Privat-Unterrichte im General-Basse, Gesange und Clavierspiele erbötig ist.

In der Schönschreibekunst unterrichtet der Universitäts-Schreibmeister Hr. Organist Henze.

Alterthumskunde.

Ueber die Hebräischen Alterthümer hält Hr. Hofr. Tychsen eine Vorlesung um 10 Uhr;

Ueber die Griechischen Alterthümer, Hr. Prof. Müller 5 Stunden wöchentlich um 8 Uhr.

Orientalische und alte Sprachen.

Die hebräische Grammatik lehrt Hr. M. Ewald 5 Stunden wöchentlich um 10 Uhr, mit Beyfügung Einer Stunde für die hellenistische Grammatik des N. T.

Die Arabische Grammatik lehrt Hr. M. Ewald um 3 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr. Hofr. Mitscherlich bestimmt für die Uebungen der Mitglieder des philologischen Seminars Mont. und Dinst. um 11 Uhr die letzten Idyllen des Theocritus, und erklärt um 2 Uhr die in Wolf's tetralogia abgedruckten Tragödieen, Aeschylus Agamemnon, Sophocles K. Oedipus, Euripides Phönissen. Hr. Prof. Dissen erklärt Aristophanes Wolken und Frösche um 3 Uhr. Hr. M. Lion, erklärt zwey Stunden wöchentlich um 11 Uhr Aeschylus Sieben vor Theben und Choephoren; Hr. M. Culemann, die Denkwürdigkeiten Socrates von Xenophon 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr; — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Bialloblotzky, Hr. M. Culemann, Hr. M. Bode.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr. Prof. Dissen bestimmt für die Uebungen der Mitglieder des philologischen Seminars Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr Tibulls Elegien; Hr. Prof. Müller übt dieselben Sonnab. um 11 Uhr im Disputieren, und erklärt 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr Juvenals Satiren. Hr. Prof. Hoeck erklärt 6 Stunden wöchentlich um 4 Uhr die ersten Bücher des

Livius in philologischer und historischer Hinsicht. Hr. M. Lion erläutert Taciti Historiae 4 Stunden wöchentlich um 11 Uhr; Hr. M. Lachmann, Tibulls Elegien um 4 Uhr. Hr. M. Eulemann wird in 4 demnächst zu bestimmenden Stunden die Syntax der lateinischen Grammatik vortragen. Hr. M. Bode erklärt 4 Stunden wöchentlich um 1 Uhr Propertius Elegien. Hr. M. Thospann erklärt die fünfte und sechste Abtheilung der Briefe Cicero's, nach der Lünemannichen Ausgabe, philologisch, antiquarisch und historisch 6 Stunden wöchentlich um 5 Uhr, u. gibt in einer zu verabredenden Stunde Anleitung zur Kenntniß der Formenlehre der lateinischen Sprache, verbunden mit practischen Uebungen. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbietet sich Hr. M. Lünemann, Hr. M. Lion, Hr. M. Lachmann, Hr. M. Bialloblotzky, Hr. M. Eulemann, Hr. M. Bode.

Eine Anleitung zur Kenntniß, zum sichern Verstehen, und zur richtigen Beurtheilung der Mittelhochdeutschen Dichter gibt Hr. Hofr. Benecke Mittw. u. Sonnabends um 6 Uhr.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud, und Hr. Lector von Chateaubourg. Auch wird Hr. M. Bode, u. Hr. M. Dubois Unterricht im Französischen ertheilen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache in Verbindung mit practischen Uebungen, trägt Hr. Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. — Hr. M. Bodenburg lehrt die Englische Sprache so daß er sich der Französischen zur Erklärung und Vergleichung bedient; auch wird er den Othello oder Lear von Shackspeare erklären. — Auch Hr. M. Bode erbietet sich zum Unterricht im Englischen.

Die Italiänische u. Spanische Sprache lehrt Hr. Prof. Bunsen um 5 Uhr. Hr. M. Bodenburg lehrt das Italiänische nach seiner so eben erwähnten Methode, und erläutert in einer andern Stunde auserlesene Gedichte des Petrarca.

Die Reitbahn ist dem Hrn. Stallmeister Ayrer untergeben; der Fechtboden dem Univ. Fechtm. Hn. Castropp; der Tanzboden dem Univ. Tanzmeister Hrn. Hölzke.

Wegen der Logis kann man sich an den Logis-Commissär, Pedell Schäfer, wenden; Auswärtige, welche Logis suchen, können von ihm sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.
Den 13. September 1824.

Leyden.

Bey Hardingh: Verhandelingen, Ziel—, Zede—, en Rechtsleer betreffende, door Mr. W. Bilderdyk. 1821. XXII u. 184 Seiten in Octav.

Einen berühmten Dichter in der Reihe der Naturrechtslehrer, und zwar polemisch, auftreten und zur Vertheidigung seiner Grundsätze die allgemeine Moral und Psychologie zu Hülfe nehmen zu sehen, ist etwas so Ungewöhnliches, daß wir es nicht unbemerkt lassen zu dürfen glauben. Die Lehre des Verfassers wird in seinem Vaterlande parador genannt; aber sie hat auch lebhafte Anhänger gefunden, besonders unter jungen Männern, denen der Verfasser mit seinem Enthusiasmus auch seine Ansichten mitgetheilt hat. Man darf nur einen Blick in diese Abhandlungen werfen, um sogleich den Geist zu erkennen, aus dem sie hervorgegangen sind. Es ist derselbe Geist, der den Verfasser schon vor dreyßig Jahren zum entschiedenen Gegner der französischen Revolution machte, und ihn, als diese Revolution auch in sein Vaterland eindrang, lieber in fremdem Lande ausdauern, als einer Par-

ten huldigen ließ, mit der er nichts gemein haben wollte. Diese Grundsätze, die der Verf. auch schon öfter in seinen Gedichten ausgesprochen hat, haben allerdings viel Aehnliches mit denen der in Frankreich so genannten Ultra's. Aber man würde dem verehrten Dichter sehr Unrecht thun, wenn man ihn mit der Classe von Eiferern verwechselte, die das Heil der Welt nur im Katholicismus und im streng monarchischen Absolutismus suchen. Er huldigt mit inniger Wärme des Gefühls dem christlichen Offenbarungsglauben, aber nach dem Princip der protestantischen Kirche, zu der er gehört. Der unbedingten Alleinherrschaft redet er nirgends das Wort; aber er verwirft jede Rechtslehre die das Recht von der Tugend trennt; er haßt und verabscheuet diejenige Staatsrechtslehre, die vom Princip der Volkssouverainität ausgeht, und das öffentliche Wohl auf kalte Berechnung von Rechtsverhältnissen zwischen den Herrschenden und Gehorchenden im Staate zurückführen will. Da nun diese Staatsrechtslehre beym Ausbruche der französischen Revolution mit dem Antichristianismus und Atheismus Hand in Hand ging, so betrachtet er alle diese Lehren als Kinder Eines Geistes, und erinnert sich nicht daran, daß dieselben Begriffe von Volksrechten, die von den atheistischen Demagogen in Frankreich aufgestellt wurden, schon um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts zu den politischen Grundsätzen der pietistischen Fanatiker in England gehörten, die doch orthodoxe Protestanten seyn wollten. Zu einer umständlichen Darlegung und Prüfung der Rechtslehre des Verf. ist hier nicht der Ort. Um ihn zu verstehen, muß man sich nicht nur der bey uns gewöhnlichen Unterscheidung zwischen Moral und Naturrecht entschlagen; man muß auch zweytens die Psychologie nicht als eine abgesonderte Wissenschaft betrachten. Gleichwohl nimmt er unter gewissen Bedingungen auch des Kantischen Naturrechts-Princip

der gegenseitigen Freyheit als zulässig an. Auch die bekannte, aus der Wolfischen Schule stammende Unterscheidung zwischen vollkommenen und unvollkommenen Rechten und Pflichten findet er nicht verwerflich. Aber die Grundlage aller wahren Rechtsbegriffe ist für ihn das Ganze der menschlichen Natur, und in diesem Ganzen, besonders das Bewußtseyn des moralischen Gesetzes, welches kein andres sey, als das durch das Evangelium bestätigte und also auch als ein göttliches Gesetz beglaubigte: "Handle gegen Andre, wie du wünschest, daß sie gegen dich handeln mögen." Auf diesem, von Gott selbst dem Menschen ins Herz geprägte Gesetz, nicht auf Abstractionen, durch die der kalte Verstand sich mit den wahren Menschengefühle, und zugleich mit der Religion entzweye, ruhe der wahre Begriff von Recht, als einem Anspruche, den Jeder gegen Andere und an Andere macht. An die Stelle dieses wahrem Rechts habe der Hochmuth ein Recht des Egoismus aufgestellt, das sich in der Philosophie unserer Tage Naturrecht betitele, und nur dahin ziele, daß niemand eine Autorität über seinem Ich anerkennen wolle. Von diesem herzlosen Naturrecht gehe die unvernünftige Freyheitssucht aus, die alle natürlich entstandenen bürgerlichen Verhältnisse zernichte, die Völker mit den Regierungen entzweye, und seine Verwandtschaft mit dem Atheismus, der auch von göttlicher Autorität nichts wissen will, nicht verleugnen könne. Die Autorität der rechtmäßigen Regierung im Staate sey zwar auch dem göttlichen Gesetze untergeordnet, aber sie habe sich aus gegenseitigen Bedürfnissen unter den Menschen, übereinstimmend mit dem moralischen Gesetze, entwickelt. Vom Familienleben, von der Autorität des Hausvaters, sey sie ausgegangen. Diesen Character behalte sie auch im Staate bey, wo unter einer väterlich versorgenden Regierung wahres Recht und sittliche Ordnung herrscht. — Doch wir wol-

sen nur mit wenigen Worten die Hauptsätze einer Lehre anzeigen, die nicht leicht irgendwo Eingang finden wird, wo man sich getrauet, einen andern Begriff von Naturrecht zu rechtfertigen, ohne darum ein Atheist zu seyn, und ohne den Werth der väterlichen Autorität einer guten Regierung zu verkennen. Es bedarf auch kaum der Erwähnung, daß man über das moralische Gesetz, das der Verf. zur Grundlage aller wahren Rechtsbegriffe machen will, in Beziehung auf gesellige Ordnung überhaupt und auf die Verhältnisse zwischen den Herrschenden und den Beherrschten im Staate übereinstimmend mit dem Verfasser denken kann, ohne darum der Meinung zu seyn, daß diese Verhältnisse nicht noch besonders nach einem andern Begriffe von Recht erwogen werden müssen, der jenes moralische Gesetz zwar nicht ersetzen kann, aber zugleich mit ihm im menschlichen Bewußtseyn hervortritt, und der moralischen Reflexion eine besonders bestimmte Richtung gibt. Man könnte übrigens auf die Vermuthung gerathen, wenn man die Rechtslehre des Verfassers nur durch unsre Anzeige kennen lernt, daß der geistvolle Mann mehr declamire, als räsonnire. Wir müssen also ausdrücklich hinzusetzen, daß dieß keineswegs der Fall ist. In mehreren Stellen, wo das Gefühl des Verf. am lebhaftesten sich ausspricht, hört man freylich mehr den als Redner auftretenden Dichter, als den Philosophen; aber im Ganzen geht die Untersuchung ohne Declamation einen ruhigen und männlichen Schritt in einem eben so einfachen, als schönen und edeln Style. Daß dem Verf. bey seinem Dichtertalent ein philosophischer Geist zugestanden werden muß, den das Gefühl nur zuweilen überwältigt, beweisen auch die übrigen Abhandlungen, die sich in diesem Buche an die Naturrechtslehre anschließen. Ueber das Böse; über den Newtonianismus, in Beziehung auf eine bloß physikalische Erklärung der Bewegung

des Weltgebäudes; über die Causalität (im Holländischen oorzakelykheid, wie man auch im Deutschen recht gut Ursachlichkeit sagen könnte); und über den menschlichen Verstand. Die letzte dieser Abhandlungen ist die ausführlichste, und gibt zugleich eine bestimmtere Ansicht, so wohl von der Naturrechtslehre des Verfassers, als von seiner ganzen Philosophie. Er sucht zu zeigen, daß man den Werth des Verstandes in unsern Tagen überschätze; daß alle Ueberzeugung zuletzt auf einem Gefühle ruhe, das sich nicht weiter erklären lasse, und daß ein geistiges Gefühl, das sich von allen sinnlichen Gefühlen unterscheidet, die Grundlage aller wahrhaft moralischen und religiösen Begriffe sey. Darauf beziehen sich auch die Worte in der Vorrede: "Dann soll der Verstand uns gesegnet seyn, wenn er diesen Brunnquell erkennt, und, aus ihm schöpfend, keine Principien sucht, die weder mit dem Schöpfer, noch mit der Schöpfung, übereinstimmen, aber auf Hochmuth und Eigenwillen ruhen, und den wahrhaftigen Menschen in der That ausschüten." Was über diesen Punkt von mehreren deutschen Philosophen, besonders seit Jacobi, gesagt ist, scheint dem Verfasser unbekannt geblieben zu seyn. Aber er ist bekanntlich den Deutschen überhaupt nicht gewogen. Das wollen wir ihm verzeihen. Ein so lebhafter Kopf sieht die Dinge oft nur von einer Seite an, und fällt Urtheile, die er selbst zurücknehmen würde, wenn sein Gesichtskreis sich erweiterte. Um des Verfassers selbst willen wünschen wir indessen, daß er zur Ehre seines Geschmacks sich solcher Ausdrücke enthalten haben möchte, wie zum Beschlusse einer kleinen, diesen Abhandlungen angehängten Erzählung, die eine Satyre auf die neuere Aufklärung in politischen und religiösen Dingen seyn soll. Da wird das aus den deutschen Bibelerklärungen in die neuere holländische Litteratur Aufgenommene nicht nur Socinianisch, sondern auch gar höflich Mofsch

betitelt, wie der gemeine Mann in Holland sich ausdrückt, wenn er sich Schimpfnamen erlaubt, die ihm der Gebildetere nicht nachspricht.

Leipzig.

Bey Gerhard Fleischer: Dr. Carl Gustav Carus, Prof. an der chirurgisch-medicinischen Akademie zu Dresden ꝛc. Von den äußern Lebensbedingungen der weiß- und kaltblütigen Thiere. Eine von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Kopenhagen gekrönte Preisschrift. Nebst zwey Beylagen über die Entwicklungs-Geschichte der Teichhornsschnecke, und über Herzschlag und Blut der Weinbergsschnecke und des Flußkrebses. Hierzu eine colorirte und eine schwarze Kupfertafel. 1824. VI u. 87 S. in 4.

Die Königlich-Dänische Akademie der Wissenschaften hatte die Doppelfrage aufgestellt; "Welche äußere Bedingungen des Lebens und der Entwickelung sind theils den kaltblütigen, theils den noch tiefer in dem Thierreiche stehenden Geschöpfen von der Natur gestellt? — Und welches ist die Stufe in dieser Reihe, bis zu welcher Thiere vorkommen, denen in andern zu leben möglich ist?" Der Verf. hat diese beiden Fragen auf folgende Weise beantwortet: Er betrachtet das Thier, als Einzelheit des gesammten Naturorganismus, erstlich unter dem Einfluß der Himmelskörper, namentlich der Sonne, welche äußere Lebensbedingung er die kosmische nennt; zweytens unter dem Einfluß der Erde, in so fern sie durch Beschaffenheit des Bodens, der Gewässer, der Atmosphäre, durch Wärme, Magnetismus und Elektricität auf dasselbe einwirkt, und bezeichnet diese Einflüsse unter dem Namen der tellurischen; drittens unterscheidet er noch von diesen den Einfluß der gleichzeitig mit dem Thiere existirenden andern organischen Einzelwesen, Pflan-

zen und Thiere und nennt diese Einwirkungen die organischen. Hinsichtlich des Einflusses von Licht und Wärme stellt der Verf. folgende allgemeine Sätze fest: 1. Mangel, oder vielmehr — da gänzlicher Mangel undenkbar ist — sehr geringer Grad von Licht und Wärme hindert die Entwicklung und stört das Leben der weiß- und kaltblütigen Thiere; 2. höhere Grade von Licht und Wärme, durch welche jedoch anderweitige Lebensbedingungen nicht aufgehoben werden, begünstigen die Entwicklung derselben; 3. höhere Grade von Licht und Wärme, durch welche anderweitige Lebensbedingungen, namentlich Feuchtigkeit und Nahrungsmittel, aufgehoben werden verhindern und stören sie. So befriedigend auf mehrfache Weise diese Sätze begründet sind, so hat der Verf. offenbar doch folgende Thatsachen unberücksichtigt gelassen. Außer dem von ihm selbst, als Anomalie, erwähnten Proteus anguinus, den Licht und Wärme auch in sehr geringen Graden tödten, leben alle Enthelminthen, viele Insektenlarven, die sich in der Erde oder in faulem Holz entwickeln, die Muscheln und Würmer der Tiefe des Meeres, bis zu welcher das Sonnenlicht nicht eindringt, theils unter gar keinem, theils unter völlig unmerklichem Einfluß des Sonnenlichtes, so daß also dieses, als solches, nicht als zugleich Wärme erzeugend, betrachtet, erst auf einer höhern Stufe als nothwendige Lebensbedingung erscheint. Auch der Pimelodus cyclopum und ähnliche Fische, die in unterirdischen Hölen leben, waren zu berücksichtigen. Ueber den Einfluß der Electricität und des Magnetismus fehlen noch entscheidende Erfahrungen. — Desto vollständiger ist der Einfluß der Luft, des Wassers und der Erde, als der äußern Bedingung für Leben und Entwicklung weiß- und kaltblütiger Thiere dargestellt. Vermißt hat Ref. nur eine unterscheidende Charakteristik der Süß- und Seewasserthiere und eine Zusammenstellung der frey-

lich noch mangelhaften Erfahrungen über die einem gewissen Boden nur allein angehörigen weiß- und kaltblütigen Thiere. Ueberhaupt darf indessen wohl der Satz als wahr angenommen werden, daß nur der Humus oder die Dammerde als Wiege und Aufenthalt dieser Thierordnungen betrachtet werden könne, und reine ungemischte Erdarten eben so wenig, als vollkommen reines Wasser denselben Aufenthalt und Nahrung bieten können. Für die Abhängigkeit dieser Thiere von ihrem Aufenthalt und somit auch von dem Boden, spricht auch der von den Verf. weiterhin ausführlicher dargestellte nahe Zusammenhang der an und in Thieren und Pflanzen lebenden Schmarotzer-Insecten und Würmer, die durchaus an dieselben mit ihrer Existenz gebunden sind und ohne Zweifel zum Theil mit ihnen erzeugt werden. — Als Beantwortung der zweyten Frage: welches ist die Stufe in der Reihe des Thierreichs, bis wohin Thiere vorkommen, welche im Innern andrer leben können, stellt der Verf. den wohlbegründeten Satz auf: daß nur Thiere ohne Kiemen, Luftröhren und Lungen eigentliche Entozoen seyn können, und rechnet demnach namentlich die Protozoen, Enthelminthen und Annularien, nach Goldfuß System, dahin. Was sich sonst bisweilen in thierischen Körpern von Thieren aus andern Ordnungen und Classen gefunden hat, kann nur als zufällig dahin gerathen, als Schmarotzer-Thier für kurze Zeit angesehen werden. — Die erste Beylage dieser höchst anziehenden Abhandlung handelt vom Ey der Teichhornschnecke — Lymnaeus stagnalis — seiner drehenden Bewegung und deren Beziehung auf den Bau des ausgebildeten Thiers. Sie ist so wenig, wie die folgende, — "Untersuchungen über die Beschaffenheit des Blutes und den Herzschlag bey der Weinbergsschnecke und dem Flußkrebs —" eines Auszugs fähig, aber höchst anziehend und viel Neues enthaltend. Indessen will Ref. nicht leugnen, daß er sich nicht überzeugen kann, daß die drehende Bewegung des Schnecken-Embryo für eine kosmische anzusehen sey, noch davon, daß sie vom Bauch-Ende ausgehe. Im Gegentheil hält er sie für die erste, freylich unter den kosmischen Einflüssen von Licht und Wärme angeregte, thierische Bewegung und glaubt, daß sie von dem Sensorium des Thieres, und also von vorn nach hinten treibend, ausgehe und einzig den Zweck der Erzeugung und Ausbildung der spiralförmig gewundenen Schale habe. —

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. 150. Stück.

Den 16. September 1824.

Göttingen.

Bey Baier: Geschichte des Geschlechts von Hardenberg, von Johann Wolf, Kanonikus zu Nörten. 1823. I. Theil XXVIII u. 160 Seiten Text, nebst 183 u. 32 Seiten Urkunden. II Theil 288 Seiten Text u. 347 Seiten Urkunden in Octav.

Ohne Zweifel wird es den Leser dieser Blätter freuen, von dem als fleißigen Forscher und treuen Benutzer alter Urkunden längst bekannten Verfasser wieder ein neues Werk angezeigt zu finden, und in der That ist es auch eine erfreuliche Erscheinung, wenn ein Mann wie er, freylich von Muße und Umständen begünstigt, im schon sehr vorgerückten Alter nicht müde wird, ein Wissenschaftsfach zu cultiviren, dem er früher mit Liebe obgelegen hat.

Die Geschichte des Eichsfeldes, der edlen Herrn von Roßtorf, des Peters-Stifts und andere berechtigen den Verfasser auf das Vollkommenste, aller Orten, wo es auf Darstellung von Begebenheiten aus Urkunden ankommt, in die Schranken zu treten, und das edle Geschlecht, dessen Stammfolge hier dargestellt ist, konnte schwerlich einen Monographen

finden, der durch Localität, Eifer im Aufsuchen alter Nachrichten und Zusammenhang, gerade dieser Familiengeschichte, mit seinen frühern Arbeiten geeigneter gewesen wäre, die ihm gewordene Aufgabe zu lösen.

Der Verf. schickt sehr zweckmäßig der eigentlichen Familiengeschichte eine allgemeine Uebersicht des Zustandes der Gegend des Schlosses Hardenberg zur Zeit der ersten Blüthe des Geschlechts und kurz vor derselben voraus, worin besonders nachgewiesen wird, daß das Gericht Hardenberg und das, keineswegs nach dem edlen Geschlechte, sondern nach dem ihm zur Grundlage dienenden Berge benannte Schloß schon am Ende des eilften und im Anfange des zwölften Jahrhunderts dem Erzstifte Mainz gehört habe, an welches es wahrscheinlich durch Schenkung, und dies vorausgesetzt, wohl von niemand anders als von einem Fürsten des Sächsischen Kaiserstammes, der seine Besitzungen in dem ganzen Landstriche zwischen Gandersheim, Nordhausen, Duderstadt, Pölde und Grone hatte, gekommen, und dann wird weiter gezeigt, daß dieser Fürst wahrscheinlich der Kaiser Otto der Erste selbst gewesen sey. So viel diese Conjectur aber für sich hat, und so unbezweifelt es, nach den neuesten Darstellungen in des Amtmanns Wedekind trefflichen Noten, ist, daß Wittekindische und Immedingische Allodiem in jener Gegend häufig zu finden waren, so möchte doch der Beweis, daß das Schloß Hartisburk, auf welchem Erzbischof Rutard im J. 1101 seine Zuflucht fand, unser Hardenberg gewesen, so stringent noch nicht seyn. — Indem der Verf. dann zur Geschlechtsgeschichte selbst übergeht, glaubt er zuförderst den Stammvater der Hardenberge unter den Dynasten des zwölften Jahrhunderts aufgefunden zu haben, zeigt darauf deren Abstammung von den Herren von Rosdorf, thut dar, daß sie mit den vom zwölften bis zum vierzehnten Jahrhunderte vor-

kommenden von Hardenberg in der Grafschaft Berg überall in keinem Familienzusammenhange stehen und wendet sich endlich, von S. 13. des ersten Theils, bis zum Schlusse des zweyten, zur Aufzählung der einzelnen Familienglieder, so viel er derselben in Urkunden und sonst auf glaubhafte Weise hat auffinden können, wobey an paßlichen Orten die Wappenbeschreibungen, Güterverzeichnisse und sonst interessanten, die Lebensart des Adels in den verschiedenen Zeitaltern und die Culturgeschichte der Gegend betreffende Nachrichten eingeschaltet werden. So finden wir (Thl. 2. S. 67.) daß Jost Philipp von Hardenberg, so wenig es sonst scheint, daß er seiner in Jena betriebenen Studien ohnerachtet, bey seiner unruhigen Lebensart ein Freund der Wissenschaften gewesen sey, bey seinem Tode im Jahre 1607 dem ersten Grund zu einer Familienbibliothek auf dem Schlosse Hardenberg nachgelassen haben, die in 180 Büchern, worunter sich 25 französische und 63 italiänische befanden, bestand; daß im J. 1663 (Thl 2 S. 73.) durch Jacob Kohne, einen Leineweber aus Nörten der erste Tabacksbau dort eingeführt wurde, daß gegen das Ende des sechszehnten Jahrhunderts Friedrich von Hardenberg auf seinem Schlosse die erste und einzige Kutsche in der dortigen Gegend gehalten, deren sich auch benachbarte Edelleute noch im Anfange des folgenden Jahrhunderts zu ihren Fahrten bedienten (Thl. 2. S. 93); daß schon gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in Nörten eine besondere Apotheke existirt habe (Thl. 2. S. 260) und daß im J. 1760 auch ein eigener Arzt für das Gericht Hardenberg ordentlich angestellt worden (Thl. 2. S. 261.).

Eine Entschuldigung wegen der Menge der mitgetheilten Urkunden (in beiden Theilen 255.) bedarf der Verf. wahrlich nicht, im Gegentheil muß es jeden Geschichtforscher freuen, deren immer meh-

rere bekannt werden zu sehen und wenn hier auch einige schon durch den Druck bekannte wieder abgedruckt sind, so ist doch der Grund, den der Verf. für deren wiederholten Abdruck anführt, daß bey den lebenden Stammgenossen sich durchgehends der Wunsch äußere, ihre alten, in vielen Werken zerstreuten Urkunden beysammen zu haben, allerdings sehr zu beachten. Gar leicht würden sich auch die Urkunden, welche auf irgend eine Weise das Hardenbergische Geschlecht angehen, noch haben vermehren lassen — und ungern vermißt Ref. einige neuere die gewiß eine angenehme Zugabe gewesen seyn würden, namentlich die der Familie ertheilten Grafen- und Fürstendiplome. — Gewiß wird der Verf. die Urkunden, deren Originale er zu Gesicht bekommen mit großer Treue copirt haben, zu bedauern ist es nur, daß ihm dies nicht allenthalben möglich gewesen und daß er sich zum Theil auf Abschriften, selbst beglaubte Abschriften hat verlassen müssen, welche nicht ganz richtig gewesen seyn mögen Zu den letztern scheinen besonders die 71 vidimirten Documente zu gehören, welche dem Grafen Hans Ernst von Hardenberg bey dem Ankaufe des Gutes Sintingehausen aus den zu Braunschweig vorhandenen Copialbüchern des Klosters Amelungsborn ausgeliefert sind. — Ref. glaubt dem Verf. keinen unangenehmen Dienst zu leisten, wenn er, da ihm durch glücklichen Zufall gerade diese Copialbücher (oder richtiger dies neue Copialbuch in zwey Bänden) vorliegen, aus selbigen einige Lesarten zu berichtigen sucht und dann, um für diese Blätter nicht zu weitläuftig zu werden, nur einige wenige Bemerkungen, so wie sie ihm gerade aufstoßen, hinzufügt. — Zuförderst nur noch die kurze Notiz, daß Falcke doch irrt, wenn er den allgemeinen Untergang der Amelungsbornschen Originalien im dreyßigjährigen Kriege behauptet. Der Abt Barkelmann ließ, als er im J. 1628 von catholischen Geistlichen, unter Assistenz kaiserli-

cher Commissarien und des Generals Tilly, aus dem Kloster vertrieben wurde, die ihm anvertrauten Briefe zuerst nach dem Klosterhofe zu Einbeck und dann nach Göttingen in Sicherheit bringen, und eine nicht unbedeutende Anzahl Amelungsbornscher Urkunden sind nachher in das Fürstliche Hauptarchiv zu Wolfenbüttel gekommen. — Das vorliegende Copialbuch, aus welchem der Graf von Hardenberg die beglaubten Abschriften erhalten hat, besteht aus zwey Bänden mit fortlaufenden Seitenzahlen, welche im ersten Bande von S. 1 bis 966 und im zweyten von S. 767 bis 1670 gehen, enthält ohne Unterschied alle Arten von Urkunden, in einer nach den Oertern, worin die Güter des Klosters belegen, eingerichteten alphabetischen Ordnung und ist auf Papier, spätestens in der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts zusammengeschrieben, indem die über solchen Zeitpunct hinausgehenden Urkunden von späterer Hand hinzugefügt sind. In diesem Copialbuche finden sich nun aber nicht nur die Urkunden, welche der Verf. als daraus genommen bezeichnet hat, sondern auch alle die, worin des Klosters Amelungsborn Erwähnung geschieht, und die hier anders woher mitgetheilt sind und Referent hat, nach deren Vergleichung, außer mehreren kleineren Differenzen, folgende Abweichungen gefunden: Thl. I. Nr. VI. Statt nec non duobus nocturnalibus calceis, quos annuatim ob eis acquisierunt steht im Copialbuche requisierunt, was auch einen bessern Sinn zu geben scheint. Nr. XXXI. fehlt gleich Anfangs der Name des einen Hardenbergschen Bruders, Hildebrandus et Bernhardus frater dicti de Hardenberge heißt es im Copialbuche. Falck bedurfte zu seinen Zwecken des eigentlichen Inhalts des Vergleichs nicht, da er indeß hier vermißt wurde, so hat der Verf. im Urkunden-Nachtrage S. 15. denselben mitgetheilt, nur leider in mehreren Stellen mangelhaft

und Ref supplirt deshalb die Urkunde genau nach dem oft angeführten Urkundenbuche: reformati et concordati sumus amicabiliter in hunc modum: Ex parte utriusque tam eorum quam nostra in sylva supra dicta videlicet Hildessen secundum exigentiam agrorum cuilibet partis debita et aequa lignorum portio accipi debet libere et quiete, nec non custodes qui vulgariter Holtwerde dicuntur, qui praefatae sylvae curam fidelem adhibeant utrolibet deputari, insuper in arbitrio sit tam eorum quam nostro si ipsis placuerit sine contradictione nostra, aut si nobis placuerit sine contradictione eorum saepedicta sylva secundum exigentiam agrorum ut aequaliter dies datur, ita tamen si portionis iniuria alteri parti de altera visa fuerit et comperta, et sic unaquaque pars partem suam possideat libere et quiete. Ut autem haec reformatio et ordinatio rata et firma in perpetuum permaneat, praesentem paginam super his conscriptam sigillo Hildebrandi supradicti, quo omnes contenti sumus, duximus muniendam Testes etc.

Nachir Nr. 1. ist der Schluß folgender Gestalt zu ergänzen: Facta sunt haec ante castrum Hardenbergk, praesentibus Domino Godescalco praefati Coenobii tunc temporis Abbate, Theoderico Cantore, Henrico Cellerario, Joh. converso, militibus Guntero et Engelhardo cum filiis suis et aliis quam pluribus etc. Nr. VII. sind in der sechsten Zeile von unten nach dem Worte pertineret die Worte ausgelassen: ipsam collationem seu proprietatem, welche erst mit dem Folgenden einen Zusammenhang geben. Nr. VIII. heißt der zuerst genannte Bruder des Helmoldus de More nicht Rudolphus sondern Ludolphus. — Diesemnach nur noch einige kurze Bemerkungen. Zum Beweise, daß der Dieterich, den der Verf. dem Hardenbergschen Geschlechte zum

Stammvater gibt, vom Dynastenstande gewesen; bezieht er sich, außer der Stelle bey Kremer, die Ref. nicht hat nachsehen können und wobey ihm immer noch der Zweifel bleibt, ob jener Dieterich zu diesen oder den Bergschen Hardenbergs gehört habe, auf eine Urkunde der edlen Herrn von Homburg vom J. 1220 und als die Quelle wo er dieselbe gefunden auf Harenbergii hist. eccl. Gandersh. diplom. p. 1704 (nicht wie es durch einen Druckfehler heißt 174) und Harenberg sagt wirklich — der Verkauf sey geschehen, praesentibus — nobilibus Conrado de Honbore, Thiderico de Hardenbergk, Thiderico de Adenoys etc. Die Urkunde liegt nun aber ebenfalls in dem Amelungsbornschen Copialbuche vor, und in selbigem findet sich unter den Zeugen kein Hardenberg, sondern statt dessen Thidericus de Ordenbergk; Harenberg hat also entweder unrichtig abgeschrieben oder sich wieder auf andere verlassen. Zum Beweise, daß es wirklich in dieser Gegend edle Herren von Ordenberg gegeben, kommt in den Quedlinburgschen Urkunden beym Erath während der Jahre 1284 bis 1289 eine Pröbstin Adelheid von Ordenberg mehrfältig vor und auch später geschieht ihrer noch oft Erwähnung, und somit möchte dieser Grund den Stammvater des Hardenbergschen Geschlechts für einen Dynasten zu halten wohl wegfallen. In der Ottonischen Urkunde von 1233 (Orig. Guelf. T. IV. p. 136) stehen unter den Zeugen bloß fratres de Hardenberg, ohne sie als Söhne jenes Dieterich auf irgend eine Weise zu bezeichnen, oder ihre Namen anzuführen, genannt, und daß sie zwischen dem Grafen von Dassel und edlen Herrn von Plesse stehen, beweiset ihren Dynastenstand wohl noch nicht gradezu, da es sehr wohl seyn kann, daß sie die Ritterwürde erlangt gehabt, diese aber den nachstehenden Dynasten noch gefehlt habe. Die folgenden Gründe wird der Verf. wohl selbst nicht

ernstlich meinen, denn daß des Einbeckschen Canonicus Langen Verse nichts beweisen können, fällt in die Augen; die Ueberschriften der Urkunden des Amelungsbornschen Diplomatariums scheinen aber nur bey den den Grafen von Hardenberg ausgelieferten beglaubten Abschriften sich zu finden, wenigstens hat das vorliegende Copialbuch gar keine weitere Ueberschriften, als daß über jede Urkunde, von einer neueren Hand als der dessen Verfassers, die Namen der Orte, von denen dieselben handeln, gesetzt sind. Sollten aber auch in einem andern Amelungsbornschen Diplomatorio, deren es noch zwey auf Pergament geschriebene aus der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts im Fürstlichen Hauptarchive zu Wolfenbüttel gibt, sich Ueberschriften finden, so sind sie doch auf jeden Fall von dem Compilator der Urkunden hinzugesetzt und also aus einer Zeit, in welcher die von Hardenberg auf keine Weise Ansprüche auf den Dynastenstand machten, und würden also auch schon deshalb nichts beweisen können, wenn sich auch auf irgend eine Art sonst nachweisen ließe, wie dieser Stand für die gleichfolgenden Geschlechtsglieder verloren gegangen. Glücklicher Weise haben die von Hardenberg nicht nöthig, ihren Glanz in der Freyherrnwürde eines ungewissen Vorfahren zu suchen, sie selbst haben durch eigene Verdienste sich höhere Würden zu erwerben gewußt.

Von Günter von Hardenberg (Thl. 1. S. 13.) wird in mehreren Urkunden von den Jahren 1238, 1240 und sonst in dem Originib. Guelf. sowohl als dem Amelungsbornschen Copialbuche eines Sohnes Herrmann erwähnt, den der Verf. übersehen zu haben scheint. — Nach dem oft erwähnten Amelungsbornschen Copialbuche wird dem gedachten Käufer nicht, wie es S. 18. heißt, der jährliche Ertrag des Zehntens zu Grone, sondern eine halbe Mark Silbers 2 Malter Rocken und 8 Malter Hafer aus dem Zehnten zu Grene (Braunschweigisches

Amt an der Leine) überlassen. — S. 52. bezieht sich der Verf. wieder auf den unzuverlässigen Harenberg und so scheint auch hier ein Irrthum eingeschlichen zu seyn. In der Urkunde von 1270 heißt es im Amelungsbornschen Copialbuche: Nos Theodoricus de Hardenberge — — notum facimus, quod causa quae inter Conventum de Amelungesborne ex una et dominum Johannem de Ybere ex parte altera, super viginti et uno iugerihus sitis in Helthusen vertebatur, quae jugera idem Plebanus una cum censu dimidii fertonis titulo elemosinae super Altare suae Ecclesiae oblata ad se asseruit pertinere; cum eadem causa in Capitulo Northimensi saepius esset proposita et multipliciter ventilata, tandem de consilio proborum virorum coram nobis in Novali amicabiliter est decisa — — — Hujus pacti conventionem praesenti scripto cum appensione sigilli nostri nos irrefragabiliter protestamur, similiter et Capitulum Northimense ac dominus Johannes de Stockem Archipresbyter, Idem etiam dominus Johannes de Ybere per sigillorum suorum munimina fideliter protestantur. Acta sunt haec Anno Domini Millesimo Ducentesimo Septuagesimo. In praesentia Venerabilium virorum Conradi dicti de Kominatis, Johannis Cellerarii, Frederici Camerarii et fratris Hermanni Magistri in Snetingehusen, Conradi militis de Novali, et Bernhardi cognati sui et Bertrammi Plebani similiter de Novali, Hermanni Peregrini, Johannis de Moringen iuvenis et Bertoldi de Holthusen. Hiernach ist aber nicht Conrad von Roden, sondern Dieterich von Hardenberg Schiedsrichter in dem Streite zwischen dem Convente von Amelungsborn und dem Pleban Johann von Ybere gewesen und Conrad kommt nur unter denen vor, in deren Gegenwart die Entscheidung erfolgt ist. — Uebrigens dient diese Ur-

Kunde auch noch als Supplement zum §. 17. S. 58. indem der darin vorkommende Bernhardus cognatus Conradi de Novali nicht wohl ein anderer seyn kann als Bernhard von Hardenberg, Günters Sohn. — Nachdem was S. 75. des zweyten Theils angeführt ist, sollte man glauben, daß die von Gittel schon im vierzehnten Jahrhunderte erloschen seyen, dies ist indessen nicht der Fall, sondern es starb diese Familie erst mit Heinrich Julius von Gittelde am Schlusse des ersten Viertels des siebenzehnten Jahrhunderts aus. — Ueber das Wappen deren von Hardenberg hat der Verf. zwar einige Notizen gegeben, eine genaue Beschreibung fehlt indeß, mit Ausnahme des von Kaiser Joseph 1778 ertheilten gräflichen Wappens (Thl. 2. S. 256.). Dem Ref. liegen die gemahlten und beschworenen Ahnentafeln der bey der Deutschordens-Ballay Sachsen von diesem Geschlechte aufgenommene Ritter war, namentlich des Hildebrand Christoph vom 10. Decbr. 1689, des Hans Christoph vom 8. May 1732, des Gottlob Friedrich Wilhelm vom 17. März 1766 und des August Georg Ulrich vom 16. October 1787. Alle haben im silbernen Felde den rechtsgewandten, abgerissenen Wildenschweinskopf, mit aufgesperrtem Rachen, ausgeschlagener rother Zunge und silberner Bewehrung, auf dem Helme oben der Schweinskopf und silberne und schwarze Helmdecken. Sie differiren indeß in folgendem: in den drey ersteren sind die Köpfe schwarz, in letzteren von bräunlicher natürlicher Farbe, die drey letztern haben auf dem Helme einen schwarz und silbernen Wulst, welcher den ersten fehlt. Straußfedern, die von Meding als wesentlich anführt, finden sich bey keinem. Das Wappen des Herrn Fürsten von Hardenberg war, so weit man nach sehr gut gestochenen Siegelabdrücken urtheilen kann, quadrirt mit einem Mittelschilde und fünf Helmen, von zwey gekrönten Adlern mit ausgebreiteten Flügeln gehalten und von

einem Fürstenmantel und Fürstenhuthe umgeben. Das erste Feld des Hauptschildes enthält in Silber den einköpfigen Preußischen Adler, das zweite in Gold eine in einem Lorbeerkranze schwebende Mauerkrone, das dritte in Gold das Preußische eiserne Kreuz, das vierte in blau zwey neben einander stehende (wahrscheinlich die Rosdorfschen) Schlüssel. Im Mittelschilde findet sich der alte Hardenbergsche Wildeschweinskopf. Auf dem Mittelhelm steht über einem Wulst der Wildeschweinskopf mit den fünf Straußfedern, alle übrigen sind gekrönt und hat der erste zur Rechten zum Helmzeichen die Rosdorfschen Schlüssel, der erste zur Linken den Lorbeerkranz, mit der darin schwebenden Mauerkrone, der zweyte zur Rechten den Preußischen Adler und der zweyte zur Linken ein aufgerichtetes Pannier mit dem eisernen Kreuze. Der Herr Graf von Hardenberg-Reventlow führt fast das Wappen seines Herrn Vaters, nur fällt der Lorbeerkranz mit der Mauerkrone weg, das dritte und vierte Feld des Hauptschildes ist dann in die zweyte und dritte Stelle gerückt und im nun leer gewordenen vierten Felde erscheint die Reventlowsche Mauer, so wie auf dem fünften Helme der Reventlowsche Helmschmuck.

Auch die Brüder des Herrn Fürsten führten ganz das Fürstliche Wappen nur ohne Fürstenmantel und Huth und dagegen den Hauptschild mit einer Grafenkrone bedeckt, auf welcher die fünf Helme standen.

London.

Bey Mawman: auf Kosten des Trinity College zu Cambridge: Φωτίου τοῦ Πατριάρχου λέξεων συναγωγή e codice Galeano descripsit Ricardus Porsonus. 1822. Pars prior. XX. u. 367 S. Pars posterior von 368-836 S. groß Octav.

Dies Wörterbuch, welches der eben so gelehrte als ränkevolle und unruhige Patriarch Photius aus

mehreren Schriftstellern, besonders Rednern und Geschichtschreibern, zusammentrug und seinem Schüler Thomas, einem angesehenen Hofbeamten, zueignete, gehört aus mehreren Gründen zu den wichtigsten Wörterverzeichnissen dieser Art. Es gibt davon, so viel man weiß, nur eine alte Handschrift, welche früher der berühmte Thomas Gale besaß, jetzt gehört sie dem Trinity College. Verschiedene Gelehrte verschafften sich Abschriften von dieser Handschrift, wie Dodwell, Alberti, Küster, J. Ch. Wolf, Clericus, Reiske u. a., auch Bentley, Toup, Brunck, Ruhnkenius führen öfters Stellen daraus an. Von einer Handschrift des Photius (in der bibliotheca Angelica) aus dem vierzehnten Jahrhundert, welche Siebenkees in seinem von Harles (Introductio in hist. l. Gr. I S. 65.) mitgetheilten Verzeichnisse erwähnt, ist es ungewiß, ob sie auch aus dem Galeischen Codex welche nPorson ins dreyzehnte Jahrhundert setzte, abgeschrieben ist, oder eine andere Quelle hat, und ob durch sie die großen Lücken von 120 im Cod. Gal. ausgerissenen Blättern, (beynahe der Hälfte des Ganzen,) ausgefüllt werden. Es ist zu bedauern, daß auch nicht einmal Schow diese Handschrift beachtet und mit der Abschrift verglichen hat. Die Abschriften des Cod. Gal. waren sehr von einander abweichend, unvollständig und unrichtig, weil die Handschrift an vielen Stellen schwer zu lesen ist. Doch wurde die Herausgabe auch nach einer dieser Abschriften oft gewünscht, von Greenaway, Montfaucon, Berger, L. Ancher und andern unternommen, und endlich von Hermann ausgeführt, welcher das Lexicon nach zwey aber, wie sich nun ergibt, sehr ungenauen Abschriften, deren Abweichungen er anmerkte, ohne eigne Berichtigungen und Erklärungen abdrucken ließ. Der gelehrte Beurtheiler dieser Ausgabe (Blomfield im Edinb. Review. Vol. 21. S. 329 ff.) zeigte sich wohl nicht besonders unparteyisch, wenn er behauptete,

daß er an vielen Merkmahlen von precipitancy and want of concoction den Herausgeber auch ohne Anweisung des Titels leicht erkannt haben würde, doch ist gewiß, daß die Ausgabe in jeder Hinsicht viel zu wünschen übrig ließ, daß der Herausgeber das schwierige und in Ermangelung der alten Handschrift sehr mißliche Geschäft der Verbesserung mit Recht ablehnte, und selbst die Ausgabe nur als eine vorläufige betrachtete, die aber wegen der langen Verzögerung der Englischen Ausgabe besonders dankenswerth geworden ist. Längst war von Porson eine Ausgabe nach der alten Handschrift versprochen, und als eine mit großem Zeitaufwande von ihm selbst gemachte genaue Abschrift durch die oft beklagte und nicht genug zu beklagende Feuersbrunst verloren gegangen war, machte er eine zweyte, nach welcher die vorliegende Ausgabe (von Dobree) veranstaltet ist. Der Herausgeber beschreibt die Handschrift in der Vorrede genau. In der That bedurfte die an manchen Stellen verdorbene, durch unzählige Correcturen entstellte, von acht verschiedenen Händen verfaßte Handschrift eines so gelehrten und sorgfältigen Entzifferers; doch sind wir dem Herausgeber nicht minderen Dank schuldig. Von diesem wurde die Handschrift zweymal collationirt. Die Stellen, wo Porson geirrt hatte oder in Kleinigkeiten abgewichen war hat er nach der Handschrift verbessert, selbst orthographische Kleinigkeiten und die Correcturen des Codex angemerkt und der Abdruck mit großer Genauigkeit besorgt. In Ansehung der Accente, des untergeschriebenen oder beygeschriebenen Jota u. s. w. hält sich der Herausgeber ganz an die Handschrift, nur ganz offenbare Fehler sind gleich verbessert, besonders bey den Citaten des Photius bemerkt er jede Kleinigkeit der Schreibart. Unzählig sind die Stellen, die durch die sorgfältige Entzifferung der alten Handschrift nun verbessert dastehn, wo die Lesart früher verderbt

war, und öfters alle Conjecturalcritik verloren ging. Daß Hermann seinen Lesern viel zutraute, wenn er meinte, die meisten Fehler könnten von jedem Anfänger verbessert werden, bewiesen schon Schleusner's fleißige Arbeiten, der mit großer Sorgfalt und genauer Vergleichung der anderen Lexicographen vieles wieder herstellte, aber auch in dem appendix sowohl als in dem libellus anim. viele offenbare Misgriffe that. Viele Emendationen von Blomfield, Lobeck, auch Schleusner und Schow finden wir durch den Abdruck der ursprünglichen Handschrift bestätigt, mehrere Glossen sind schon durch richtige Zusammenstellung aufgeklärt, z. B. συμβολοκοπῶν, wodurch Schleusners Vermuthung wegfällt. Mehrere sind nun hinzu gekommen, andere hingegen weggefallen, die aus Suidas u. a. interpolirt waren. Aber auch in der ursprünglichen Handschrift erscheint manches, was wir nicht dem Photius zuschreiben, sondern für alte zuweilen, am unrechten Orte beygeschriebene Erweiterungen halten möchten. Dahin gehört ἐτωρεῖ: παίζει, μετεωρίζεται. Das letzte Wort ist beygeschrieben und bedeutet ἑωρεῖται oder αἰωρεῖται; εὖεν statt ϑεν, λιαινούσης st. χλιαινούσης, ἥματα mit εἵματα verwechselt, στιράκη ὁδός statt σκυρωτής, und manche von den kurz nach einander folgenden verschiedenen Erklärungen desselben Wortes. Viele Fehler der Handschrift sind theils von Porson, theils von dem Herausgeber nach den Parallelstellen der Lexicographen, der Parömiographen, der citirten Schriftsteller, und auch nach Conjectur glücklich emendirt, aber jedesmal die vorgefundene Lesart unter der Seite sorgfältig angegeben. Beyspiele liefern alle Seiten. Doch ist noch manches offenbar unrichtige stehn geblieben z. B. λέπτειν κατεσϑίει statt λάπτει; λὺξ statt λύγξ; μεσεύειν· μέσην statt μεσοῦν oder μεσεῖν; λίξαι statt λεῖξαι; die falsche Form καταχᾶ statt καταχαεῖ; εὐόχοον statt εὔοχϑον

(wie Lobeck verbesserte) ζατῶσαι statt ζαλῶσαι (Lob.) Μουνυχίας Ἀθηνᾶς statt Ἀρτέμιδος (nach Ruhnkenius Auct. Em. in Hesych. t. II. p. 24.) ferner καρατρύζει· παραφρονεῖ statt παραφωνεῖ, πατρίληκτος statt πατρίληπτος, θεοπροπία· ἁμαρτία statt ἡ μαντεία; dann das sinnlose κάραντες: καταφέρεις für κάταντες· καταφερεῖς. (Die ganze Glosse ist spätere Interpolation wie λαγκρύζεσθαι, σαλάμβη und andere.). In θᾶττον muß statt βραχέως gelesen werden βραδέως, dann θεατροκρατία statt θεατροκορασία; in θιασώτης muß es heißen ἡ ἀπὸ τοῦ θέειν (statt πίνειν;) συναγωγή (nach Anecdot. Bekk. 1. S. 264. 23. und dem Etym.). S. 15. 1. war ἑρμάν in ἑρμάς zu ändern mit Schleusner. (Blomfield wollte ἕρμα ἡ). Wir übergehen anderes, was ausführlicher Erörterung bedürfte. Auch sind nicht alle Aenderungen von Porson und dem Herausgeber zu billigen. Unter ῥαβάττειν: συντόνως ποδοκτυπεῖν (wie auch Schow zum Hesych änderte,) kann συντόμως (mit kurzen Schritten) stehen bleiben; in Ῥαδαμάνθυος ὅρκος wird in der bekannten Stelle des Kratinus θεοὺς δὲ σιγᾶν gesetzt statt σιγῶν, die richtige Lesart ist aber θεοὺς δ' ἐσίγων wie beym Scholiasten des Plato (S. 5. Ruhnk.) steht; in θεοὶ Μολοττικοί scheint οὐχ' nicht zu verwerfen, man soll das erste sagen, insbesondere sey Μολοττικοί in der Stelle der Glosse der richtige Lesart; statt κνίσεσιν wird κνίσσαισιν geschrieben; Lobeck hatte das Richtige (κνίσσῃσιν) schon angegeben. Zur Erklärung der schwierigen Stellen ist nichts geschehen. — Gute Bemerkungen zu den Buchstaben θ. ι. und ρ. sind schon von Schow in seinem specimen novae ed. Lex. Phot. geliefert. Die gründliche Bearbeitung des Photius von diesem Gelehrten ist, wie wir hören, in der Handschrift schon längst vollendet, und nach einer durchgängigen Vergleichung mit der Englischen Aus-

gabe würde die Herausgabe derselben sehr zu wünschen seyn. — Dem Photius hat der Herausgeber ein Bruchstück eines rhetorischen Wörterbuchs beygefügt, (von S. 663 = 677.) welches einzelne ausgezeichnete Bemerkungen enthält. Es stand am Rande einer Handschrift des Harpocration, und ist sehr verderbt. Von S. 686 = 723. befinden sich Verbesserungen und genauere Angaben der Lesarten, die der Herausgeber bey wiederholter Vergleichung der Handschrift bemerkte. Der Abdruck selbst ist überaus genau. Das Schriftstellerverzeichniß ist das Albertische (wie bey Hermann) aber sehr vermehrt und verbessert, mit eingeschalteten Bemerkungen über die Schriftsteller. Dann folgt ein ebenfalls sehr vollständiger index eorum quae extra ordinem occurrunt; und ein Verzeichniß der Schriftsteller die in dem Fragmente citirt sind. — Ein vollständiger und genauer Abdruck dieser Ausgabe ist so eben in Leipzig erschienen. Diesem ist auch die Blomfieldsche Recension der Leipziger Ausgabe aus dem Edinb. Review beygegeben, welche besonders schätzbare Untersuchungen über die Quellen, aus denen Photius schöpfte, enthält.

Ebendaselbst.

Confessions of an English Opium-Eater. Third Edition. 1823. 202 Seiten in klein Octav. Eine romanhafte, sentimentalisch witzig seyn sollende Schilderung, sowohl der entzückend angenehmen Wirkungen großer Dosen Opiums, als der sehr nachtheiligen Folgen derselben, welche ein wunderlicher Heiliger angeblich vor neunzehn Jahren, an sich bemerkt haben will, der nun seinen Leichnam den gentlemen of Surgeons' Hall zur Untersuchung gerichtlich zu versichern gedenkt.

S. 1574. Z. 12. v. u. st. im zweyten Bande l. im vierten Bande.
— 1576. Z. 1. l. st. und l. Einbildung und

Göttingische
gelehrte Anzeigen
unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 18. September 1824.

Paris und Montpellier.

Chez Gabon et Comp.: Chirurgie clinique de Montpellier ou Observations et reflexions tirées des travaux de Chirurgie clinique de cette école: par le professeur Delpech, Conseiller-chirurgien ordinaire du Roi, chirurgien ordinaire de S. A. R. Mons. le Duc d'Angoulême; professeur de chirurgie clinique en la faculté de Médecine de Montpellier; chirurgien en Chef de l'hôpital St. Eloi etc. etc. etc. Tome premier 1823. in 4to VIII u. 496 S. mit Kupfern.

In diesem Werke legt der als Schriftsteller und ausgezeichneter Chirurg uns längst bekannte Verf. seine durch eine Reihe von Jahren erprobten und in der clinischen Schule zu Montpellier gesammelten Erfahrungen nieder, und die Reichhaltigkeit des vorliegenden Bandes an neuen Erfahrungen, Beyträgen und wichtigen Bereicherungen für practische Chirurgie bethätigt, wie treu der Verf. das in der Vorrede gegebene Versprechen zu erfüllen bemüht ist, und, wenn die folgenden Bände, deren Erscheinung der Ref. recht innig wünscht, gleich gehaltvoll

sind, das ganze Werk als eines der classischsten der französischen Litteratur gelten werde, wenn gleich hin und wieder die bekannte französische Wortbreite auch hier nicht zu verkennen bleibt. I. Beobachtungen und Betrachtungen über die Unterbindung der Hauptschlagadern. S. 21 bis 156. Diese Beobachtungen beziehen sich auf Bestätigung der bereits durch Erfahrung sanctionirten Lehrsätze, Aufstellung neuer Regeln, wofür bisher positive Facta fehlten, und Aufklärung einiger Züge des Hospitalbrandes, von welchem der Verf. in einem frühern Werke handelte. Nach Mittheilung von acht lehrreichen Krankengeschichten, geht der Verf. zu seinen Betrachtungen über. Die ersten drey Observationen betreffen den Hospitalbrand. Das Zellgewebe gibt dem contagio am leichtesten nach, während die Haut mehr resistirt, und dadurch erklärlich wird, daß der Brand sich heimlich in der Mitte des Gliedes weit hinauf erstrecken kann, ohne daß er äußerlich weiter kenntlich wird, als durch eine Art teigiger Geschwulst, und einen heftigen, aber vagen tiefsitzenden Schmerz, dessen Zweydeutigkeit durch den zugleich existirenden Schwächezustand vermehrt wird. Die sehr reißenden Fortschritte machen die Krankheit leicht kenntlich: die Absonderung aponeurotischer Brandborken, die Perforationen der Aponeurosen für den Durchgang der Gefäße und Nerven begünstigen die Communication der Infection zu dem tiefern Zellgewebe zwischen Muskeln ꝛc. welches nun zerstört wird; dann röthet sich die Haut, wird schmerzhaft, dünn, violett, durch faulichte Collectionen in die Höhe gehoben, ulcerirt und stirbt ab; die Zerstörung ist alsdann sehr groß und ohne Hülfe. Wichtig ist es daher, den Zustand der Dinge gleich zu erkennen, wenn die Infection in die Tiefe geht, und muß man auf diesen Zufall bey jeder tief eindringenden oder das Glied durchbohrenden Wunde aufmerksam seyn. Am häufigsten ereignet sich dies bey

Schußwunden, deren ganze Länge der contagiösen Luft zugänglich ist. — Thierische Emanationen von zu zahlreichen Körpern in derselben Luft, in welcher sie leben, soll die häufige Ursache der Nosocomialfieber und des Hospitalbrandes seyn, die Contagiosität des letztern sey aber wesentlicher Unterschied beider Krankheiten. Aus den Observationen folgert der Vf., daß die Krankheit nicht als ein Allgemeinleiden angesehen werden dürfe, und nicht durch innere Mittel allein zu bekämpfen sey, sondern Hauptmittel sey cauterium actuale und acida mineralia. Wo der Hospitalbrand nicht tief eingedrungen, und besonders in solchen Fällen, wo große Gefäße in der Nähe Besorgnisse und Zweifel über die Progressen der Infection zu jenen Organen erregen, ist die Anwendung verdünnter Salzsäure der Anwendung des Glüheisens vorzuziehen, weil hier erste Bedingung ist, daß das afficirte Organ nicht zerstört werde. — Wo ungünstige Lagen die Infection durch Hospitalbrand begünstigen, räth der Verf. alle Amputationswunden prima reunione zu heilen, und da auch schon die Ligaturcanäle im Stumpfe zur Infection zuweilen genügen, die Unterbindungsfäden, dicht am Knoten abzuschneiden, um die Wundlippen überall genau vereinigen zu können. Von diesem Verfahren sah er den glücklichsten Erfolg, und nie wieder den Hospitalbrand nach Amputationen oder andern chirurgischen Operationen, die unmittelbare Vereinigung zuließen, entstehen: am 20 bis 24sten Tage erhoben sich in der Narbe einzelne Stellen, die sich öffneten, den Unterbindungsknoten entleerten, und binnen 24 Stunden sich wieder schlossen. — Ueber die Unterbindung der Hauptschlagadern führten den Vf. zahlreiche Beobachtungen zu folgenden Resultaten: 1. die ligature d'attente ist nutzlos und gefährlich; 2. das Gefäß muß mit einer einfachen und möglichst feinen Ligatur unterbunden werden, die Stärke genug

sind, das ganze Werk als eines der classischsten der französischen Litteratur gelten werde, wenn gleich hin und wieder die bekannte französische Wortbreite auch hier nicht zu verkennen bleibt. I. Beobachtungen und Betrachtungen über die Unterbindung der Hauptschlagadern. S. 21 bis 156. Diese Beobachtungen beziehen sich auf Bestätiguug der bereits durch Erfahrung sanctionirten Lehrsätze, Aufstellung neuer Regeln, wofür bisher positive Facta fehlten, und Aufklärung einiger Züge des Hospitalbrandes, von welchem der Verf. in einem frühern Werke handelte. Nach Mittheilung von acht lehrreichen Krankengeschichten, geht der Verf. zu seinen Betrachtungen über. Die ersten drey Observationen betreffen den Hospitalbrand. Das Zellgewebe gibt dem contagio am leichtesten nach, während die Haut mehr resistirt, und dadurch erklärlich wird, daß der Brand sich heimlich in der Mitte des Gliedes weit hinauf erstrecken kann, ohne daß er äußerlich weiter kenntlich wird, als durch eine Art teigiger Geschwulst, und einen heftigen, aber vagen tiefsitzenden Schmerz, dessen Zweydeutigkeit durch den zugleich existirenden Schwächezustand vermehrt wird. Die sehr reißenden Fortschritte machen die Krankheit leicht kenntlich: die Absonderung aponeurotischer Brandborken, die Perforationen der Aponeurosen für den Durchgang der Gefäße und Nerven begünstigen die Communication der Infection zu dem tiefern Zellgewebe zwischen Muskeln ꝛc. welches nun zerstört wird; dann röthet sich die Haut, wird schmerzhaft, dünn, violett, durch faulichte Collectionen in die Höhe gehoben, ulcerirt und stirbt ab; die Zerstörung ist alsdann sehr groß und ohne Hülfe. Wichtig ist es daher, den Zustand der Dinge gleich zu erkennen, wenn die Infection in die Tiefe geht, und muß man auf diesen Zufall bey jeder tief eindringenden oder das Glied durchbohrenden Wunde aufmerksam seyn. Am häufigsten ereignet sich dies bey

schußwunden, deren ganze Länge der contagiösen
uft zugänglich ist. — Thierische Emanationen von
u zahlreichen Körpern in derselben Luft, in wel-
her sie leben, soll die häufige Ursache der Nosoco-
nialfieber und des Hospitalbrandes seyn, die Con-
agiosität des letztern sey aber wesentlicher Unter-
chied beider Krankheiten. Aus den Observationen
olgert der Vf., daß die Krankheit nicht als ein All-
gemeinleiden angesehen werden dürfe, und nicht
durch innere Mittel allein zu bekämpfen sey, son-
dern Hauptmittel sey cauterium actuale und aci-
da mineralia. Wo der Hospitalbrand nicht tief
eingedrungen, und besonders in solchen Fällen, wo
große Gefäße in der Nähe Besorgnisse und Zweifel
über die Progressen der Infection zu jenen Orga-
nen erregen, ist die Anwendung verdünnter Salz-
säure der Anwendung des Glüheisens vorzuziehen,
weil hier erste Bedingung ist, daß das afficirte Or-
gan nicht zerstört werde. — Wo ungünstige Lagen
die Infection durch Hospitalbrand begünstigen, räth
der Verf. alle Amputationswunden prima reunione
zu heilen, und da auch schon die Ligaturcanäle im
Stumpfe zur Infection zuweilen genügen, die Un-
terbindungsfäden, dicht am Knoten abzuschneiden,
um die Wundlippen überall genau vereinigen zu
können. Von diesem Verfahren sah er den glücklich-
sten Erfolg, und nie wieder den Hospitalbrand nach
Amputationen oder andern chirurgischen Operatio-
nen, die unmittelbare Vereinigung zuließen, ent-
stehen: am 20 bis 24sten Tage erhoben sich in der
Narbe einzelne Stellen, die sich öffneten, den Un-
terbindungsknoten entleerten, und binnen 24 Stun-
den sich wieder schlossen. — Ueber die Unterbin-
dung der Hauptschlagadern führten den Vf. zahlreiche
Beobachtungen zu folgenden Resultaten: 1. die
ligature d'attente ist nutzlos und gefährlich; 2. das
Gefäß muß mit einer einfachen und möglichst fei-
nen Ligatur unterbunden werden, die Stärke genug

hat, die beiden innern Arterienhäute zu durchschneiden; 3. sie muß genau circulär, und ohne umliegende Theile zu fassen um die Arterien gelegt werden; 4. man meide, das Gefäß von seiner Zellscheide zu trennen, und in zu großer Strecke zu isoliren; 5. man schnüre hinreichend und gleichzeitig die Ligatur zu, entweder mittelst eines einfachen Knotens, oder mittelst eines Knotenschließers, wo man die Ligatur nach Willkühr entfernen will; 6. sey man auf den Ruck aufmerksam, der die Ruptur der eigenthümlichen Arterienhäute beym Zuschnüren der Ligatur bezeichnet, über welchen Punct hinaus die weitere Zuschnürung nutzlos, ja gefahrvoll ist, unter welchem aber auch nicht genügt, um Schließung und Obliteration zu erregen; 7. man bringe nichts unter die Ligatur, was theils nutzlos ist, theils eine theilweise Ruptur der Gefäßhäute veranlaßt; 8. mit großer Sorgfalt vereinige man die Wunde, um die genaueste Reunion zu erhalten; 9. man entferne die Ligatur am 4 bis 5ten Tage, und trage Sorge die Theile gleich wieder einander zu nähern, welche dieser Zwischenkörper noch entfernt hielt. — Im zweyten Verfolge dieser Abhandlung beschäftigt sich der Verf. mit Entscheidung der Frage, ob bey einer accidentellen Verletzung einer beträchtlichen Schlagader das Gefäß an der verletzten Stelle oder höher oben im Gliede unterbunden werden müsse? eine Frage, die er bereits in seinem Précis élémentaire de Malad. reputées chirurgicales berührt, hier aber weiter ausführt. Er unterscheidet sich für Unterbindung höher oben im Gliede, weil die Aufsuchung des Gefäßes an der verwundeten Stelle stets eine schwierige, penible und gefährliche und selbst von den geschicktesten Operateuren schwer oder fast unmöglich ausführbare Operation sey, wie zumal bey Verwundungen tiefer gelegenen Arterien, z. B. in der palma manus und planta pedis der Fall ist, weil

man hier beym Präpariren wichtige Organe sacrificiren würde und nie die Zerstörungen durch Absterbungen der Zellgewebe berechnen kann. Man muß immer zwey wichtige Puncte erwägen, a. daß der Brand des Zellgewebes, welcher auf den Kranken und das kranke Glied besonders zerstörend einwirkt, nicht die Herstellung der Circulation im Gliede begünstigt, und b. durch Zerstörung des Capillargefäßsystems man sich aller zahlreichen Hülfsquellen, um den obliterirten Gefäßstamm zu ersetzen, beraube. Vorzüglich empfiehlt der Verf. Unterbindung des Arterienstamms höher oben, wo eine accidentelle Verwundung eines beträchtlichen Gefäßes mit Knochenbruch complicirt ist, wo die Aufsuchung des verwundeten Gefäßes in der Wunde selbst den größten Gefahren aussetzen, und hundert Mal eher die Amputation vorzuziehen seyn würde. — Die Ursache später z. B. nach dem 16ten Tage nach Amputationen eintretender Nachblutungen setzt der Verf. in die Absterbung des Zellgewebes, welches die Arterie umgibt, in Folge der Verwundungen: nämlich diese Absterbung sey Folge der Commotion und Betäubung durch den Schuß, ein Umstand, der auch häufig die Bildung von Abscessen in den interstitiis musculorum in oft sehr entfernten Theilen veranlaßt. Tritt eine Nachblutung ein, nachdem die Vereinigung der Amputationswunde schon weit gediehen, so darf man die Wunde nicht wieder aufschlitzen, da die schon so weit gediehene Reunion zu wichtig für die Erhaltung des Kranken ist, sondern statt der sehr schwierigen Versuche, das Gefäß in der Stumpffläche aufzusuchen und zu unterbinden, entgeht man allen Gefahren durch Unterbindung des Arterienstammes. —

II. Bemerkungen über die Misbildung, welche man Klumpfüße nennt. S. 137–221. Sieben hier mitgetheilte Beobachtungen über vari und Spitzfuß (pied de boeuf), in welchem letztern Falle der

Verf. mit Erfolg den tendo Achillis durchschnitt, veranlaßten ihn zu Bemerkungen, die in jedem Betracht von großem Interesse sind. Diese Difformität ist schon im zartesten Alter markirt, aber dann noch nicht die Muskeln des Unter= und Oberschenkels atrophisch, welches erst dann deutlich wird, so bald die Difformität des Fußes den höchsten Grad erreicht hat, daher alsdann, wenn letztere durchs Gehen des Kranken und das auf den misbildeten Fuß drückende Körpergewicht aufs höchste gestiegen ist; es gibt dann Fälle, wo die Fortschritte der Difformität durch die Naturanstrengungen zur Besiegung des ursprünglichen Uebels selbst eine wahrhafte Paralyse und complete Atrophie des ganzen Gliedes nach sich gezogen haben. Den ersten Ursprung der Mißbildung selbst fand der Verf. in der Bildung der Fußwurzelknochen, nicht aber in einem primitiven Leiden der Muskeln: man finde immer die Veränderung der Form der Knochen, und die Inclination der Facetten zur Zeit der Geburt, und müsse die Ursachen der Difformität nothwendig in den Ursachen suchen, die auf die Knochenbildung influiren, und diese müssen höherer Ordnung seyn, weil sie nothwendig auf die Nutrition dieser Organe agiren müssen. Ein fehlerhafter Bildungstrieb verändert zuerst die Direction einer einzigen Gelenkfläche eines ossis tarsi, und es entsteht sogleich die Neigung eines Theiles des Fußes nach innen oder außen: ist dieser Effect einmal da, so folgt Verlängerung gewisser Muskeln, und Erschlaffung einiger andern, die sich bald den Veränderungen accommodiren, welche ihr habitueller Zustand erfährt, und indem das Wachsthum des Gliedes in diesem Zustande zunimmt, folgt, daß die Muskeln, deren Gleichgewicht aufgehoben ist, einen ungleichen Widerstand leisten, und dieses die begonnene Inclination vermehren muß. Im weitern Fortschreiten kann die Difformität nicht mehr

auf einen einzigen Knochen beschränkt bleiben, sondern dehnt sich unvermeidlich über den ganzen Fuß aus, weil die primitive Veränderung einer einzigen Gelenkfläche die Abweichung des ganzen Fußes nach sich zieht. Je ausgedehnter das Uebel ist, desto mangelhafter wird der Gang; wenn der Stützpunct in den einen oder andern Rand des Fußes fällt, so muß das Gewicht des Körpers noch die Misbildung vermehren, und diese beiden Ursachen, die Resistenz der Muskeln und der Druck beym Gehen oder Stehen geben Anlaß zu einer beständigen Compression auf gewisse Puncte der Fußwurzelknochen, welche ihre Ausbildung hindern. Das weitere Schicksal der ausgedehnten und erschlafften Muskeln ist, daß beide in eine hohe Schwäche verfallen und allmählig atrophisch werden, weil die Conservation der Masse und Energie der Muskeln eines Theiles von dem gehörigen Spannungsgrade, welchen die Natur ihnen hat geben wollen, abhängt. Diese Muskelaffectionen dehnen sich zuweilen auch auf entferntere Muskeln aus z. B. des Oberschenkels, und die Intensität der Affection in entfernten Muskeln kömmt im Allgemeinen derjenigen des Uebels, welches durch unmittelbaren Einfluß der Difformität auf die übermäßig ausgedehnten und erschlafften Muskeln hervorgebracht worden, gleich; ein Beweiß, daß das Leiden nicht von der Ruhe des Gliedes bey Klumpfüßen herrührt. Mechanische Mittel, welche die richtige Lage der Fußwurzelknochen wieder herstellen, sind es allein, die denn auch die Lähmung und Atrophie des Unterschenkels, und des Oberschenkels heben. Auf diese Principe gründet denn der Verfasser seinen Heilplan und Behandlung, nämlich Einrichtung und permanente Extension durch eine zweckmäßige Maschiene, die nicht allein die Locomotion erlaubt, sondern auch das Gewicht des Körpers stützt und die verschiedenen Actionen der Muskeln erleichtert. Wo indeß ten-

dines sich der natürlichen Einrichtung des Fußes widersetzen, räth er deren Durchschneidung an, welche er bey einem Spitzfuß mit großem Erfolg am tendo Achillis ausübte.

III. Ueber die Brüche des Oberarmknochens S. 233-267. Der Verf. beleuchtet hier den seltenen Fall einer fractura colli humeri mit Luxation und Zerreissung der hintern Kapselwand, den Dr. Honzelot ihm mittheilte. Vergleicht man diesen Fall mit ähnlichen häufiger vorkommenden, Verrenkungen des tibio-tarsal-Gelenkes mit Bruch der Gelenkflächen, so findet man, daß die wahren Heilanzeigen in der unmittelbaren Entfernung des kleinen Knochenfragmentes bestehen, weil letzteres unfehlbar necrotisch wird, durch Form und Volumen viel Reizung in den umliegenden weichen Theilen veranlaßt, und unmöglich die Gränzen und Folgen einer solchen heftigen Reaction sich berechnen lasse. Unglücklicher Weise wird nur die Diagnose im Anfange sehr schwierig seyn, und da ist es hauptsächlich, wo eine Operation von großen Nutzen seyn würde. Als diagnostische Zeichen dieser Fractur gibt der Verf. an: Mindere Fülle des Schulterpolsters; Vorspringen der Schulterspitze wie bey Luxationen nach unten; Gefühl, daß die Articulation anscheinend zerstört und die Knochen durch kein Ligament mehr unterstützt sind; ohne Mühe läßt sich das obere Ende des humeri weit vom Mittelpunct des Gelenkes und nach allen Richtungen entfernen, dennoch entspricht das Ende des Knochens dem Articulationspuncte; man fühlt nichts in der Achselhöhle, und obgleich der deltoides abgeplattet ist, wie bey Luxationen, so ist die Gelenkhöhle unter dem acromio nicht leer: Crepitation ist nicht deutlich. Der Verf. räth dann auch das Knochenfragment geradezu einzuschneiden, sey es am innern Rande des deltoides oder in der Achselhöhle neben der portio longa tricipitis, oder längs des obern oder

untern Randes des m. infraspinati. Hat man dies unterlassen, so sind die Folgen nach den ersten Nervenzufällen, wenn selbe nicht tödten, Bildung eines Abscesses um das verrückte Knochenfragment. Hier kann man denn, wenn man den Absceß öffnet, das Fragment entdecken und extrahiren. In beiden Fällen kann der Arm noch nachher völlig brauchbar werden, und die meisten seiner Bewegungen behalten, weil alle Muskelinsertionen erhalten werden. Der Verf. vergleicht dann diese Fälle, wo der Bruch im anatomischen Halse des Knochens ist, mit solchen Abtrennungen, die zwischen epiphyse und diaphyse in der Knorpelschicht, die beide verbinden, statt findet, und glaubt, daß die Knochendestruction durch wechselseitige Reibung der Fragmente ohne profuse Eiterung beweisen, daß die sich berührenden Oberflächen völlig von Knorpelschichten entblößt waren, und genügen, um eine Verwechselung einer wahren Fractur mit Abtrennung der epiphysen zu verhindern. In Bezug auf nach Knochenbrüchen erfolgte falsche Gelenke verwirft er das Haarseil, wenn eine Deplacirung der Bruchenden nach der Länge statt findet, empfiehlt es dagegen nur allein, wo die Fragmente ihre Beziehungen hinsichtlich der Bruchflächen erhalten haben. Auf jeden Fall räth er das Haarseil nicht durch die Dicke des Gliedes durchzuziehen, welches er für unmöglich hält, indem die Bruchflächen niemals regelmäßig genug sind, sondern will daß man am Einstichs- und Ausstichspuncte vorher den Bruch durch Einschnitt in die weichen Theile bloß lege, um auch möglichst breit das Haarseil durch das falsche Gelenk anlegen zu können.

IV. Beobachtungen und Erfahrungen über die venerischen Krankheiten. S. 263-471. Ein weitläuftiger, aber nichts desto weniger reichhaltiger Aufsatz, der fast die Hälfte des Buches anfüllt, und aus zahlreichen Beobachtungen im Hospital für ve-

nesische Soldaten geschöpft ist. Vom Tripper und dessen Folgen. Der Nachtripper sey, zumal bey alten und schwachen Personen nicht so unschuldig, wie man gewöhnlich glaube, indem nach des Verf. Erfahrungen die Ansteckbarkeit desselben nicht abzuleugnen ist, und lange nach Aufhören des Ausflusses das Trippergift in der Harnröhre sich reproduciren könne. Die Ausdehnung oder Reproduction der gonorrhöischen Entzündung in immer tiefern Stellen der Harnröhre hat zwey Nachtheile; a. eine unmittelbare, die längere Dauer der Krankheit, b. eine mittelbare, die Neigung zu Verengerungen des Canales in der Folge. Am bösesten ist die gonorrhöische Entzündung im colleo vesicae, oder der ganzen Blase, die leicht chronisch und fast unheilbar wird: auch Verengerungen der Harnröhre in Folge des Trippers sind um so schlimmer, als kein Mittel existirt, sie künftig zu besiegen; alle Mittel sind bloße palliativa, die Krankheit strebt stets, sich wieder zu erzeugen. Der Verf. gibt alsdann sein Verfahren an, welches in der Kürze darin besteht, daß er in leichtern Fällen elastische Bougies oder hohle Bougies mit einem Fischbeinstilet, oder Darmsaite, in den Fällen, wo Difformitäten des Canals sind oder derselbe geschlossen ist, mit Argentum nitratum armirte Bougies oder den catheterisme forcé mittelst konischer Platinsonden anwendet. — Aus einer Menge von Fällen stimmt der Verf. auch für die Möglichkeit allgemeiner Infection durch Tripper, ohnerachtet in der Mehrzahl selbe nicht erfolge, und räth daher längs des Glieds bey jeder Gonorhöe, wenn die Entzündung nicht zu heftig ist, Mercurial-Einreibungen zu machen. Ohne Unterschied auf Entzündung wendet er, wie auch bey Testikelgeschwülsten, die auf Tripper folgen, den Balsamus copaivae und Piper cubeba an; erstern gibt er gleich in großen Dosen zu ʒß — j Morgens und Abends, bis viermal täglich, was mit

des Ref. Erfahrungen ganz übereinstimmt. — Chancre und Bubonen. Auch hier stellt der Vf. die Regel fest, so bald als möglich durch denselben Weg, auf welchem das siphylitische Gift in den Körper drang, dasselbe durch das specificum zu verfolgen. Im Allgemeinen ist er gegen das Aetzen des Chancres, außer in frischen Fällen, um örtlich das Gift gleich zu zerstören, wozu er sich des Mercurii muriatici und nitrati bedient, dagegen den lapis infernalis etc. verwirft, weil selbe Entzündung erregen, die vorher nicht existire. Vorzüglich macht der Verf. auf einen wenig gekannten Umstand aufmerksam, der alle Beachtung verdient; nämlich bey Chancren an der basis glandis oder auf dem praeputio bildet sich oft eine umschriebene, indolente, oft harte Geschwulst, die dem ganzen Geschwüre die Gestalt einer cupula gibt; die allgemeine Behandlung vernarbt nur langsam das ulcus, die Geschwulst bleibt und läßt eine rothe geschwollene Narbe zurück; alsdann kann man auf das Erscheinen neuer Symptome sich stets gefaßt machen. Hier ist es, wo er besonders das Cauterisiren empfiehlt, wie auch in der zweyten Form des Chancres, mit großer Empfindlichkeit und Neigung zu heftigem Ulcerationsproceß, widerräth sie dagegen, wo Fieber, Entzündung, Neigung zu brandiger Zerstörung zugegen ist. Den Bubo unterscheidet der Verf. in drey Arten, den sympathischen als Folge der Reizung der urethra oder der glans, den consecutiven durch Absorption des Giftes als Zeichen der eintretenden allgemeinen Infection und den symptomatischen einer allgemeinen Infection, die schon sehr lange im Körper besteht. — Siphylitische Infection durch andere Wege, als die Geschlechtstheile, a. durch die conjunctiva. Es gibt Beyspiele directer und primitiver Infection durchs Auge. Die ophthalmia gonorrhoica ist keine Metastase des Trippers, und will der Verf. jede Ophthalmie, die

im Laufe eines siphylitischen Trippers entsteht, von Ausfluß reichlichen Eiters begleitet ist, für contagiös siphylitisch und von directer Anwendung des Trippergiftes auf conjunctiva herrührend angesehen wissen. b. Inoculation durch den Mund. Frische Infection durch den Mund (Küssen) unterscheidet sich von consecutiven Uebeln dieser Theile durch Drüsengeschwulste, in der regio jugularis, submaxillaris, die auf erstere folgt und selbe constant begleitet. c. Infection durch anus. Der Verf. beschreibt eine gonorrhoea analis, die ebenfalls Neigung zu Verengerungen setzt, die oft 8 bis 10 Zoll sich hoch hinauf erstrecken und keiner Heilung fähig sind. Merkwürdig ist, daß selbe mit einem nicht siphylitischen, rothen; knotigen, pustulösen mit bunter brauner areola umgebenen Ausschlag der Stirn und Gesichts verbunden seyn soll, welcher mit der leichtern oder schwerern Stuhlausleerung geht und kömmt. — d. Infection durch die äußere Oberfläche des Körpers und durch frische Wunden. Ein fast constantes Symptom dieser Infectionsart ist der Ausbruch kleiner Pusteln, Anfangs im Gesicht, nachher über den ganzen Körper, bald darauf ulcera faucium, periostosis und dolores osteocopi, und keine Siphylis ist schwerer zu heilen, als diese durch frische Wunden, weshalb der Verf. auch alles Operiren an einem mit Chançre besetzten praeputio ꝛc. und das zu große Oeffnen der Bubonen widerräth. — Allgemeine Bemerkungen über die Symptome der Infection. Der Verf. unterscheidet solche Symptome, die unmittelbar folgen, von den später eintretenden; zu erstern rechnet er die Pusteln verschiedener Art, rhagades am margine ani, die Ulcerationen im Halse, an den Lippenwinkeln, Nasenhöhle; iritis und inflammatio oculi, warzige Auswüchse, zur zweyten Klasse aber die ulcera der Körperoberfläche, an den Hand- und Fußflächen, zwischen den Zehen, um die Nagelwurzel, die

dolores osteocopi, periostosis, exostosis und einige Necrosen. Diese verschiedenen Symptome und deren Behandlung wie überhaupt die verschiedenen Stadien der Siphylis geht dann der Verf. genauer durch; es würde aber uns zu weit führen, desselben genauer zu erwähnen. — Behandlung der confirmirten venerischen Krankheit. Hiervon auch nur so viel, daß, so wirksam der Verf. die Mercurialeinreibungen in den beiden ersten Perioden der Siphylis, der inoculatio und der Periode der infectio fand, so unwirksam in der dritten oder der constitutionellen Siphylis sich selbe bewährten, und daß diese dritte Periode weit wirksamer mit innern Mercurialmitteln behandelt werde. Vorzüglich empfiehlt er den Sublimat, doch auch für empfindlichere Subjecte den Merc. gummosus, die blaue Pillenmasse, Calomel; im Allgemeinen ist er kein Verehrer der Goldpräparate, die er mit Chrestien in verschiedenen Fällen anwandte; doch was besonders auffallend ist, daß der Verf. oft die hartnäckigsten Fälle nicht allein durch Wechsel der verschiedenen Präparate, sondern auch durch Combinationen verschiedener Mercurial-Präparate, z. B. des Sublimates und Calomels oder Merc. gummosi oder durch den Gebrauch des Goldes neben dem Sublimat hob. Zumal entwickelt der Verf. gut die Behandlung der Complicationen der Siphylis mit Scropheln, Rheumatismus, Scorbut, und eigentlich sogenannter caries. — Daß die venerische Krankheit durch das Alter degenerire, ein Proteus sey und alle Formen von Krankheiten annehmen könne, wie phthisis venerea, tumor albus, caries venerea, findet der Verf. dagegen aus seinen reichhaltigen Erfahrungen zu bezweifeln Ursache. — Die dem Werke beygefügten Kupfer erläutern die Behandlung der Klumpfüße, und des Verf. Maschiene zu deren Heilung, die paßlichsten Unterbindungsstellen für die arteria subclavia, axillaris,

iliacae internae, — die fractura colli ossis humeri und ein falsches Gelenk im untern Theile dieses Knochens. S.

Paris.

In der Königl. Druckerey: Verzeichniß der Chinesischen und Mandschuischen Bücher und Handschriften der Königlichen Bibliothek zu Berlin. Verfaßt von Julius Klaproth, Herausgegeben auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Preußen. 1822. 188 u. 68 S. in Fol.

Bald nach der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wurde so viel von der Wichtigkeit der Sinesischen Litteratur geheimnißvoll gesprochen, daß ihr selbst der große Churfürst zu Berlin mitten in den schwierigsten Zeiten seine Aufmerksamkeit schenkte. Das Meiste davon kam auf die Rechnung des Berlinischen Probstes, Andreas Müller aus Greiffenhagen, der lange für einen großen Kenner der Sinesischen Sprache galt, und des Leibarztes, Christian Mentzel, der, als das Sinesische Ansehen des Berlinischen Probstes abnahm, weil immer nur versprochen und nichts geleistet wurde, durch einige in Druck gegebene Schriften, den Glauben an die Wichtigkeit der Sinesischen Litteratur noch eine Zeit lang aufrecht erhielt. Diese beiden Männer besorgten nun die Ankäufe, welche der große Churfürst, Friedrich Wilhelm, in den Besitzungen der Holländisch-Ostindischen Compagnie, und besonders in Batavia durch Rumpf und Clever machen ließ, die der Grund zu den Sinesischen Sammlungen der Königl. Bibliothek zu Berlin geworden sind. Mentzel setzte ihre Vermehrung bis an seinen Tod (1702) durch den ausgebreiteten Briefwechsel fort, den er wegen des Sinesischen führte. Von da an erhielt die Königliche Bibliothek zu Berlin keinen Zuwachs mehr an Sinesischen Büchern und Handschriften, bis Herr Klaproth im Jahre 1810 für sie thätig wurde. Um ihr seine Dankbarkeit für die

Hülfe zu beweisen, durch welche ihr Sinesischer Bücherschatz seine Sinesischen Studien erleichtert hatte, vermehrte er nicht nur den bereits vorhandenen Vorrath durch Werke, die er von der Sinesisch-Russischen Gränze mitgebracht hatte, sondern verfertigte auch ein Verzeichniß des nun Vorhandenen, da das von Andreas Müller herausgegebene weder richtig noch vollständig war, und sein König belohnte seinen litterarischen Eifer durch die Auszeichnung, daß er sein Verzeichniß zu Paris, wo eine Sinesische Druckerey seit Fourmonts Zeit vorhanden ist, auf öffentliche Kosten drucken ließ.

Es enthält in sieben Abtheilungen: 1. acht historische und geographische Artikel, bis S. 32., 2. sechs lexikographische und grammatische Werke bis S. 71., 3. eilf philosophische und moralische bis S. 148., 4. vier Romane bis S. 152., 5. dreyzehn naturhistorische und medicinische Werke bis S. 180., 6. sieben von den Jesuiten in Sina herausgegebene Werke bis S. 187., 7. acht vermischte Werke und Fragmente bis S. 188.

Billig sollte nun mit dem Verfasser dieses Verzeichnisses in das Einzelne gegangen, seine Kritiken der einzelnen Artikel sollten beleuchtet, seine Kenntniß der Sinesischen und Mandschuischen Sprache und Litteratur sollte hervorgehoben, und der Gewinn, den durch dieses Werk unsre gelehrten Kenntnisse machen, geschildert werden. Aber zu einer solchen Analyse, so sehr man sie auch den Verdiensten des Verfassers schuldig wäre, gehen dem Verf. dieser Anzeige die nöthigen Eigenschaften ab; und so gern er auch einen andern Gelehrten statt seiner das Wort hätte führen lassen, so war unter seinen nähern und entferntern Freunden in Deutschland keiner, dessen Studien sich auf die Sinesische und Mandschuische Sprachen ausgedehnt hätten. Da nun aber unter den neuesten litterarischen Merkwürdigkeiten die Erscheinung dieses Werks nicht übergangen werden durfte, so blieb nichts übrig, als sich an den

buchstäblichen Sinn des Titels dieses Blattes zu halten und sich auf eine bloße Anzeige des Daseyns dieses seltenen Verzeichnisses, das nur in 200 Exemplaren abgedruckt worden, einzuschränken.

In einer Beylage (von 68 S.) setzt der Sprachgelehrte Verfasser seine frühere Schrift über Sprache und Schrift der türkischen Uiguren, in ein noch helleres Licht durch classische Stellen aus den bewährtesten Asiatischen Schriftstellern, aus Abulghasi, Raschid-eddin, den Sinesischen Jahrbüchern und den ältesten europäischen Missionarien in das Hoflager der Mongolen, durch Wortverzeichnisse, und ein Paar Uigurische Schreiben von verschiedenen Landesfürsten an einige Kaiser aus der Dynastie der Ming. (Beym Gregorius Barhebräus kommen die Uiguren auch unter dem Namen [illegible] als türkischer Stamm vor.)

Dresden.

In der Arnoldischen Buch- und Kunsthandlung war 1822 "Dresden u. die Umgegend von W. A. Lindau" (zweyte Auflage), in zwey Theilen erschienen, wovon der erste die örtlichen Merkwürdigkeiten für Reisende und für Einheimische und Entfernte ein topographisch-statistisches Gemählde der Stadt enthielt, und der zweyte, das Rundgemählde der Gegend von Dresden, die nächsten und entferntern Umgebungen, in einem Kreise von 8 bis 10 Meilen (mit An- und Aussichten) beschrieb. In der dritten verbesserten und vermehrten Auflage dieses unentbehrlichen Wegweisers zu dem deutschen Florenz sind zwar auch noch beide Theile zu einem Ganzen verbunden, doch ist auch der erste allein als Wegweiser durch dasselbe unter dem besondern Titel zu haben: Neues Gemählde von Dresden in Hinsicht auf Geschichte, Oertlichkeit, Kultur, Kunst und Gewerbe von W. A. Lindau 1824. 465 S. in 8. Ihm ist von den Kupfern nur der Plan von Dresden beygelegt.